

THEMA
Deutsch
BAND 8

DUDEN

Was ist gutes Deutsch?

Studien und Meinungen
zum gepflegten Sprachgebrauch

+201203603638

[GfdS]

Herausgegeben von
der Dudenredaktion und
der Gesellschaft
für deutsche Sprache

Thema Deutsch. Band 8

Was ist gutes Deutsch?

The

German

Bookstore



+2 01203603638



germanbooks1

[GfdS]

Thema Deutsch

Herausgegeben von der Dudenredaktion
durch Dr. Matthias Wermke
und der Gesellschaft für deutsche Sprache
durch Prof. Dr. Rudolf Hoberg
und Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus

Band 8: Was ist gutes Deutsch?



+2 01203603638



germanbooks1

Thema Deutsch. Band 8

Was ist gutes Deutsch?

Studien und Meinungen
zum gepflegten Sprachgebrauch

Herausgegeben von Armin Burkhardt



+2 01203603638



germanbooks1

Dudenverlag

Mannheim · Leipzig · Wien · Zürich

The

German

Bookstore

+2 01 203603638



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Wort Duden ist für den Verlag
Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG
als Marke geschützt.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung
des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der
Unterrichtsgestaltung, reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

© Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG,
Mannheim 2007

© GfdS Gesellschaft für deutsche Sprache,
Wiesbaden 2007

Herstellung: Monika Schoch, Mannheim

Umschlaggestaltung: Raphaela Mäntele, Heidelberg,
unter Mitwirkung von Suzana Papić, München

Satz: TypoDesign Hecker, Leimen

Druck und Bindearbeit: Druckerei Hubert & Co, Göttingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-411-04213-5

www.duden.de

www.gfds.de



Inhalt

Vorwort – 7

0 Einleitung des Herausgebers – 9

ARMIN BURKHARDT: Sprachkritik und „gutes Deutsch“ – 9

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch? – 17

HIROYUKI TAKADA: „Er spricht gut, so wohl richtig, als rein.“

Was war gutes Deutsch im Barock und in der Aufklärung? – 17

DIETER CHERUBIM: Gutes Deutsch im 19. Jahrhundert?

Anspruch und Wirklichkeit – 32

GOTTFRIED KOLDE: Zur Sprachkritik und Sprachpflege von 1945 bis 1968. Neuorientierung, Restauration und unerbetene Einmischungen von Sprachwissenschaftlern – 47

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch? – 64

URSULA HIRSCHFELD, BALDUR NEUBER, EBERHARD STOCK:

Was ist eine „gute“ Aussprache? – 64

KIRSTEN SOBOTTA: Was ist gutes Deutsch im Bereich der Wortbildung? – 78

HANS-WERNER EROMS: Grammatisch gutes Deutsch – mehr als nur richtiges Deutsch – 90

JÖRG KILLIAN: Gibt es gute Bedeutungen? Linguistische Anmerkungen zum Schönen, Guten und Bösen, Wahren und Falschen im Reich der Semantik – 109

ANGELIKA BERGIEN: Der Name zählt! – Reflexionen über gute und weniger gute Namen – 125

PETER BRAUN: Was sind *gute* Entlehnungen bzw. *gute* Verdeutschungen? – 140

BARBARA SANDIG: Guter Stil – 157

MARGOT HEINEMANN: Was ist ein guter Text? – 162

FRANK LIEDIKE: Was ist ein gutes Alltagsgespräch? – 171

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis? – 186

WERNER HOLLY: Medienspezifität und Ethik.

Deutsch in Hörfunk und Fernsehen – 186

KORNELIA POLLMANN: Gutes Deutsch für Zeitungsleser? Ein Medienereignis im Spiegel der Pressesprache – 199

Inhalt

HAJO DIEKMANN-SHENKE: *lol*. Gutes Deutsch in Neuen Medien? – 213

NINA JANICH: *Da werden Sie geholfen?* Zur Frage eines „guten“ Deutsch in der Werbung – 228

JOSEF KLEIN: *Gepflegt* kontra *funktionsgerecht*? Deutsch in der Politik – 241

WILHELM VESPER: Ist gutes Deutsch heutzutage schon das weniger schlechte Deutsch? Einige Überlegungen zu der Frage nach dem guten Deutsch im schulischen Unterricht – 255

UTA HAASE: Was ist gutes Deutsch im Bereich Deutsch als Fremdsprache aus der Perspektive der Interkulturellen Kommunikation? – 265

ANGRIT JANAKIEV: Was ist gutes Deutsch im Bereich Deutsch als Fremd-/Zweitsprache? – 275

WOLFGANG BRAUNGART: Gut und schön, schön und gut. 20 Fragmente zur Frage: Was ist gutes Deutsch in Literatur? – 286

HANS-R. FLUCK: Zum („guten“) Stil in Fachtexten – 305

STEPHANIE THIEME: Was ist gutes Deutsch in der Rechts- und Verwaltungssprache? Eine Gratwanderung zwischen Fachsprache und Verständlichkeit – 322

URSULA FÖLLNER, SASKIA LUTHER: Was ist gutes Niederdeutsch? – 331

4 Ansichten: Was wäre gutes Deutsch? – 346

RUDOLF HOBERG: Besseres Deutsch. Was kann und soll eine wissenschaftlich begründete Sprachpflege tun? – 346

MATTHIAS WERMKE: Und wie würden Sie entscheiden? Richtiges und gutes Deutsch in der Sprachberatung – 360

JÜRGEN SCHIEWE: Angemessenheit, Prägnanz, Variation. Anmerkungen zum guten Deutsch aus sprachkritischer Sicht – 369

DIETER E. ZIMMER: Gutes Deutsch – 381

SANDRO M. MORALDO: Steht die deutsche Sprache vor dem Ausverkauf? – Einige Bemerkungen zum gepflegten Sprachgebrauch aus der Sicht der Auslandsgermanistik – 393

5 Autorinnen und Autoren – 405

Vorwort

Die Idee zu diesem Band – ich bekenne es frei – entsprang einem gewissen Leiden am Sprachgebrauch der Gegenwart, in den Medien, in Seminararbeiten und anderswo. Schlechtes Deutsch begegnet einem heute allenthalben – schlechte Sprachkritiker aber auch, deren häufig recht altbackene Ansichten sich meistens aus reinem Konservatismus, doch nur selten aus sprachwissenschaftlichen Kenntnissen speisen. Und weil sich die Linguistik weitgehend auf das Geschäft des Beschreibens zurückgezogen hat, Bewertungen scheut und zumeist nur überlegen schweigt, treten öffentliche Nachhilfelehrer und Sprachverbesserer auf den Plan, um den offenbar vorhandenen Hunger der Sprachgemeinschaft nach richtigem Deutsch zu stillen.

Neben dem angeblich überbordenden Gebrauch von Anglizismen und fehlerhafter Orthographie werden – im Privatgespräch wie in der Öffentlichkeit – besonders gern die mangelnden grammatischen Fähigkeiten der Schul- und Hochschulabsolventen beklagt. Im Einzelnen ist manche Kritik sicher berechtigt, ein Großteil aber nicht, und dies vor allem, weil die Sprache nicht als Ganze in den Blick genommen und weder die Vielfalt ihrer Verwendungen noch ihr permanenter Wandel berücksichtigt wird. Sprache ist aber mehr als bloß Fremdwortgebrauch, Rechtschreibung und Grammatik. Und die Qualität des Gesprochenen oder Geschriebenen bemisst sich nicht allein an der Einhaltung tradierter Wort-, Wortformen- und Satzbildungsregeln. Das Wort ist ein „belehrendes Werkzeug“, wie Platon Sokrates im „Kratylos“ (388a) sagen lässt. Die Sprache ist aber auch Innovation, Kreativität und Flexibilität. Ihre Güte hängt in nicht geringem Maße von ihrer Anpassungsfähigkeit an soziale Kontexte, Textsorten, Medien und Kommunikationsinteressen ab. Dies aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten, ohne dabei die traditionellen Felder grammatikbezogener Sprachkritik zu vernachlässigen, ist der Sinn dieses Buches.

Vorwort

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes haben sich allesamt sehr spontan bereit erklärt, zum Thema „Was ist gutes Deutsch?“ ihren Beitrag zu leisten, und z. T. dabei in Kauf genommen, andere wichtige Projekte zeitweilig hintanstellen zu müssen. Dafür danke ich ihnen herzlich. Bei der Formatierung und redaktionellen Bearbeitung hat mich Katrin Bethge M. A. zuverlässig unterstützt. Ihr gilt mein besonderer Dank.

Armin Burkhardt

Magdeburg, im Mai 2007

The

German

Bookstore



+2 01203603638



germanbooks1

0 Einleitung des Herausgebers

ARMIN BURKHARDT

Sprachkritik und „gutes Deutsch“

1 Normensehnsucht und „critische“ Sprachwissenschaft

Aus gutem Grund versteht sich die moderne Linguistik als deskriptive Wissenschaft. Sie analysiert den Sprachgebrauch in allen seinen grammatischen, textuellen, sozialen und regionalen Facetten, um aus ihm die Regeln abzuleiten, die ihm zugrunde liegen. Darüber hinaus dokumentiert sie den Wandel der Sprache und versucht, die Prinzipien und Mechanismen zu erklären, nach denen er sich vollzieht. Ebenfalls aus gutem Grund ist aber die Sprachgemeinschaft daran interessiert, Normen zu besitzen, an denen sich der Sprachgebrauch der Einzelnen orientieren kann, und diese – etwa im Deutschunterricht – zu tradieren. Einer gewissen Normenabstinenz der Sprachwissenschaft steht demnach eine gewisse Normensehnsucht der Sprachbenutzer gegenüber, die sich in der Wahrnehmung der verschiedenen Sprachberatungsangebote sowie im Erwerb von Sprachratgebern oder anderen Nachschlagewerken äußert. Auch die Nachfrage nach den Bänden der Duden-Reihe oder der außerordentliche Erfolg von Bastians Sicks unter dem Titel „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ inzwischen drei Bände füllenden Sprachglossen samt der öffentlichen Massenvorlesungen, die aus ihnen hervorgegangen sind, sind dem Bedürfnis der Sprachgemeinschaft nach Orientierung geschuldet. Man möchte wissen, was richtig ist, und auch, was als „gut“ gelten kann. Das Interesse konzentriert sich dabei vor allem auf die traditionellen, die Sprache als System betreffenden Aspekte: Rechtschreibung, Aussprache, Grammatik und auf den Stil. Und weil die Sprachwissenschaft die gewünschte Orientierung nicht bietet, treten in der Öffentlichkeit sprachkritische Journalisten an ihre Stelle.

Nun hat auch die Linguistik seit langem eine sprachkritische Abteilung. Carl Gustav Jochmann (1828) hat sie schon im frühen 19. Jahrhundert begründet (vgl. dazu Schiewe 1989). Und kein Geringerer als Jacob Grimm hat, in der Vorrede zu seiner „Deutschen Grammatik“ von 1819, zwischen einem „philosophischen“, einem „historischen“ und einem „critischen“ Studium der Grammatik unterschieden (1968: 3). Im Gegensatz zur historischen geht für Jacob Grimm die „cri-

tische" Sprachwissenschaft „auf das Practische" (ebd.: 5) hin. In ihrem Wesen ist sie konservativ, denn, so schreibt er:

„Sie will die sinkende oder doch sich ändernde Sprache festhalten und setzt, weniger aus einer inneren Ergründung dieser selbst, als aus den für vollkommen gegebenen besten Schriftstellern gewisser Zeiten ein System zusammen, von welchem abzuweichen ihr für fehlerhaft oder bedenklich gilt." (Ebd.: 5)

Grimm steht einem solchen Sprachkonservatismus sehr skeptisch gegenüber. Dies zeigt sich insbesondere an seinen Ausführungen zum Sprachpurismus (wie er heute in Gestalt anglizismenfeindlicher „Sprachschützer" in Erscheinung tritt):

„Gegen die Puristen, wie sie heutigestags unter uns aufgetreten sind, wird sich jeder erklären, der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache gethan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Zaser aus ihr gestoßen wissen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohl lautender, kräftiger und reicher machen. Die Gesinnung, welcher das Abwerfen des verhaßten Fremden recht ist und an sich selbst möglich scheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden, nur sollte man sich bescheiden, daß schon zur Ausmittlung der seit allen Zeiten eingeschlichenen undeutschen Wörter eine tiefe Forschung vorgehen müßte, wenn auch die noch jetzt thunliche Entfernung derselben eingeräumt werden könnte. Sodann muß mit Dank und Vertrauen anerkannt werden, wie die edle Natur unserer Sprache seit funfzig Jahren so manches Unkraut ganz von selbst ausgejätet hat und dies allein ist der rechte Weg auf dem es geschehen soll; ihr sind alle Gewächse und Wurzeln in ihrem Garten aus der langen Pflege her bekannt und lieb, eine fremde Hand, die sich darein mischen wollte, würde plump mehr gute Kräuter zerdrücken und mitreißen, als schädliche ausrotten oder würde mit stiefmütterlicher Vorliebe gewisse Pflanzen hervorziehen und andere versäumen. Der Geist aber, welcher gewaltet hat, wird auch ins künftige fühlen, wie viel des Fremden bleiben könne oder dürfe und wo die Zeit erscheine, da das noch Anstößige am besten abgelegt werde, wenn wir nur selbst Herz und Sinn, was die Hauptsumme ist, der das übrige nachfolgt, unserm Vaterland getreu bewahren." (Ebd.: 5f.)

Für Grimm, so könnte man sagen, ist Sprachpurismus eine Spielart des Sprachkonservatismus und der wiederum eine unwissenschaftliche Form der Sprachkritik. Auch eine zu starre Haltung gegenüber grammatischen Veränderungen ist ihm suspekt:

„Es ist ein großes Gesetz der Natur, dass auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln bestehen lassen will, ja es wäre ohne dieses keine Verschiedenheit und Besonderheit der aus einem Quell geflossenen Mundarten denkbar, wogegen die vollständige, gleichartige Entwicklung aller Wurzeln, wie jeder unmäßige Reichthum, wieder arm machen würde. [...] Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung steht in der Macht des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggethan worden; [...]" (ebd.: 6f.).

Bei Grimm findet sich daher die ernste Warnung:

„Sobald die Kritik gesetzgeberisch werden will, verleiht sie dem gegenwärtigen Zustand der Sprache kein neues Leben, sondern stört es gerade auf das empfindlichste. Weiß sie sich hingegen von dieser falschen Ansicht frei zu halten, so ist sie eine wesentliche Stütze und Bedingung für das Studium der Sprache und Poesie.“ (Ebd.: 7)

Populäre Stil- und Grammatikkritiker – von Wustmann (1896) über Reiners (1963) bis hin zu Schneider (1982) und Sick (2004, 2005, 2006) – waren bzw. sind – auch wenn sie dies in ihren Vorworten zu relativieren suchen – dieser sprachkonservativen Richtung zuzuordnen. Sie versuchen, tradierten Normen gegenüber als Verstöße erlebten Regelveränderungen wieder mehr Geltung verschaffen. Weil der Wandel zur Normalität der Sprache gehört, mag dies aus sprachwissenschaftlichem Blickwinkel häufig als Kampf gegen Windmühlenflügel erscheinen. Dennoch muss eine sprachkonservative Haltung keineswegs per se als Makel betrachtet werden, ist sie doch gleichsam das kritische Korrektiv anarchisch verlaufender Veränderung. Wie in der Politik so ergänzen daher auch in der Sprachbetrachtung Konservatismus und Progressivität einander.

2 Konservatives Meckern vs. Sprachkritik

Bei aller notwendigen Freiheit der Sprecher in der Wahl ihrer Ausdrucksformen kann die Sprachgemeinschaft doch an zu hastiger Veränderung kein Interesse haben, weil dadurch die Kommunikation zwischen Angehörigen verschiedener Generationen gestört und das Verständnis älterer Texte behindert wird. Zudem gibt es häufig gute Gründe, den jeweils zeitgenössischen Sprachgebrauch mit Skepsis zu betrachten und sich in ihm ankündigenden Veränderungen entgegenzutreten. Neben dem (linguistisch und moralisch begründeten) Anprangern von Missbräuchen, v.a. in der politischen Sprache, ist dies die wichtigste Aufgabe der Sprachkritik, die sich auf alle Bereiche der Sprache beziehen kann: auf Aussprache, Rechtschreibung, Wortbildung, Flexion, Syntax, Stil und Textaufbau. Linguistische Sprachkritik ist aber kein bloßes Meckern über Neuerungen und Veränderungen, sondern der Versuch, argumentativ auf die Sprecher einzuwirken, um moralisch verwerfliche Wortbildungen und Sprachgebräuche zurückzudrängen und für die Kommunikation schädliche Veränderungen des Sprachsystems bzw. der Sprachnormen zu verhindern. Solches Tun setzt natürlich voraus, dass die ablehnende Haltung gegenüber einem bestimmten Sprachphänomen auch begründet werden kann.

Grammatikkritik im Besonderen muss daher zeigen, dass eine grammatische Veränderung schädliche Folgen hat. So kann es z. B. nicht ausreichen zu beklagen, dass in der deutschen schwachen Deklination heute im Dativ und Akkusativ Singular (v.a. bei Wörtern auf *-ent*) die Endung *-en* häufig weggelassen wird, wie z. B. in dem Satz *Er begrüßte den Präsident*. Diese häufig zu beobachtende Reduktion, die von Sick (2005: 64ff.) als „Kasus Verschwindibus“ aufs Korn genommen wird, verändert zwar nach und nach das Deklinationssystem, führt jedoch keineswegs zu Missverständnissen und ist folglich von Seiten der Linguistik auch nur zu konstatieren, nicht aber zu kritisieren. Ebenso wenig Sinn hat es, den Rückgang des Genitivs als Objektkasus zu brandmarken (vgl. Sick 2005: 19ff.): „Gedenkt unserer / Mit Nachsicht“ heißt es noch in Brechts Gedicht „An die Nachgeborenen“, während man heute sogar in Zeitungen Formulierungen wie die folgenden finden kann:

Gedenken an die Opfer der Völkerschlacht von Leipzig

Vom Feiern geschwächt ist ein Darsteller eines französischen Soldaten beim Gedenk-Appell zur 190-Jahr-Feier der Völkerschlacht auf dem Leipziger Marktplatz. Teilnehmer aus 19 Ländern *gedachten* 190 Jahre nach der Niederlage des französischen Kaisers Napoleon *den Opfern* dieses Krieges. (Braunschweiger Zeitung Nr. 244 v. 20. Oktober 2003, S. 2; Hervorhebungen von A.B.)

Gedenken mit dem Dativ zu bilden mag v. a. Älteren verständlicher-weise befremdlich klingen. Aber darin setzt sich nur eine jahrhundertealte Tendenz in der deutschen Sprache fort, die zum vollständigen Abbau der Genitivobjekte führen wird. Der Gebrauch des Dativs anstelle des Genitivs beinhaltet nur die Änderung einer Konvention und beschwört keinerlei Verständigungsprobleme (und erst recht keine Kulturkrise) herauf. Noch problematischer kommt dem Sprachkonservativen vielleicht der Abbau des doppelten Akkusativs nach Verben wie *lehren* vor. Selbst in der seriösen Presse kann man dergleichen finden:

Dass der Chef der SPD-Fraktion im Bundestag freiwillig auf seine BMW verzichtet, zeigt, dass er Wichtigeres zu tun hat: Peter Struck muss *den Arbeitgebern das Fürchten lehren*. Und dazu braucht man kein Motorrad, sondern eine Keule. (Die Welt v. 30.7.2001, S. 3; Hervorhebung von A.B.)

Es ist verständlich, wenn der Bildungsbürger hier beim Lesen zusammenzuckt (vgl. dazu Sick 2005: 147f.). Trotzdem folgt die Kombination Dativ/Akkusativ einem Muster, das sich im Deutschen bei einer Vielzahl von Verben findet (*jmdm. etw. ausrichten, geben, zu fügen* usw.), während *lehren, fragen* u. a. Verben nur grammatische Ausnahmen sind. Per Analogie wird hier lediglich eine alte syntaktische Regel durch eine neue ersetzt, die keinerlei Nachteile mit sich bringt. Auch

hier gibt es also nicht wirklich etwas zu kritisieren. Die neuen Formen sind schlechtes Deutsch nur gemessen an der bisherigen Norm.

Anders ist es im folgenden Fall. Substantive können im Deutschen auf ihrer linken und ihrer rechten Seite Attribute haben. Neben vielen anderen gibt es dabei eine Regel, wonach sich Attribute nur auf das Grundwort eines Kompositums, nicht aber auf das Bestimmungswort beziehen dürfen. Unter dem Zwang zur Kürze (v. a. in Schlagzeilen) wird heutzutage insbesondere in den Medien gegen diese Regel immer häufiger verstoßen. Aus einem Korpus von Hunderten von Belegen, die ich in wissenschaftlichen Arbeiten, Tageszeitungen, Romanen, v. a. aber im Videotext und auf zahlreichen Websites im Internet gefunden habe, seien hier nur die folgenden genannt:

a) *Russischer Botschafterwechsel in Bonn*

Hier wird ein adjektivisches Attribut fälschlich auf das Bestimmungswort bezogen. Gemeint war kein russischer Wechsel, sondern der des russischen Botschafters. Das bekannteste Beispiel dieser Art ist der *vierstöckige Hausbesitzer*, der schon von Wustmann (1891: 211) kritisiert worden ist.

b) *Beendigungswunsch des Verkaufsgesprächs durch die Verkäuferin*

Hier wird ein Genitivattribut fälschlich auf das Bestimmungswort bezogen. Gemeint war nicht der Wunsch eines Verkaufsgesprächs, sondern es ging um den Wunsch nach Beendigung des Verkaufsgesprächs durch die Verkäuferin. Wustmann (1891: 212) nennt in diesem Zusammenhang neben anderen das Beispiel von *der Anzeigepflicht der ansteckenden Krankheiten*.

c) *alarmierender Vertrauensschwund in die Politik*

Hier wird ein präpositionalobjektähnliches Attribut fälschlich auf das Bestimmungswort bezogen. Gemeint war aber kein eigentümlicher Schwund in die Politik, sondern ein alarmierender Schwund des Vertrauens in die Politik. Ein klassisches Beispiel, das sich ebenfalls bereits bei Wustmann (1891: 212) findet, ist: *100 Stück Kinderhemden von 2 bis 14 Jahren*.

In allen drei Beispielen werden die grammatischen Regeln für attributive Beziehungen verletzt. Da solche Beispiele sehr häufig zu finden sind, steht zu befürchten, dass sich solche Bildungen durchsetzen werden. Wenn aber Attributbeziehungen zu Grund- und Bestimmungswort gleichermaßen zulässig werden, wird das Verständnis zumindest erschwert. „Im Mordprozeß aus Fremdenhaß gegen Skinheads ist der

25 Jahre alte Hauptangeklagte zu lebenslanger Haft verurteilt worden“ war vor Jahren in der Braunschweiger Zeitung (14.5.1993) zu lesen. Dieser Satz ist wegen der nicht regelkonformen Attributbeziehungen schwer verständlich. Es ging um *einen Mord aus Fremdenhass*, der einen *Prozess gegen Skinheads* zur Folge hatte. Natürlich ist die Auflösung der Komposita in Substantive mit Genitiv- bzw. präpositionalobjektähnlichen Attributen umständlicher, aber sie ist auch klarer. Die sprachkritische Betrachtung kann hier daher nur dazu führen, vom Gebrauch solcher Satzgliedkonstruktionen abzuraten. Sie sind schlechtes Deutsch, weil sie schwer verständliches Deutsch sind.¹

Kritik an Abweichungen von der bisher gültigen grammatischen Norm kann sinnvoll sein, muss es aber nicht. Ihre Berechtigung hängt von den Gründen ab, die man für sie anführen kann. Und wenn man von der bloßen Betrachtung grammatischer Phänomene in die Welt der tatsächlichen Kommunikation mit ihrer Vielfalt von sozialen Situationen, Gruppenbeziehungen, Kommunikationsmedien und Textsorten hinabsteigt, wird eine Vielzahl von Gesichtspunkten bedeutsam, die bei der Kritik an „schlechtem Deutsch“ zusätzlich zu berücksichtigen sind, denn niemand – auch kein Germanistik-Professor (wenn er einigermaßen beisammen ist) – wird seinen eigenen (und fremden) Äußerungen an der Wursttheke im heimischen Supermarkt, unter Freunden zu Hause, im Fanblock im Fußballstadion oder beim Schreiben einer SMS exakt dieselben Sprachnormen zugrunde legen wie bei der Diskussion im Fakultätsrat, beim Halten eines Vortrags oder beim Verfassen eines wissenschaftlichen Aufsatzes.

3 Der Sinn dieses Buches

In einer Epoche des Laisser-faire, nicht nur in der Sprachwissenschaft, ist es an der Zeit, wieder vermehrt auf Werte und Normen zu verweisen. Angesichts vielfältiger Fehlleistungen, nicht zuletzt in den Medien, erscheint es durchaus angebracht, die Sprachbenutzer wieder an die Beachtung der phonetischen, grammatischen und lexikalischen Normen und an die Pflege eines guten Stils zu erinnern und zu deren Lehre in Schule und Hochschule aufzurufen. Besonders Bildungseinrichtungen sollten sich die Vermittlung der Normen für gutes Deutsch ausdrücklich auf ihre Fahnen schreiben. Auf eine normsetzend-konservative Haltung, wie sie populäre Sprachkritiker vermitteln, kann sich aber eine sich als modern verstehende Wissenschaft von der (deutschen) Sprache nicht beschränken, sondern muss zugleich verdeut-

¹ Vgl. zu alledem ausführlich: Burkhardt (1999).

lichen, dass sich die formale Qualität sprachlicher Äußerungen nicht allein an der Einhaltung der tradierten Regeln für gute Aussprache, gute Wortbildung, guten Satzbau, gute Wortwahl und guten Stil bemisst, sondern dass bei der Bewertung sprachlicher Äußerungen auch pragmatische Faktoren wie situativer und sozialer Kontext, Medium, Textsorte oder Kommunikationszweck zu berücksichtigen sind. Beidem, den eher systembezogenen Normen und den pragmatischen Faktoren, versuchen die in dem vorliegenden Buch enthaltenen Aufsätze auf je spezifische Weise Rechnung zu tragen.

Der Band ist in vier Kapitel gegliedert, deren Beiträge sich, aus unterschiedlichen Blickwinkeln, der Frage nach dem „guten Deutsch“ widmen. Das erste dieser Kapitel bietet dem Leser den für den Einstieg notwendigen Rückblick auf die Denkweisen früherer Epochen: Ausgehend von den sprachpflegerischen Ansichten von Barock und Aufklärung werden die Vorstellungen erläutert, die man sich im (langen) 19. Jahrhundert und in den beiden Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg von gutem Deutsch machte. Die Beiträge des zweiten Kapitels versuchen die Frage nach dem, was gutes Deutsch in den verschiedenen, traditionell als normbestimmt anerkannten Teilbereichen der Sprache: Aussprache, Wortbildung, Grammatik und Stil ist, zu beantworten, und verbreitern zugleich die Fragestellung, indem die Frage nach den Gütekriterien für Texte und Gespräche mit in die Betrachtung einbezogen wird. Auch Beiträge zur Angemessenheit von Bedeutungen, zur Eignung von Namen und zur Qualität von Verdeutschungen und Entlehnungen gehören in dieses Kapitel, weil auch sie systemrelevante Aspekte der Sprache und ihrer Normen thematisieren. Kapitel 3 enthält Beiträge, die sich auf die Sprachpraxis beziehen. Hier werden verschiedene Medien, Textsorten und Gebrauchsdomänen untersucht, um zu ergründen, was in ihnen jeweils als für gut zu befindendes Deutsch angesehen werden könnte: In den Medien: Hörfunk/Fernsehen, Presse, Neue Medien, in der Werbung, der politischen Sprache, im Deutschunterricht, in der Lehre des Deutschen als Fremd- oder Zweitsprache, in der Literatur, in Fachtexten, in der Rechts- und Verwaltungssprache und in den Varietäten gelten eigene Eignungskriterien, die mit der Beachtung der systembezogenen Normen noch nicht abgegolten sind. Als Repräsentant des Nicht-Standarddeutschen wird das dialektal verwendete und hinsichtlich der Normenfixierung z. T. vernachlässigte Niederdeutsche in einem eigenen Beitrag besonders gewürdigt. Das vierte und letzte Kapitel ist der Wiedergabe von Meinungen über das, was gutes Deutsch ist oder ausmacht, gewidmet: Aus der Sicht verschiedener Institutionen wie der Gesellschaft für deutsche Sprache und der Dudenredaktion, der wissenschaftlichen und der jour-

nalistischen Sprachkritik sowie der Auslandsgermanistik wird dargelegt und diskutiert, was gutes Deutsch sein könnte, welche Kriterien verfügbar sind, um es zu bestimmen oder zu erkennen, und was zu tun wäre, um es selbst und die Reflexion darüber zu fördern und zu pflegen.

Es wäre reizvoll gewesen, zum Schluss einen Blick weit in die Zukunft der deutschen Sprache und ihrer Normen zu werfen. Natürlich lassen sich darüber, was später als gutes Deutsch in den systemrelevanten Bereichen der Sprache (wie Aussprache, Wortbildung, Grammatik usw.) gelten wird, schon jetzt begründete Aussagen treffen, weil sich diese letztlich aus dem ergeben, was heute von der Kritik als Abweichung kritisiert wird. Schier unmöglich ist es jedoch vorauszusagen, wie die Normen der künftigen Sprachpraxis aussehen werden, denn belastbare Prognosen über die Ausbildung von Textsortenstilen, künftige Kommunikationssituationen und soziale Beziehungen sowie mit langfristigen medialen Entwicklungen verbundene Sprachnutzungen lassen sich heute füglich nicht treffen.

So bleibt das vorliegende Buch das, als was es geplant war, nämlich der Versuch, eine neue Diskussion über Sprachnormen im Allgemeinen und „gutes Deutsch“ im Besonderen anzustoßen und zugleich mitzuhelfen, sie von vornherein durch linguistische Information und Argumentation zu versachlichen.

4 Literatur

- Burkhardt, Armin 1999: Gut erhaltene Knochenfunde von Urmenschen. Zu einigen typischen Attributfehlern in der deutschen Gegenwartssprache. In: Sprachreport 2, 2-10.
- Grimm, Jacob 1968: Vorreden zur deutschen Grammatik von 1819 und 1822. Mit einem Vorwort zum Neudruck von Hugo Steger. Darmstadt.
- Jochmann, Carl Gustav 1828: Über die Sprache. Heidelberg [Faksimile nach der Originalausgabe mit Schlabrendorfs „Bemerkungen über Sprache“ und der Jochmann-Biographie von Julius Eckardt, hrsg. von Christian Johannes Wagenknecht. Göttingen 1968].
- Reiners, Ludwig 1963: Stilsibel. Der sichere Weg zum guten Deutsch. München.
- Schiewe, Jürgen 1989: Sprache und Öffentlichkeit. Carl Gustav Jochmann und die politische Sprachkritik der Spätaufklärung. Berlin.
- Schneider, Wolf 1982: Deutsch für Profis. Hamburg.
- Sick, Bastian 2004: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache. Köln.
- Sick, Bastian 2005: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Folge 2. Köln.
- Sick, Bastian 2006: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Folge 3. Köln.
- Wustmann, Gustav 1891: Allerlei Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, Falschen und Häßlichen. Ein Hilfsbuch für alle die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Leipzig.

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

HIROYUKI TAKADA

„Er spricht gut, so wohl richtig, als rein.“
Was war gutes Deutsch im Barock und in
der Aufklärung?

1 Rhetorik und Grammatik

Der barocke Dichtungstheoretiker Martin Opitz (1597-1639) muss sich 1617 in „Aristarchus sive de Contemptu Linguae Teutonicae“ („Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache“) gegen die Geringschätzung der deutschen Muttersprache wenden. Um sich mit der Pflege der deutschen Sprache zu beschäftigen und zudem ein Forum für die Diskussion über die theoretischen und praktischen Probleme des Deutschen zu schaffen, wird im gleichen Jahr in Weimar die „Fruchtbringende Gesellschaft“ gegründet. Opitz, der „Gekrönte“ in dieser Gesellschaft, fordert im „Buch von der Deutschen Poeterey“ (1624) eine hochdeutsche Schriftsprache, die die antiken rhetorischen Kriterien wie Zierlichkeit, Reinheit und Deutlichkeit erfüllen sollte:¹

„Die worte bestehen in dreyerlei; in der elegantz oder zierhligkeit, in der composition oder zuesammensetzung, vnd in der dignitet vnd ansehen. Die zierhligkeit erfordert das die worte reine vnd deutlich sein. Damit wir aber reine reden mögen, sollen wir vns befleissen deme welches wir Hochdeutsch nennen besten vermögens nach zue kommen, vnd nicht derer örter sprache, wo falsch geredet wird, in vnsere schrifftten vermischen.“ (Opitz 1624: 161, Kapitel 6)

Das Hochdeutsche ist somit künftig zur Erfüllung der rhetorischen Tugenden verpflichtet. Die maßgebenden barocken Literaten sehen „die Normen und Formen der westeuropäischen Kultursprachen und der neulateinischen Literatursprache als beispielhaft für die deutschsprachige Poesie“ (Henne 2006: 6) an. Die „ars poetica“ setzt dabei eine „ars grammatica“ voraus, die sich dann findet in der „Teutschen Sprachkunst“ (1641) von Justus Georg Schottelius (1612-1676), dem „größten deutschen Grammatiker des 17. Jahrhunderts“. Überzeugt von den be-

¹ Vgl. Haas (1980: 57f.); Härle (1996: 7-11 u. 141) und Stukenbrock (2005: 80ff.).

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

sonderen Eigenschaften und Vortrefflichkeiten des Deutschen, wendet sich Schottelius, der „Suchende“ in der Fruchtbringenden Gesellschaft, der Sprachlegitimation² zu.

2 Richtigkeit der Sprache

Christian Gueintz (1592-1650), der „Ord nende“ in der Fruchtbringenden Gesellschaft, veröffentlicht 1641 seinerseits eine Grammatik „Deutscher Sprachlehre Entwurf“. Zwischen Schottelius und Gueintz gibt es in den 1640er Jahren einen Streit um die Sprachnorm. Gueintz richtet sich nach dem empirischen Sprachgebrauch in seinem Heimatland, nach „recht deutscher Meisnische Sprache“ (Gueintz 1641: 28): Der Sprachgebrauch müsse den Ausschlag geben. Beim Niedersachsen Schottelius stellt die sprachtheoretische Regelmäßigkeit der Wortstruktur die Richtschnur der Normierung dar. Jedes Element soll a priori streng aus einer Silbe bestehen. Beim einsilbigen Wort ist nach Schottelius das ganze Wort ein „Stammwort“³ (*Freund, reich* usw.). Wenn ein Wort aus mehreren Silben besteht, z. B. bei *freundlicher*, muss das zentrale Element des Wortes, das Stammwort, von den übrigen Bestandteilen unterschieden werden, die Schottelius weiter in zwei Gruppen teilt: *-lich* als „Hauptendung“ und *-er* als „zufällige Endung“. Ein mehrsilbiges Wort kann auch eine Verbindung mehrerer Stammwörter, d. h. eine „Verdoppelung“, sein, wie bei *Landtag*. Mit diesem Verfahren bekennt sich Schottelius in der zweiten Auflage der „Teutschen Sprachkunst“ (1651) in der Tradition der Analogie-Anomalie-Debatte⁴ seit der Antike entschieden zur Analogietheorie.

Das „Hochteutsche“ wird in der „Ausführlichen Arbeit Von der Teutschen HaubtSprache“ (1663) von Schottelius zum ersten Mal eindeutig als über allen Dialekten stehende Leitvariante proklamiert:

„Die Hochteutsche Sprache aber/ davon wir handeln und worauff dieses Buch ziele/ ist nicht ein Dialectus eigentlich/ sondern Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes & periti eam tandem receperunt & usurpant“ (Schottelius 1663: 174)⁵.

² Zur „Sprachlegitimation“ vgl. vor allem Blume (1978) und Takada (1998: 6-13). Zur „Spracharbeit“ im Barock vgl. Hundt (1990) und zur Sprachkritik und Sprachwissenschaft in ihrem geschichtlichen Umriss vgl. Cherubim/Walsdorf (2005: 31-51).

³ Zum Stammwortbegriff vgl. Takada (1998: 10-13, 25-28), Gardt (1994: 160-166).

⁴ Zur Alternati ve Analogie oder Anomalie vgl. Takada (1998: 24-43), Gardt (1994: 368-385).

⁵ Die Übersetzung des lateinischen Textes : „das Deutsche selbst, wie es die Gelehrten, die Verständigen und die Erfahrenen endlich zurückerhalten haben und jetzt benutzen“.

Die höchste Bewertung des Hochdeutschen resultiert aus dessen Anerkennung und Verbreitung in öffentlichen und gelehrten Schriften. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird die Idee des Hochdeutschen als eine überregional geltende Sprache bei den Grammatikern am geläufigsten: vgl. Bödikers „Grund-Sätze Der Deutschen Sprachen im Reden und Schreiben“ (Bödiker 1690: 182) und Stieler „Kurze Lehrschrift Von der Hochtutschen Sprachkunst“ (Stieler 1691: 1f.). Im 18. Jahrhundert verschiebt sich die Grundlegung der Normierung „zu einem gegenwarts- und gesellschaftsbezogenen Sprachbegriff“ (Kilian 2000: 842). In seinen „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache“ (1717) weist der Frühaufklärer Gottfried Wilhelm Leibniz (1664-1716) auf die Notwendigkeit der Existenz einer deutschen Hauptstadt für die Verbreitung und Festlegung der sprachlichen Norm hin; er bemerkt hier nämlich im Konjunktiv II, dass „wann ein Kayser mitten im Reiche seinen Sitz hätte, die Regel der Sprache besser daher genommen werden könnte“ (Leibniz 1717: § 104). Diese sprachnormierende Funktion einer Hauptstadt finden dann Johann Christoph Gottsched (1700-1766) und Johann Christoph Adelung (1732-1806) in dem Hof Obersachsens. Als Anomalisten erheben sie – mit der Formulierung in Adelungs „Umständlichem Lehrgebäude der Deutschen Sprache“ (1782) – den Dialekt der „durch ihren Bergbau, durch ihre Manufacturen, Fabriken und Handlung“ (Adelung 1782: I, 61f.) blühendsten Provinz zur Leitvarietät des Deutschen. Bei Gottsched, dem es gelingt, dem ober-sächsisch geprägten „Hochdeutsch“ auch in Süddeutschland Geltung zu verschaffen, sind in seiner Grammatik „Vollständigere und Neuer-läuterte Deutsche Sprachkunst“ (1762) die Normierungskriterien klar hierarchisiert (vgl. Scharloth 2005: 182f.). Der Sprachgebrauch der „Vornehmern und Hofleute“ (Gottsched 1762: 3) Obersachsens gilt als oberstes Prinzip, bei Zweifelsfällen beruft man sich „auf die besten Schriftsteller“ (ebd.: 729) und beim Versagen dieser beiden Kriterien sollte „die Analogie der Sprache den Ausschlag geben“ (ebd.: 4; ebenso schon Gottsched 1748: 3). Obwohl die Schriftsteller in Obersachsen zwischen 1740 und 1760 (z. B. Christian Fürchtegott Gellert, Christian Felix Weisse und z. T. Gotthold Ephraim Lessing [vgl. Haas 1980: 192]) für Adelung als Muster der weiteren Kultivierung des Obersächsischen gelten, stellt für Adelung der Sprachgebrauch der „obern Classen“ (Adelung 1782: II, 684) Obersachsens die hochsprachliche Norm dar.⁶ Diejenigen in Oberdeutschland, die die Verbreitung des „gekünstel-

⁶ Zum Hochdeutsch-Streit mit Christoph Martin Wieland in den Jahren 1782/83 vgl. Henne (2006: 327-345).

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

ten“ Sachsendeutsch als „eine Ausdehnung der kulturellen Hegemonie Frankreichs“ (Scharloth 2005: 415) über alle Provinzen Deutschlands befürchten, plädieren ihrerseits für die Erhebung des Oberdeutschen zur Schriftsprache. Dabei entscheiden sie sich für das analogische Normierungsprinzip und wollen beim Ausbau ihrer Sprache Sprachregeln formulieren, die sich auf Analogie gründen.

3 Reinheit und Reichtum der Sprache

In seinem „Grammatisch-kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart“ (1793; 1796; 1798; 1801)⁷ gibt Adelung einer der Teilbedeutungen des Lemmas *gut* folgende Beschreibung:

„Den Regeln der Kunst gemäß. Ein gutes Gemälde. Gut Latein, so wohl von der Richtigkeit, als Reinigkeit. Gut oder gutes Deutsch. Er spricht gut, so wohl richtig, als rein.“ (Adelung 1796: 855)⁸

Hier beruft sich Adelung zur Erläuterung des „guten Deutsch“ auf die Richtigkeit und Reinheit der Sprache. In seiner Stilistik „Über den Deutschen Styl“ (1785) ist ebenfalls zu lesen, dass die „einmahl vorhandene Schriftsprache nun so wohl sprachrichtig als auch rein gesprochen und geschrieben werden“ muss (Adelung 1785: I, 64). „Sprachrichtig“ bezeichnet, „was den Regeln, d. i. verbindlichen Vorschriften in der Sprache, gemäß ist“ (ebd.: 64) und „rein“ „was nicht mit fremdartigen Theilen vermischt ist“ (ebd.: 84), wobei das Fremdartige „veraltete, provinzielle, ausländische und sprachwidrig gebildete neue Wörter“ (ebd.: 84) darstellen. Als „rein“ gilt nämlich neben dem Verzicht auf fremdsprachliche Elemente auch die Vermeidung von einheimischen Archaismen, Dialektismen und „pöbelhaften“ soziolektalen Eigenschaften in den Bereichen der Phonetik, Orthographie, Morphologie, Syntax und Lexik. Kirkness (1984: 290) spricht dementsprechend für das 17. und 18. Jahrhundert statt von Fremdwortpurismus von „Sprachpurismus“.⁹ Adelung betont zudem die enge „Verbindung der Sprachlehre [= Grammatik, H. T.] mit der Wohlredenheit [= Rhetorik, H. T.]“ (Adelung 1782: II, 277).

Leibniz meint zwar auch, man müsse sich wegen der „Reinigkeit“ vor „Unanständigen, Ohnvernehmlichen und Fremden oder Unteutschen“ (1717: § 81) Wörtern hüten. Dabei warnt er aber vor extremem Fremdwortpurismus, „allzu grosse[r] Scheinreinigkeit“ (ebd.: § 16). Er

⁷ Zum Gesamtbild dieses Wörterbuches vgl. Henne (1970).

⁸ In den Zitaten werden als Beispiele verwendete Wörter und Sätze – anders als im Original – durch Kursivierung hervorgehoben.

⁹ Vgl. hierzu auch Polenz (1994: 107) und Stukenbrock (2005: 80f.).

empfiehlt sogar im Gegenzug, „einigen guten Worten der Ausländer das Bürger-Recht zu verstatten“ (ebd.: § 15), weil „mit diesen, Frantz- und Fremd-entzen [sic!] auch viel Gutes bey uns eingeführet worden“ (ebd.: § 27) sei. Zur „Anreicherung der Sprache“ (ebd.: § 70) macht er außerdem den Vorschlag, auch alte Wörter, „Landworte des gemeinen Mannes“ (ebd.: § 34) und sogar unter Umständen das „Bäurische“ (ebd.: § 35) aufzunehmen. Der Reichtum der Sprache hängt für Leibniz davon ab, ob sich jede Sache mit einem Wort benennen lässt. Mit Hilfe von Wörtern, die „den Sachen antworten [entsprechen, H.T.]“ (ebd.: § 40), könne man ja die Sachen leichter erkennen und besser verstehen. Zur Aufklärung der Vernunft ist der Ausbau der Sprache notwendig. Leibniz bemerkt, dass die deutsche Sprache an abstrakten Wörtern, vor allem an wissenschaftlichen Termini, arm sei. Damit die Deutschen mittels ihrer eigenen Muttersprache die Wissenschaften auf europäisches Niveau erheben könnten, seien „die Technica oder Kunst-Worte“ (ebd.: § 39) „allmählig anzureichern“ (ebd.: § 12). Christian Thomasius (1655-1728) beginnt denn auch 1687 in seinen Vorlesungen an der Universität Halle, die deutsche Sprache zu benutzen. Obwohl auch Schottelius schon den Tag erwartet, an dem „jedes Stükke der Wissenschaften gemählig auf Teutsch bekant werden müchte“ (1663: 99), lässt sich bei Leibniz der Gedanke der nationalen Erziehung ausdrücklicher erkennen: Deutsche Terminologie werde „zu einer allgemeinen Wissens-Lust (oder Curiosität) und zu fernerer Oeffnung der Gemüther in allen Dingen nicht wenig dienen“ (1717: § 55). Nach Adelung könne ein Volk „keine andern Vorstellungen ausdrücken, als es wirklich hat“ (Adelung 1782: I, 7). Das Denken und die Sprache oder Kultur „stehen in dem genauesten Verhältnisse mit einander“ (ebd.: I, 7). In diesem sprachepistemologischen Sinne muss das Hochdeutsche „ausgeübt“ und schulisch organisiert der Nation vermittelt werden. Im Interesse des Sprachreichtums, der das Deutsche als Literatur- und Wissenschaftssprache garantieren sollte, ist das Wortbildungsvermögen der deutschen Sprache wichtig, zumal in einer Epoche, in der „das Deutsche zu einer relativ starken ‚Wortbildungssprache‘ wurde“ (von Polenz 1994: 280f.).¹⁰

4 „Gute“ Wortbildung?

Das Wortbildungsvermögen relativiert Adelung aber aus der Perspektive der „Verständlichkeit“. Obwohl das Deutsche „noch täglich

¹⁰ Zur Theorie und Praxis der Wortbildung im 17. Jahrhundert vgl. näher Takada (1998: 137-166).

neue Zusammensetzungen machen kann“ (Adelung 1782: II, 265), müsse man sich des wortbildnerischen Missbrauchs enthalten. Die „Kürze“, die die Zusammensetzung mit sich bringt, müsse „ allemahl sowohl der Reinigkeit und Richtigkeit, als der höchsten möglichen Verständlichkeit [...] nachstehen“ (ebd.: II, 265). Die Verständlichkeit solle doch „das erste Grundgesetz“ (ebd.: II, 228) bzw. „die erste und höchste Absicht aller Sprachen“ (ebd.: II, 220) sein, während die Kürze „nur ein sehr nachgeordneter Endzweck“ (ebd.: II, 229) sei. Zur Vermeidung der „Dunkelheit“ setze der Deutsche „nicht gern mehr als drey Wörter“ (ebd.: II, 228); wenn man die vier- und fünffachen nicht vermeiden könne, so solle die Verständlichkeit „durch den Theilungsstrich zu Hülfe“ (ebd.: II, 228) kommen, wie z. B. *General=Feld=Zeugmeister*, *Reichs=General=Feldmarschall*. Den Bindestrich zwischen den beiden Gliedern eines Kompositums betrachten die Grammatiker im 17. Jahrhundert prinzipiell als nicht nötig. Diese Schreibung findet sich nach der Beobachtung von Schottelius bis 1663 nur „unterweilen“ (1663: 102); 1676 beobachtet er, dass diese Eigenart „in neulichen vielen Schriften/ und in den Trükkereyen“ (1676: 131) gebraucht wird. Bödiker (1690), der in seiner Schreibpraxis diese Schreibweise gern benutzt, gibt einige Fälle an, in denen man besser den Bindestrich gebraucht. Hier sieht Bödiker eine positive Funktion des Bindestrichs in der Zusammensetzung: Der Strich trägt zur Durchsichtigkeit der Struktur eines Kompositums bei: vgl. Bödiker (1690: 33). Gottsched (1762: 177; ebenso 1748: 139) schreibt dagegen pauschal vor, alle Komposita „ohne das Theilungszeichen“ zu schreiben.

Störenfried und *Taugenichts* sind „Konversionen“ syntaktischer Einheiten (vgl. Fleischer/Barz 1992: 213), die als Wortbildungstyp nicht der Struktur Bestimmungswort – Grundwort folgen. Solche Bildungen werden erst im 15. Jahrhundert besonders zahlreich (vgl. Törnqvist 1959: 16). Bei diesem Wortbildungstyp handelt es sich um „deutliche Nachbildungen romanischer Muster“ (ebd.: 16),¹¹ die im Verlauf des Frühneuhochdeutschen unter französischem Einfluss produktiv wurden (vgl. Wegera 1985: 1351). Schottelius merkt die Besonderheit dieses Typs an und beurteilt ihn u. a. wegen seiner strukturellen Abweichung negativ: „Es laufft dem Verstand und den Grundregulen unserer Sprache gantz zu wider“ (1641: 126f.). Stieler (1691) steht diesen Wortbildungen noch sehr negativ gegenüber: Sie sind „misbreuchlich eingeschlichen“ und „nicht gut teutsch“ (ebd.: 113). Gottsched (1762) bezieht sich auf die Belege bei Opitz und beurteilt sie sogar als falsch: „Ein *Störenfried* ist eben so falsch, um einen *Friedenstörer* auszudru-

¹¹ Vgl. auch Törnqvist (1959: 15).

cken“ (ebd.: 180). Diese Bildungen sind auch nach Adelung „eigentlich wider die ganze Analogie der Deutschen Sprache“ (1782: II, 247), so dass sie „nur der niedrigen, und höchstens der vertraulichen Sprechart eignen sind, von der anständigen und edlen aber ausgeschlossen bleiben“ (ebd.: II, 247). Die Ablehnung der Grammatiker stützt sich hier auf die nicht analogische Strukturiertheit der Bildung.

5 „Gute“ Beugung?

Für den bestimmten Artikel in Genitiv und Dativ des Plurals führen die meisten Grammatiker im 17. Jahrhundert die erweiterten Artikelformen *derer* und *denen* entweder ausschließlich oder neben den nicht erweiterten Formen an. Schottelius weist 1641 in einer Anmerkung auf die Richtigkeit sowohl der kürzeren und als auch der längeren Formen hin. 1651 verschwinden bei Schottelius (1651: 384) aber die kürzeren Varianten *der* und *den* aus dem Paradigma und verlieren das Prädikat „recht“. 1663 fügt Schottelius (1663: 229) einen Hinweis auf die eigentliche Unzulässigkeit der kürzeren Varianten an. Schließlich sollen 1676 die Formen *der* und *den* nach Schottelius (1676: 91) trotz ihrer Gebräuchlichkeit vermieden werden. Nach Walch/Häckel (1988) erreicht die erweiterte Form *denen* zwar „ihre größte Verbreitung [...] in der 2. Hälfte des 17. Jh.“, die kürzere Form *den* überwiege aber auch in diesem Zeitabschnitt gegenüber *denen* (vgl. ebd.: 265). Stieler (1691) hält zwar die kürzeren Formen für „sehr recht“, erkennt aber den längeren Formen eine wichtige zusätzliche Funktion – die der Nachdrücklichkeit – zu. Die Stieler'sche Formulierung „Nachdruck auf die mehrere Zahl“ (Stieler 1691: 53) der Erweiterungsformen *derer* und *denen* lässt sich als bessere Markierung des Numerus, und zwar der Pluralität, verstehen. Diese explizite Funktionalität sollte der Grund dafür sein, dass Schottelius und Stieler entgegen der Sprachwirklichkeit die Erweiterungsformen bevorzugen. Für Bödiker (1690: 71) sind dagegen die längeren Varianten als bestimmte Artikel ein Verstoß gegen die Regeln. Obwohl Gottsched (1762: 164; ebenso 1748: 127) beobachtet, dass die erweiterten Artikelformen „von vielen“ gebraucht würden, hält er sie für „unrecht“ und „eine Unachtsamkeit“. Für Adelung ist es ebenfalls „ein Fehler, den Artikel im Genitiv und Dativ des Plurals *derer* und *denen* zu biegen“ (1782: I, 549).

Als Dativ Singular des einsilbigen Maskulinums und Neutrums geben die Grammatiker vor Gueintz (1641) und Schottelius (1641) – außer Johannes Clajus (1578) in „Grammatica Germanicae Linguae“, der sich nach der Sprache Luthers richtet – ausschließlich *e*-lose Formen an. Mit dem Jahr 1641 beginnen die Grammatiker plötzlich, in die Paradigmen

ausschließlich die Dativform mit der Endung *-e* zu stellen, z. B. *dem Stabe, dem Buche*. Das ist auch für den Genitiv Singular des einsilbigen Maskulinums und Neutrums der Fall. Die Deklinationseendung *-es* überwiegt bei den Grammatikern nach 1641 entschieden. Sie nimmt im Verlauf der Zeit in der geschriebenen allgemeinen Sprachwirklichkeit stetig zu, obwohl der *e*-Laut in der gesprochenen Sprache schon längst geschwunden ist: In der Korrekturpraxis stellt man in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer häufiger und systematischer dieses *-e* wieder her.¹² Hier laufen Theorie und Praxis parallel. Diese *e*-Restitution wird von den Theoretikern sowohl mit der Einsilbigkeit des Flexivs als auch mit der deutlicheren Markierung von Kasus und Numerus begründet. Im 18. Jahrhundert gibt auch Gottsched (1748; 1762) in den Paradigmen ausschließlich die Genitiv- und Dativformen mit *e* an: *des Thieres, dem Thiere* (Gottsched 1762: 230; ebenso 1748: 185f.), *des Ohres, dem Ohre* (1762: 234; 1748: 191), *des Mannes, dem Manne* (1762: 240; 1748: 196). Adelung (1782) bemerkt ausdrücklich, dass das *e* „im Genitiv und Dativ der Einheit [= des Singulars, H.T.] nie verbissen werden sollte“ (ebd.: I, 399), obwohl die Weglassung des *e* „auch theils in härteren Mundarten, theils in der Sprache der Vertraulichkeit und des gemeinen Lebens der Hochdeutschen geschieht“ (ebd.: I, 399).

Die starke Deklination des Adjektivs ohne Artikel, z. B. *gutes Mutes*, bestätigt Schottelius (1641; 1651; 1663) ausdrücklich mit folgender Formulierung:

„Es wird das Geschlechtwort [= der Artikel, H.T.] offtermals also übergangen / daß die endung oder letzter Buchstab desselben hinten an sein folgendes Hauptwort gesetzt werde/ und wird also das Nenn wort / oder Mittel wort verändert in die endung daß ausgelassenen Geschlechtwortes/ als: *Gutes Mutes seyn* für: *eines guten Mutes seyn*/ [...]“ (Schottelius 1641: 563; ebenso 1651: 81ff.; 1663: 701)

Stieler (1691) wiederholt die Regel von Schottelius fast wörtlich. Sonst steht die Polyflexion mit *-es* als Regel auch bei Gueintz (1641), Bödiker (1690) und Stieler (1691). Wir können hier wieder von einer Vorliebe für die explizite Flexion sprechen. Die Untersuchung von Solms/Wegera (1991) zeigt, dass die Beseitigung von *-es* in jedem der Texte des oberdeutschen und westmitteldeutschen Korpus aus der zweiten Hälfte des 16. Jhs. vorkommt (vgl. ebd.: 170): Das Ostmitteldeutsche „bleibt (zumindest in der Druckersprache) auch im 17. Jh. und darüber hinaus bei *-(e)s*. [...] Daß hierin jedoch noch kein gefestigter Gebrauch zu sehen ist, zeigen die Exzerptionen der Texte aus dem 18. Jh.“ (ebd.: 172).

¹² Zur *e*-Restitution bei Neuauflagen vgl. näher Takada (1998: 195-200).

Die starke Flexion des Adjektivs nach dem bestimmten Artikel im Nom. Sing. Mask. und Neut. wie *der guter Mann* und *das gutes Tier*, die in der zweiten Hälfte des 17. Jhs. besonders im niederdeutschen und schlesischen Sprachgebiet vorkommt (vgl. Solms/Wegera 1991: 225),¹³ gilt nach Solms/Wegera „wie bereits im Mhd. ebenfalls für das Frnhd. als Regelwidrigkeit“ (ebd.: 224). Jacob Grimm (1898: 635) hält diese Art der Beugung als hyperkorrekte Formen für „erklärlich bei Niederdeutschen, die sich hochdeutsch ausdrücken“. Diese starke Flexion sieht der Niedersachse Schottelius als die regelgerechte an. Nach Schottelius gehört es eigentlich nicht zur „Grundrichtigkeit“ der deutschen Sprache, dass die „weibliche Endung e“ als Teil der männlichen Flexion steht. Statt dessen solle Analogie im Sinne von Ähnlichkeit bzw. Gleichheit der Endung mit Bezug auf dasselbe Genus und denselben Kasus gelten. Schottelius zieht folglich die Polyflexion der Monoflexion vor. Der Ostmitteldeutsche Stieler (1691) möchte dagegen die starken Formen wegen ihrer regionalen Beschränktheit eher verbannen. Bödiker (1690) akzeptiert nach dem bestimmten Artikel zwar nur die schwachen Formen, duldet aber als Niederdeutscher die starke Flexion vor allem in poetischen Texten, und zwar aus euphonischen Gründen. Nach Jellinek (1914: II, 390) spukt diese Polyflexion „durch Schottels Autorität [...] in einzelnen Grammatiken noch bis ins 18. Jh.“ Gottsched (1762) beruft sich denn auch auf Schottelius und bemerkt, dass diese starke Flexion weder vor Schottelius „jemand geschrieben, noch nach seiner Zeit nirgends Beyfall gefunden“ (ebd.: 252) hat. In dem Hang der Grammatiker zur starken Polyflexion steckt insgesamt die Gefahr, normativ über die sprachliche Wirklichkeit hinwegzugehen.

6 „Gute“ Wortstellung?

Auf die Syntax richtet sich Ende des 17. Jahrhunderts zum ersten Mal die Aufmerksamkeit. Bödiker (1690: 190) betont die „natürliche Eigenschaft“ der Syntax der einzelnen Sprachen. Als Erster stellt Stieler (1691) zur ungebundenen Rede allgemeine Regeln auf, wobei er das Gewicht auf die für die deutsche Sprache charakteristischen Regeln zur Wortstellung legt, d. h.: 1. Satzrahmen im Hauptsatz, 2. Endstellung des Finitums im Nebensatz, 3. vorangestelltes erweitertes Adjektiv- und Partizipialattribut und 4. Wortstellung des mehrgliedrigen Verbalkomplexes.¹⁴

¹³ Zur geschichtlichen Richtigkeit der Flexionsvarianten vom Typ *mit großem rotem/mit großem roten Mund* vgl. Davies/Langer (2005: 169-184).

¹⁴ Auf die Wortstellung des mehrgliedrigen Verbalkomplexes (z. B. *wenn ich daheim gewesen seyn würde*) wird in der vorliegenden Arbeit nicht eingegangen. Hierzu vgl. Takada (1998: 235-261) und Ebert (1999: 130-133). Zur Deskriptivität und Präskriptivität der syntaktischen Beschreibungen im 18. Jahrhundert vgl. Konopka (1996).

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

Die Klammerbildung mit Hilfs- und Hauptverb sowie bei trennbarem Verb betrachtet schon Schottelius (1641) als allgemeine Regel: vgl. Schottelius (1641: 606f., 612; ebenso 1651: 851, 855f.; 1663: 743, 747f.). Bödiker (1690) warnt aber davor, diesen Rahmen zu überspannen:

„Nicht zu weit/ so daß zu viel neue Commata dazwischen kommen. Es ist dunkel und verworren: Ich habe euch allezeit/ weil ihr nehmlich mir/ wenn ich euer Bedurft/ treulich gedienet/ und Euch keine Mühe/ wie groß sie auch gewesen/ verdrissen lassen/ geliebet.“ (Bödiker 1690: 212; Unterstreichungen von H.T.)

Stieler (1691) macht ebenfalls an einigen konkreten Beispielen der „dunklen“ schlechten Sätze auf das Problem der Verständlichkeit aufmerksam: Es sei „in acht zu nemen/ daß man das letzte Vorwörtlein nicht gar zu weit hinaussetze/ und dadurch die Rede tunkel mache“ (ebd.: 203). Man solle „doch nicht gar zu viel zwischen das Hülfwort/ und das Hauptzeitwort einflicken“ (ebd.). Hinter dem Gebrauch der die Grenze der Verständlichkeit überschreitenden Einklammerung langer Nebensätze, also der Schachtelsätze, erkennt Bödiker ein sozio-linguistisches Motiv, das sich mit der Formulierung „Je komplizierter, desto höher im Rang“ (Lötscher 1990: 23; vgl. auch von Polenz 1994: 273) zusammenfassen lässt:

„Solche Schreib=Art verstellet nur unsre Sprache/ und kömmet von Leuten her/ die auß Hoheit ihrer Sinnen es also düster machen/ und meynen/ darin bestehe die Zier der Deutschen Sprachen.“ (Bödiker 1690: 245)

Gottsched (1762) weist auf die „Kanzleyschreibart“ hin, in der zu viele Elemente zwischen das Hilfsverb und den Infinitiv eingeschoben werden: *Wir wollen dir hiemit, daß du solches höchsten Fleißes vermeidest, und dich unserm Willen gemäß bezeigest, nachdrücklich, und alles Ernstes anbe-fehlen* (ebd.: 475; ebenso 1748: 400). Vor solchen dunklen Konstruktionen müsse man sich „zu Beförderung der Deutlichkeit“ (1762: 476; ebenso 1748: 400) hüten. Adelung erörtert diesen Übelstand wieder (vgl. oben Kapitel 4 des vorliegenden Beitrags) mit dem Begriff der „höchsten möglichen Verständlichkeit“ (Adelung 1782: II, 523). Beim überspannten Satzrahmen werde das erste Klammerelement „schon der Aufmerksamkeit entwischt“ (ebd.: II, 529) und „die Dunkelheit dadurch“ (ebd.) gehoben. „Der Reichs= und Kanzley=Styl ist voll solcher dunkler Sätze, in welchen man oft den Athem verlieret, ehe man an das Bestimmungswort des Verbi gelanget“ (ebd.).

Die Zunahme der absoluten Endstellung des finiten Verbs im eingeleiteten Nebensatz lässt sich nach Ebert (1999: 107) im Allgemeinen vom 14. bis 17. Jahrhundert feststellen. Soweit wir feststellen können, gibt Schottelius 1641 als Erster die Regel dieser Verbendstellung an,

und zwar mit der Beurteilung „wol“ und „ordentlich“ (vgl. Schottelius 1641: 621; ebenso 1651: 863; 1663: 755). Bödiker (1690) formuliert superlativisch die Angemessenheit der Endstellung des Finitums: „Eine gantze Spruch=Rede (periodus) lässt sich am füglichsten mit dem Haupt=Zeit=Worte (verbo primario) schliessen“ (ebd.: 222). Bei Stieler (1691) stellt die Endstellung unverkennbar eine obligatorische Regel dar: „Die Fügweise [= der Konjunktiv, H.T.] der Zeitwörter sparet allemal ihr ganzes Zeitwort auf die letzte [...]. So muß eben auch das ganze Zeitwort zu Ende gesetzt werden“ (ebd.: 198f.). Dass Stieler gerade die Rahmenbildung im Nebensatz, und nicht die im Hauptsatz, als obligatorisch betrachtet, bestätigt den Befund von Ebert (1999: 114), dass die vollständige Satzklammer im Hauptsatz auf allen Etappen des Neuhochdeutschen „weniger folgerichtig“ durchgeführt zu sein scheint als die Endstellung des Verbs im Nebensatz. Bei Gottsched (1748; 1762) und Adelung (1782) gilt die Regel der Verbendstellung im Nebensatz als selbstverständlich: vgl. Gottsched (1762: 474; ebenso 1748: 398) und Adelung (1782: II, 538f.). Den „gespannten“ Rahmen bewerten die Grammatiker zwar als „zierliche“ und gehobene, gelehrte und prestigereiche Konstruktion. Allerdings müsse man, zum Zwecke der Verständlichkeit oder Übersichtlichkeit der Konstruktion, zuweilen Glieder ausklammern: vgl. Schottelius (1641: 622f.; ebenso 1651: 864f.; 1663: 755). Das Streben gebildeter Schreiber vor allem in der Kanzlei, durch den Gebrauch höchst komplexer Gefüge mittels der konsequenten bzw. ausnahmslosen Anwendung der Rahmenbildung ihre soziale Stellung gegenüber dem „Volk“ zu sichern, stellen die Theoretiker aber in Frage und warnen nach dem Sprachdeutlichkeitsprinzip entschieden davor.

Das vorangestellte erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut mit nominalem Rahmen bespricht Schottelius (1641) mit den Prädikaten „zierlicher“ und „besser“ sehr positiv:

„Die hohe vor Augen schwebende Noht und Gefahr deß Türckischen einbrechens. R.A. [= Reichsabschiede, H.T.] (Dieses lautet zierlicher/ als wann man allemahl umschreiblich sagen wolte: Die hohe Noht und Gefahr/ welche jetzund vor augen schwebet/ etc.) Ein noch nicht satter Löw/ schawt umb den Raub zu haschen/ Vog. (Dieses lautet gleichfalls wol und besser/ als wenn man sagte/ ein Löw/ welcher noch nicht satt ist/ etc.).“ (Schottelius 1641: 572; ebenso 1651: 824; 1663: 710; Unterstreichungen von H. T.)

Diese linksattributive Konstruktion hält Schottelius für natürlich und systemgerecht: Aus der wortbildnerischen Regel, dass das Grundwort stets die Hinterstelle des Kompositums besetzen muss, d.h. aus der Regel der Voranstellung des Bestimmungswortes vor dem Grundwort, schließt Schottelius auf eine syntaktische Regel, dass man in der

deutschen Sprache ein attributives Adjektiv vor das übergeordnete Substantiv setzen muss. Das vorangestellte erweiterte Attribut, das zuerst in der Kanzleisprache des frühen 16. Jahrhunderts auftaucht, setzt sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch und ist schon Anfang des 17. Jahrhunderts „Bestandteil des Systems des gesamten süddeutschen Kanzleistils“ (Weber 1971: 101; vgl. auch Ebert 1999: 86-90). Dafür spricht auch, dass die meisten Beispiele bei Schottelius aus Reichsabschieden und gerichtlichen Texten stammen. Schottelius weist auf die sprachökonomische Funktion des vorangestellten erweiterten Attributs hin: „kürzter und deutlicher“ (1663: 772). Stieler (1691: 205) wiederholt am Ende des Jahrhunderts die positive Einschätzung Schottelius'. Bödiker (1690: 224) warnt aber vor der Überlastung der Klammer, die zur „Dunckelheit“ (ebd.: 224) führen könne.¹⁵ Im 18. Jahrhundert nennt Gottsched (1748; 1762) mit den Beispielen *die hohe vor Augen schwebende Noth* und *die seit vielen Jahren herrschenden Laster der Üppigkeit und Verschwendung* (Gottsched 1762: 483; ebenso 1748: 408) diese Konstruktion ohne genauere Beurteilung ganz kurz. Adeling denkt zwar, dass das vorangestellte erweiterte Attribut, das die „höhere Schreibart“ vorzieht, durchaus regelrecht sei, er findet aber diese „Concretion“ bzw. „gedrungene Kürze“ (1782: II, 330) „oft zu hart, oder vielmehr zu elliptisch“ (ebd.: II, 329), so dass er sie lieber in Relativsätze verwandelt wissen möchte. „Völlig unverzeihlich“ sei das erweiterte Attribut mit Genitivobjekt: *mit der des jugendlichen Alters brausenden Hitze; nach solcher der Sachen reiflichen Überlegung* (ebd.: II, 330).

Die Tendenz zu einer „bildungssprachlich-elitären“ (von Polenz 1994: 135) Schriftsprache gerät also in die Kritik – im Interesse der Verständlichkeit, und aller sprachsystematischen Regelhaftigkeit zum Trotz. Die Grammatiker spielen deshalb bei der Vorschrift der verbalen und nominalen Rahmenbildung eher die Rolle der Stilisten, die die syntaktische Regel nicht ausnahmslos gelten lassen wollen. In diesem Zusammenhang ist Schottelius' Bemerkung interessant, ein Kind könne die Verbalklammer im Hauptsatz ohne Übung sehr schwer beherrschen: „solches kommt einem Knaben offtnals schwer und seltzam vor“ (1641: 612; ebenso 1651: 856; 1663: 747f.). Bödiker meint, dass die Rahmenbildung im Hauptsatz eigentlich nicht natürlich, sondern künstlich sei. Er hält die rahmenlose Struktur wie im Französischen eigent-

¹⁵ Bödiker nimmt damit Hinweise der Duden-Grammatik von 1966 vorweg: Das vorangestellte erweiterte Attribut ist möglich, „soweit die durch den Artikel und den Gliedkern gebildete Klammer nicht überlastet wird. [...] Der gute Stilist mutet allerdings dieser Klammer nur wenig zu.“ (Duden 1966: 524)

lich für „natürlich und leicht“ (1690: 214). Zur Endstellung des Verbs im Nebensatz muss Adelung gestehen, er könne es sich nicht völlig deutlich machen, „was die Deutschen dunkel bewogen haben muß, nach den Conjunctionen von der gewöhnlichen Wortfolge abzuweichen“ (1782: II, 537), also warum sie es nötig fanden, gegen die „natürliche Wortfolge“ (ebd.: II, 537) das finite Verbum ans Ende des Satzes zu stellen. Diese Aussagen der Grammatiker über die Schwierigkeit, ja Künstlichkeit der Klammer, weisen auf den gelehrten Charakter der Distanzstellung der verbalen Elemente hin, der man nicht ohne weiteres, sondern bewusst folgen sollte.

7 „Ohne Nachtheil der Verständlichkeit“

Die Suche nach „gutem Deutsch“ im Barock und in der Aufklärung hat uns gezeigt, dass es den Autoren im Verlauf der Zeit immer mehr um die Verständlichkeit bzw. Deutlichkeit der Sprache ging, bis Adelung (1782) schließlich von der Trias „sowohl der Reinigkeit und Richtigkeit, als der höchsten möglichen Verständlichkeit“ (1782: II, 265) spricht. An einer anderen Stelle bemerkt er Ähnliches:

„Alles, was in der Sprache eine Schönheit seyn soll, muß sich auf Sprachrichtigkeit und leichte Verständlichkeit gründen; oder mit andern Worten, man darf sich nie eher einfallen lassen, einen Gedanken schön auszudrucken, als bis er erst seine grammatische Richtigkeit hat. Erst alsdann kann man versuchen, ob er sich nicht auf eine erlaubte Art und ohne Nachtheil der Verständlichkeit abkürzen lässet. Allein viele unserer witzigen Schriftsteller glauben, die Dunkelheit allein sey schon eine Schönheit, und daher erlauben sie sich die unnatürlichsten Verdrehungen und sprachwidrigsten Zusammenziehungen, um nur fein dunkel zu erscheinen.“ (Adelung 1782: II, 601f.)

Die Umschreibung von „gutes Deutsch“ in Adelungs Wörterbuch: „Er spricht gut, so wohl richtig, als rein“ sollte somit folgendermaßen umformuliert werden: „Er spricht gut, so wohl richtig-rein, als verständlich“.

8 Literatur

8.1 Quellen

Adelung, Johann Christoph 1782: Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. 2 Bde. Leipzig. [Nachdruck: Hildesheim-New York 1971].

Adelung, Johann Christoph 1785: Über den Deutschen Styl. 2 Tle. Berlin. [Nachdruck: Hildesheim-New York 1974].

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

- Adelung, Johann Christoph 1793/1796/1798/1801: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. 4 Bde. Leipzig. [Nachdruck: Mit einer Einführung und Bibliographie von Helmut Henne, Hildesheim-New York 1970].
- Bödiker, Johannes 1690: Grund=Sätze Der Deutschen Sprachen im Reden und Schreiben. Köln/Spree.
- Gottsched, Johann Christoph 1748: Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst. Leipzig.
- Gottsched, Johann Christoph 1762: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. 5. Aufl. Leipzig. [Nachdruck: Hildesheim-New York 1970].
- Gueintz, Christian 1641: Deutscher Sprachlehre Entwurf. Köthen. [Nachdruck: Hildesheim-New York 1978].
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 1717: Unvorgreifliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. In: Collectanea Etymologica, hrsg. von Johann Georg Eckhart. Hannover, 255-314.
- Opitz, Martin 1624: Buch von der Deutschen Poeterey. Breslau. [Nachdruck in: Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae und Buch von der Deutschen Poeterey, hrsg. v. Georg Witkowski. Leipzig 1888, 119-207].
- Schottelius, Justus Georg 1641: Teutsche Sprachkunst. Braunschweig. [1. Aufl.]
- Schottelius, Justus Georg 1651: Teutsche Sprachkunst. Braunschweig. [2. Aufl.]
- Schottelius, Justus Georg 1663: Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache [sic!]. Braunschweig. [Nachdruck: Tübingen 1967].
- Schottelius, Justus Georg 1676: Brevis & fundamentalis Manuductio ad Orthographiam & Etymologiam in Lingua Germanica. Braunschweig.
- Stieler, Kaspar 1691: Kurze Lehrschrift Von der Hochteutschen Sprachkunst, in: Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs. Nürnberg. 3. Teil, 1-243. [Nachdruck: München 1968].

8.2 Sekundärliteratur

- Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hrsg.) 1984/85: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihre Erforschung. 2 Halbbde, Berlin-New York.
- Blume, Herbert 1978: Sprachtheorie und Sprachenlegitimation im 17. Jahrhundert in Schweden und in Kontinentaleuropa. In: Arkiv för nordisk filologi 93, 205-218.
- Cherubim, Dieter/Walsdorf, Ariane 2005: Sprachkritik als Aufklärung. Die Göttinger Deutsche Gesellschaft im 18. Jahrhundert. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Mit einem Beitrag von Helmut Henne. Göttingen.
- Davies, Winifred D./Langer, Nils 2006: The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German: Past and Present. Frankfurt/Main u. a.
- Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, hrsg. v. Paul Grebe, 2. Aufl. Mannheim 1966.
- Ebert, Robert Peter 1999: Historische Syntax des Deutschen II 1300-1750. 2. überarbeitete Aufl. Berlin.
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild 1992: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
- Fritz, Gerd/Straßner, Erich (Hrsg.) 1996: Die Sprache der ersten deutschen Wochenzeitungen im 17. Jahrhundert. Tübingen.
- Gardt, Andreas 1994: Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin-New York.
- Grimm, Jacob 1898: Deutsche Grammatik. 4. Teil. Neuer Vermehrter Abdruck. Besorgt durch Gustav Roethe und Edward Schroeder. Gütersloh.

- Haas, Elke 1980: Rhetorik und Hochsprache. Über die Wirksamkeit der Rhetorik bei der Entstehung der deutschen Hochsprache im 17. und 18. Jahrhundert. Frankfurt/Main u. a.
- Härle, Gerhard 1996: Reinheit der Sprache, des Herzens und des Leibes. Zur Wirkungsgeschichte des rhetorischen Begriffs *puritas* in Deutschland von der Reformation bis zur Aufklärung. Tübingen.
- Henne, Helmut 1970: Einführung und Bibliographie zum Nachdruck von Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Hildesheim, I-XXXII.
- Henne, Helmut 2006: Reichtum der Sprache. Studien zur Germanistik und Linguistik, hrsg. von Jörg Kilian und Iris Förster. Tübingen.
- Hundt, Markus 1990: „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. Tübingen.
- Jellinek, Max Hermann 1913/1914: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. 2 Halbbde. Heidelberg.
- Kilian, Jörg 2000: Entwicklungen in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert außerhalb der Sprachgesellschaften. In: Sylvain Auroux et al. (Hrsg.): Geschichte der Sprachwissenschaft. Ein internationales Handbuch zur Entwicklung der Sprachforschung von den Anfängen bis zur Gegenwart. 1. Teil. Berlin-New York, 841-851.
- Kirkness, Alan 1984: Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (1984/85), 290-299.
- Konopka, Marek 1996: Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert. Tübingen.
- Lötscher, Andreas 1990: Variation und Grammatikalisierung in der Geschichte des erweiterten Adjektiv- und Partizipialattributs des Deutschen. In: Anne Betten (Hrsg.): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989. Tübingen, 14-28.
- Polenz, Peter von 1994: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2. 17. und 18. Jahrhundert. Berlin-New York.
- Scharloth, Joachim 2005: Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766-1785. Tübingen.
- Solms, Hans-Joachim/Wegera, Klaus-Peter 1991: Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Beiträge zur Laut- und Formenlehre. Bd. 6. Flexion der Adjektive. Heidelberg.
- Stukenbrock, Anja 2005: Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617-1945). Berlin-New York.
- Takada, Hiroyuki 1998: Grammatik und Sprachwirklichkeit von 1640-1700. Zur Rolle deutscher Grammatiker im schriftsprachlichen Ausgleichsprozess. Tübingen.
- Takada, Hiroyuki 2001: Kritische Betrachtungen zu Leibniz' Sprachkritik. Was leistet Leibniz „betreffend die Ausübung und Verbesserung“ der deutschen Sprache? In: Armin Burkhardt/Dieter Cherusim (Hrsg.): Sprache im Leben der Zeit. Beiträge zur Theorie, Analyse und Kritik der deutschen Sprache in Vergangenheit und Gegenwart. Helmut Henne zum 65. Geburtstag. Tübingen, 105-128.
- Törnqvist, Nils 1959: Zum Wortbildungstyp Wagehals, Taugenichts. In: Neuphilologische Mitteilungen 60, 12-28.
- Walch, Maria/Häkel, Susanne 1988: Grammatik des Frühneuhochdeutschen. Beiträge zur Laut- und Formenlehre. Bd. 7. Flexion der Pronomina und Numeralia. Heidelberg.
- Weber, Heinrich 1971: Das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut im Deutschen. München.
- Wegera, Klaus-Peter 1985: Wortbildung des Frühneuhochdeutschen. In: Besch/Reichmann/Sonderegger (1984/85), 1348-1355.

DIETER CHERUBIM

Gutes Deutsch im 19. Jahrhundert? Anspruch und Wirklichkeit

[...] ohne die Fähigkeit, seine Muttersprache richtig und gut zu gebrauchen, ist der Reiche ein geistiger Proletarier, der Würdige oft lächerlich, der sonst Geachtete oft bemitleidet, der Emporstrebende ein Soldat ohne Waffe, – der Emporgelange außer Stande sich oben zu halten.

Verlagswerbung für D. Sanders Sprachbriefe, zit. nach Schieb (1981: 155)

1 Vorbemerkungen

Der Ausdruck *gutes Deutsch* bezeichnet ein Epiphänomen. Primär geht es ja, wenn Sprache zum Thema wird, um etwas anderes. Etwa: Was ist z. B. – angesichts der innersprachlichen Varianz, des kontinuierlichen Sprachwandels und der beständigen Durchmischung mit anderen Sprachen – eigentlich „Deutsch“? Oder: Wie kann man sich angesichts dieser unübersehbaren „Historizität“ (Oesterreicher 2006) natürlicher Sprachen dennoch in und mit diesen Sprachen verständigen? Das Problem des „guten“ Deutsch hat dagegen nicht diese existentielle Bedeutung, sondern scheint eher kontingent und abhängig zu sein von bestimmten Konstellationen; z. B. vom Stand der Sprachentwicklung, von der Ausbildung eines höheren Sprachbewusstseins/Sprachwissens/Sprachgefühls und nicht zuletzt von unterschiedlichen sozialen Bedingungen, die z. B. erklären können, warum und wofür man überhaupt so etwas braucht (vgl. Eibl 1985; Püschel 2000). Was also „gutes Deutsch“ zu einem bestimmten Zeitpunkt ist oder bezogen auf einen historischen Zeitraum war, kann deshalb nur ausgemacht werden, wenn danach gefragt wird, was jeweils einheitlich, mehrheitlich oder in maßgeblicher Weise darunter verstanden oder als solches behandelt wurde.

So ist klar, dass die Frage nach dem (oder einem) „guten“ Deutsch die Existenz einer Sprachkultur voraussetzt, d. h. materiell ein System reich entfalteter, differenzierter Sprachmöglichkeiten und ein kritisches Sprachbewusstsein, ideell begründete Vorstellungen von einer optimalen Form und Leistungsfähigkeit der Sprache (Norm, Standard), darüber hinaus vielleicht auch schon eine – wenigstens in Grenzen – erfolgreiche sprachpflegerische Praxis. Diese Voraussetzungen sind aber nicht auf jeder Entwicklungsstufe von Sprachen gegeben, sie sind eher späte Erscheinungen, die immer eines längeren historischen Vorlaufs

und/oder bestimmter Vorbilder bedürfen. Und sie lassen sich nicht einfach zur Deckung bringen: Natürliche (d. h. ungesteuerte) Sprachentwicklung und bewusste Sprachformierung sind immer nur in produktiver Diskrepanz oder dialektischem Zusammenwirken miteinander verbunden (vgl. Schieb 1981).

Die Frage nach dem guten Deutsch auf einen bestimmten Zeitraum zu beziehen, hier das 19. Jahrhundert, setzt außerdem voraus, dass dieser Zeitraum sprachgeschichtlich sinnvoll abgegrenzt, d. h. als Periode mit eigenständiger Charakteristik aufgefasst werden kann. Darüber ist den letzten Jahren viel diskutiert worden (vgl. Polenz 1989; Mattheier 2000: 1953ff.). Es spricht jedoch einiges dafür, wenigstens unter bestimmten (sprachhistorischen wie sozialgeschichtlichen) Gesichtspunkten von einem „langen“ 19. Jahrhundert auszugehen, das vom letzten Drittel des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts reicht und durch drei zentrale sprachliche Spannungen gekennzeichnet ist: durch die Spannung zwischen Vielheit und Einheit der deutschen Sprache, durch die Spannung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit des Sprachgebrauchs und durch die Spannung zwischen Tradition und Innovation,¹ alles eingebettet in unterschiedliche Prozesse sozialer Differenzierung und Profilierung (Mattheier 1991). Von daher erscheint auch eine eindimensionale, in den älteren Sprachgeschichten bevorzugte Berücksichtigung nur der schriftsprachlichen Standardisierung, auch wenn diese am Ende des 19. Jahrhunderts sogar die Mündlichkeit einholte, als unangemessen und wenig aussagekräftig.

Aber vor allem muss darauf verwiesen werden, dass der Begriff des „guten“ Deutsch vage ist: Gutes Deutsch kann normativ reguliertes („richtiges“) Deutsch oder reines Deutsch (d. h. frei von exogenen Einmischungen), aber auch ein über den Mundarten stehendes, „gehobenes“ Deutsch sein; weiterhin kann damit ein stilistisch angemessenes, semantisch anspruchsvolles, pragmatisch wirksames oder auch nur ein klares, gut verständliches oder elegantes Deutsch gemeint sein. Um so erstaunlicher ist, wie oft sich noch die naive Vorstellung findet, man könne schon bei einfachem Zusehen erkennen oder sagen, was „gutes“ Deutsch ist oder sein soll. Letztlich geht es aber wohl um das Deutsch, das aus verschiedenen Gründen, in verschiedenen Situationen und für verschiedene Beurteiler vorbildlich erscheint (vgl. Davies/Langer 2006).

¹ „Variabilitäten, Gegensätzlichkeiten, Spannungen und Widersprüche“ in der Sprachentwicklung herauszuarbeiten, ist heute ein Leitgedanke moderner Sprachgeschichtsschreibung; vgl. Polenz (2000: 13). Auch Eibl (1985: 121f.) stellt für das 18. bis 20. Jahrhundert die fruchtbare Spannung von Normierung (Einheitlichkeit) vs. Differenzierung (Komplexität) als Grundprinzip heraus.

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

2 Zur Arbeit an der deutschen Sprache vor 1800

Gutes Deutsch (was immer es also sein soll) wächst aber nicht einfach von selbst heran, wie es uns manche Biologen im 19. Jahrhundert glauben machen wollten, sondern ist wesentlich Produkt langjähriger Arbeit an der Sprache, die von herausragenden Einzelnen, Gruppen, Medien, Institutionen oder ganzen Kommunikationsgemeinschaften getragen wird.² Für das neuere Deutsch setzte dieser Prozess schon im 16. Jahrhundert mit ersten Orthographielehren und Grammatikentwürfen (z. B. von V. Ickelsamer, J. Clajus), aber ebenso mit Rhetoriken, Mustersammlungen, Brieflehren und anderen, vergleichbaren Sprachhandlungsanweisungen ein. Von nicht zu unterschätzender praktischer Bedeutung dafür waren auch die reiche humanistische Übersetzungs- und Imitationsliteratur (inklusive der religiösen Literatur) und die überregionalen Ausgleichs- und Vermittlungsprozesse vor allem in den städtischen Zentren der Frühen Neuzeit (vgl. Objartel 1980; Hartweg/Wegera 2005). „Gutes“ Deutsch als Fluchtpunkt unterschiedlicher, teils natürlicher, teils bewusst regulativer Prozesse kann aber erst dann entstehen, wenn horizontale Differenzierungen (Dialekte, Fachsprachen, Soziolekte) gleichsam „vertikalisiert“ (Reichmann 1988), d. h. in eine hierarchische Ordnung oder unter eine „Leitvarietät“ gebracht werden; und dafür konnte die nachträgliche Normierung des antiken Lateins, wie sie von den Humanisten seit Lorenzo Valla (15. Jh.) betrieben wurde, ein gutes Vorbild abgeben.³ Dabei wurden Qualitätskriterien weithin aus den Ansätzen der kritischen Sprachwissenschaft der Antike (vgl. Siebenborn 1976) übernommen und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts angewandt. Noch Johann Christoph Adelung diskutierte diese Kriterien (z. B. „natura“, „analogia“, „usus“, „auctoritas“, „traditio“) in der Einleitung zu seinem grammatischen Hauptwerk („Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache“, 1782) ausgiebig.

Im 17. Jahrhundert zeichneten sich neue Möglichkeiten der Spracharbeit ab, die jedoch auch die früheren Ansätze bewusst aufnehmen und fortführen. Neben verbesserten Orthographie- und Brieflehren,

² Neuerdings hat Hundt (2000) den Begriff der „Spracharbeit“ für die patriotisch motivierte Kultivierung der deutschen Sprache im 17. Jahrhundert (Gueintz, Harsdörffer, Schottelius) stark gemacht; er lässt sich aber auch problemlos auf die späteren Jahrhunderte übertragen. Eine hypertrophe moderne Variante wäre „Sprachkulturarbeit“; vgl. auch die Breite möglicher Auffassungen in Wimmer (1985), speziell Hartung (1985).

³ Später wirkten sich dann auch die Normierungsprozesse in anderen Volkssprachen (besonders des Französischen) als Vorbild für die Kulturarbeit am Deutschen aus.

neben systematisch begründeten Grammatiken (J.G. Schottelius) und pragmatisch vielseitigen Konversationsbüchern (z. B. Georg Philipp Harsdörffers „Frauenzimmergesprächsspiele“) sind es nun die gelehrte Prosa und die Korrespondenzen in den barocken Sprachgesellschaften, vor allem aber eine neue deutsche Literatur, die erste Vorstellungen von „gutem Deutsch“ und damit gewisse, weiterführende Ansprüche vermitteln konnten. Weniger klar für diese normative Konzeptualisierung (vgl. Josten 1976) scheint die Funktion der Mediensprache der Zeit (Flugschriften, frühe Zeitungen) zu sein, obwohl hierzu neuere Forschungen im Gang sind (vgl. Fritz/Straßner 1996); von erheblicher praktischer Wirksamkeit waren sicher auch die Muster der damaligen Kanzlei- und Verwaltungssprache oder der neuartigen Fachtexte, deren Anzahl beständig zunahm.

Eine deutlich verbesserte Stufe der Spracharbeit wurde im „kritischen“ 18. Jahrhundert erreicht (vgl. Cherubim/Walsdorf 2005). Hier wurden einerseits die bisherigen Anstrengungen zur Herausbildung eines höheren sprachlichen Niveaus in den sog. Deutschen Gesellschaften öffentlichkeitswirksam fortgesetzt, andererseits durch Etablierung einer neuen öffentlichen Kommunikationskultur (vgl. Lerchner 1991) weitere Dimensionen der Sprachoptimierung erschlossen. Neben den bewährten Instrumenten wie Orthographien, Wörterbüchern oder Grammatiken spielten nun auch Poetiken und Rhetoriken (z. B. von Johann Christoph Gottsched) eine größere Rolle und Briefwechsel, Rezensionswesen und Streitschriften bildeten ebenso wie die zahlreichen neu entstandenen Zeitungs- und Zeitschriftentypen (z. B. Moralische Wochenschriften, Intelligenzblätter, Literaturanzeiger u. a.) eine geeignete Basis, um fortlaufend sprachkritische Auseinandersetzungen über „gutes Deutsch“ zu führen. Freilich wurden solche Debatten oft nur auf dem Gebiet der literarischen Produktion ausgetragen; doch Auswirkungen auf andere Gebiete (z. B. das religiöse und gelehrte Schrifttum, Reiseliteratur, autobiographische Texte, private Korrespondenzen) sind nicht zu übersehen. Am Ende des Jahrhunderts zeichnet sich ein allgemeiner Konsens über „gutes Deutsch“ ab: sprachpraktisch in der Praxis einer hochwertigen Literatursprache (vgl. Blackall 1966; Eibl 1985: 108), sprachtheoretisch in einer nahezu flächendeckenden Analyse und Darstellung der „Hochdeutschen Mundart“ in den orthographischen, lexikographischen, grammatischen und stilistischen Werken Johann Christoph Adelungs (vgl. Bahner 1984; Henne 2007). Das zumindest vorläufige Ende grammatischer Normdebatten (vgl. Jelinek 1913/1914; Schieb 1981) und der Übergang zu neueren Typen grammatischer Darstellung, den historisch-vergleichenden und psychologisch orientierten Grammatiken des 19. Jahrhunderts, schienen das auch zu bestätigen.

3 Gutes Deutsch im 19. Jahrhundert

„Gutes“ Deutsch am Beginn des 19. Jahrhunderts war meist nur geschriebene Sprache⁴ und wurde von den Zeitgenossen weitgehend mit der Sprachform der Dichter, Denker und Schriftsteller des ausgehenden 18. Jahrhunderts identifiziert (vgl. Dieckmann 1989: 1; Mattheier 1991: 47ff.).⁵ Zugleich war diese Schriftsprache schon seit dem 18. Jahrhundert Ausdruck einer sozialen Formation (vgl. Eibl 1985; Mattheier 1991), die sich zwar im Laufe des Jahrhunderts in spezifischer Weise verändern, aber auch zunehmend als dominant erweisen sollte: des Bürgertums.⁶ Insofern kann man tatsächlich von einer erfolgreichen Standardisierung des Deutschen zu Beginn des 19. Jahrhunderts sprechen. Die Bestimmung dieses übergreifenden Deutsch als Vorbildsprache setzt aber voraus, dass es daneben andere Sprachformen nicht-standardsprachlicher Qualifizierung gab, und zwar sowohl primär gesprochener Art (Dialekte) wie auch mit gruppen- oder situations-spezifischer Funktion (Sondersprachen, Register),⁷ und dass diese Varietäten unterschiedlich auf Sprachbenutzer, Domänen und Redeanlässe verteilt waren. Insgesamt muss man also schon von einer komplexen Architektur der entwickelten deutschen Sprache in dieser Zeit ausgehen, die nun durch eine „gute“ Varietät, den Standard, überlagert war. Eine angemessene Vorstellung von der sprachlichen Realität erhält man jedoch nur dann, wenn man sich das Ganze nicht als statische Projektion, sondern als dynamisches Gefüge von unterschiedlichen überlappenden, sich ergänzenden und/oder konkurrierenden Sprachmöglichkeiten denkt.

Dies kann man besonders deutlich sehen, wenn man den schwankenden und unvollkommenen Gebrauch des Standards in der Sprachwirklichkeit damals und dessen konkrete, vielfältige Steuerungsbedingungen ins Auge fasst. Für die Mehrzahl der primären Sprachbenutzer, d. h. die Muttersprachler, blieb der Standard, an dem man sich orientierte oder orientieren sollte, noch lange eine sekundäre und damit künstliche Sprachform, die man sich mühsam durch Sprachunterricht

⁴ Koch/Oesterreicher (1985) unterscheiden dabei zwischen einer medialen und einer konzeptionellen Fassung dieses Begriffs; die erste betrifft nur die Realisierungsform, die zweite eine mentale Orientierungsgröße.

⁵ Hinzuweisen ist freilich auch auf das europäische Phänomen der literarischen Salons, in deren verschiedenen Erscheinungsformen ein kultivierter Sprechstil („Salonton“: Simanowski 1999: 30f.) gepflegt wurde.

⁶ Vgl. dazu auch die Beiträge in Kocka (1987).

⁷ Unter „Sondersprachen“ i.w.S. fasse ich hierbei die im engeren Sinne Sprachformen sozialer Gruppen (später auch Sondersprachen genannt) und die Institutionen zugeordneten Funktionssprachen zusammen.

und/oder Lektüre geeigneter Werke (Bücher, Zeitschriften und Zeitungen), seltener durch sprechsprachliche Vorbilder (z. B. Predigten, öffentliche Reden) aneignen musste und die für den alltäglichen Sprachverkehr, besonders unter soziokommunikativen Aspekten, wenig taugte.⁸ Denn dieser Standard, der selbst in dokumentierter Form weder einheitlich noch klar umgrenzt war, diente primär der Distanzkommunikation, d. h. vor allem dem schriftlich gestalteten Sprachverkehr (z. B. in Briefen, Zeitungsberichten, Aufsätzen in Fachzeitschriften) und der „abgehobenen“ literarischen Sprachverwendung, während die sozial und emotional feingesteuerte Nahkommunikation, die Alltagsgespräche, sich vorwiegend dialektaler Sprachmittel oder der dialektal geprägten „Umgangssprachen“ (Kettmann 1981) bedienten. Der Beginn des 19. Jahrhunderts stand also noch ganz im Zeichen einer diglossischen Verteilung von Schrift- und Sprechsprache (vgl. Naumann 1989), wie sie in ähnlicher Form heute noch in der deutschsprachigen Schweiz existiert. Das sollte sich aber bald, infolge der Wirkung verschiedenartiger (politischer, sozialer, medialer u. a.) Faktoren, nachhaltig verändern (vgl. auch Nerius 1983; Polenz 1999: 1-107).

Dabei übte insbesondere der Prozess der „Verbürgerlichung“ der Gesellschaft einen maßgeblichen Einfluss auf die Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert aus. Auch wenn sich das Bürgertum im Laufe des Jahrhunderts deutlich in verschiedene Untergruppen (z. B. das Besitz-, Bildungs- und Kleinbürgertum) aufspaltete, blieb doch der am Ende des vorigen Jahrhunderts projektierte Standard als Leitnorm und Sozialsymbol erhalten, an dem man sich durchgängig orientierte (vgl. Linke 1996; Ziegler 1999) und den man sogar auf die Sprechsprache zu übertragen versuchte. Letzteres gelang jedoch erst – und das nur in einem gewissen Umfang und mit unterschiedlicher regionaler Gewichtung (Nord vs. Süd) – am Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge der weit ausgreifenden Verstädterung, der erfolgreichen Durchsetzung der Schulpflicht und der Etablierung einer Massenpresse. Die praktischen Schwierigkeiten, die dabei zu bewältigen waren, hat in den letzten Jahren vor allem eine Sprachgeschichte „von unten“ (vgl. Grosse et al. 1989; Schikorsky 1990; Elspaß 2005) sichtbar gemacht.

Auch wenn diese neue, „bürgerlich“ bestimmte Gesellschaft des 19. Jahrhunderts die alte ständische Gliederung keineswegs aufhob, sondern sie sogar durch Ausgrenzung einer neuen sozialen Formation (der Industriearbeiterschaft) eher noch verstärkte, war doch eine gewisse

⁸ Henne (1985) hat dies einmal exemplarisch für das späte 18. Jahrhundert am Sprachgebrauch Lessings diskutiert. Und das ist – in leicht modifizierter Form – auch noch die Situation des beginnenden 19. Jahrhunderts.

Liberalisierung mit ihr verbunden, die sich ebenfalls sprachlich auswirken musste. Augenfällig wird sie u. a. in der zunehmenden Einebnung des sozialen Anredeverhaltens (vgl. Besch 1996: 88ff.) oder im weiteren Rückgang des altbackenen („papiernen“) Kanzleistils,⁹ so dass später sogar Texte des neuen Verwaltungsschrifttums als vorbildliches Deutsch angesehen werden konnten.¹⁰ Und das hatte wiederum, verstärkt durch die inhaltlichen Erweiterungen und den allmählichen Übergang zur Meinungs- und Unterhaltungspresse (vgl. Wilke 1991: 78ff.), eine neue „lebendigere“ und (vor allem seit 1848) politisch ambitionierte Gestaltung der Mediensprache in Zeitungen und Zeitschriften zur Folge. Am Ende des Jahrhunderts zeigte sich diese Verlebendigung dann auch in einer stärkeren Nutzung von sprechsprachlichen Zügen in Texten, die sich bisher vorwiegend am Konzept geschriebener Sprache orientiert hatten, z. B. in öffentlichen oder parlamentarischen Reden. Otto Behaghel (1900), dem wir erste Beobachtungen dazu verdanken, hat das u. a. an den Reden Otto von Bismarcks verdeutlicht, Hermann Wunderlich (1894) hatte den in diesem Zusammenhang produktiven Begriff der „Umgang(s)sprache“ schon vorher am Material literarischer Texte (z. B. den frühen Dramen Goethes und des Naturalismus) konkretisiert.

Man ist versucht, dieser politischen Liberalisierung und ihren sprachlichen Auswirkungen die enorm gesteigerte Mobilität der Bevölkerung im 19. Jahrhundert durch die Einrichtung von Eisenbahnen, Aufhebung von Zollschranken, Arbeitsmigration und Verstädterung (vgl. Reulecke 1989) ebenso an die Seite zu stellen wie die in zahlreichen Zeitschriften und Handbüchern erfolgte Popularisierung der Wissenschaften oder die zunehmende Internationalisierung durch Kriegserfahrungen, Kolonisation, Auswanderung oder die neue Werbung. All das war sicher mit Horizonterweiterungen verbunden, die wiederum nicht ohne sprachliche Folgen, zumindest in Form von Erweiterungen und Umschichtungen im Wortschatz, bleiben und so zu einer größeren Offenheit bei der Normorientierung führen konnten. Detaillierte Untersuchungen dazu stehen freilich noch aus.

War also am Ende des 18. Jahrhunderts zweifellos noch die Sprachform der als „klassisch“ eingestuften deutschen Literatur (vgl. Wagner

⁹ Das fand auch auf der Ebene des Handwerks seine Entsprechung: Mit dem Fortfall des Zunftzwangs (spätestens seit 1869) verloren auch die rituellen Sprachformen der Handwerker langsam ihren Sinn und wurden zu musealen Gegenständen.

¹⁰ So unterstreicht z. B. noch Eduard Engel (1931: 520f.) im Nachhinein die positive Qualität der Schriften der Militärreformer des 19. Jahrhunderts (Clausewitz, Moltke).

1974: 521), selbst wenn davon im Einzelnen nur vage Vorstellungen bestanden (vgl. Mattheier 2000: 1964; Ziegler 1999: 95), das Leitbild, an dem man sich bei der Forderung nach gutem Deutsch orientierte, so änderte sich das rasch angesichts einer neuen Sprachpraxis in vielen Kommunikationsbereichen und der damit verbundenen andersartigen kommunikativen Anforderungen. So kommt es u. a. mit der Entwicklung einer stärker wirklichkeitsbezogenen und wirkungsorientierten Literatur, die Helmut Koopmann (1977) als „Zweckliteratur“ beschrieben hat, zu neuen, konkurrierenden Leitbildvorstellungen (vgl. Eggers 1980: 608; Ziegler 1999: 91) oder, wie auch gesagt wurde, zu einer „Funktionsverschiebung von der Dichtung zur Publizistik“ (Koopmann 1977: 148, nach Wolfgang Preisendanz). Weitere Sprachvorbilder traten im Laufe des 19. Jahrhunderts hinzu, z. B. ein für die Veröffentlichung aufbereitetes Privatschrifttum wie Briefe oder Lebenserinnerungen zeithistorisch herausragender Persönlichkeiten (Bismarck, Treitschke, Moltke), während die „alten“ Klassiker (z. B. Lessing, Herder, Goethe, Schiller, weniger Wieland) gegen Ende des Jahrhunderts bisweilen schon als maniert, überholt oder sogar verkrustet galten (vgl. Ziegler 1998; 1999: 91) und dementsprechend – zumindest punktuell – kritisiert wurden.¹¹

Aber vor allem die Kritik am modernen Sprachgebrauch war ein durchgehender Zug im gesamten 19. Jahrhundert und zugleich Ausdruck für eine sich zunehmend ausbreitende Sprachsensibilität und Sprachbewusstheit in bürgerlichen Kreisen (Cherubim 1983: 178f.), die sich auch in literarischen Texten (z. B. in Th. Fontanes Gesellschaftsromanen) widerspiegelte. War jedoch Sprachkritik im 18. Jahrhundert noch prinzipiengeleitete Analyse und Bewertung der Sprachmöglichkeiten, die auf eine Verbesserung der Sprachpraxis in Schrift und Rede zielten (vgl. Cherubim/Walsdorf 2005: 31ff.), so wird sie im 19. Jahrhundert vorwiegend als negative Markierung oder sogar Stigmatisierung betrieben.¹² Dominant war dabei von Anfang an ein relativ krasser Fremdwortpurismus (vgl. Kirkness 1998), der stark mit nationalistischen Motiven verbunden war und im letzten Drittel des Jahrhunderts, vor allem in der institutionalisierten Form des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ (seit 1885) privat wie öffentlich eine große Unter-

¹¹ Wie sehr auch hierbei nicht immer nachvollziehbare Selektionen stattfanden, zeigt etwa der letzte Abschnitt in Engels „Stilkunst“ (1931: 514ff.): Unter den „Prosameistern des 19. Jahrhunderts“ werden (zwar mit differenzierter Bewertung) Autoren wie J. Grimm, J.G. Fichte, L. Uhland, J.P. Hebel, G. Freytag, E. Mörike, Th. Storm, G. Keller, C.F. Meyer, W. Raabe u. a. aufgeführt, kein Wort aber über Th. Fontane oder Heinrich und Thomas Mann.

¹² Von Hermann Wunderlich stammt die Charakterisierung dieser Richtung als „Grammatik des Hässlichen“ (Cherubim 1983: 182, Anm. 18).

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

stützung erfuhr, selbst wenn sich ihm nur wenige Sprachwissenschaftler und Literaten der Zeit anschließen mochten. Er wurde schließlich am Beginn des 20. Jahrhunderts, besonders in einigen Schriften Eduard Engels, zu einem sprachlichen Chauvinismus gesteigert, der sich noch in Zukunft negativ auswirken sollte.

Doch es gab auch Formen von Sprachkritik, die sich mehr mit anderen, z. B. „modischen“ (Brennert 1898) Erscheinungen des Sprachgebrauchs, besonders in den Medien, in öffentlichen Textsorten oder der popularisierenden Literatur, beschäftigten (vgl. Dieckmann 1989), wobei die immer wieder an den Pranger gestellten Phänomene (vgl. Cherubim 1983; Ziegler 1999: 91) oft als Symptome von allgemeinen negativen Tendenzen wie „Sprachverfall“, „Sprachverrottung“, „Sprachverderbnis“, „Sprachverwilderung“ oder „Sprachverhunzung“ gedeutet, seltener sprachsystematisch oder sprachhistorisch nur als „Schwankungen“ oder „Schwierigkeiten“ bewertet wurden. Positive Hervorhebungen waren weniger häufig. Sie betrafen etwa den Reichtum neuer Sprachmöglichkeiten, die z. B. in literarischen Texten, in fachlichen Zusammenhängen oder im medialen Sprachgebrauch erschlossen wurden; oder die Lebendigkeit und Ungezwungenheit eines Sprachgebrauchs, der sich jetzt nicht mehr scheute, auf sprechsprachliche Merkmale zurückzugreifen; schließlich die historische Tiefe der eigenen Sprache, die damals vor allem im Rahmen der herrschenden historischen Sprachwissenschaft und des allgemeinen kulturhistorischen Interesses („Renaissance der Renaissance“: Großmann/Krutisch 1992) besonders herausgearbeitet wurde.¹³ Diese vielseitige Sprachreflexion musste nun auch den Begriff des „guten“ Deutsch zunehmend diffuser erscheinen lassen und trug sicher dazu bei, dass im Übergang zum 20. Jahrhundert das Bewusstsein einer „Sprachkrise“ (Polenz 1983) entstehen konnte, die nicht nur bestimmte poetische Selbstzweifel (Hugo von Hoffmannsthal) förderte, sondern auch in der radikalen Sprachkritik scharfäugiger Zeitgenossen (Fritz Mauthner, Karl Kraus) ihren adäquaten Ausdruck fand.¹⁴ Inwieweit der Sprachunterricht in der Schule und die schulpolitische Entwicklung im 19. Jahrhundert bestimmte Bilder vom „guten“ Deutsch erzeugten, ist ein eigenes, hier nicht zu behandelndes Thema (vgl. aber Vesper 1980; Ziegler 1998; 1999: 92ff.).

¹³ In diesem Zusammenhang erfolgte wieder eine Aufwertung der „Mundarten“ (z. B. durch Rudolf Hildebrand u. a.), die nun durchaus auch als Reservoir „guter“ Sprachmöglichkeiten angesehen werden konnten, und ein verstärkter Rückgriff auf altertümliche Sprachmittel (vgl. Leitner 1978).

¹⁴ Polenz (1983) versteht diese Sprachkrise auch als eine Art „umgekehrten Spracheskapismus“, d. h. als Flucht vor der Modernisierung der Sprache im Zeitalter der Industrialisierung.

4 Ausblick ins 20. Jahrhundert

Die Vielfalt der Sprachkritik und die Sprachkrisen am Ende des 19. Jahrhunderts machen die fortwährende Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit eines „guten“ Deutsch sichtbar. Diese Diskrepanz lässt sich nicht grundsätzlich aufheben oder überbrücken, selbst wenn ihre Erscheinungsformen wechseln. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts (vgl. Mackensen 1971) sind die alten „Klassiker“ als Vorbild immer noch relativ stark präsent, doch neue Formen „lebendiger“ Sprache, besonders in journalistischen Zusammenhängen, sind schon erfolgreich und werden partiell als Muster akzeptiert. Dazu trägt auch eine gewisse „Absenkung“ des sprachlichen Niveaus der zeitgenössischen Literatur bei: Biedermeier, Realismus, Naturalismus, Impressionismus und Expressionismus experimentieren mit neuen Sprachformen, die sie u. a. aus der Alltags- und Mediensprache entnehmen (vgl. Henne 1996). Vor allem letztere wird zunehmend wichtiger. Der Übergang zur Massenpresse bewirkt, was man später als „Boulevardisierung“ bezeichnen wird. Die „schöne“ Literatur „bemächtigt“ sich – nicht erst seit A. Döblins Roman „Berlin Alexanderplatz“ (1929) – der Reklamesprache (vgl. Müting 2004). Und das neue Medium des Rundfunks (seit 1923) bringt – trotz starker Orientierung an der Schriftsprache – auch neue Formen einer zweckgebundenen, öffentlichkeitsbezogenen Mündlichkeit hervor.

Die Diskrepanz zwischen sprechsprachlicher und schriftsprachlicher Konzeptualisierung wird ebenfalls nicht grundsätzlich aufgehoben. Aber ein modifizierter schriftsprachlicher Standard wird zunehmend – neben den immer noch regional differenzierten Umgangssprachen (vgl. Mühl 2000) – für die Sprechsprache verbindlich und übernommen: zunächst nur in Gestalt eines Zuwachses bei der Rezeptionsfähigkeit (passive Kompetenz), dann auch im aktiven Sprachgebrauch und für immer mehr kommunikative Domänen. Daher kann man mit Recht von einer Popularisierung oder Demotisierung der Schriftsprache in der Moderne sprechen. Dialekte als primär gesprochene Sprachformen verlieren demgegenüber an Boden oder treten (allerdings mit großen regionalen Unterschieden) an die Peripherie. Zumindest im Bildungsbürgertum des beginnenden 20. Jahrhunderts entsteht so ein „gutes Deutsch“ auch in der Sprechsprache. Anne Betten und Miryam Du-nour (1995; 2000) glauben Reste davon noch bei den älteren deutsch-jüdischen Emigranten in Israel fassen zu können.

Beschleunigt wird diese Umschichtung im Gefüge von gesprochenen und geschriebenen Sprachformen auch durch die weiter gesteigerte Mobilität der Bevölkerung im Ganzen. So ist der durch die Industria-

lisierung bewirkte, vehemente Verstädterungsprozess im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit erheblichen Wanderungsbewegungen verbunden, die nicht nur das Stadt-Land-Verhältnis (und damit das Verhältnis von Stadt- und Landsprachen) betreffen, sondern auch die Integration zahlreicher anderssprachiger Gruppen (z. B. Ostjuden, Russen, Ruhrpolen) erforderlich machen. Und dies wird im Laufe des 20. Jahrhunderts noch einmal eine Steigerung in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg erfahren (vgl. Steger 1983), als es um die Integration von zahlreichen Flüchtlingen und Vertriebenen oder von großen Gruppen angeworbener Arbeitsmigranten geht. Bei alledem wäre zu prüfen, wie sich das im Laufe der Zeit auf die Vorstellungen vom vorbildlichen Deutsch, z. B. im Sinne eines schon für das frühe 19. Jahrhundert konstatierten Polyperspektivismus (vgl. Koopmann 1977: 169), ausgewirkt hat.

Als transitorisch erweisen sich zwei Perspektiven, die noch im 19. und im frühen 20. Jahrhundert eine gewisse Prominenz hatten: die Militarisierung der Sprache als Folge der Militarisierung der Gesellschaft, die sich bis in den Nationalsozialismus fortsetzte, dann aber verloren ging (vgl. Mackensen 1971; Cherubim 2002), und die puristische Sprachreinigung, die trotz großer Erfolge bis nach dem 1. Weltkrieg (vgl. Steuernagel 1926) nur noch begrenzt in Sprachvereinen, kulturkritischen Essays oder Leserbriefen wirksam blieb. Eher geringen Einfluss auf die Musterbildung übten bestimmte Sondersprachen, wie die Akademikersprache des 19. Jahrhunderts (vgl. Objartel 1989), aus, deren Fortsetzungen als „Jugendsprache“ erst in Verbindung mit einer international verbreiteten Musikkultur seit den 60er Jahren größere soziale Bedeutsamkeit erlangten (vgl. Henne 1986). Inwieweit die schon für das frühe 19. Jahrhundert festgestellte Tendenz zur Subjektivierung oder Anthropomorphisierung der deutschen Sprache (vgl. Koopmann 1977: 168), denen auch ein starkes Interesse an sprachpsychologischen Fragen zwischen den Weltkriegen entsprach (vgl. z. B. Havers 1931), sich auf die heutigen Vorstellungen vom „guten Deutsch“ auswirken konnte, muss ebenfalls offen bleiben.

5 Literatur

- Bahner, Werner (Hrsg.) 1984: Sprache und Kulturentwicklung im Blickfeld der deutschen Spätaufklärung. Der Beitrag Johann Christoph Adelungs. Berlin.
- Behaghel, Otto 1900: Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, H. 17/18, 213-232.
- Besch, Werner 1996: Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern. Göttingen.

- Betten, Anne/Du-nour, Miryam 1995/2000: Sprachbewahrung nach der Emigration. Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. 2 Tle. Tübingen.
- Blackall, Eric A. 1966: Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700 – 1775 [...]. Stuttgart.
- Brennert, Hans 1898: Modeworte. Aus dem Mitteleuropäischen. Berlin.
- Cherubim, Dieter 1983: Sprachentwicklung und Sprachkritik im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Konstitution einer pragmatischen Sprachgeschichte. In: Thomas Cramer (Hrsg.): Literatur und Sprache im historischen Prozeß [...]. Bd. 2: Sprache. Tübingen, 170-188.
- Cherubim, Dieter 2002: Der ‚zackige Ton‘. Die Militarisierung der deutschen Sprache im 19. und 20. Jahrhundert. In: Matti Luukkainen/Riita Pyykkö (Hrsg.): Zur Rolle der Sprache im Wandel der Gesellschaft [...]. Helsinki, 228-248.
- Cherubim, Dieter/Walsdorf, Ariane 2005: Sprachkritik als Aufklärung. Die Deutsche Gesellschaft in Göttingen im 18. Jahrhundert. 2., verb. u. erw. Aufl. Mit einem Beitrag von Helmut Henne. Göttingen.
- Davies, Winifred/Langer, Nils 2006: The Making of Bad Language: Lay linguistics stigmatisations in German, past and present. Frankfurt/Main.
- Dieckmann, Walther 1989: Reichthum und Armut deutscher Sprache. Reflexionen über den Zustand der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert. Berlin-New York.
- Eibl, Karl 1985: Sprachkultur im 18. Jahrhundert. Über die Erzeugung von Gesellschaft durch Literatur. In: Rainer Wimmer (Hrsg.): Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, 108-125.
- Elspaß, Stephan 2005: Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Tübingen.
- Engel, Eduard 1931: Deutsche Stilkunst. 31., neubearbeitete Aufl. Leipzig-Wien.
- Fritz, Gerd/Straßner, Erich (Hrsg.) 1996: Die Sprache der ersten deutschen Wochenzeitungen im 17. Jahrhundert. Tübingen.
- Grosse, Siegfried et al. 1989: ‚Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner alltäglichen Beschäftigung‘. – Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Bonn.
- Großmann, G. Ulrich/Krutisch, Petra (Hrsg.) 1992: Renaissance der Renaissance. Ein bürgerlicher Kunststil im 19. Jahrhundert. Katalog zur Ausstellung im Weserrenaissance-Museum Schloß Brake bei Lemgo 2. Mai bis 18. Oktober 1992. München-Berlin.
- Hartung, Wolfdietrich 1985: Sprachkultur als gesellschaftliches Problem und als linguistische Aufgabe. In: Rainer Wimmer (Hrsg.): Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, 70-81.
- Hartweg, Frédéric/Wegera, Klaus-Peter 2005: Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. 2. Aufl. Tübingen.
- Havers, Wilhelm 1931: Handbuch der erklärenden Syntax. Ein Versuch zur Erforschung der Bedingungen und Triebkräfte in Syntax und Stilistik. Heidelberg.
- Henne, Helmut 1985: Innere Mehrsprachigkeit im späten 18. Jahrhundert. Argumente für eine pragmatische Sprachgeschichte. In: Dieter Kimpel (Hrsg.): Mehrsprachigkeit in der Aufklärung. Hamburg, 14-27.
- Henne, Helmut 1986: Jugend und ihre Sprache. Darstellung, Materialien, Kritik. Berlin-New York.
- Henne, Helmut 1996: Sprachliche Erkundung der Moderne. Mannheim.
- Henne, Helmut 2007: ‚Kritik der deutschen Sprache‘ – Adelungs linguistisches Werk. In: Heidrun Kämper/Annette Klosa/Oda Vietze (Hrsg.): Johann Christoph Adelung (1732 – 1806). Ein moderner Sprachgelehrter zur Zeit der Aufklärung (im Druck).

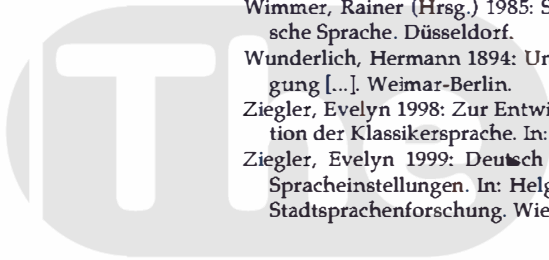
1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

- Hundt, Markus 2000: „Spracharbeit“ im 17. Jahrhundert. Studien zu Georg Philipp Harsdörffer, Justus Georg Schottelius und Christian Gueintz. Berlin-New York.
- Jellinek, Max Hermann 1913/1914: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. 2 Halbbde. Heidelberg.
- Josten, Dirk 1976: Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten. Sprachautoritäten. Sprachimmanente Argumentation. Frankfurt/Main u. a.
- Kettmann, Gerhard 1981: Die Existenzformen der deutschen Sprache im 19. Jahrhundert – ihre Entwicklung und ihr Verhältnis zueinander unter den Bedingungen der industriellen Revolution. In: Joachim Schildt et al.: Auswirkungen der industriellen Revolution auf die deutsche Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert. Berlin, 35-97.
- Kirkness, Alan 1998: Das Phänomen des Purismus in der Geschichte des Deutschen. In: Anne Betten et al. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 2. Tlbd. Berlin-New York, 407-416.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1985: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15-43.
- Kocka, Jürgen (Hrsg.) 1987: Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Göttingen.
- Leitner, Ingrid 1978: Sprachliche Archaisierung. Historisch-typologische Untersuchung zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/Main u. a.
- Lerchner, Gotthard 1991: Deutsche Kommunikationskultur des 18. Jahrhunderts aus der Sicht Wielands im „Teutschen Merkur“. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 44, 52-60.
- Linke, Angelika 1996: Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart-Weimar.
- Mackensen, Lutz 1971: Die deutsche Sprache in unserer Zeit. Zur Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts. 2., neu bearb. Aufl. Heidelberg.
- Mattheier, Klaus J. 1991: Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels. In: Rainer Wimmer (Hrsg.): Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin-New York, 41-72.
- Mattheier, Klaus J. 2000: Die Durchsetzung der deutschen Hochsprache im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert: sprachgeographisch, sprachsoziologisch. In: Anne Betten et al. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 2. Tlbd. Berlin-New York, 1951-1966.
- Mihm, Arend 2000: Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Anne Betten et al. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Aufl. Berlin-New York, 2107-2137.
- Müting, Gisela 2004: Die Literatur „bemächtigt sich“ der Reklame. Untersuchungen zur Verarbeitung von Werbung und werbendem Sprechen in literarischen Texten der Weimarer Zeit. Frankfurt/Main.
- Naumann, Bernd 1989: Die Differenzierung gesprochener und geschriebener Sprachformen des Deutschen in sprachwissenschaftlichen Arbeiten vor und nach 1800. In: Dieter Cherubim/Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin-New York, 73-91.
- Nerius, Dieter (Hrsg.) 1983: Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert [...]. Berlin.

- Objartel, Georg 1980: Deutsche Literatursprache der frühen Neuzeit. In: Hans Peter Althaus/Helmut Henne/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Lexikon der germanistischen Linguistik. 2., vollständig neubearbeitete und erweiterte Aufl. Tübingen, 712-719.
- Objartel, Georg 1989: Akademikersprache im 19. Jahrhundert. Aus als Beitrag zur Erforschung von Vereinssprachen. In: Dieter Cherubim/Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin-New York, 197-227.
- Oesterreicher, Wulf 2006: Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und Sprachtypologie im Spannungsfeld der Historizität der Sprache. In: Wolfgang Dahmen et al. (Hrsg.): Was kann eine vergleichende romanische Sprachwissenschaft heute (noch) leisten? Romanistisches Kolloquium XX. Tübingen, 69-99.
- Polenz, Peter von 1983: Die Sprachkrise der Jahrhundertwende und das bürgerliche Bildungsdeutsch. Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 14/52, 3-13.
- Polenz, Peter von 1989: Das 19. Jahrhundert als sprachgeschichtliches Periodisierungsproblem. In: Dieter Cherubim/Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin-New York.
- Polenz, Peter von 1999: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin-New York.
- Polenz, Peter von 2000: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. I: Einführung. Grundbegriffe. 14. bis 16. Jahrhundert. 2., überarb. u. erg. Aufl. Berlin-New York.
- Püschel, Ulrich 2000: Wie schreibt man gutes Deutsch? Eine Stilfibel. 2. Aufl. Mannheim.
- Reichmann, Oskar 1988: Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Horst Haider Munske et al. (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien [...]. Berlin-New York, 151-180.
- Reulecke, Jürgen 1989: Verstädterung und Binnenwanderung als Faktoren sozialkommunikativen Wandels im 19. Jahrhundert. In: Dieter Cherubim/Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin-New York, 43-56.
- Schieb, Gabriele 1981: Zu Stand und Wirkungsbereich der kodifizierten grammatischen Norm Ende des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache, 134-176.
- Schikorsky, Isa 1990: Private Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert. Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens ‚kleiner Leute‘. Tübingen.
- Schildt, Joachim et al. 1981: Auswirkungen der industriellen Revolution auf die deutsche Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert. Berlin.
- Simanowski, Roberto 1999: Einleitung: Der Salon als dreifache Vermittlungsinstanz. In: Roberto Simanowski/Horst Turk/Thomas Schmidt (Hrsg.): Europa – ein Salon? Beiträge zur Internationalität des literarischen Salons. Göttingen, 8-39.
- Steger, Hugo 1983: Sprache im Wandel. In: Wolfgang Benz (Hrsg.): Die Bundesrepublik Deutschland. Geschichte in 3 Bänden. Bd. 3: Kultur. Frankfurt/Main, 15-46.
- Steuernagel, Otto 1926: Die Einwirkungen des deutschen Sprachvereins auf die deutsche Sprache. In: Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins 41, 1-108.
- Vesper, Wilhelm 1980: Deutsche Schulgrammatik im 19. Jahrhundert. Zur Begründung einer historisch-kritischen Sprachdidaktik. Tübingen.

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

- Wagner, Kurt 1974: Das 19. Jahrhundert. In: Friedrich Maurer/Heinz Rupp (Hrsg.): Deutsche Wortgeschichte. Bd. II. 3., neubearb. Aufl., Berlin-New York, 493-528.
- Wilke, Jürgen 1991: „Auf dem Weg zur ‚Großmacht‘: Die Presse im 19. Jahrhundert“. In: Rainer Wimmer (Hrsg.): Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin-New York, 73-94.
- Wimmer, Rainer (Hrsg.) 1985: Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf.
- Wunderlich, Hermann 1894: Unsere Umgangssprache in der Eigenart ihrer Satzfügung [...]. Weimar-Berlin.
- Ziegler, Evelyn 1998: Zur Entwicklung der Standardsprache und der Vorbildfunktion der Klassikersprache. In: Der Deutschunterricht 50/3, 24-31.
- Ziegler, Evelyn 1999: Deutsch im 19. Jahrhundert: Normierungsprinzipien und Spracheinstellungen. In: Helga Bister-Broosen (Hrsg.): Beiträge zur historischen Stadtsprachenforschung. Wien, 79-100.



+2 01203603638



germanbooks1

Zur Sprachkritik und Sprachpflege von 1945 bis 1968 Neuorientierung, Restauration und unerbetene Einmischungen von Sprachwissenschaftlern¹

1 Die ersten zwei Nachkriegsjahrzehnte: im Jahre 2007 für viele
noch erlebte Geschichte

Im Jahre 2007 sind Sprachkritik und Sprachpflege² der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sowie die damalige Sprachwissenschaft Geschichte, aber eine noch sehr junge Geschichte, eine vom Autor und seinen Altersgenossen selbst erlebte, heute noch nach-

¹ Wer einen Überblick sucht, sei verwiesen auf Hillen (1982), Greule/Ahlvers-Liebel (1986), Stötzel/Wengeler (1995), Roth (1998), Schiewe (1998), von Polenz (1999) und Fiedler (2005). Im Folgenden werden ganze Bereiche der Sprachpflege gar nicht behandelt, etwa ihre Entwicklung in der DDR oder die praktische Stillehre für Erwachsene, obwohl diese in der Berichtszeit mit Reiners (1951/1963) vs. Möller (1968) eine Entwicklung zeigt, die in ähnlicher Form auch hier zur Sprache kommt. Vgl. Nickisch (1975).

² Diese beiden Begriffe kommen im folgenden Text recht häufig und oft koordiniert vor, weil sie zumindest zur Berichtszeit trotz oder wegen der Mehrdeutigkeit der ihnen gemeinsamen Komponente *Sprach-* ohne viel Bedenken häufig benutzt wurden. Von Polenz (1982) unterscheidet sechs Bedeutungen von *Sprache* und folglich sechs Arten ihrer Kritik und Pflege: die Sprachverwendungs-, -verkehrs-, -kompetenz-, -system-, -gebrauchs- und -normenkritik sowie die entsprechenden Formen ihrer Pflege. Nicht alle werden gleich intensiv betrieben. Die uns heute irritierende Assoziation von Sprachpflege und Krankenpflege entspricht genau dem Sprachpflegebegriff derer, die dieses Wort damals benutzten. Sie stellten der deutschen Sprache die kritische Diagnose, sie (oder zumindest Bestimmtes an ihr) sei krank (d. h. schlecht oder böse oder hässlich) geworden und könne durch Pflege wieder gesund, d. h. dem Titel dieses Sammelbandes gemäß wieder ein gutes oder gepflegtes Deutsch werden. Die Therapie besteht darin, dass die von sprachbewussten Individuen oder zu diesem Zweck geschaffenen Institutionen als schlecht oder böse oder unangemessen erkannten öffentlichen Sprachgebräuche (z. B. der Gebrauch von Fremdwörtern oder Funktionsverbfügen) in einem Akt der Sprachpflege durch bessere, schönere, angemessenere (z. B. Erbwörter bzw. einfache Verben) ersetzt werden. Sprachpflege setzt also stets zumindest stillschweigende Sprachkritik voraus, Sprachkritik führt aber nicht immer zu Sprachpflege, wie Heringer (1982b) zeigt. Einen Eindruck von der Vielfalt der möglichen Bewertungskriterien vermittelt Jäger (1968). Manchmal wird der Terminus *Sprachkultur* statt *Sprachpflege* benutzt, da man letztere für eine schlechte, schädliche, zumindest sinnlose Tätigkeit hält, erstere ähnlich wie die Sprachplanung für eine gute, nützliche und sinnvolle. Auf den Begriff des Sprachdienstes kommen wir später zurück. Betreibt man hingegen „philosophische“ Kritik der Sprache schlechthin, hält man ihre Pflege (oder Kultur) wohl eher für grundsätzlich unmöglich.

wirkende, teils noch erinnerliche, teils nur aus Dokumenten rekonstruierbare Wirklichkeit. Man könnte meinen, dass vor allem während der ersten Nachkriegsjahre anderes dringender gewesen sei als die Kritik und die Pflege des öffentlichen Gebrauchs der eigenen Sprache: Das alltägliche Überleben war zu organisieren, die allgegenwärtigen Trümmer waren zu beseitigen, mit dem Neubau von Fabriken und von Wohnungen für Ausgebombte und Vertriebene war zu beginnen, und das Wirtschaftswunder der BRD war noch ferne Zukunft. Hatten da die Menschen noch Zeit und Lust, sich um „gutes Deutsch“, eine „gepflegte Sprache“ zu bemühen, sich über schlechte Sprache zu ärgern oder gar darüber nachzudenken, was das sei? Eher hatten sie aus heutiger Sicht Anlass zur Kritik an dem bösen Deutsch, das sie vor kurzem noch zu hören und zu lesen bekommen, vielleicht gar selbst verwendet hatten, also an der *lingua tertii imperii* LTI (Klemperer 1947) bzw. an dem „Wörterbuch des Unmenschen“ von Sternberger, Storz und Süskind (1945/1957). Weiterhin gab es die *re-education*, die Entnazifizierung und eine tiefe Verunsicherung hinsichtlich der Verbindlichkeit aller und damit auch der sprachlichen Handlungsnormen (vgl. Storz 1954: 131), folglich ein starkes Bedürfnis nach Vorbildern und Neu-Orientierung (vgl. Hensen 1957), eine positive Aufbruchsstimmung und den Wunsch, es künftig besser zu machen. Man fühlte sich aber nicht nur befreit, sondern auch besiegt, gedemütigt und verweigerte die Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit, wie etwa Leo Weisgerber (1967: 12f.), oder betrieb sie aus späterer Sicht nur halbherzig, knüpfte lieber an die Zeit vor 1933 an und zitierte Mauthner oder Kraus, beklagte „die Ohnmacht des einzelnen Menschen [...] inmitten des technischen und organisatorischen Gefüges, in dem er heute steckt, [...] den Mangel der meisten Zeitgenossen an wirklichem oder gesundem Selbstgefühl“ (Storz 1954: 134). Früh wurde auch Kritik laut an der personellen Kontinuität der Akteure über den Zusammenbruch von 1945 hinweg. So viel an Stichworten zur Erinnerung an die allgemeine Befindlichkeit und die Handlungsmöglichkeiten, über die die Deutschen in den ersten Nachkriegsjahren in allen Lebensbereichen und speziell bei der Kritik und Pflege der eigenen Sprache verfügten, einer damals offenbar recht beliebten Tätigkeit, der wir uns im zweiten Kapitel kurz zuwenden werden.

Das ebenfalls vorgegebene Ende des zu behandelnden Zeitraums, 1968, fällt nicht zufällig zusammen mit der schroffsten und gewalttätigsten gesellschaftspolitischen Zäsur in der bisherigen Geschichte der BRD. Die kompromisslose Abrechnung der 68er „Studentenbewegung“ mit den Versäumnissen der Elterngeneration meint auch die konservativ-deutschtümelnde Pflege der Sprache in den frühen Nachkriegsjah-

ren, die Gerd Simon später geißeln wird. Die Jahreszahl 1968 ist aber auch noch in einem zweiten, viel direkteren Sinne von Bedeutung für die Kritik und Pflege des Deutschen: In diesem Jahr gaben Moser et al. die Vorträge heraus, die Sprachwissenschaftler, Sprachkritiker und Sprachpfleger in den beiden Vorjahren auf Jahrestagungen des 1964 gegründeten Mannheimer Instituts für deutsche Sprache (IdS) zu den Themen Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik gehalten hatten. Im Rückblick erscheinen diese Veranstaltungen als der abschließende Höhepunkt einer Periode, in der die Wissenschaft, die Kritik und die Pflege des Deutschen in einem Austausch gestanden haben, der so intensiv war, wie ihn sich die damaligen Sprachpfleger von der Gründung des IdS erhofft hatten (vgl. Weisgerber 1963; 1968: 204f.), allerdings sicher nicht so konfliktuell und konfrontativ, so grundsätzlich und folgenreich,³ wie der „Streit“ dann tatsächlich verlief, richtiger: die strukturalistisch inspirierte Kritik der „neuen“ Sprachwissenschaft an der Sprachkritik und Sprachpflege der Nachkriegszeit und an der „alten“ Sprachwissenschaft Weisgerbers ausfiel und von den Betroffenen zum Teil vehement zurückgewiesen wurde. Das ändert aber nichts daran, dass sich nie zuvor und auch nie danach so viele Akteure dieser drei sprachbezogenen Aktivitäten in einem vorgegebenen Rahmen getroffen und einander immerhin zugehört haben,⁴ auch wenn es oft, wie dann im dritten und letzten Kapitel etwas ausführlicher zu zeigen sein wird, ein *dialogue de sourdes* war. Im gleichen Jahr 1968 wurde am IdS übrigens eine „Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege“ gegründet, 1975 umbenannt in eine „Kommission für Fragen der Sprachentwicklung“. Bei dieser Benennung stellte sich die heikle Frage nicht mehr, ob Sprachkritik und Sprachpflege überhaupt „wissenschaftlich“ sein können, sich zumindest „wissenschaftlich begründen“ lassen.⁵ Der

³ Heringer (1982a: 161) zitiert die Meinung eines Sprachkritikers, dass die Sprachwissenschaft die Sprachkritik „kaputt gemacht“ habe; in Frage gestellt hat sie sie sicherlich.

⁴ Dies gilt nicht mehr für die nächste, schon nicht mehr zum Berichtszeitraum gehörende Etappe der nun gesellschaftspolitisch motivierten Abrechnung der nach-68er Sprachwissenschaft mit der Sprachpflege der frühen Nachkriegszeit.

⁵ Von Polenz hatte schon 1968 gemeint: „Eine Sprachpflege auf sprachwissenschaftlicher Grundlage ist durchaus möglich. Aber sie wird wesentlich anders verfahren müssen als die vorlinguistische Sprachpflege und Sprachkritik. Sie darf sich keineswegs darauf beschränken, die Sprache gegen den Willen der Sprachgemeinschaft und gegen die Benennungserfordernisse der modernen Welt zu konservieren, sondern hat allenfalls der Sprachgemeinschaft dabei zu helfen, veraltete Normen und gewisse Unstimmigkeiten des Sprachsystems zu überwinden“ (1968: 184). Ob eine derartige Sprachpflege allerdings als Mittel der sozialen Identifizierung der Sprecher und der Stabilisierung der Sprachvarietät funktionieren würde, bleibe dahingestellt.

Begriff der *Sprachentwicklung* bietet einen weiteren Vorteil: Man kann das Verb *entwickeln* reflexiv und transitiv im Sinne von *etwas planmäßig verändern* verwenden. Damit konnten damals alle leben: die Sprachkritiker und Sprachpfleger, die noch mit Weisgerber an die geheimnisvoll wirkenden Kräfte der sich wie ein Organismus entwickelnden Muttersprache und an deren „innere Form“ glaubten, die Linguisten, die Sprachplanung betrieben, und sogar die Germanisten, die gerade an den deutschen Universitäten begannen, die deutsche Gegenwartssprache zu erforschen, wobei sie sich teils als Philologen, teils als Sprachhistoriker verstanden oder zukunftssträchtig als Linguisten auf de Saussure beriefen. Diejenigen unter den letzteren, die bei ihrer Arbeit von Wertungen der Sprachkritiker und Vorschlägen der Sprachpfleger ausgingen, taten dies (auch), um damit ihre eigenen neuen systemlinguistischen Interessen, Verfahren und Ergebnisse vorzuführen. Sie benutzten also die Verdikte der Sprachkritiker und -pfleger sowie die metaphysischen Grundbegriffe von Weisgerbers energetischer Sprachwissenschaft als Folie und Aufhänger für ihre eigenen linguistischen Analysen.

In dem vergleichsweise kurzen Abschnitt der Geschichte der Sprachkritik und Sprachpflege in Deutschland zwischen 1945 und 1968 lassen sich mithin zwei Phasen unterscheiden: zunächst eine – wir werden uns mit ihr im zweiten Kapitel ein wenig beschäftigen –, in der beispielsweise im Umkreis der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) und natürlich auch anderswo in Westdeutschland Ansätze zur Neuorientierung der Sprachpflege und deutschtümelnde völkisch-puristische Restauration nebeneinander existierten, sich oft fast untrennbar vermischten und von der Weisgerber'schen Sprachwissenschaft die gewünschte Legitimation erhielten. Sehr rasch wuchs sich außerdem die anfänglich gegen die LTI des NS-Unmenschen gerichtete Sprachkritik in Westdeutschland zu einer Kulturkritik an der „Sprache der verwalteten Welt“ schlechthin aus.⁶ Spätestens ab 1960 und bis 1968 und darum auch im dritten Kapitel dieses Textes steht die Kontroverse der Universitätsgermanisten einerseits und der publizistischen Sprachkritik von Sternberger, Storz, Süskind, Korn andererseits im Mittelpunkt. Dass die Sprachkritik und Sprachpflege der Nachkriegszeit sowie deren Infragestellung durch die Systemlinguisten auch nach 1968 aus unterschiedlichen Gründen immer wieder zu reden gaben, gehört streng genommen nicht mehr hierher und sei darum nur in Stichworten erwähnt: zum einen die

⁶ Viktor Klemperers „LTI“ erschien 1947, „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“ als Folge von Zeitschriftenartikeln schon ab 1945. In der Vorbemerkung zur erweiterten Buchausgabe stellte 1957 Sternberger lakonisch fest: „Das Wörterbuch des Unmenschen ist das Wörterbuch der geltenden deutschen Sprache geblieben.“ 1958 folgte Karl Korns „Sprache in der verwalteten Welt“.

nun gesellschaftspolitisch motivierte Kritik der nach-68er Linguisten wie Gerd Simon (1982; 1986) an der Unbelehrbarkeit der ewig-gestrigen Sprachpfleger der ersten Nachkriegsjahre („Restauration statt Neubeginn“), zum andern die selbstkritische Erkenntnis eines älter und weiser gewordenen Peter von Polenz, dass die von ihm selbst früher gegen die Sprachkritik mobilisierte de Saussure'sche Systemlinguistik so „wirklichkeits- und gesellschaftsfern“ war, dass eigentlich eine „neue Sprachwissenschaft zu entwickeln gewesen“ wäre. Er gesteht in seinem „Dialog“ mit Hans Jürgen Heringer (1982a: 161-164) freimütig ein, dass er „in der Anfangszeit Sternherger manchmal etwas naiv den de Saussure vorgehalten“ habe und es für ihn selbst damals auch um die „Selbstemanzipation als Sprachwissenschaftler“ gegangen sei, also um die Suche nach einem neuen Arbeitsgebiet. Außerdem habe er „die Sprachbenutzer gegen die Sprachkritiker verteidigen“ wollen.

2 Sprachpflege zwischen Neubeginn und Restauration

2.1 Die explizite Absage der GfdS an den Purismus⁷

In diesem Kapitel soll gezeigt werden, dass die oben angesprochene allgemeine geistig-kulturelle Aufbruchsstimmung der ersten Nachkriegsjahre und die optimistische Hoffnung, es künftig besser machen zu können, auch bei einem Teil der Sprachpfleger zu finden war, zum Beispiel bei jenen, die am 10.1.1947 in Lüneburg die „Gesellschaft für deutsche Sprache“ als Nachfolgeorganisation des für seinen nationalistischen Purismus berüchtigten „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ gegründet haben⁸ und mit dem neuen Vereinsnamen vermutlich

⁷ Die folgenden Ausführungen verstehen sich als Ergänzung zu Simon (1986). Das Bild, das dort von den unverbesserlich völkischen Sprachpflegern der frühen Nachkriegszeit gezeichnet wird, dürfte etwas zu einfach sein. Die historische Wirklichkeit ist immer heterogen und in sich widersprüchlich. Alle Faktoren, auf denen Simon seine große Abrechnung mit der „deutschen Sprachpflege“ gründet, stimmen. Aber es gibt noch andere, z. B. die explizite Absage der GfdS an den Purismus, die er nicht erwähnt und die seine Urteile nicht bestätigen. Und ob man eine Absichtserklärung ernst nimmt oder als Lippenbekenntnis disqualifiziert, kann die Beurteilung einer Person entscheidend beeinflussen.

⁸ Ein Detail, um die allgemeinen Ausführungen der vorstehenden Fußnote zu erläutern: Selbst wenn Simon recht hat, wenn er schreibt: „1946 bereits fanden sich alte Sprachvereinler in Lüneburg zusammen und gründeten [...]“ (1986: 94), so wüsste man doch gern, ob alle oder zumindest die tonangebenden Gründungsmitglieder alte Sprachvereinler waren oder nur einige, und selbst denen sollte man zugestehen, zumindest auf der Ebene der bewussten Absichten aus der Vergangenheit etwas gelernt zu haben, wenn auch vielleicht nicht so viel, wie ein Nach-68er einige Jahrzehnte später weiß.

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

ausdrücken wollten,⁹ dass sie nun durchaus andere Ziele verfolgen wollten als jene Sprachpfleger des Sprachvereins, die es 1940 mit ihrer borniert-selbstmörderischen Kritik am Fremdwortgebrauch Hitlers und seiner Gesinnungsgenossen geschafft hatten, sich den Kampf gegen das Fremdwort von Goebbels per Erlass verbieten zu lassen, wohl ohne dass dies ihnen später einen Bonus bei der Entnazifizierung gebracht hätte. Fanatische Puristen gab es natürlich noch nach 1945. Aber wenn die nun, vielleicht bauend auf die Kontinuität im Titel der Vereinszeitschrift,¹⁰ gehofft hatten, dass es in der GfdS so puristisch weitergehen würde wie früher im Allgemeinen Deutschen Sprachverein,¹¹ so mussten sie sich 1950 vom Gründer und Vorsitzenden der GfdS, Landgerichtsdirektor Max Wachler, eines Besseren belehren lassen: Der betrachtete laut Sprachdienst (Förster 1997: 13) den „Stil der Sprache“ als „Hauptgebiet unserer Arbeit“, während man sich „auf Fremdwörterbekämpfung [...], Grammatik- und Rechtschreibungsfehler [nicht] versteifen und verbeißen“ dürfe. Leider erfährt man nicht, in welchem Kontext diese zukunftsweisende Mahnung geäußert worden ist. Wie der auch sei, sie wurde offensichtlich während der folgenden Jahrzehnte in der tägliche Sprachpflegearbeit der Gesellschaft befolgt.¹² Das ist aber nicht die ganze Wirklichkeit der GfdS: Als Leo Weisgerber sich 1960 in der „Muttersprache“ grundsätzlich zum „Fremdwort im Gesamtrahmen der Sprachpflege“ äußerte, unterschied er zwischen „schädlichen, hinderlichen, fragwürdigen, überflüssigen, neutralen“ Fremdwörtern sowie solchen, die „Notbehelf, kleineres Übel, notwendige Aufgabe oder echte Bereicherung“ seien. Muss man aber des-

⁹ Oder war der neue Vereinsname etwa eine Auflage der britischen Militärregierung? Archivrecherchen wären angezeigt.

¹⁰ Dass die „Muttersprache“ seit 1949 mit fortlaufender Jahrgangszählung wieder erschien und nicht etwa in neuer Folge wieder mit Band 1 begann, spricht für die Sicht von Gerd Simon; und wenn man dann im Sprachdienst (1/1997: 16) liest, dass es „eine Zeitschrift gleichen Namens [...] schon von 1925 bis 1943“ gab, so kann man diesen Versuch der Verharmlosung nur kopfschüttelnd zur Kenntnis nehmen.

¹¹ Allerdings ist zu beachten, dass der Anteil der Beiträge mit puristischer Thematik nach Hillen (1982: 81) schon vor 1933 kontinuierlich abgenommen hatte und nach 1933 noch gerade 25% betrug.

¹² Die Analyse von 790 Sprachanfragen bei der GfdS aus den Jahren 1968-71 hat ergeben, „dass das Fremdwort offensichtlich eine geringe Rolle spielt. Die wenigen Anfragen, die sich auf die Fremdwörter beziehen, haben zudem nur zum Teil ihre Zulässigkeit oder ihre Ersetzbarkeit durch deutsche Wörter zum Gegenstand (6mal), häufiger (16mal) geht es um die Schreibung der Fremdwörter selbst“ (Kolde 1976: 30).

wegen mit Jung (1995: 249) feststellen, dass generell „die deutsch-tümelnde Sprachreinheitsideologie nach 1945 zunächst prinzipiell ungebrochen“ geblieben sei und man allenfalls „dem Fremdwort abfällig ein gewisses Bleiberecht zugestand“? Gewiss: Weisgerber stand mit seiner Einstellung nicht allein da. Merkwürdigerweise erst im Jahre 1963 zogen die Zweigvereine von Hamburg und Hannover die Konsequenz aus der zumindest offiziell anti-puristischen Position der GfdS und traten aus ihr aus. Der „Vorsitzer“ des ersteren, Heinrich Heeger, gründete sogleich den „Hamburger Verein für Sprachpflege“, dessen periodisch erscheinende Schrift „Der Sprachpfleger. Blätter zur Pflege der deutschen Sprache“ zeitweise in einer Auflage von 6000 unbeirrt und nicht gerade zimperlich den Kampf gegen die Überfremdung des Deutschen durch das Englische und Amerikanische in Frakturdruck und mit kernigen Parolen wie „Fremdwörter – Wortmörder!“ oder „Sprachverderb – Hochverrat!“ fortsetzte. Das gleiche Ziel verfolgt der von Walter Krämer 1997 in Dortmund gegründete „Verein Deutsche Sprache“ mit (im Jahre 2003 nach eigenen Angaben) 16000 Mitgliedern in 30 Ländern. Die umfangreiche Dokumentation von Pfalzgraf (2006) zum „Neopurismus in Deutschland nach der Wende“ bis hin zu den einschlägigen Internetseiten beweist, dass der von Jung (1995: 252) konstatierte „Umbruch“ der 60er Jahre zwar sicher stattgefunden hat in der offiziellen Muttersprachdidaktik (1963 fordert Glinz, das Fremdwort in der Schule nicht mehr zu bekämpfen) und ebenso in der germanistischen Sprachwissenschaft *in toto* auf dem Germanistentag 1966, schließlich und vor allem auch im Sprachgebrauch und Sprachbewusstsein jener Sprachteilhaber, die die gesellschaftliche Modernisierung vorantreiben, während dieser Umbruch sicherlich noch nicht stattgefunden hat in einem schwer zu erfassenden und einzuschätzenden Teil der Sprach- und Internetgemeinschaft, der offen „restaurativen Purismus“ (Jung 1995: 255) pflegt. Auf eine weitere Facette des Purismuskomplexes (Fremdwort = schwieriges Wort = soziale Sprachbarriere) werden wir im folgenden Abschnitt stoßen.

2.2 Günther Kandler: Sprachpflege als individuelle Sprachberatung und Sprachhilfe

Zurück zu den ersten Jahren der GfdS: Von Anbeginn bemühten sich die Verantwortlichen darum, die Mitarbeit der Sprachwissenschaft zu gewinnen. Dass sie zunächst vor allem bei Leo Weisgerber Erfolg hatten, wundert nicht und ist heute eher ein Hindernis für die ange-

messene Einschätzung der Neuorientierungsbemühungen in der GfdS jener Zeit.¹³

Nachdem die „Muttersprache“ ihr Erscheinen wieder aufgenommen hatte, erweiterte sich ihre Themenpalette im Laufe der Jahre deutlich: Walter Fränzel z. B. schlägt 1953 recht ungewohnte Töne an, als er eine Reihe ironisch-nüchterner Fragen an jene „Schwarmgeister unter den Fachgenossen“ stellt, die alle Besonderheiten des Deutschen als Ausdruck höchster Qualitäten feiern, also das Gegenteil von Sprachkritik betreiben, und rät ihnen, „weniger zu trommeln und Kult zu treiben“ mit den unbeweisbaren „einmaligen“ Vorzügen ihrer Muttersprache, dafür mehr das Gemeinsame der verschiedenen Muttersprachen „selber zu sehen, [...] ändern zu zeigen, all dieses Gemeinsamen sich zu freuen, es zu pflegen und zu fördern“ (Fränzel 1953: 136). Vor allem aber gehört hierher Günther Kandler mit seiner rigorosen Neudefinition des Ziels aller Pflege der Muttersprache: „Wir müssen in der Sprachpflege weniger den anderen sagen, was sie tun sollen, als auf die Sorgen der andern eingehen und ihnen dann zu helfen suchen“ (Kandler 1954: 266). Also: Information, Beratung, Lebenshilfe für den einzelnen ratsuchenden Sprachteilhaber mit dem Hauptziel, die Kommunikation zu verbessern.¹⁴ Und für die dazu notwendige Bereicherung der Sprachpflegemittel bietet der Autor, ganz im Sinne der gewünschten Mitarbeit der Sprachwissenschaft an der Sprachpflege, die gerade von ihm und Leo Weisgerber in Bonn gegründete „Angewandte Sprachwissenschaft“ an – in Analogie zur medizinischen Forschung, die der Volksgesundheitspflege die geeigneten Mittel liefert. Diese Krankenpflegemetaphorik und die Begeisterung für das „neue Aufblühen der Sprachpflege“ durch ihre „innere Verjüngung“ sind zeitgebunden und dem heutigen Leser eher fremd. Hillen (1982: 117) feiert aber Kandler mit Recht als frühesten Vertreter der „zukunftsträchtigen instrumentalen Sprachpflegeauffassung“: sei er doch gegen den puristischen Ersatz von *Zentrum* durch *Mitte* und gegen die Verurteilung eines Fremdworts wie *interessant* als „Schwammwort“. Dagegen bewertet Kandler

¹³ Zu erwähnen ist vor allem Weisgerbers nationalkonservatives Sprach- und Sprachpflegeverständnis, dem zufolge die Sprache nicht (wesentlich) Kommunikationsmittel, sondern ein Organismus und ein einer volkhaften Sprachgemeinschaft zugeordnetes geistiges Produkt, ja eine mystisch wirkende erkenntnissteuernde Kraft ist. Dazu kommt seine fragwürdige Propagandatätigkeit während des Krieges (vgl. Simon 1982).

¹⁴ Auch diese Zielsetzung hat sich nach Förster (1997: 14) offenbar bewährt: Man „beschränkt sich meist darauf zu werten, zu interpretieren, Entscheidungen zu treffen, Regeln anzuwenden und Fakten mitzuteilen“, oft um Streit zu schlichten und bis hin zur Hilfe bei der Rechtsfindung.

die „Sprachreinigung“ durchaus positiv, wenn ihr „auch ein nüchterner Sachzweck zugrunde“ liege:

„Die übermäßige Durchsetzung des Wortschatzes mit undurchsichtigem Wortgut (also in besonderem Maß auch mit Fremdwörtern), vor allem in den höheren Kulturbereichen, legt eine Kluft zwischen die verschiedenen Volksschichten“ (Kandler 1954: 263).¹⁵ Ist das schon Purismus? Natürlich wusste Kandler, dass *fremd* im Kontext von *-wort* in der Regel 'aus einer anderen Sprache übernommen' bedeutet und kaum je im Sinne von 'undurchsichtig und darum schwierig, unverständlich' verwendet wird und er hätte dies auf diesem heiklen Gebiet ausdrücklich bemerken sollen. Sprachpflege bedeutet für Kandler also Erforschung der Sprachbedürfnisse und sprachlichen Sorgen des einzelnen Sprachbenutzers und deren Befriedigung bzw. Behebung mit den bestmöglichen Mitteln. Und wenn man den eingangs erwähnten Beiträgen von Storz und Hensen glaubt, waren Verunsicherung und Orientierungsbedarf damals besonders groß.

Im folgenden Jahr 1955 findet sich in der „Muttersprache“ ein Aufsatz des Geschäftsführers der GfdS, Oskar Buchmann, in dem dieser zu dem Aufsatz von Kandler, der vermutlich eine vereinsinterne Diskussion ausgelöst hat, Stellung nimmt. Die Aufmerksamkeit, die die angewandte Sprachwissenschaft der Sprachpflege widme, sei dankenswert, beachte aber nicht die „Eigenständigkeit“ der letzteren, setze „in ihrer oft berechtigten Kritik an der Sprachpflege ein Bild von deren Grundlagen voraus [...], das durchaus geprüft werden muß“ (Buchmann 1955: 418) und berücksichtige insbesondere zwei „Kernfragen“ nicht: die der „Sprachrichtigkeit“ und die der „inneren Einheit der Muttersprache“ (ebd.: 421): Die angewandte Sprachwissenschaft lehne es ab, „die Sprache zu regeln und zu reinigen“ (ebd.: 419), die Sprachpflege komme dagegen um ein normatives Verfahren nicht herum; und Leo Weisgerber habe kürzlich mit Recht festgestellt: „Unser sprachliches Weltbild droht tatsächlich auseinanderzufallen“ (ebd.: 424).

„[...] Jedenfalls kann man [...] nicht hoffen, daß sich die Muttersprache sozusagen von selber pflege, wenn man nur in der rechten Weise auf die berechtigten Redeziele des Einzelnen eingeht und ihm bei ihrer Verwirklichung hilft“ (ebd.: 424f.).

¹⁵ Genau darum geht es später auch dem Bundespräsidenten Gustav Heinemann, wenn er 1973 fordert: „Die seit Kriegsende bei uns in alle Bereiche des Lebens eingedrungene Flut von Amerikanismen muß endlich zurückgedrängt werden.“ Da er sich ausdrücklich von jedem Sprachchauvinismus und -dirigismus distanziert, darf man ihm mit Jung (1995: 255) wohl ebenso wenig wie Kandler „restaurativen Purismus“ vorwerfen.

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

Hier missversteht Buchmann Kandler natürlich gründlich: Es ist zweierlei, ob der Sprachpfleger selbst normsetzend tätig wird oder ob er dem Ratsuchenden damit hilft, dass er ihm sagt, ob ein Ausdruck der derzeit gültigen (Gebrauchs)norm entspricht oder nicht. Das will der Ratsuchende erfahren und Kandler würde es ihm sagen und im Regelfall konkurrierender strittiger Normen einen Kommentar hinzufügen. Auf die heutige „Kernfrage“, ob Sprachkritik und Sprachpflege mehr tun können, und zwar die Geltung der Normen beeinflussen, kommen wir abschließend noch einmal zurück.

3 Sprachkritik und Sprachpflege als Gegenstand der „neuen“ Sprachwissenschaft

3.1 Sprachverfall oder Sprachentwicklung?

Seit 1957 gibt die GfdS zwei Zeitschriften heraus, und zwar neben der weiterhin zweimonatlichen „Muttersprache“, die sich nun nur noch als Fachorgan zur „Pflege und Erforschung der deutschen Sprache“ versteht, den monatlich erscheinenden „Sprachdienst“, der die sprachpflegerische Alltagsarbeit spiegelt und für den interessierten Sprachfreund bestimmt ist. Der Name *Sprachdienst* ist nun eine noch heute sichtbare Spur des erheblichen Einflusses, den Leo Weisgerber seinerzeit auf das Sprachpflegekonzept der GfdS ausgeübt hat. In der „Muttersprache“ hatte Weisgerber 1956 einen „Sprachdienst [...] in gedanklicher Entsprechung zum Wetterdienst“ konzipiert. Der sollte die von einem Netz von „Sprachwarten“ flächendeckend erhobenen und zur jeweiligen „Sprachlage“ verarbeiteten „Sprachwetterdaten“ in der Form von „Sprachwetterkarten“ veröffentlichen – das alles verstanden als ein in dieser Form vermutlich niemals realisierter „Dienst an der Sprache“, diese also als ein Wesen betrachtet, dem man einen Dienst leisten oder dienen kann. Kein Mensch käme hingegen auf die Idee, den Wetterdienst zu verstehen als einen entsprechenden Dienst am Wetter. Wer vom Wetterdienst profitiert, ist nicht das Wetter, sondern der Mensch, der manche seiner Aktivitäten besser planen kann, wenn er weiß, wie das Wetter woanders ist und wahrscheinlich bei ihm bald sein wird. So ergibt sich auch ein Sinn für den Sprachdienst als Kandler'sche instrumentale Sprachpflege: Man tut dem Sprechenden einen Dienst, indem man ihm die Auskunft ein aktuelles sprachliches Problem betreffend gibt, um die er bittet. Wenn dies in der Monatsschrift „Der Sprachdienst“ geschieht, ist das lobenswert, ihr Name aber führt auf interessante Weise in die Irre. Wenn der Sprachdienst aber wie der Wetterdienst funktioniert, dann sind wir bei jener die Zukunft betreffenden

Frage „Was wird gutes Deutsch sein?“, die am Ende dieses Sammelbandes stehen könnte.

Dann aber hinkt die Wetteranalogie noch in einer zweiten Hinsicht: Der meteorologische Dienst kündigt glücklicherweise auch oft gutes Wetter an. Der Sprachwetterdienst ist dagegen konzipiert als Hilfe, als Rettung für eine Sprache in Not: Noch 1968 fährt Weisgerber grobes Geschütz auf, um die „Dauerschäden“ zu geißeln, die „Sprachverderb, Sprachverwilderung und Sprachdummheiten“ (1968: 205) der Muttersprache zugefügt haben. Nicht Abnutzung sei zu konstatieren, sondern das „Schwinden tragender Stützen und Schichten“ (Weisgerber 1956a: 249). Im „Wettlauf zwischen Sprachdienst und Sprachverderb“ gehe es um Gefahren von Fehlentwicklungen der Sprache „im Einzelvollzug, als Gemeinschaftsleistung und als menschliche Kraft“ (ebd.: 253) – sichtlich damalige Übersetzungen von de Saussures *parole*, *langue* und *faculté de langage*. Solche Sprachverfallsklage ist in der Sprachkritik bekanntlich ebenso verbreitet und mindestens ebenso alt wie der Kampf gegen das Fremdwort und mit diesem unentwirrbar verflochten.

Darauf nun, im gleichen Sammelband erschienen, Tschirchs (1968) Antwort auf die Frage: „Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls?“ Nach der Präsentation einer Fülle historischer Veränderungen, von der Steigerung der Leistungsfähigkeit der Sprache beim Übergang von synthetischer zu analytischer Sprachstruktur bis zur Entstehung der Modalwörter ist das emotional gefärbte Resümee eindeutig: „Es ist nicht wahr, daß unsere Sprache gröber würde – sie wird feiner [...] sie entfaltet sich immer reicher! Die Themafrage: Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls? kann also nur mit einem klaren *Nein* beantwortet werden“ (Tschirch 1968: 131). Danach noch ein einschlägiges Jacob-Grimm-Zitat.

Dieser Sammelband von 1968 ist kein anderer als jener, den wir weiter oben als den Höhe- und Endpunkt der Periode intensiver Auseinandersetzung von Sprachkritik und Sprachpflege einerseits und der damals neuen, systemlinguistisch orientierten deutschen Sprachwissenschaft andererseits betrachtet haben. Das zu konstatierende unvermittelte Nebeneinander unvereinbarer Positionen ist offensichtlich das Ergebnis eines *dialogue de sourdes*.¹⁶ Damit sind wir also schon einmal etwas ernüchtert am Ende des Berichtszeitraumes angekommen, kehren aber noch einmal zurück zum Beginn des Jahrzehnts, um an zwei berühmt gewordenen Beispielen das Hin und Her von Sprachkritik

¹⁶ Die Beiträge der zwei altgedienten Sprachkritiker Korn und Süskind in Moser et al. (Hrsg.) (1968) geben leider nicht Anlass zur Annahme, dass der Dialog ohne die Ereignisse von 1968 eine fruchtbare(re) Fortsetzung gefunden hätte.

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

und Sprachpflege, ihrer Kritik durch die Sprachwissenschaft und deren Zurückweisung durch die Sprachkritik nachzuzeichnen.

3.2 *jmdn. mit etw. beliefern* statt *jmdm. etw. liefern*: einfacher, bequemer oder inhuman?

Dass die *Betreuung* von jemandem in NS-Zeiten und auch danach eine inhumane, den Betreuten listenmäßig erfassende Form seiner Unterwerfung sei, während man sich dem Partner human partnerschaftlich zuwende und dieser „in sich selbständig, gültig und frei“ bleibe (Sternberger/Storz/Süskind 1962: 20), wenn man ihm *treu* ist, hat zunächst einmal der Sprachkritiker Dolf Sternberger empfunden, als er den Wortartikel zu *Betreuung* für das „Wörterbuch des Unmenschen“ schrieb. Diesen eklatanten Unterschied in der Einstellung zum Partner führt er aber hier wie auch im Wortartikel *Menschenbehandlung* nicht primär auf die Opposition in der Kasusreaktion (Akkusativ vs. Dativ) zurück, sondern auf die „fatal herrschsüchtige Vorsilbe *be-*“ (ebd.: 88) als Mittel der „Unterwerfung des Gegenstands“. Sie „gleicht einer Krallenpfote, die das Objekt umgreift und derart erst zu einem eigentlichen und ausschließlichen Objekt macht“ (ebd.: 20). Diese beiden Verbalnomina der „Lager- und Terrorsprache“ sind mit dem Dritten Reich keineswegs untergegangen, insbesondere das erste ist auch typisch für die „heutige Organisationssprache“ (ebd.: 23) und gewinnt daher wenig später in der Sprachkritik eines Karl Korn eine geradezu symbolische Bedeutung.

Diese Ansätze entwickelt Weisgerber schon 1958 unter dem Titel „Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen“ im Rahmen seiner „inhaltbezogenen Grammatik“ konsequent weiter und leitet aus der historischen Zunahme der den personalen Akkusativ regierenden Verben wie *jmdn. mit etw. beliefern* an der Stelle von *jmdm. etw. liefern* „weitreichende Folgerungen für die Mentalität der Sprechenden und den Geist der modernen Sprache“ ab (Kolb 1960: 168). Nun ist nicht mehr die Treue eine humane Haltung, sondern der Dativ als Markierung einer „Zuwendgröße“ ist human, und es ist der personale Akkusativ bei *beliefern*, der inhuman, der personale Dativ bei *liefern*, der human ist, und die „fatal herrschsüchtige Vorsilbe *be-*“ verstärkt nur die Akkusativbedeutung. Diesen Folgerungen des „Sprachforschers“ und „Moralisten der Sprache“ Weisgerber setzt der sich als reiner Sprachforscher verstehende Herbert Kolb als „innersprachlichen“ Hauptgrund der Beliebtheit transitiver Verben entgegen, „daß sich mit akkusativierenden Verben am bequemsten und mit dem geringsten Aufwand hantieren läßt“ (Kolb 1960: 170). *Bequem* – warum

schreibt Kolb nicht, dass sie *einfach* zu verwenden seien? Was aber aus heutiger Sicht wirklich irritiert: Kolb selbst konstatiert eine „sprachliche Verführung, die alle transitiven Verben ausüben“ (ebd.: 171) und meint, es offenbare sich in der „Tendenz zur formalen Vereinfachung und Vereinheitlichung [...] ein spürbarer Verfall, eine Verkümmern des inhaltlichen Sprachgefühls zugunsten formaler Präzision“ (ebd.: 176). Und dass er ausgerechnet die mittelalterliche Rechtssprache bemüht, um die Annahme zu widerlegen, die Akkusativierung sei für die Massengesellschaft der Gegenwart typisch, um dabei festzustellen: „Die akkusativierenden Wortbildungen [...] stammen [...] aus allen jenen Bereichen menschlicher Sprachleistung, die nach sprachlicher Präzision streben, ohne inhaltliche Verarmung zu scheuen“ (ebd.: 176), alle diese Behauptungen zeigen nur, wie schwer es offenbar damals war und immer ist, sich der gängigen sprachkritischen Metaphorik und Sprachverfallsrhetorik konsequent zu entziehen. Der affirmativ-pathetische Schlusssatz kehrt dann recht unvermittelt zur Ausgangsthese zurück: „Die akkusativierenden *be*-Bildungen sind so wenig inhuman, wie es inhuman ist, die Gefangenen zu befreien, die Schwachen zu beschützen, die Nackten zu bekleiden.“

Als Sternberger 1963 (seine) „Maßstäbe der Sprachkritik“ formulierte, hatte er zwei gute Gründe, dies wiederum am Beispiel des „inhumanen“ Akkusativs zu tun: Wie schon erwähnt, stammten von ihm die beiden einschlägigen Wortkritiken im „Wörterbuch des Unmenschen“, und kurz zuvor hatte sich Herbert Kolb, wie wir eben sahen, sehr kritisch zu Weisgerbers „inhumanem Akkusativ“ geäußert. Wie zu erwarten, hakt Sternberger bei Kolbs Bequemlichkeitsargument ein: „Für wen sind sie [= diese Verben] bequem? Doch gewiss für die Sprecher, und eben zumal für die bequemen Sprecher, die sich die Mühe nicht machen mögen, der Humanität wegen das reinere Wort und die schwierigere Konstruktion zu wählen!“ (Sternberger 1963: 113). Auch Kolbs Nachweis der Akkusativierung in der Sprache mittelalterlicher Feudal- und Grundherrschaft passt ihm gut ins eigene Konzept. Er gibt nur zu bedenken: „Das Inhumane, Entwürdigende, auch Gewalttätige einer Ausdrucksweise fällt uns erst auf, seitdem die alten Herrschaftsverhältnisse sich aufgelöst haben“ (ebd.: 115). Den Versuch Kolbs, die offensichtliche Tendenz vieler Verben zur Akkusativreaktion inhaltlich zu interpretieren und deutlich abwertend von einer sprachlichen Präzision zu sprechen, die inhaltliche Verarmung in Kauf nehme, hat Sternberger merkwürdigerweise offenbar gar nicht zur Kenntnis genommen und er beschränkt sich darauf, wortreich und apodiktisch seine kämpferisch-kulturkritische Position zur „inhumanen“ personalen Akkusativierung und zu den bösen Verben des „Beherrschungstyps“ zu be-

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

kräftigen. Er kann sich nur zu der abschließenden Forderung durchringen, der Sprachkritiker müsse „ein Philologe¹⁷ und ein Moralist zugleich“ (ebd.: 119f.) sein. Anzustreben sei also „eine wissenschaftliche Sprachkritik und eine kritische Sprachwissenschaft“. Denn die moralischen Maßstäbe seien „der Sprache nicht fremd und äußerlich, sondern ganz und gar angemessen und eingewachsen“ – folglich, in Anspielung auf Humboldt und Karl Kraus: Geist und Sprache, Sprachkritik und Sprachwissenschaft gehören zusammen. Aber wie und mit welchen Konsequenzen das gehen soll, verrät er nicht.

3.3 *etw. zur Abstimmung bringen* statt *über etw. abstimmen*: Substantivitis oder Ausdruck konklusiver Aktionsart?

Wie von Polenz (1963: 11) feststellt, sind sich die Sprachkritiker seit dem Ende des 19. Jahrhunderts einig: Die Konstruktion, die man heute als Funktionsverbgefüge bezeichnet, ist eine „Verbaufschwemmung“ oder eine Krankheit namens *Substantivitis* und folglich zu verurteilen. Zur Berichtszeit meinten dies u. a. auch Karl Korn und der Stillehrer Ludwig Reiners, und bis 1963 widersprach ihnen offenbar niemand. In diesem Jahr unternimmt es nun Peter von Polenz, dieses Lieblingsobjekt der Sprachkritik zu demontieren und zwar unter ausdrücklichem Verweis auf de Saussures *langue*-Begriff, indem er feststellt, dass beispielsweise das einfache punktuelle Verb *über etw. abstimmen* „aktionsneutral“ sei, während das Funktionsverb *bringen* bei „Punktverb-Substantivierungen“ wie *Abstimmung* das ganze Prädikat *zur Abstimmung bringen* als „konklusiv“ markiere: „Die vorbereitende Phase, die zu dem punktuellen Vorgang des Abstimmens hinführt, wird hier mitbezeichnet“ (ebd.: 15). Bei anderen Kombinationen von Funktionsverb und Verbalnomen ist der funktionale Mehrwert an analytisch ausgedrückter Aktionsart ein anderer: Im Gegensatz zu *etw. bewegen* ist *etw. in Bewegung setzen* inchoativ, *zur Diskussion stehen* ist „das Äußerste, was die neuen Funktionsverben für die Vorgangsverzögerung und -abstufung leisten können“ (ebd.: 21). Von Polenz zeigt am Sprachgebrauch von Philosophen von Leibniz bis Heidegger und am „Kaufmanns- und Kanzleistil des 18. Jahrhunderts“, dass die Funktionsverbgefüge generell für „rationalisierte Sprache“ typisch sind, und fordert zum Schluss als Antwort auf Storz' (1957/58) Titelfrage nach dem

¹⁷ Das überrascht, denn Sternberger hält sonst nicht viel von den Philologen, die ihm zufolge meist nur trockene und abgelagerte Formen registrieren und präparieren, während „die Sprachkritik [...] es immer mit der Sprache zu tun [hat], so fern sie gesprochen wird und im Gebrauche ist.“ (Sternberger 1963: 116)

„Mißtrauen gegen die Sprache“ zum „Vertrauen zur Sprache“ auf. Wenn die Sprachkritik Sprachverfall, nominale Erstarrung und lächerliche Verumständlichung konstatiere, gehe sie von falschen und zwar sprachästhetischen Maßstäben aus. Dagegen habe die sprachwissenschaftliche Untersuchung die Vorgangsabstufung als neuen Maßstab der Angemessenheit von Funktionsverbgefügen etabliert. Diesen Maßstab veranschaulicht er abschließend an Beispielen angemessenen und unangemessenen Gebrauchs von Funktionsverbgefügen und möchte damit selbst einen sinnvollen Beitrag zu „Sprachpflege und Spracheroziehung“ (ebd.: 41) leisten.

Auf seiner Suche nach „Maßstäben der Sprachkritik“ hat sich Dolf Sternherger nicht nur, wie oben beschrieben, kritisch mit Herbert Kolbs Beitrag zum „inhumanen Akkusativ“ beschäftigt, sondern auch kurz mit Peter von Polenz' Neubewertung der FVG, aber nur, um spitzfindig und mit der Autorität des Politologen die „Sachgemäßheit“ der Beschreibung des Mehrwerts an aktionaler Vorgangsabstufung in einem Fall zu bestreiten: Was in der Realität so umständlich sei wie die Sprachform zur *Abstimmung bringen/kommen*, sei nicht die Abstimmung selbst, sondern die ihr vorausgehende Phase der Beratung und damit ent falle das Argument der Vorgangsabstufung für die Funktionsverbgefüge. Offensichtlich war zumindest dieser Sprachkritiker am Dialog mit den Sprachwissenschaftlern nicht interessiert, während letztere erstaunlich viel Verständnis für Sprachkritik und Sprachpflege zeigten, ja sich selbst bemühten, sinnvolle Sprachpflege zu betreiben. Nur irrten sie in der naiven Annahme, sie könnten Sprachkritiker und Sprachpfleger mit philologischen, sprachhistorischen und systemlinguistischen Argumenten davon überzeugen, dass moralische Argumente fehl am Platze sind. Die Zeit für eine Erklärung der von Sprachkritik und Sprachpflege verteidigten Normen als Mittel der Identitätsbildung großer Sprechergruppen und der weiträumigen Standardisierung von Sprachvarietäten war noch nicht gekommen. Buchmanns zwei „Kernfragen“ sei darum abschließend die noch grundsätzlichere und an die Sprachwissenschaft gerichtete Frage vorangestellt, ob sprachkritische und sprachpflegerische Aktivitäten jemals nennenswert und nachhaltig zu einer Stabilisierung von Sprachgemeinschaften und der diese definierenden Sprachvarietäten beigetragen und damit letztlich die Kommunikation innerhalb großer Sprachgemeinschaften erleichtert haben.

1 Rücksichten: Was war gutes Deutsch?

4 Literatur

- Buchmann, Oskar 1955: Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage. In: Muttersprache 65, 418-426.
- Fiedler, Mark 2005: Sprachkritik am öffentlichen Sprachgebrauch seit 1945. Gesamtüberblick und korpusgestützte Analyse zum „Wörterbuch des Unmenschen“. Tübingen-Lübeck-Marburg.
- Förster, Uwe 1997: Verständnisbringend. Fünfzig Jahre Gesellschaft für deutsche Sprache. In: Der Sprachdienst 41, 12-18.
- Fränzel, W. 1953: Ist Deutsch typisch deutsch und wenn, wieso? In: Muttersprache 63, 133-136.
- Greule, Albrecht/Ahlvers-Liebel, Elisabeth 1986: Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis und Zielsetzung. Darmstadt.
- Handt, Friedrich (Hrsg.) 1964: Deutsch – gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land. Berlin.
- Hensen, Walter 1957: Gedanken über die Aufgaben der Gesellschaft für deutsche Sprache. In: Muttersprache 67, 2-7.
- Heringer, Hans Jürgen (Hrsg.) 1982: Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen.
- Heringer, Hans Jürgen 1982a: Der Streit um die Sprachkritik: Dialog mit Peter von Polenz. In: Heringer (Hrsg.), 161-175.
- Heringer, Hans Jürgen 1982b: Sprachkritik – die Fortsetzung der Politik mit besseren Mitteln. In: Heringer (Hrsg.), 3-34.
- Hillen, Ingrid Selma Johanna 1982: Untersuchungen zu Kontinuität und Wandel der Sprachpflege im Deutschen Reich, in der Bundesrepublik und in der DDR (1885 bis zur Gegenwart). Diss. Bonn.
- Jäger, Siegfried 1968: Die Sprachnorm als Aufgabe von Sprachwissenschaft und Sprachpflege. In: Wirkendes Wort 18, 361-375.
- Jung, Matthias 1995: Amerikanismen, ausländische Wörter, Deutsch in der Welt. Sprachdiskussionen als Bewältigung der Vergangenheit und Gegenwart. In: Stötzel/Wengeler, 245-283.
- Kandler, Günther 1954: Zur Erneuerung der Sprachpflege durch die „angewandte Sprachwissenschaft“. In: Muttersprache 64, 260-271.
- Kandler, Günther 1954a: Umschau. Aus dem sprachwissenschaftlichen Institut der Universität Bonn, Abt. für angewandte Sprachwissenschaft. In: Muttersprache 64, 433-435.
- Klemperer, Viktor 1947: LTI. Notizbuch eines Philologen. Berlin.
- Kolb, Herbert 1960: Der inhumane Akkusativ. In: Zeitschrift für deutsche Wortforschung 16, 168-177.
- Kolde, Gottfried 1976: Sprachberatung: Motive und Interessen der Fragesteller. In: Muttersprache 86, 20-47.
- Korn, Karl 1958: Sprache in der verwalteten Welt. Frankfurt/Main.
- Korn, Karl 1968: Sprachkritik ohne Sprachwissenschaft? In: Moser et al. (Hrsg.), 135-158.
- Möller, Georg 1968: Praktische Stillehre. Leipzig.
- Moser, Hugo et al. (Hrsg.) 1968: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/67. Düsseldorf (= Sprache der Gegenwart. Schriften des Instituts für deutsche Sprache 2).
- Nickisch, Reinhard M.G. 1975: Gutes Deutsch? Kritische Studien zu den maßgeblichen praktischen Stillehren der deutschen Gegenwartssprache. Göttingen.
- Pfalzgraf, Falco 2006: Neopurismus in Deutschland nach der Wende. Frankfurt/Main.

- Polenz, Peter von 1963: Funktionsverben im heutigen Deutsch. Sprache in der rationalisierten Welt. Düsseldorf (= Beihefte zur Zeitschrift Wirkendes Wort 5).
- Polenz, Peter von 1968: Sprachkritik und sprachwissenschaftliche Methodik. In: Moser et al. (Hrsg.), 159-184.
- Polenz, Peter von 1982: Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Heringer (Hrsg.), 70-93.
- Polenz, Peter von 1999: Deutsche Sprachgeschichte III. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin-New York.
- Reiners, Ludwig 1951/1963: Stülfebel. Der sichere Weg zum guten Deutsch. München.
- Roth, Klaus-Hinrich 1998: Positionen der Sprachpflege in historischer Sicht. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erweit. Aufl. hrsg. von Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stephan Sonderegger. 1. Teilbd. Berlin-New York, 383-396.
- Schiewe, Jürgen 1998: Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Simon, Gerd 1982: Zündschnur zum Sprengstoff. Leo Weisgerbers keltologische Forschungen und seine Tätigkeit als Zensuroffizier in Rennes während des 2. Weltkriegs. In: Linguistische Berichte 79, 30-52.
- Simon, Gerd 1986: Hundert Jahre „Muttersprache“. Die Ideen eines Museumsdirektors und ihre Folgen. In: Der Deutschunterricht 38, 83-98.
- Sternberger, Dolf 1963: Maßstäbe der Sprachkritik. In: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt. Heidelberg-Darmstadt, 75-90. Zitiert nach dem Nachdruck in Heringer (Hrsg.), 109-120.
- Sternberger, Dolf/Storz, Gerhard/Süskind, Wilhelm E. (1945ff./1957): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Hamburg. Zitiert nach der dtv-Ausgabe von 1962.
- Storz, Gerhard 1954: Sorge und Sorgfalt. Über die Pflege der deutschen Sprache. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Jahrbuch 1953/54. Heidelberg, 123-134.
- Storz, Gerhard 1957/58: Mißtrauen gegen die Sprache? In: Neue deutsche Hefte 4. Zitiert nach dem Abdruck in Handt (Hrsg.), 114-119.
- Stötzel, Georg/Wengeler, Martin 1995: Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin-New York.
- Süskind, W.E. 1968: Gedanken zur Sprachpflege. In: Moser et al. (Hrsg.), 191-203.
- Tschirch, Fritz 1968: Stehen wir in einer Zeit des Sprachverfalls? In: Moser et al. (Hrsg.), 106-131.
- Weisgerber, Leo 1956: Der Dienst an der Muttersprache. Vortrag bei der Gründungsfeier des Zweiges Wiesbaden am 22.11.1955. In: Muttersprache 66, 1-8.
- Weisgerber, Leo 1956a: Der Wettlauf zwischen Sprachdienst und Sprachverderb. Vortrag bei der 5. Hauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Sprache in Darmstadt. In: Muttersprache 66, 249-262.
- Weisgerber, Leo 1958: Verschiebungen in der sprachlichen Einschätzung von Menschen und Sachen. Köln-Opladen.
- Weisgerber, Leo 1960: Das Fremdwort im Gesamtrahmen der Sprachpflege. In: Muttersprache 70, 1-6.
- Weisgerber, Leo 1963: Sprachpflege und leistungbezogene Sprachbetrachtung. In: Muttersprache 73, 97-104.
- Weisgerber, Leo 1967: Die Sprachgemeinschaft als Ziel der Sprachpflege. Vortrag Bremen 1966. In: Muttersprache 77, 1-13.
- Weisgerber, Leo 1968: Wissenschaft und Sprachpflege. In: Moser et al. (Hrsg.), 204-210.

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

URSULA HIRSCHFELD, BALDUR NEUBER, EBERHARD STOCK

Was ist eine „gute“ Aussprache?

1 Einführung

Unter Aussprache versteht man in der Phonetik das „Erzeugen“ (Artikulieren) von vokalischen und konsonantischen Schallereignissen in Verbindung mit lautübergreifenden (prosodischen) Schallmerkmalen wie Wort- und Wortgruppenakzentuierung, Melodie und Rhythmus – also generell alle Gewohnheiten, die sich in einer sozialen Gruppe für die sprecherische Realisierung sprachlicher Einheiten herausgebildet haben. Die Aussprache ist zugleich ein wichtiges, in der Kommunikation vielfältig wirkendes Persönlichkeitsmerkmal, gewissermaßen eine auditiv wahrnehmbare „Visitenkarte“. Durch die Aussprache werden nicht nur Wörter, Sätze und Texte für andere hörbar gemacht, sondern auch zusätzliche Informationen vermittelt, die aus dem Gesagten oft nicht oder nicht sicher zu entnehmen sind, z. B. über die regionale Herkunft der Sprechenden, über ihre aktuellen Befindlichkeiten und emotionalen Zustände sowie über ihre Einstellung zum Inhalt der Äußerung und zum/zu den Hörenden. Eine gute Aussprache ist eine der Voraussetzungen für wirkungsvolles Kommunizieren; sie verschafft in vielen Situationen soziales Prestige und gilt als Zeichen für Intelligenz und Bildung.

Was aber ist eine „gute“ Aussprache? Diese Frage lässt sich nicht einfach beantworten, denn „die gute Aussprache“ an sich gibt es nicht. In Nachschlagewerken werden zwar Ausspracheregeln (Normen) beschrieben, und für manchen Beruf ist die Beherrschung solcher Regeln, d. h. der Standardaussprache, auch unabdingbar. Im Alltag finden sich jedoch vielfältige Ausspracheformen, die für verschiedene Zwecke gut sind. Eine gute Aussprache muss deshalb zuallererst den Anforderungen an eine bestimmte kommunikative Aufgabe unter bestimmten kommunikativen Bedingungen gerecht werden, sie ist also situationsabhängig.

2 Kriterien für eine „gute“ Aussprache

Ob eine Aussprache gut ist oder nicht, wird von der großen Mehrheit der Sprachbenutzer, quasi den Normalverbrauchern, anders beurteilt

als von Phonetikern, Sprech- und Sprachwissenschaftlern. Wissenschaftler können aus der Sprachgeschichte belegen, dass sich für alle Erscheinungsformen einer Sprache die Dialekte, die Regiolekte (großräumige landschaftsgebundene Umgangssprachen), die Soziolekte (Sprechweisen sozialer Gruppen) und die mündlich verwendete Schrift- oder Standardsprache, in langen Zeiträumen Aussprachegegewohnheiten herausgebildet haben. Diese sind aber nicht starr, sondern sie werden in einem nahezu unmerklichen Wandel den Kommunikationsbedürfnissen in einer sich ständig verändernden Welt angepasst. Solche Aussprachegegewohnheiten werden von den jeweiligen Sprachbenutzern einerseits als „Gebrauchsanweisung“ verinnerlicht, andererseits bestimmen sie für jeden Sprachbenutzer Anforderungen, die in den verschiedenen Situationen an die Aussprache der Kommunikationspartner gestellt werden. Die Wissenschaft spricht von situationsabhängigen Gebrauchs- und Erwartungsnormen, über die alle Kommunizierenden verfügen.

In Bezug auf die Standardsprache werden diese Prozesse durch eine besondere Forschungsrichtung, die Orthoepie (= Rechtlautung, in Anlehnung an die Orthographie/Rechtschreibung) untersucht. Ihr Forschungsfeld ist die *formbewusste Aussprache in der Öffentlichkeit*, vor allem im Funk und Fernsehen sowie auf der Bühne, aber auch in der Schule und Hochschule, in Politik und Wirtschaft. Die Orthoepie geht zunächst davon aus, dass die Aussprache eine Verhaltensweise ist, die sich ein Kind im Sprachlernprozess während seiner Sozialisation aneignet. Im Kontakt mit seinen Bezugspersonen erfährt es dabei, dass es nützlich und für die Verständigung sinnvoll ist, wenn es deren Ausspracheformen übernimmt. Der Gebrauch dieser Formen wird durch häufige Wiederholung zur selbstverständlichen und im Alltag meist automatisch vollzogenen Handlung, die zunächst problemlos als normal, als ausreichend und folglich auch als gut betrachtet wird. Geht aber jemand in die Öffentlichkeit, so betritt er ein Kommunikationsfeld, dessen Sprache und Sprechen von der Sprachgemeinschaft mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet wird und starken gruppendynamischen Zwängen, vor allem strengen Anforderungen und Sanktionen unterliegt. Er wird durch die Umstände veranlasst, sein Sprechen zu problematisieren. Er denkt auch über seine Aussprache nach, vergleicht sich mit anderen und erfährt deren Reaktionen auf sein Sprechen. In schwierigen Fällen sucht er nach den richtigen Formen und greift zu Nachschlagewerken, auch zu einem Aussprachewörterbuch vor allem dann, wenn es um die überregional akzeptierbare Realisierung von fremden Wörtern und Namen geht, denn deren phonetische Formen gelten unter den Gebildeten weithin als besonderer Prüfstein

für sprecherische Kompetenz. Auf diese Weise entwickelt sich ein Formbewusstsein, eine Sensibilität für das, was in der Öffentlichkeit als gute Aussprache akzeptiert wird. Dieser Vorgang gleicht annähernd dem, der sich im Fremdsprachenunterricht bei der meist sehr schwierigen Aneignung fremder phonetischer Formen abspielt.

Die Orthoepie untersucht diese Entwicklung von Formen und von Formbewusstsein. Mittels umfangreicher empirischer Analysen der Aussprachegewohnheiten allgemein akzeptierter Sprecher/-innen erfasst sie deren verinnerlichte Gebrauchs- und Erwartungsnormen und leitet hiervon eine Ausspracheregulierung, eine Kodifizierung ab. Diese hat empfehlenden Charakter und wird als Standardaussprache in Aussprachewörterbüchern beschrieben (s. unter 3). Demzufolge können Wissenschaftler eine Aussprache dann als gut bezeichnen, wenn die mit der Kodifizierung gesetzten Ausspracheregeln eingehalten werden. Anders verhalten sich die theoretisch unbelasteten Sprachbenutzer. Für sie ist eine Aussprache gut, wenn sie nach ihrem Empfinden verständlich, vertraut und situationsangemessen ist, mit anderen Worten: wenn sie ihnen gefällt. Diese Gefallensurteile orientieren sich also weniger an der Einhaltung von Regeln, sondern unmittelbar an der Erfüllung der kommunikativen Aufgaben. Dabei geht es im Einzelnen um Folgendes:

Verständlichkeit – Eine Aussprache gilt als verständlich, wenn ohne Mühe jedes Wort und jede Äußerung erkannt werden kann. Nuschelt der Sprechende, bringt er die Laute undeutlich hervor oder fehlt den Äußerungen eine inhaltlich angemessene rhythmisch-melodische Gestalt, so wird die Aussprache als mangelhaft bewertet. Verstehensprobleme gibt es aber auch, wenn beispielsweise ein Norddeutscher mit dem bairischen Dialekt oder auch nur mit der in Bayern üblichen Umgangssprache konfrontiert wird. Dann fällt das Verstehen schwer und diese Schwierigkeit führt leicht zu negativen Urteilen über die Aussprache.

Vertrautheit – In der Bundesrepublik gibt es mehrere Regionen, in denen in einzelnen Sektoren der Öffentlichkeit, z. B. im Kabarett, ein Dialekt oder eine dialektnahe Aussprache gebraucht wird. Diese Formen dienen als Identifikationsmerkmal und verbinden Künstler und heimisches Publikum. Sie sind vertraut, werden als angenehm empfunden und als gültige Ausdrucksform akzeptiert. Für Fremde aber sind sie fremd, vor allem ungewohnt und rufen schon deshalb leicht Unlustgefühle hervor, so dass die Aussprache nicht oder nur eingeschränkt akzeptiert wird. Vorurteile gegenüber Dialekten oder landschaftsgebundenen Umgangssprachen (Regiolekten) sind weit verbreitet und beeinflussen die Gefallensurteile zur Aussprache. Nach dem Bericht

der Mitteldeutschen Zeitung vom 25.2.1992 (S. 6) erbrachte beispielsweise eine „Repräsentativumfrage“ der Verlagsgruppe Bauer zur emotionalen Bewertung von Regiolekten, dass unter 1000 Personen zwischen 19 und 29 Jahren die Lieblingsdialekte für 35,1% Bairisch, für 14% Berlinerisch und für 13% Kölsch sind. Zum „Weghören“ empfanden die Befragten vor allem Sächsisch (40,7%) und Schwäbisch (18,1%). Zu prüfen ist in solchen Fällen immer, aus welcher Region und welchem Berufsstand die Befragten stammen, in jedem Fall aber stimmt das Ergebnis wegen der darin zum Ausdruck kommenden Aversionen bedenklich, denn prinzipiell müssen alle Dialekte und Regiolekte als gleichwertig und gleichrangig beurteilt werden. Nun ist die angestammte Ausspracheform zwar die vertrauteste, vertraut ist auch, was häufig bzw. regelmäßig gehört und aus verschiedenen Gründen als wichtig, normal oder vorbildlich empfunden wird. Soziophonetische Befragungen, die in den 1990er Jahren an über 1600 Personen (Lehrer, Facharbeiter, Studenten, Lehrlinge) aus dem ganzen Bundesgebiet durchgeführt wurden, haben ergeben, dass die allermeisten Personen die Aussprache der Nachrichtensprecher im Funk und Fernsehen als vertraut empfinden und als gut akzeptieren. Das gilt überdies für alle „nachrichtenfähigen“ Ausspracheformen, auch wenn sie nicht von Nachrichtensprechern stammen (vgl. Stock/Hollmach 1996: 271ff.).

Situationsangemessenheit – Die angeführten soziophonetischen Befragungen haben gezeigt, dass die Anforderungen an die Aussprache von Situation zu Situation verschieden sind. Von Nachrichtensprechern wird tendenziell erwartet, dass die Aussprache dialektneutral bzw. möglichst regiolektfrei ist. Nur dann wird sie einmütig akzeptiert. Diese Beurteilung ist fast unabhängig von der landschaftlichen Herkunft der Befragten. Bei Vertretern anderer Sprecher- bzw. Berufsgruppen wird die Aussprache dagegen auch dann gutgeheißen, wenn die Aussprache mehr oder weniger regiolektal geprägt ist. Aus den Urteilen lässt sich folgende Rangfolge ablesen: Nachrichtensprecher, Moderatoren, Manager, Lehrer, Politiker. Während die Aussprache bei der Vermittlung von Nachrichten am strengsten beurteilt wird, sind die Urteile für andere Kommunikationssituationen milder und für Politiker am großzügigsten; bei ihnen wird noch am ehesten eine deutliche regiolektale Prägung der Aussprache als gut bewertet. Bei der Beurteilung der letzten drei Sprechergruppen hängt das Urteil auch stärker vom Beruf und von der landschaftlichen Herkunft, also praktisch vom Regiolekt der Befragten ab. Trotzdem besteht immer noch eine bemerkenswerte Übereinstimmung im Urteilsverhalten, unabhängig von Herkunft, Alter und Beruf.

3 Standardaussprache(n)

Das Deutsche hat drei nationale Varietäten: die bundesdeutsche, die österreichische und die deutschschweizerische. Jede weist einen eigenen Aussprachestandard mit Substandards und speziellen Registern auf. Aussprachestandards werden in Wörterbüchern und Grammatiken kodifiziert, d. h., sie werden als Systeme von Ausspracheregeln und zusätzlichen Konventionen beschrieben und mit der Transkription meist einfacher, nicht zusammengesetzter Wörter abgebildet. Dabei wurde die Prosodie von Komposita und Wortgruppen meist vernachlässigt (Hirschfeld/Stock 2006). Von den drei nationalen Aussprachestandards ist nur der für das Deutsche in der Bundesrepublik Deutschland kodifiziert worden, Österreich und die Schweiz verfügen bisher nicht über eigenständige Aussprachewörterbücher. Durch die weite Verbreitung der jeweiligen Standardaussprache über die Medien besitzt jedoch jeder Muttersprachler ein zuverlässiges internes Normensystem, so dass er im Normalfall die Aussprache eines Sprechers als dem Standard entsprechend oder nicht entsprechend bewerten kann.

Zum Standard zählen diejenigen als nichtregional bewerteten Ausspracheformen, die Berufssprecher in den Medien sowie Schauspieler auf der Bühne verwenden und die man in der Öffentlichkeit von gebildeten Sprechern erwartet. Die Standardaussprache hat jedoch einen grundsätzlich anderen Status als beispielsweise die Grammatik oder insbesondere die Orthographie. Orthographische Regeln fungieren wie Gesetze, sie sind für das Deutsche von den Regierungen der deutschsprachigen Länder mit einem Abkommen amtlich festgelegt worden und für die Schule und den offiziellen Schriftverkehr verbindlich. Richtig und falsch werden streng unterschieden. Verstöße werden als Fehler vermerkt und mehr oder weniger streng mit Sanktionen belegt. Die Regeln der Standardaussprache haben dagegen empfehlenden Charakter. Es gibt keine regierungsamtlichen Beschlüsse dazu. Regelverstöße werden weniger ernst genommen und sind der Tendenz nach auch weniger auffällig; sie werden weniger sicher erkannt. Dennoch gibt es Sanktionen für Aussprachemängel. Im Funk und Fernsehen z. B. werden solche Sanktionen über die Auswahl der Sprecher, deren Einsatz auf den verschiedenen Sendeplätzen und die Honorierung durchgesetzt.

Im Duden-Aussprachewörterbuch (2005: 34f.) und im Großen Wörterbuch der deutschen Aussprache – GWDA (1982: 13) werden für die Standardaussprache folgende Grundsätze formuliert: Die Standardaussprache wird *für jede Kommunikation* erwartet, in der formbewusst gesprochen werden muss (Nachrichten, Bühne, Vortrag, Schule, Universität). Sie kommt der *Sprechwirklichkeit* nahe, ohne Anspruch auf

vollständige Widerspiegelung der vielfältigen Schattierungen der gesprochenen Sprache zu haben. Sie ist *überregional*, enthält also keine typisch landschaftlichen Ausspracheformen. Sie ist *einheitlich*, Varianten (freie Varianten und Phonemvariation) sind auf ein Mindestmaß beschränkt (Duden-Aussprachewörterbuch 2005: 34) bzw. weisen je nach Sprechsituation eine gewisse Variationsbreite auf (GWDA 1982: 13). Sie ist *schriftnah*, d. h. weitgehend durch das Schriftbild bestimmt. Sie ist *deutlich*, sie unterscheidet die Laute einerseits genauer als die Umgangslautung, andererseits weniger genau als die zu erhöhter Deutlichkeit neigende Bühnenaussprache.

Zwei Aspekte, zu denen es abweichende Auffassungen gibt, sollen hier erwähnt werden:

- a) Neben dem Terminus *Standardaussprache* wird der Begriff *Standardlautung* verwendet, der nicht zu befürworten ist, weil zur Aussprache nicht nur die Realisierung von Vokalen und Konsonanten (die Lautung), sondern auch die Realisierung prosodischer Merkmale wie die Wort-/Wortgruppenakzentuierung, die Gliederung, die Rhythmisierung und die Melodisierung gesprochener Sprache gehören.
- b) Es wird die Meinung vertreten, dass die Standardaussprache regional variiert (vgl. Duden-Grammatik 2005: 51ff.; Ammon 2004: LI). In der Duden-Grammatik findet sich die Aussage, dass es innerhalb der Standardlautung „einen breiten Bereich von insbesondere regionaler Variation“ gibt – „Man hört, woher ein Sprecher stammt“ (2005: 54). Ähnlich definiert Ammon (2004: LI) den Begriff Standardaussprache im „Variantenwörterbuch“ als „national und regional differenzierte Gebrauchsnormen des richtigen Sprechens“ bzw. als „tatsächlichen Gebrauchsstandard professioneller oder geübter Sprecher“. Ammon geht somit ebenfalls von regionalen Aussprachestandards aus. Er schreibt:

„auf der Ebene der Standardaussprache [...] lassen sich [...] mindestens sechs große Regionen unterscheiden, [...] Unterschiede in der Aussprache sind größtenteils bedingt durch die zugrunde liegenden Dialekte, [...] überregionale Hochsprache (Hochlautung) ist weitgehend beschränkt auf Berufssprecher“ (2004: XLVII).

Er nähert sich damit der Auffassung von Werner König, der in den 1980er Jahren „Die Aussprache des Schriftdeutschen“ (1989) in der damaligen Bundesrepublik Deutschland untersucht hat und in einzelnen Orten und Regionen eine teilweise stark variierende Realisierung von Vokalen und Konsonanten feststellte.

Im Gegensatz zu den Definitionen von Standardaussprache in der Duden-Grammatik und bei Ammon sehen wir entsprechend den Festlegungen im GWDA und im Aussprache-Duden (s.o.) Überregionalität und Einheitlichkeit als wesentliche Merkmale an. Der Anwendungsbereich der Standardaussprache ist demnach auch nicht nur – wie bei Ammon (2004) beschrieben – auf Berufssprecher beschränkt, sondern es gilt die öffentliche Kommunikation. Zudem müssen zahlreiche Berufssprecher nicht Standard sprechen, wenn sie auf regionaler Ebene tätig sind.

Da die Standardaussprache, wie wir sie in Wörterbüchern und Lehrwerken finden, auf der Analyse der Aussprache ausgewählter Sprecher in ausgewählten Kommunikationssituationen beruhen sollte, wird eine solide empirische Basis vorausgesetzt. Dazu gehören sowohl soziophonetische als auch phonetische Untersuchungen. Soziophonetische Untersuchungen stellen fest, welche Aussprache in welchen Situationen bzw. unter welchen kommunikativen Bedingungen von der Bevölkerung erwartet, gewünscht oder akzeptiert wird (vgl. Stock/Hollmach 1996; Krech 2002; Bestätigung der Methoden und Ergebnisse durch Jochmann 2000). Phonetische Analysen beschäftigen sich mit ausgewählten Schwerpunkten, bei denen in den letzten Jahrzehnten Veränderungen beobachtet werden konnten, u. a. sind das die R-Laute, die Schwa-Laute (Murmelvokale) nach Plosiven, Frikativen und Nasalen, die Diphthonge, der Vokaleinsatz, die Aspiration der Plosive und die Vokalrealisation in Fremdwörtern. Das Untersuchungsmaterial besteht dabei aus Äußerungen, die in authentischen öffentlichen Situationen mitgeschnitten wurden, und zwar reproduzierten (Nachrichten) und frei gesprochenen Äußerungen (Gespräche in Talkshows).

Wer sich gegenwärtig über die Standardaussprache in Deutschland informieren will, sei auf den Aussprache-Duden verwiesen (Duden-Aussprache 2005). Die 2000 erschienene Siebs-Broschüre ist ein unveränderter Nachdruck der 19. Auflage von 1969 und als Nachschlagewerk inaktuell. Das hallesche „Große Wörterbuch der deutschen Aussprache“ ist seit Jahren vergriffen, das neue hallesche Aussprachewörterbuch erscheint demnächst bei de Gruyter. Die Aussprachedatenbank der ARD (vgl. Heinemann/Sieber 2003) ist nur den Mitarbeitern von Rundfunkanstalten zugänglich, allerdings verwendet die Duden-Rechtschreibung (2006) rund 10.000 Hörbeispiele aus dieser Datenbank.

4 Phonostilistische Aspekte

In Abschnitt 2 war bereits von Substandards und Registern die Rede, dies soll hier näher erläutert werden. Innerhalb der Standardaussprache gibt es unterschiedliche (phono)stilistische Ebenen (vgl. Meinhold

1973). Das „Große Wörterbuch der deutschen Aussprache“ (GWdA 1982) geht von folgenden Sprechsituationen im Bereich der Standardaussprache aus, in denen unterschiedliche Ausspracheformen gebraucht werden:

- Rezitation, feierlicher Vortrag,
- Lesung, Nachrichten, Vortrag,
- sachliche Gespräche,
- Unterhaltungsgespräche.

Nach Rues (2003; 2005) unterscheidet man folgende phonostilistische Ebenen der Standardaussprache der Gegenwart:

Stilebene	Verwendungsbeispiel
gehobene Stilebene	Nachrichten, Sprechen klassischer Dichtung
gehobene Stilebene des Gesprächs	dialogisch gehaltener Vortrag, öffentliches Gespräch
Stilebene des lässigen Gesprächs	familiäres Gespräch

Wesentliche Ursachen haben diese Variationen in nicht oder wenig bewussten Vorstellungsmustern der Sprachbenutzer. Diese orientieren sich v. a. an sozialen Faktoren der jeweiligen Sprechsituation. Das bedeutet z. B., dass Muttersprachler normalerweise in der Lage sind, sich in verschiedenen sozialen Rollen (z. B. als Vortragende oder als Familienangehörige) unterschiedlich zu äußern. Dies spiegelt sich jedoch nicht nur in der Wortwahl und der grammatikalischen Gestaltung, sondern auch in der Aussprache bzw. den sprecherischen Mitteln insgesamt wider. Es gibt hierbei zahlreiche Variationsmöglichkeiten der Artikulation und der Prosodie. Für die Phonostilistik des Deutschen sind vor allem folgende artikulatorische Erscheinungen (zu den prosodischen Merkmalen vgl. unter 5) wesentlich:

- Reduktionen und Elisionen, d. h. Schwächung bzw. Auslassung von Lauten,
- Assimilationen, d. h. Angleichung/Verschmelzung mehrerer Laute,
- Lenisierung, d. h. Schwächung der Geräuschbildung bei Geräuschkonsonanten,
- Frikatisierung, d. h. Umwandlung von Explosivlauten in Reibelaute,
- phonetische Ellipsen (Auslassungen, Verkürzungen, Beispiel s. u.).

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

So ändert sich die Aussprache in verschiedenen Situationen (vom sehr deutlichen gespannten Sprechen bis hin zum lässigen, lockeren Unterhaltungsgespräch) bei sog. Formwörtern sehr stark, wie die folgenden Beispiele zeigen:

<i>eben</i>	<i>ˈe:bən</i>	<i>ˈe:bm̩</i>	<i>ebm̩</i>	<i>em</i>
<i>mal</i>	<i>ma:l</i>	<i>ma:</i>	<i>m̩a</i>	<i>mə</i>
<i>schon</i>	<i>ʃo:n</i>	<i>ʃo-n</i>	<i>ʃon</i>	<i>ʃən</i>

Unterschiedliche Sprechsituationen bestimmen somit die Aussprache bzw. umgekehrt werden sie u. a. durch die phonetische Form beeinflusst und konstituiert. Als Beispiele seien zwei polare Gegensätze angeführt: die manuskriptgestützte Festrede (gehobene Stilebene) und ein Smalltalk unter Kollegen (Stilebene des lässigen Gesprächs).

- In einer angemessen gesprochenen Festrede ist das Sprechtempo relativ niedrig, die Sprechspannung sehr hoch und das Akzentprofil tritt deutlich hervor. Es treten weniger Reduzierungen (Lautausfälle) und Assimilationen (Lautangleichungen) auf als in den anderen Stilebenen. Phonetische Ellipsen (alltagstypische phonetische Minimalformen wie in *Tach!* statt *Guten Tag!*) kommen praktisch nicht vor. Der Sprecher „markiert“ durch die Spezifika seiner Artikulation den hohen Offizialitätsgrad der Sprechsituation und verleiht seinen Äußerungen Gewicht.
- Im Smalltalk ist das Sprechtempo relativ hoch, die Sprechspannung eher niedrig und die Akzentuierung weniger profiliert. Es kommt zu zahlreichen Reduktionen, Assimilationen (Lautangleichungen) und zu phonetischen Ellipsen. Durch seine Artikulationsweise unterstreicht der Sprecher den privaten Rahmen sowie den persönlichen und zwanglosen Charakter des Gesprächs. Er wird zudem erwarten, dass sein Gegenüber sich in ähnlicher Weise verhält; eine der gehobenen Stilebene entsprechende Artikulation würde große Distanz, wahrscheinlich sogar Manieriertheit nahelegen. Im Verlauf einer solchen Kommunikation kommt es entweder zu „Reparaturversuchen“ oder zur baldigen Gesprächsbeendigung.

Über lange Zeit hinweg hat sich in der Phonetik mühsam die Erkenntnis durchgesetzt, dass es sich bei diesen Erscheinungen nicht um eine nachlässige und somit „schlechte“ Aussprache handelt. Inzwischen weiß man, dass phonostilistische Variationen als situationsangemessen-

ne Ausspracheformen unbedingt zur Sprecherkompetenz gehören und u. a. folgende Funktionen ausüben:

- Markierung der aktuellen sozialen Rolle,
- Identifikation der Zugehörigkeit zu einer Sprechergemeinschaft,
- sprechsituative Angemessenheit.

5 Prosodische Aspekte

Neben den artikulatorischen Eigenschaften konstituiert auch die Prosodie erheblich die Rezeptionseindrücke der gesprochenen Sprache. Verantwortlich hierfür sind hauptsächlich die Sprechtonhöhe und die Tonhöhenvariation, die Schallintensität (Lautstärke) und ihre Schwankungen, das Sprechtempo und die Tempovariation (Agogik), die Pausierung, der Stimmklang sowie die Komplexerscheinungen Akzentuierung und Rhythmus. Alle genannten Parameter treten in der natürlichen gesprochenen Sprache immer in Kombination auf.

Die prosodischen Merkmale geben deutlicher als Merkmale der Vokal- und Konsonantenartikulation Auskunft über die sprechende Person (z. B. Alter, Geschlecht, regionale Herkunft), sie gliedern den Redefluss in Einheiten, die bei adäquater Realisation erheblich zur Verbesserung der Rezeptions- und Behaltensleistung beitragen (vgl. Neuber 2002), sie verdeutlichen das Gemeinte (z. B. durch Ironie, Nachdruck, Sachlichkeit), sie vereindeutigen semantische Zweifelsfälle und verhindern Ambiguität (z. B. *Es heißt hier Mütgift, nicht mit /PAUSE/ Gift.*). Schließlich signalisieren sie – gemeinsam mit artikulatorischen Merkmalen – Emotionen, wie z. B. Freude, Wut oder Verzweiflung (vgl. Kramich 2003).

Sprecher mit deutlich erkennbaren regionalen prosodischen Merkmalen (wie z. B. des Schwäbischen oder Sächsischen) erzielen bei Kommunikationspartnern mit gleichen bzw. ähnlichen Merkmalen tendenziell Vertrautheit und Zugehörigkeitsempfinden. Die Prosodie wirkt hier wie ein nahezu fälschungssicherer „Pass“, der die regionale Gruppenzugehörigkeit oder auch die Fremdheit signalisiert. Muttersprachler haben eine hohe Sensibilität für die entsprechenden phonetischen Merkmale, ohne dass sie sich ihrer im Einzelnen bewusst werden müssen. Umgekehrt kann das Aufeinandertreffen von Gesprächspartnern mit prosodischen Merkmalen unterschiedlicher Regionen Ressentiments und Aversionen auslösen (s. auch unter 2).

Sprecher mit standardnaher Prosodie sind hinsichtlich ihrer regionalen Zugehörigkeit nicht bzw. schwer zuzuordnen. Eine solche überregionale prosodische Gestaltung wird in vielen Situationen akzeptiert

und in der Regel sogar erwartet, nicht nur in der „Sprechkunst“ (Theater, Film, Hörspiel usw.), sondern auch in verschiedenen öffentlichen und halböffentlichen Sprechsituationen (Lehrtätigkeit an Schulen und Hochschulen, Konferenzen usw.) und in den elektronischen Medien (Nachrichten, Moderationen usw. zur überregionalen Ausstrahlung). Ausnahmen bilden Sprechsituationen, in denen Regionalität aus sozialen Gründen „konstituiert“ werden soll, z. B. bei Auftritten eines Regionalpolitikers vor seinen Wählern, im informellen Gespräch zwischen Menschen gleicher regionaler Herkunft oder in regionalen Hörfunk- und Fernsehsendungen.

Tendenziell genießt standardnahe Prosodie – analog zur Standardartikulation – ein hohes Sozialprestige. So erwarten auch phonetisch ungeschulte Sprecher, dass z. B. Lehrer, Professoren oder auch Mediensprecher in überregionalen Sendern standardnahe prosodische Merkmale aufweisen.

Unabhängig von diesem Aspekt signalisieren wir mit prosodischen Merkmalen Emotionalität und Einstellungen gegenüber den Kommunikationspartnern und dem Gesagten – natürlich auch im standardnahen Sprechen. Eine „neutrale“ Prosodie gibt es praktisch nicht. Wichtig ist hier vor allem die situative Angemessenheit des Einsatzes prosodischer Mittel. Ein empfindliches und komplexes System internalisierter Muster signalisiert uns, ob der Gesprächspartner den „guten Ton“ wahrt, oder ob er vielleicht gerade „aus der Rolle fällt“. Auch hier gilt, dass die entsprechenden Bewertungen und Zuordnungen meist wenig bewusst erfolgen. Gut erkennbar wird dieses System bei Störungen. So wirken z. B. deutsch sprechende Russen durch den Transfer ihrer muttersprachlichen prosodischen Merkmale – u. a. sind das hohe Melodieverläufe und große melodische Intervalle – oftmals erregt bis gereizt, obwohl sie eigentlich Sachlichkeit signalisieren wollen. Umgekehrt wirkt der Sprechfluss von Finnen auf Deutsche eher behäbig und phlegmatisch, und das hauptsächlich, weil ihre Muttersprache andere temporale Strukturen im Gespräch verlangt. Gemeinsam mit phonostilistischen Abweichungen (s. auch unter 4) sind prosodische Irregularitäten häufig die schwierigsten Klippen für das Erlernen einer fremden Sprache, und der Muttersprachler erkennt an diesen Merkmalen auch bei fortgeschrittenen Lernern oftmals sofort die Nicht-Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft.

6 Aussprachevielfalt

Im Alltag begegnet man einem breiten Spektrum an Ausspracheformen, die vor allem an die Sprachverarbeitung unterschiedliche Ansprüche stellen. Diese Aussprachevielfalt lässt sich wie folgt klassifizieren:

individuell – Jeder Mensch spricht mit „seiner“ Aussprache, ist durch sie identifizierbar. Sie ist abhängig von anatomisch-physiologischen Voraussetzungen, von sprachlichen Vorbildern, von der sprachlich-regionalen und sozialen Herkunft, vom Bildungsstand und vom eigenen Anspruch an die Aussprache. Auch Sprecher mit Standardaussprache unterscheiden sich in qualitativen und quantitativen Aussprachemerkmalen, ohne dass sie dadurch regional verortet werden könnten. Das Individuum kann mit seiner Aussprache auch bestimmten Alters-, Geschlechts- und Berufsgruppen mit ihren spezifischen Sprechweisen zugeordnet werden (Gruppenvarianten).

regional – Besonders auffällig sind regionale bzw. dialektale Formen, die für Ungeübte teilweise schwer verständlich sind. Wer in Deutschland, Österreich oder in der Schweiz unterwegs ist, Filme, Radio- und Fernsehsendungen aus den drei Ländern konsumiert oder sich mit Deutschen, Österreichern und Schweizern unterhält, bemerkt die Vielfalt in der Aussprache sofort.

historisch – Alte Tondokumente (Filme, Ton- und Ton-Bild-Aufzeichnungen verschiedenster Art), die ständig in den Medien oder im Internet präsent sind, zeigen, dass sich auch Aussprachemerkmale mit der Zeit und teilweise erheblich verändern. Hier lassen sich besondere, veraltete Realisierungen von Vokalen und Konsonanten (auffällig die R-Aussprache) und auch Besonderheiten in der Melodieführung und in der Sprechspannung feststellen.

situativ – Je nach Situation – dazu gehören die Sprechabsicht oder Intention, der Äußerungsinhalt, der/die Hörer, die Raumbedingungen usw. – wird die Aussprache angepasst und angemessen verwendet (vgl. unter 4).

emotional – Emotionale Sprechweisen, z. B. Freude, Ärger, Neugier, Überraschung zeigen im Vergleich zur sachlichen Sprechweise veränderte Aussprachemerkmale, auffällig ist vor allem die prosodische Gestaltung, durch die spezifischen Sprechspannungen ändert sich aber auch die Realisierung von Vokalen und Konsonanten.

gesungen – Gesungene Sprache zeichnet sich gegenüber der gesprochenen durch zum Teil starke Veränderungen, insbesondere in Akzentuierung, Rhythmisierung und Vokaldauer aus. Je nach Genre – vom Kinderlied über Sprechgesang und Rap bis hin zum Kunstlied und zur Arie – kann dadurch die Verständlichkeit eingeschränkt oder verhindert werden.

„fremde Akzente“ – Deutschlernende bringen in der Regel Merkmale ihrer Muttersprache oder früher gelernter Fremdsprachen mit, Deutsch wird also auch mit türkischem, russischen oder französischen Akzent gesprochen. Manche Prominente vermarkten ihren „Akzent“

(Sänger, Moderatoren, Kabarettisten, aber auch Schriftsteller wie Wladimir Kaminer bei Lesungen).

Abschließend sei darauf hingewiesen, dass unsere Fähigkeiten zur Wahrnehmung, Verarbeitung und Bewertung einer solchen Vielzahl von Aussprachevarianten weit über unsere Fähigkeiten zu ihrer produktiven Hervorbringung hinausreichen. Nur wenige Personen sind z. B. in der Lage, andere perfekt nachzuahmen oder verschiedene Dialekte ortstreu auszusprechen.

7 Empfehlungen für eine gute Aussprache

Im Alltag besteht gute Aussprache v. a. in der Erfüllung der „Norm der Unauffälligkeit“. Hierzu gehört situativ angemessene Artikulation und Prosodie. Die Aussprache soll die Kommunikativität – gemeinsam mit den anderen sprachlichen und außersprachlichen Kommunikationsmitteln – unterstützen und eine jeweils passende und produktive Gesprächs- bzw. Redeatmosphäre schaffen. „Gute Aussprache“ im Sinne der Beherrschung der jeweils angemessenen Varietät der gesprochenen Sprache trägt erheblich zu störungsfreier Kommunikation und positiver Kommunikationsatmosphäre bei und hilft in beträchtlichem Maße, „gute“ Gespräche führen und „gute“ Reden halten zu können.

Für professionelle Sprecher (insbes. Lehrer, Hochschullehrer, Sprecher in den Medien und Personen des öffentlichen Lebens) empfiehlt sich unbedingt eine situationsgerechte Verwendung der Standardaussprache, die ggf. als zusätzliche Varietät zum Dialekt bzw. zur regionalen Umgangssprache erworben werden kann. Im Gegensatz zu landläufigen Meinungen geht es dabei niemals darum, sich einen Dialekt „abzugewöhnen“. Tatsächlich ist die Fähigkeit zum „Codeswitching“, d. h. zum flexiblen Einsatz der jeweils passenden Varietät, das erklärte Lehr- und Lernziel. Erreichbar wird dies v. a. durch:

- eine detaillierte Bewusstmachung der hier beschriebenen phonetischen Erscheinungen,
- ein gezieltes Hör- und Aussprachetraining sowie
- eine professionelle Anleitung durch Sprechwissenschaftler bzw. Sprecherzieher.

Wichtige Hilfen bieten zudem einschlägige Aussprachewörterbücher und elektronische Lehrmaterialien.

Im Zweifelsfall ist die Standardaussprache immer die „richtige“ Varietät.

7 Literatur

- Ammon, Ulrich u. a. 2004: Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardausprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin.
- Duden 2005: Band 6. Aussprachewörterbuch. Bearb. von M. Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. 6. Aufl. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Duden Band 2005: Band 4. Die Grammatik. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. 7., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Duden Band 2006: Band 1. Die deutsche Rechtschreibung. Hrsg. v. d. Dudenredaktion. 24., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig 1982.
- Heinemann, Roland/Sieber, Wolfgang 2003: Sprechen und Verstehen von Fremdwörtern in Radio- und Fernsehprogrammen. Zum methodischen Ansatz der Aussprache-Datenbank der ARD. In: Lutz Ch. Anders/Ursula Hirschfeld (Hrsg.): Sprachsprachliche Kommunikation. Probleme, Konflikte, Störungen. Frankfurt/Main, 53-160 (= Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik 12).
- Hirschfeld, Ursula/Stock, Eberhard 2006: Zur Praktikabilität orthoepischer Nachschlagewerke des Deutschen. In: Katja Himstedt/ I Mogharbel, Christliebe (Hrsg.): Phonetik und Nordistik. Festschrift für Magnús Pétursson zum 65. Geburtstag. Frankfurt/Main, 49-66 (= Forum Phonetikum 73).
- Jochmann, Tanja 2000: Zur Einschätzung soziophonetischer Befragungen. Kontrolluntersuchung zu einem geplanten gesamtdeutschen Aussprachewörterbuch. Aachen (Diss.).
- König, Werner 1989: Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning.
- Kranich, Wieland 2003: Phonetische Untersuchungen zur Prosodie emotionaler Sprechausdrucksweisen. Frankfurt/Main (= Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik 11).
- Krech, Eva-Maria 2002: Neukodifizierung der deutschen Standardausprache. Zur Orthoepieforschung an der Universität Halle. In: Angelika Braun/Herbert R. Masthoff (Hrsg.): Phonetics and its Applications. Wiesbaden, 506-515.
- Meinhold, Gottfried 1973: Deutsche Standardausprache. Lautschwächungen und Formstufen. Wiss. Beiträge der Univ. Jena.
- Neuber, Baldur 2002: Prosodische Formen in Funktion. Frankfurt/Main (= Hallesche Schriften zur Sprechwissenschaft und Phonetik 7).
- Repräsentativumfrage der Verlagsgruppe Bauer zur Bewertung von Dialekten. In: Mitteldeutsche Zeitung vom 25.02.1992, 6.
- Rues, Beate 1993: Lautung im Gespräch. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. Frankfurt/Main (= Forum Phonetikum 53).
- Rues, Beate 2005: Varietäten und Variation in der deutschen Aussprache. In: Deutsch als Fremdsprache 42, 4, 232-237.
- Siebs 2000: Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Hrsg. v. Helmut de Boor/Hugo Moser/Christian Winkler. Berlin. (entspr. der 19. Aufl. 1969).
- Stock, Bernhard/Hollmach, Uwe 1996: Akzeptanzuntersuchungen zur deutschen Standardausprache. In: Zdena Palková (Hrsg.): Charisteria viro doctissimo Premysl Janota oblata. Phonetica Pragensia IX. Prag, 271-282 (=Acta Universitas Carolinae, Philologica 1).

Was ist gutes Deutsch im Bereich der Wortbildung?

1 Einleitung

Die Frage, was gutes Deutsch im Bereich der Wortbildung ist, soll hier nicht dazu verleiten, eifertig nach vermeintlichen „Wortbildungsfehlern“ in konkreten sprachlichen Äußerungen Ausschau zu halten, um diese „Fehler“ dann sogleich – nach welchen Kriterien auch immer – zu „berichtigen“. Denn auf diese Art und Weise liefe die Verfasserin wohl sehr schnell Gefahr, die eingangs gestellte Frage zur „Gretchenfrage nach den Normen“ (Habscheid 2003: 9) der deutschen Wortbildung zu diskreditieren bzw. das „Problem der ‚Relativität‘ von Normen“ (ebd.: 10) zu verkennen. Zugleich bedeutete eine derartige Herangehensweise an diese Fragestellung, „de[n] allgegenwärtige[n] Sprachwandel“ (Keller 2006: 195) unberücksichtigt zu lassen. Und das soll so weit wie möglich vermieden werden. Deshalb wird im Folgenden auf sprachtheoretische Ausgangspositionen, die mit potentiellen Antworten auf die gestellte Frage Hand in Hand gehen, aufmerksam gemacht, um deren Konsequenzen hinsichtlich sprachkritischer Bewertungen von Neuwortbildungen verdeutlichen und abwägen zu können. In diesem Sinne sollen zunächst zwei traditionell in der Wortbildungslehre favorisierte Sprachkonzepte in den Blick genommen werden, bevor von einem kulturwissenschaftlich begründeten sprachtheoretischen Ansatz aus versucht wird, auf die Frage, was gutes Deutsch im Bereich der Wortbildung ist, zu antworten.

2 Eine Argumentation aus der „klassischen“ Sprachsystem- bzw. -kompetenzperspektive

Sowohl das strukturalistische wie auch das kognitivistische Sprachkonzept unterscheiden grundsätzlich zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch bzw. zwischen sprachlicher Kompetenz und sprachlicher Performanz. Beide Konzepte betrachten dabei jeweils abstrakte sprachliche Muster oder Modelle, die die Einheiten des Systems bzw. der Kompetenz bilden, als primär. Mit anderen Worten: Der Sprachgebrauch bzw. die sprachliche Performanz sind hier lediglich als Derivat zum Sprachsystem bzw. zur sprachlichen Kompetenz konzipiert. Insofern sollte bezogen auf diese beiden sprachtheoretischen Ansätze einsichtig sein, dass letztendlich das System bzw. die Kompetenz die „Grenzen“ des Gebrauchs bzw. der Performanz vorgeben. Die Frage, was gute Sprache

ist, kann bei Bezugnahme auf diese sprachtheoretischen Ausgangspositionen demzufolge auch nur verstanden werden als die Frage danach, was guter mündlicher oder schriftlicher Sprachgebrauch ist. Und eine Antwort auf diese Frage ist dann immer nur im Rahmen der durch das System bzw. die Kompetenz gegebenen sprachlichen Möglichkeiten zu verorten. Auf diese theoretischen Axiome nimmt nun eine „systembezogene“ Sprachkritik Bezug. Jochen A. Bär schätzt in diesem Zusammenhang hinsichtlich des hier zu diskutierenden Problems ein: „Seitens der Sprachpflege wird das Faszinosum – [Sprachsystem' – K. S.] – in der Regel zugleich als Verpflichtung aufgefasst: Wörter, die hinsichtlich ihrer Aussprache, Schreibung, Bildung oder Flexion den analogen Sprachstrukturen widersprechen, werden kritisiert“ (Bär 2002: 151). Das bedeutet in Bezug auf die Wortneubildung im Einzelnen:

Innerhalb des strukturalistischen und des kognitivistischen Sprachkonzepts, vor allem Chomsky'scher Prägung, wird unter Wortbildung die Generierung neuer Wörter aus bereits vorhandenen Mitteln eines sprachlichen Systems bei Bezugnahme auf die in diesem System gegebenen Wort-Erzeugungsmodelle/-Bildungsregeln verstanden. Traditionell sieht sich von daher die (morphologische) Wortbildungslehre auch als eine linguistische Teildisziplin, die sprachliche Einheiten und Wortbildungsprozesse im Lexikon, dem Wortschatz der Sprache (als System) untersucht.¹ Eine „systembezogene“ Sprachkritik kann deshalb eine Wortbildungskonstruktion wie z. B. *unkaputtbar*², die die Regeln der deutschen Gegenwartssprache gleich mehrfach unterläuft, nur als schlechtes Deutsch evaluieren. Denn zum einen gibt es morphologische Restriktionen (vgl. Naumann 2000: 32f.; Stepanowa/Fleischer 1985: 80f.) bzw. strukturelle und semantische Beschränkungen (vgl. Fleischer 1976: 290), die dazu führen, dass Kombinationen aus dem Präfix *un-* und Adjektiven, „die mehrere geläufige Antonyme haben“ (ebd.) – vgl. *kaputt* – *ganz*; *kaputt* – *ausgeruht* – oder „deren Bedeutung sich auf negativ bewertete Eigenschaften bezieht“ (ebd.) – vgl. *kaputt* im Sinne von 'defekt', 'nicht funktionstüchtig' –, eher vermieden werden. Und zum anderen ist *kaputt* kein verbaler Stamm und kann deshalb nicht regelhaft zusammen mit dem Suffix *-bar* ein neues Wort konstituieren. Das System der deutschen Gegenwartssprache, das Faszinosum der Sprachpflege, wie Bär es nennt, „kennt“ lediglich ein Wortbildungsmodell, das das Suffix *-bar* an – meist transitive – verbale

¹ Insofern muss eine konsequent lexikalistische Wortbildungslehre Wortbildungsmuster als Bausteine des Lexikons einer Sprache verstehen. Vgl. dazu u. a. Motsch (2004), Eisenberg (1998), Erben (1993), Fleischer (1976).

² Das Wort *unkaputtbar* erregte seinerzeit in Texten, die für die neu in den Handel eingeführte 1,5-Liter fassende Getränkeflasche warben, Aufsehen.

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

Stämme und Stammgruppen wie *les-*, *merk-*, *wasch-*, *schieb-*, *abseh-*, *versteh-* usw., aber eben auch z. B. *brenn-*, andocken lässt. Insofern könnte der werbesprachliche Neologismus *unkaputtbar* seine Beurteilung als schlechte Wortbildung selbst dann nicht verlieren, wenn dieses Wort standardsprachlich gebräuchlich wäre³ oder analog zu dessen Bildung weitere Wörter konstruiert worden wären – vgl. z. B. das Wort *unplattbar* als diesbezüglicher Neologismus etwa in einem Text, der für Fahrradreifen wirbt. Erst wenn das deutsche Sprachsystem eine entsprechende Wortbildungsregel, Adjektivstamm plus Suffix *-bar*, ausgeprägt hätte und damit das Wort *unkaputtbar* als regelhafte Konstruktion sozusagen legitimiert wäre, könnte, ja müsste sich seine sprachkritische Bewertung zum Positiven ändern. Es folgt also mit einiger Stringenz aus der sprachpflegerischen Bezugnahme auf die beiden knapp erläuterten theoretischen Konzepte, dass nicht-regelhafte Wortbildungen schlechte Wortbildungen sind.

Leider wird nun zumeist nicht in ähnlicher Konsequenz von den Vertretern dieser Art von Sprachkritik geschlussfolgert, dass alle regelhaften Wortkonstruktionen – usuelle ebenso wie vorhersagbare – gute Wörter sind. Oftmals erklären sie ganz generell, „unübliche[n] [oder auch für unüblich gehaltene(n)] Wortgebrauch [...] – [zum – K. S.] – Gegenstand der Kritik“ (Bär 2002: 153). Insofern dürften etwa Neubildungen wie *Auswärtsfanverbot*⁴, *Werkstückler*⁵, *kennerschaftlich*⁶, *dünn-*

³ Elke Donalis meint, dass das Wort *unkaputtbar* inzwischen im Sprachgebrauch weitgehend etabliert sei und führt mehrere Belegbeispiele aus der Presse an (vgl. Sprachreport 2003/1: 31).

⁴ Vgl. Lemnitzer: wortwarte.de (08.02.07). Diese Wortneubildung ist zumindest für Menschen, die sich z. B. nicht für Fußball interessieren, auffällig und damit ungewöhnlich. Und Schwierigkeiten, die unmittelbaren Konstituenten des Wortes eindeutig zu bestimmen – *auswärts* und *Fanverbot* oder *Auswärtsfan* und *Verbot* –, dürfte nicht nur derjenige haben, der nicht über ein entsprechendes Sachwissen verfügt. Damit sind im gegebenen Zusammenhang bereits Argumente für eine eventuelle sprachkritische Evaluation als schlechtes Wort expliziert.

⁵ Vgl. ebd., 19.02.07. Die traditionelle Wortbildungslehre charakterisiert das Suffix *-ler* in der Regel wie folgt: „Die Derivate sind fast ausschließlich Personenbezeichnungen (nach Beruf oder sonstiger Tätigkeit [...]), daneben in einigen Fällen auch Pflanzen- oder Tierbezeichnungen“ (Fleischer 1976: 145). „Charakteristisch ist außerdem, dass das Suffix eine pejorative Färbung ausdrücken kann“ (Lohde 2006: 99; vgl. auch Fleischer 1976: 45). Insofern muss das Neuwort *Werkstückler* im Besonderen semantisch auffällig erscheinen, denn seine Interpretation als Berufsbezeichnung ist aus der Perspektive der Gegenwartssprache nicht möglich.

⁶ Vgl. Call for Papers (23.02.07): „Vergleichendes Sehen in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts“, S. 1. Die Auffälligkeit des Wortes ergibt sich wohl aus seiner unmittelbaren Ableitungsbasis *Kennerschaft*. Das Substantiv dürfte ein weniger häufig gebrauchtes Wort sein. Zwar wird es in verschiedenen Lexika des Dudenverlages aufgeführt, doch ist es beispielsweise im Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache von 1984 nicht erwähnt.

*lich*⁷ oder *verpartnern/verpartnert*⁸, obwohl sie alle regelhaft gebildet sind, von ihnen als mehr oder weniger schlechte Wörter bewertet werden. Eine derartige Beurteilung reflektiert aber lediglich die Erwartungshaltung, die Normauffassung der Evaluierenden zur deutschen Wortbildung und ahndet die – zugegebenermaßen graduell unterschiedliche – Expressivität, Auffälligkeit der genannten Wortexemplare. In jedem Falle bleibt bei einer derartigen Bewertung nicht nur das Kriterium der regelhaften Wortbildung auf der Strecke, sondern auch solche Kriterien, wie z. B. die Identität des jeweils Sprechenden, der Kommunikationsbereich oder der Sprechakttyp, in dem die Wörter vorkommen, also Kriterien, die auf den Wortgebrauch abheben. Und das erweist sich als wenig überzeugend. Warum sollten die angegebenen Wortbeispiele schlechtes Deutsch in ihren Kontexten sein? Sie erfüllen offenbar innerhalb der sprachlich-kommunikativen Prozesse, in denen sie nachzuweisen sind, ganz spezifische Funktionen, und diese wiederum können von den jeweils sprachlich Interagierenden in der Regel ohne Schwierigkeiten erkannt werden. Doch halten wir fest:

Für eine linguistische Sprachkritik, die sich auf die Differenzierung von Sprachsystem bzw. Sprachkompetenz einerseits und Sprachgebrauch bzw. sprachlicher Performanz andererseits beruft, ist es letztendlich unvermeidbar, auf Systemregeln zu applizieren, um Wortbildungskonstruktionen zu beurteilen. Diese system- bzw. kompetenzbe-

⁷ Introspektion zum eigenen mündlichen Sprachgebrauch. Deadjektivische *-lich*-Ableitungen „drücken eine gewisse Abschwächung aus, das Objekt, auf das sie sich beziehen, hat die angegebene Eigenschaft nicht im vollen Maße“ (Fleischer 1976: 272; vgl. auch Lohde 2006: 190). Die korrekte Ableitung zu *dünn* ist aber kaum gebräuchlich und entspricht somit der Erwartungshaltung der sprachlich Interagierenden in Bezug auf die entsprechende Wortbildungsregel eher marginal.

⁸ Vgl. Unwörter des Jahres 2005 (<http://homepage.univie.ac.at/goetz.fischer/woerterundunwoerter.htm> – Zugriff am 21.02.2007). Als Unwort ist hier das Partizip *verpartnert* aufgelistet. Zur Wortbildungskonstruktion: *verpartnern* wird entweder als „sog. Präfixkonversion“ (Lohde 2006: 49) oder als desubstantivische Präfigierung (vgl. Barz 2005: 700) beschrieben und stellt eine regelhafte Wortbildung analog zu Verben wie *verarzten* und *vernetzen* dar. Die Generierung geht von der substantivischen Basis *Partner* aus und erfolgt durch Kombination mit dem Verbalpräfix *ver-*. Je nachdem, ob Verbalpräfixen generell die Eigenschaft zuerkannt wird oder nicht, Stämme und Stammgruppen in eine andere Wortart zu überführen, fällt die Charakterisierung des Wortbildungstyps aus. Bei Präfixkonversion wird angenommen, dass das Verbalpräfix jeweils nur an verbale Basen andocken kann und deshalb in einem ersten Schritt des Worterzeugungsprozesses zunächst die Umkategorisierung von *Partner* in die verbale Basis *partner* erfolgen muss, bevor diese dann mit *ver-* kombiniert werden kann. So oder so, unter dem Aspekt der Wortbildung ist *verpartnern* also kein Unwort. Zum Partizip *verpartnert* vgl. Eschenlohr (1999: 133).

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

zogenen Wortbildungsregeln werden für „objektiv“ gehalten, was sie geradezu prädestiniert erscheinen lassen muss, als „neutrale“ Maßstäbe für normsetzende Sprachgebrauchsempfehlungen zu dienen. Letztlich wird also zwischen System- und Normverstößen unterschieden, jedoch meist ohne das Problem der Entstehung oder des Wandels sowohl der sprachlichen Gebrauchsnormen als auch der Sprachsystemregeln zu thematisieren bzw. ohne den Zusammenhang von Regeln und Normen im Einzelnen zu diskutieren. Darüber hinaus ergibt sich noch ein weiteres Problem: Würden nämlich die sprachlich Interagierenden tatsächlich die auf die geschilderte Art und Weise zustande gekommenen normativen Wortbildungsempfehlungen stets und ständig befolgen, wären Phänomene wie das zufällige Auslösen eines nicht mehr produktiven Wortbildungsmusters, die Erzeugung neuer regelhafter Muster oder auch die Konstruktion nicht-regelhafter Wortexemplare schlichtweg unmöglich (vgl. Krott 2004: 82). Das wäre insofern ein großer Verlust, als derartige „Verstöße“ gegen Wortbildungsmuster und -normen „Vorstöße zur Ausweitung der normalen Ausdrucksmöglichkeiten sein [können]“ (Erben 1993: 54), denn „die entsprechenden Wörter werden meist bewusst geprägt und sind außerordentlich expressiv“ (Barz 2005, 654). Traditionell wird in diesem Zusammenhang deshalb von expressiver Wortbildung (vgl. Fleischer/Michel 1993: 134ff.) bzw. von der Wortbildung als einem stilistischen Mittel gesprochen (vgl. bereits Leo Spitzer 1910, aber z. B. auch Erben 1993: 55). Unter diesem Gesichtspunkt wäre es also eher wünschenswert, die Sprechenden würden die sprachkritischen Empfehlungen der beschriebenen Art gerade nicht be-, sondern besser missachten, eben um innovative Wortbildungen nicht von vornherein zu verunmöglichen.⁹

3 Eine Antwort aus der Performanzperspektive

Im Folgenden soll nun versucht werden, die Frage nach gutem Deutsch in der Wortbildung unter Bezugnahme auf eine andere sprachtheoretische Grundprämisse zu diskutieren. Diese ist dem aktuellen kulturwissenschaftlichen Konzept der verkörperten Sprache (vgl. u. a. Krämer 2002) geschuldet, das insofern eine Neuorientierung – nicht nur in der Linguistik – darstellt, als Sprache nicht mehr im Sinne der beschriebenen Dichotomie erklärt wird, sondern allein gefasst ist „als der bipolar

⁹ *Verunmöglichen* ist eine regelhafte Wortbildungskonstruktion. Der Duden (2006) vermerkt dazu, dass das Wort besonders im Schweizerischen für *verhindern* bzw. *vereiteln* genutzt wird. Daraus ließe sich vielleicht schlussfolgern, dass *verunmöglichen* im gegebenen – nicht schweizerischen – Kontext auffällig sein müsse, aber eben nicht, dass es eine schlechte Wortbildung sei.

strukturierte Vollzug eines Ereignisses und seiner Wahrnehmung, [...] [als – K. S.] ein ‚in Szene gesetztes‘ Geschehen [...], welches Akteur- und Betrachterrollen einschließt“ (Krämer 2004: 14). Unter Verwendung der Terminologie der beiden oben genannten theoretischen Konzepte heißt das: Sprache ist ausschließlich und nur noch als Sprachgebrauch, als Performanz zu verstehen. Und eben deshalb wird verkörperte Sprache lediglich als ein sich medial vollziehender, korporaler und wahrgenommener Prozess beschreibbar.¹⁰ Verkörperte Sprache kann demnach auch nicht durch abstrakte sprachliche Muster, Regeln oder Modelle, über die Menschen intern verfügen, prä determiniert sein. Natürlich ist die Existenz von sprachlichen Regeln und Modellen damit nicht etwa geleugnet; denn die Sprechenden besitzen selbstverständlich ein derartiges Wissen, in unserem Zusammenhang speziell das Wissen um Wortbildungsmodelle und -typen (vgl. Stepanowa/Fleischer 1985: 76f.) einer spezifischen Sprache. Aber es ist dieses Muster- bzw. Regelwissen, das als das Abgeleitete zu gelten hat. Es entsteht über Analogiebildung zu wahrgenommenen Wortexemplaren und kann nur verfügbar gehalten werden, indem diese sprachlichen Formen immer wieder neu zur Anwendung kommen (vgl. Stetter 1994: 183).¹¹ Eine eindeutige Prämisse des kulturwissenschaftlichen Heran- gehens an Sprache lautet also, dass Regelwissen durch sprachliche Per- formanz determiniert ist, denn diese ermöglicht dieses Wissen erst und das in mehrfacher Hinsicht.¹² Von daher können Sprachregeln vernünftiger Art und Weise nicht objektiv sein. Und insofern wird auch nur der Sprachgebrauch selbst die Perspektive liefern können, von der aus gute Sprache von schlechter abgrenzbar erscheint. Anders gewendet:

¹⁰ Insofern ist dieses rezente kulturwissenschaftliche Konzept nicht einfach unter den Begriff „pragmatische Wende“ zu subsumieren.

¹¹ Im Übrigen versteht auch eine Wortbildungslehre, die sich den theoretischen Prämissen der strukturalistischen oder kognitivistischen Linguistik verpflichtet fühlt, unter Wortbildungsmustern/-typen etwas Abgeleitetes. Die Muster bzw. Typen stellen allerdings jeweils „Verallgemeinerungen von Eigenschaften zum Lexikon gehörender Wörter“ (Motsch 2004: 23) dar, sind also abgeleitete abstrakte Strukturschemata, „die durch Reihen gespeicherter WBK [Wortbildungskonstruktionen – K. S.] oder auch nur als vereinzelte WBK im Lexikon vertreten sind“ (Stepanowa/Fleischer 1985: 77). D. h., Wortbildungsregeln „gehören nicht zum selbständigen Sprachwissen“ (Motsch 2004: 23). Die Verallgemeinerung, die zur Existenz eines Wortbildungsmusters führt, ist hier also ausdrücklich nicht auf Wortexemplare, d. h. nicht auf Wörter im Sprachgebrauch bezogen, sondern auf Lexeme als Einheiten des Sprachsystems.

¹² An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass präliterale orale Sprache im Konzept der verkörperten Sprache als das „anthropologische Archimedium“ (Jäger 2001: 22), d. h. als „mediale Ermöglichungsbedingung für menschliche Kognition“ (ebd.) überhaupt angesehen wird. Vgl. dazu auch Ehlich (1998).

Ausgehend von dem Konzept der verkörperten Sprache kann eine linguistische Sprachkritik im Allgemeinen wie eine sprachkritische Evaluation unter dem Aspekt der Wortbildung im Besonderen nur eine „performanzvermittelte“ sein.

Wortbildung passiert nun nach diesem kulturwissenschaftlichen Performanzkonzept im Eigentlichen mit jedem Sprechakt;¹³ denn auch das Phänomen Worterzeugung ist natürlich mit dem sprachlichen Ereignis als solchem untrennbar verbunden. D. h., ein gesprochenes oder geschriebenes und wahrgenommenes Wortexemplar stellt im einfachsten Falle die analoge Wiederholung eines bereits vergangenen, also bekannten Wortes in seinem konkreten Ereignis dar. Im Sinne Derridas „schreibt“ sich mit diesem stetigen „Übertragen“ eines bewährten Wortgebrauchs auf einen vergleichbaren Fall gleichsam unbemerkt die „Spur“ eines lexikalischen Zeichens fort. Mit anderen Worten: Analogiebildung kann im Endeffekt automatisiert vonstattengehen, was im Allgemeinen gerade das Kennzeichen eines usualisierten Wortgebrauchs darstellt.¹⁴

Wie ist nun aber die Bildung eines neuen Wortes nach dem Konzept der verkörperten Sprache zu erklären? Führt Wortbildung zur Generierung eines noch unbekannten Wortexemplars, sind offenbar dessen mögliche Analogiebezüge im Einzelnen erst noch zu „entdecken“. D. h., sowohl der Rezipierende wie auch der Produzierende ist gezwungen, für den entsprechenden Okkasionalismus Anschlussmöglichkeiten zu bekanntem Sprachgebrauch über bewusste Reflexion zu erzeugen. Dabei ist im Prinzipiellen offen, unter welchen konkreten Aspekten sich diese semiotischen Anschlüsse ergeben werden. Da aber „[o]kkasionelle Wortbildungen [...] nie als isolierte Bildungen [...], sondern stets in Kontexten – [auftreten – K. S.]“ (Naumann 2000: 64)¹⁵ –, gelingen derartige Bezüge in der Regel ohne Schwierigkeiten, und auf diese Art und Weise werden im Textzusammenhang Wortneubildungen, auch jene, die System- oder vermeintliche Normverstöße aufweisen, ohne Weiteres akzeptabel (vgl. ebd.). Das gilt z. B. für die Neuwör-

¹³ Dagegen begreift die system- bzw. kompetenzbezogene Wortbildungslehre Wortbildung in der Regel konsequent als eine Möglichkeit der Erweiterung des Wortschatzes einer Sprache. Streng genommen kann also dort von Wortbildung erst dann gesprochen werden, wenn ein neues Wort im Lexikon des Sprachsystems gespeichert worden ist bzw. wenn es als Produkt eines regelhaften Wortbildungsprozesses akzeptiert worden ist.

¹⁴ Im Übrigen versucht eine traditionelle Grammatikbeschreibung, diesen Automatismus als Wissen zu einem usuellen Wort bewusst zu machen, indem sie Wortkonstellationen eines bestimmten Sprachzustandes zu erfassen vorgibt.

¹⁵ Im Eigentlichen erübrigt sich dieser Hinweis aus der Perspektive des Konzepts der verkörperten Sprache.

ter *Diplomatenimbiss* und *Landserbraten* in Kochbüchern (vgl. Müller-Bollhagen 1985)¹⁶ ebenso wie für das okkasionelle Substantiv *Hoffe*¹⁷, das „Ausländer in Bezeichnungsnot“ (Donalis 2003: 31) bilden. Das „Entdecken“ derartiger Anschläge kann allerdings mit weniger oder größerem kognitiven Aufwand verbunden sein. Die Erfahrung zeigt, dass es um so schwieriger ist, einen Zusammenhang zu bekanntem Sprachgebrauch zu stiften, je weiter die entsprechende Wortneubildung von strukturell-morphologischen Analogiemöglichkeiten entfernt ist. Das würde auch erklären, warum einerseits die Interagierenden nicht ständig Neologismen abseits tradierter Wortbildungsmuster ihrer Sprache erzeugen und andererseits sogenannte „Endloswörter“ (Donalis 2003: 27), die für das Deutsche durchaus typisch sind, – wie *Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitänswitwenkompositabildungsexpertenrundengesprächsleiter* (ebd.) – oder auch „verkürzte“ Wörter – wie *Gesundheitsreform*¹⁸ – verstanden werden. In beiden Wortbeispielen dürften morphologisch-semantiche, aber auch phonetisch-prosodische Strukturschemata zur Herstellung von Analogiebezügen geradezu „auffordern“ und Anschläge zu bekannten Wortkonstruktionen ermöglichen. Dass dennoch Wortneubildungen, die von den strukturellen Mustern einer Sprache gänzlich abweichen, von Zeit zu Zeit erfolgen, hängt wohl damit zusammen, dass der Originalitätsgrad derartiger Wortexemplare um ein Vielfaches erhöht erscheint (vgl. Barz 2005: 654). Und sprachliche, d. h. auch lexikalische Originalität bietet den Interagierenden wiederum die Chance, eine „nutzenbezogene Maxime“ (Keller 1990: 135) erfolgreichen sprachlichen Handelns zu verwirklichen.¹⁹ In der Regel führt bei lexikalischen Neuprägungen – wie gesagt – die „Suche“ nach sprachlichen Analogien zum Ziel; sie muss es aber nicht in jedem Falle tun. Im Endeffekt sollte jedoch erst ein diesbezüglicher Misserfolg Sprechende wie Hörende dazu veranlassen, das unbekannte Wortexemplar als schlechte Wortbildung zu beurteilen. Insofern sind z. B. die Konstruktionen *Wegtragselkamera*²⁰, *Hypokrat*²¹ und *Wurstologe*²² durchaus gute Wörter, denn sie erlauben ja selbst bei iso-

¹⁶ Hier in Anlehnung an Naumann (2000: 65).

¹⁷ Vgl. Heringer (1989: 159). Hier in Anlehnung an Donalis (2003: 31).

¹⁸ Das Wort *Gesundheitsreform* „meint“ nicht eine Reform der Gesundheit, sondern bestenfalls eine Reform des Gesundheitswesens. Diese Erläuterung ist durchaus hilfreich, stellt allerdings keine Kritik an der Wortbildungskonstruktion dar.

¹⁹ Die Maxime verbalisiert Rudi Keller wie folgt: „Rede so, daß Du beachtet wirst“ (1990: 135).

²⁰ Vgl. Lemnitzer, Lothar: wortwarte.de: 11.02.07.

²¹ Vgl. ebd., 06.02.07.

²² Vgl. ebd., 18.02.07.

²³ Vgl. Fußnote 5.

lierter Nennung, Analogiebezüge unter dem Gesichtspunkt ihrer morphologisch-semantischen Struktur aufzubauen. Und für das oben genannte Wortexemplar *Werkstückler*²³ kann in diesem Sinne über morphologisch-strukturelle sowie semantische Bezüge hinaus im Besonderen der Kontext herangezogen werden, um akzeptable semiotische Anschlussmöglichkeiten zu erschließen.²⁴

Es bleibt festzuhalten: Das Finden von Anschluss an bekannten Sprachgebrauch entscheidet letztendlich über die Akzeptanz eines Neuwortes – egal unter welchem Gesichtspunkt dieses Anschließen gelingt. D. h., der Aspekt des morphologisch-semantischen Strukturschemas stellt gegebenenfalls nur einen möglichen unter mehreren Suchanweisen dar. Ein gefundener und akzeptierter Anschluss bedeutet aber in dem gegebenen Zusammenhang zumeist auch eine Sinnerweiterung und damit eine Entwicklung des Symbolgebrauchs der sprachlich Interagierenden. Ludwig Jäger spricht diesbezüglich von einem sprachimmanenten Verfahren der Sinnerzeugung und nennt es das Verfahren der rekursiven Transkriptivität (vgl. Jäger 2002).²⁵ Insofern sind „[n]eue Sprachformen, ob in Form neuer Ausdrücke oder neuer Kombinationen von bereits gebräuchlichen Ausdrücken, [...], [...] als Indizien für das [...] Phänomen der Offenheit und Unabgeschlossenheit sprachlichen Sinns anzusehen“ (Demmerling 2002: 195). Demnach zeichnet sich ein gutes Neu-Wort dadurch aus, dass sein Transkribieren, sein Umschreiben in bekannten Wortgebrauch gelingt, so dass auf diese Art und Weise Sinn produziert werden kann. In der Konsequenz bedeutet das aber nichts anderes, als dass Wortneubildung frei von Regel- oder Musterzwang sein muss, also kein Zwang bestehen darf, in jedem Falle ein bereits bewährtes Wortbildungsmodell realisieren zu müssen. Mit anderen Worten: Auch wortbildende „Kreativität zeigt sich als Emergenz neuer Kombinationen oder als die Hinzufügung weiterer Elemente, nicht als Einbruch eines nicht anschlussfähigen ‚ganz Anderen‘“ (Mersch 2006: 215). Insofern kann nun auch eine plausible Antwort auf die eingangs gestellte Frage gegeben werden:

Gute Wortneubildungen führen von einem bereits gegebenen sprachlichen (Sinn)-Level aus gesehen zu Sinnüberschüssen – in wel-

²³ Vgl. Fußnote 5.

²⁴ Hier sei nur der Satz, indem das Wort vorkommt, sowie dessen unmittelbarer Vorgänger zitiert: „Also wäre das Stück noch zur Uraufführung frei. Denn Peymann, der Werkstückler, nimmt sie naiv und wacker alle für bare Münze. [...]“ (<http://www.sfs.uni-tuebingen.de/~lothar/nw/Archiv/Datum/d070219.html> – Zugriff am 15.03.07). *Werkstückler* ist demnach im Sinne von ‘Autor’ bzw. ‘Urheber’ zu verstehen und wohl auch leicht pejorativ gemeint.

²⁵ Vgl. dazu etwa, was oben als expressive Wortbildung bezeichnet wurde.

chem Grad auch immer–, die sich im jeweiligen Sprachgebrauch anzeigen. Aus schlechten Wortneubildungen erwächst solch ein Sinnüberschuss nicht. Mit Sinnüberschüssen ist in Bezug auf konkrete Wortneubildungen immer dann zu rechnen, wenn die neuen lexikalischen Konstruktionen „von Kommunikationspartnern rezipiert werden [können – K. S.]“ (Motsch 2004: 26f.).²⁶ Eine Evaluation als gute neue Wortkonstruktion kann von daher nicht objektiv sein, sondern ist in jedem Falle durch kulturspezifisches und individuelles Wissen bestimmt.

4 Schlussbemerkung

Die Attraktivität des kulturwissenschaftlichen Konzepts der verkörperten Sprache liegt also darin, dass es offenbar plausibel machen kann, wie in der sprachlichen Performanz Sinnerzeugung – auch hinsichtlich Wortbildung – möglich ist. Die Bezugnahme auf diesen aktuellen Erklärungsansatz hinsichtlich einer Antwort auf die Frage, was gutes Deutsch im Bereich der Wortbildung sei, ist nun freilich im Endeffekt in Anbetracht der bereits 1984 von Hans Jürgen Heringer postulierten Forderung nach Freigabe der Wortbildung und dem Anfang dieses Jahrtausends von Elke Donalis diesbezüglich erneuerten Appell, „Geben wir die Wortbildung doch wirklich frei!!!“ (2003: 32), gar nicht so revolutionär. Denn dieses sprachtheoretische Konzept erweist sich sozusagen als die Fortsetzung eines in der germanistischen Sprachwissenschaft längst etablierten Diskursstranges ihren Untersuchungsgegenstand betreffend. Allerdings scheint innerhalb der germanistischen Wortbildungslehre das Gewicht dieses diskursiven Stranges gegenüber dem traditionell strukturalistischen bzw. kognitivistischen gegenwärtig etwas schwerer zu wiegen, als es noch zu Zeiten der Forderung Heringers war. Das Dargestellte folgt also – zumindest z. T. – recht geneigten Theorie-Pfaden, konstruiert diese aber zugleich auch wieder neu. Insofern bleibt zu hoffen, dass sich eine linguistische Sprachkritik in Zukunft mit dieser Diskursausrichtung noch stärker auseinandersetzen möge, als sie es bisher schon getan hat.

²⁶ Wolfgang Motsch spricht in diesem Zusammenhang auch vom „Prinzip der Interpretierbarkeit von Wortbildungen“ (2004: 26). Zu beachten ist, dass er mit diesem Prinzip eine Bedingung festlegt, die von Wörtern erfüllt werden muss, damit sie ins Lexikon des Systems einer Sprache gelangen. Aus der Perspektive des kulturwissenschaftlichen Konzepts der verkörperten Sprache wird aus diesem „Lexikon-Prinzip“ sozusagen eine pragmatische Bedingung guter Wortneubildung.

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

5 Literatur

5.1 Linguistische Fachliteratur

- Bär, Jochen A. 2002: Das Wort im Spiegel der Sprachkritik. In: V. Ágel u. a. (Hrsg.): *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension*. Tübingen, 133-158.
- Barz, Irmhild 2005: Die Wortbildung. In: Duden. *Die Grammatik*. 7., völlig neu erarb. u. erw. Aufl. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich, 641-772.
- Demmerling, Christoph 2002: *Sinn, Bedeutung, Verstehen*. Paderborn.
- Donalis, Elke 2003: Gebt endlich die Wortbildung frei! Über unsinnige und sinnige Kritik an der Wortbildung. In: *Sprachreport* 1, 26-32.
- Duden. *Die deutsche Rechtschreibung* 2006, 24. Aufl. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Ehlich, Konrad 1998: Medium Sprache. In: H. Strohner/L. Sichelschmidt/M. Hielischer (Hrsg.): *Medium Sprache. forum Angewandte Linguistik*. Bd. 34. Frankfurt/Main, 9-21.
- Erben, Johannes 1993: *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre*. 3., neubearbeitete Aufl. Berlin.
- Eschenlohr, Stefanie 1999: *Vom Nomen zum Verb: Konversion, Präfigierung und Rückbildung im Deutschen*. Hildesheim-Zürich-New York.
- Fleischer, Wolfgang 1976: *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig.
- Fleischer, Wolfgang/Michel, Georg/Starke, Günther 1993: *Stilistik der deutschen Gegenwartssprache*. Frankfurt/Main.
- Handwörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. In zwei Bänden (1984). Berlin (Ost).
- Jäger, Ludwig 2001: Sprache als Medium. Über die Sprache als audio-visuelles Dispositiv des Medialen. In: H. Wenzel/W. Seipel/G. Wunberg (Hrsg.): *Audiovisualität vor und nach Gutenberg*. Wien, 19-42.
- Jäger, Ludwig 2002: Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik. In: L. Jäger/G. Stanitzek (Hrsg.): *Transkribieren. Medien/Lektüre*. München, 19-41.
- Habscheid, Stephan 2003: Die Grenzen der Kritik. Anmerkungen. In: *Sprachreport* 4, 9-12.
- Heringer, Hans J. 1984: Gebt endlich die Wortbildung frei! In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 15, 42-53.
- Heringer, Hans Jürgen 1989: *Grammatik und Stil-Praktische Grammatik des Deutschen*. Frankfurt/Main.
- Keller, Rudi 1990: *Sprachwandel*. Tübingen.
- Keller, Rudi 2006: Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? In: *aptem. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur*, H. 03, 193-205.
- Krämer, Sybille 2002: Sprache-Stimme-Schrift: Sieben Gedanken über Performativität als Medialität. In: U. Wirth (Hrsg.): *Performanz*. Frankfurt/Main, 323-346.
- Krämer, Sybille 2004: Was haben Performativität und Medialität miteinander zu tun? Plädoyer für eine in der Aisthetisierung gründenden Konzeption des Performativen. In: S. Krämer (Hrsg.): *Performativität und Medialität*. München, 13-32.
- Krott, Andrea 2004: Ein funktionalanalytisches Modell der Wortbildung. http://ubt.opus.hbz-nrw.de/volltexte/2004/279/pdf/04_krott.pdf (Zugriff: 21.02.07).
- Lohde, Michael 2006: *Wortbildung des modernen Deutschen*. Tübingen.
- Mersch, Dieter 2006: *Medientheorien zur Einführung*. Hamburg-Dresden.
- Müller-Bollhagen, Elgin 1985: Überraschungsfrikadelle mit Chicoréegemüse und Folienkartoffeln. Zur Frage „Usuelle oder nichtusuelle Wortbildung?“, untersucht an Substantivkomposita in Kochrezepten. In: *Studien zur deutschen Grammatik*. Innsbruck, 225-237.

- Naumann, Bernd 2000: Einführung in die Wortbildungslehre des Deutschen. 3., Neubearb. Aufl. Tübingen.
Spitzer, Leo 1910: Die Wortbildung als stilistisches Mittel. Tübingen.
Stepanowa, M.D./Fleischer, W. 1985: Grundzüge der deutschen Wortbildung. Leipzig.
Stetter, Christian 1994: Die Arbitrarität des Zeichens. In: Josef Simon (Hrsg.): Zeichen und Interpretation. Frankfurt/Main, 158-187.

5.2 Quellen

- Lemnitzer, Lothar: <http://www.wortwarte.de>, 08.02.07.
Call for Papers: „Vergleichendes Sehen in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts“. 2. Workshop „Medien der Kunstgeschichte im 19. Jahrhundert“, 1-3. E-Mail von Falk Wolf. Zugriff am 23.02.07 20:24 pm.
Wörter und Unwörter, Sprachwahrer und Sprachbanausen des Jahres 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006. <http://homepage.univie.ac.at/goetz.fischer/woerterundunwoerter.htm> (Zugriff: 21.02.07).

Grammatisch gutes Deutsch – mehr als nur richtiges Deutsch

1 Grammatik, Norm und Regelgeltung

1.1 Grammatische Klippen im Deutschen

Was gutes, was nicht mehr gutes und was schlechtes Deutsch sei, kann der Grammatiker nicht allein beantworten. Er ist auf die Hilfe der Stiltheorie angewiesen. Denn die Grammatik befasst sich mit der Aufdeckung der Regeln des Sprachgebrauchs, ihrer systematischen Ordnung und ihrer Erklärung im sprachgeschichtlichen, sprachtypologischen und universalgrammatischen Zusammenhang. Die Stiltheorie dagegen ist eine evaluative Disziplin. Sie erforscht die Regularitäten gelingenden Sprachgebrauchs und versucht mit ihrer auf die Praxis ausgerichteten Teildisziplin der Stildidaktik, Vorschläge für guten Sprachgebrauch zu geben und Warnungen vor schlechtem zu formulieren. Doch es gibt einen Überlappungsbereich der beiden linguistischen Disziplinen. Beide müssen sich nämlich darauf verlassen können, dass die für die Regelerstellung und die Bewertung herangezogenen sprachlichen Einheiten auf dem Hintergrund von Regeln und Normen zu sehen sind.

Dass dies keine Selbstverständlichkeit ist, zeigt die Geschichte der neueren Syntaxforschung. Der Satzbau ist und bleibt der Kernbereich, wenn es um die Grammatik geht. Hier ist die Schnittstelle zu kleineren und größeren Einheiten. Kleinere Teile werden im Satz zusammengefasst und die den Satz überschreitenden Einheiten, die Texte und Diskurse, sind auf den Satz angewiesen. Punktweise springt der Text jeweils um eine Einheit weiter, den Satz, in dem selber die Progression verharret. So formuliert, ist das allerdings eine idealtypische Ansicht. Denn Sätze erscheinen damit als errechenbare Größen, die regelhaft bildbar sind, und vor allem wird damit unterstellt, dass es neben und außer ihnen keine für Texte und Diskurse relevanten Einheiten gibt. Um für die Regelerstellung geeignetes Material zu erhalten, reinigte man die in der Parole, in der Performanz, vorkommenden Einheiten von allem, was nicht zur Syntax zu gehören schien, von allen Versprechern, allen grammatischen Fehlern, allen Wiederholungen, allen *ähs*, *ahs* und *hms*, von allem, was die Intonation betrifft und vielem mehr. Eine solche gereinigte Version von Syntax ist nach dem Aufkommen der Linguistik der gesprochenen Sprache nicht mehr haltbar. Denn in

den genannten Phänomenen können ja gerade wichtige kommunikative Signale stecken, die nur vielleicht auf anderen grammatischen Ebenen zu beschreiben wären. Überhaupt ist der Satz als Grundeinheit des Kommunizierens nicht mehr so fraglos gültig, wie es bis zur Entwicklung formaler Grammatiken der Fall war, vor allem der generativen Grammatik und der Dependenzgrammatik, die beide auf ihre Weise dennoch in der grammatischen Tradition stehen. Grammatisch gutes Deutsch im Sinne eines traditionellen Ansatzes, welcher Art auch immer, konnte, ja musste einfach ein solches sein, bei dem es sich um grammatisch richtiges, verständliches Deutsch handelte. Das galt auch für Konstruktionen, die alles andere als in einem landläufigen Sinne leicht zu verstehen waren. Dazu je ein Beispiel aus dem verbalen und aus dem nominalen Bereich:

Wenn man, beim Aufsteigen in der Reihe der Erscheinungen, wider das Dasein einer schlechthin notwendigen obersten Ursache, Schwierigkeiten anzutreffen vermeint, so müssen sich diese auch nicht auf bloße Begriffe vom notwendigen Dasein eines Dinges überhaupt gründen, und mithin nicht ontologisch sein, sondern sich aus der Kausalverbindung mit einer Reihe von Erscheinungen, um zu derselben eine Bedingung anzunehmen, die selbst unbedingt ist, hervorfinden, folglich kosmologisch und nach empirischen Gesetzen gefolgt sein (Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, A 457).

Der Antrag der Angestellten der untergeordneten Behörde der Stadtverwaltung.

Der komplizierte Satzbau philosophischer Texte und die gereihten gleichartigen Genitivkonstruktionen, die vor allem in der Verwaltungssprache begegnen, sind nicht leicht zu verarbeiten. Für beide Konstruktionstypen gilt, dass sie, rein grammatisch gesehen, regelhaft sind. Ja, sie sind für die neueren formalen Grammatikkonzeptionen sogar besonders interessant, weil sie das Rekursivitätsgesetz augenfällig zeigen, mit dem durch wiederholte Anwendung der gleichen Strukturregeln neue Gebilde entstehen: bei den Genitivkonstruktionen durch einfache lineare Reihung, bei den verschachtelten Sätzen durch die im Prinzip unendliche Selbsteinbettung des Satzes.

Nun werden aber beide Konstruktionen seit je kritisch gesehen. Die Kritik an den langen und verschachtelten Satzperioden durchzieht die Stillehren seit Jahrhunderten. Bei Ludwig Reiners werden sie als „Bandwurmsätze“, „Schachtelsätze“ und „Kettensätze“ einer radikalen Kritik unterzogen. Er druckt eine Parodie Christian Morgensterns ab, von der hier nur der Anfang wiedergegeben sei:

Es darf daher getrost, was auch von allen, deren Sinne, weil sie unter Sternen, die, wie der Dichter sagt: ‚versengen statt leuchten‘, geboren sind, vertrocknet sind, behauptet wird, enthauptet werden, daß hier einem sozumaßen und im Sinne der Zeit

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

dieselbe im Negativen als Hydra gesehen, hydratherapeutischen Moment ersten Ranges – immer angesichts dessen, daß, wie oben, keine mit Rosenfingern den springenden Punkt ihrer schlechthin unvoreingenommenen Hoffnung auf seine, sagen wir, wesentliche Erweiterung des natürlichen Stoffgebietes zusamt mit der Freiheit des Individuums vor dem Gesetz ihrer Volksseele zu verraten sich zu entbrechen den Mut, was sage ich, die Verruchtheit haben wird [...] (Christian Morgenstern, zit. nach Reiners 1976: 105).

Hier wird – in parodistischer Übertreibung – eine Gefahrenquelle des Deutschen anschaulich beschrieben: Es ist nicht nur die Satzlänge als solche, die ins schier Unendliche ausgeweitet wird, sondern es sind auch die Einschachtelungen und Klammerungen, die die verbalen Konstruktionen im Deutschen ermöglichen, die aber, wenn sie nicht begrenzt werden, sehr schnell zur Unübersichtlichkeit führen. Wie häufig bei Verstößen gegen das grammatisch gute Deutsch werden dabei auch andere Gefahrenquellen missachtet: Einschübe und Selbstkorrekturen sowie schlecht durchschaubare Referenzbeziehungen, fachsprachliche Wortbildungen und Fremdwörter.

Was die Genitivreihungen betrifft, so werden sie in der Volkssprache bereits selber parodiert und damit ad absurdum geführt: *Dies ist der Schlüssel des Schlosses der Tür des Hauses des hölzernen Mannes*. Sprachspiele und Parodien eignen sich überhaupt gut, randständige Konstruktionen zu markieren. So wird im Gedicht „Spaßmacher und Ernstmacher“ von Robert Gernhard der veraltende Genitiv karikiert:

*Denkt jenes Reiters! Von Scholle zu Scholle
Trug ihm sein Pferd, doch es ward ihm am Ufer
nicht Rettung beschieden, Erkennen und Tod nur.
So auch der Witzbold. Es dulden die Witze* (1999: 294).

Da solche Konstruktionsweisen, vor allem die vermeintlichen Fehler, offensichtlich kein gutes grammatisches Deutsch sind, werden sie auch in den neuesten sprachkritischen und sprachpflegerischen Veröffentlichungen getadelt. Dies soll keineswegs grundsätzlich kritisiert werden, doch muss man sich hier zwei Dinge vor Augen halten. Einmal wird die Bewertung auf eine globale Einhaltung von Regeln heruntergeschraubt, die Frage nach der Angemessenheit wird meist nicht gestellt. Zum andern kann in den Konstruktionen, die als „nicht gut“ bewertet werden, das Potential der grammatischen Weiterentwicklung des Deutschen stecken, die durch eine negative Bewertung aufgehalten würde. Beides zeigt, in welcher Zwangslage die Grammatik oder die Stilistik steckt, wenn sie festlegen soll, was gutes Deutsch ist: Beide Disziplinen vergleichen die fraglichen Konstruktionen notgedrungen mit den schon immer gebrauchten Formulierungen und bewerten sie

auf deren Hintergrund. In der Tradition der „Antibarbari“ greifen sie meist einzelne kontrovers beurteilte Formulierungen heraus, die sie „richtigstellen“ (vgl. dazu Greule/Ahlvers-Liebel 1986: 63f.). Doch damit weichen sie einer positiven Bestimmung dessen, was grammatisch gutes Deutsch ist, aus.

1.2 Ratschläge der Sprachpflege

Wie in solchen Fällen vorgegangen wird, sollen nun einige Beispiele zeigen, die in den populären Büchern von Bastian Sick (2005; 2006) behandelt werden. Es handelt sich dabei um grammatische Konstruktionen, die seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Sprachkritik auf sich ziehen. So wird unser erstes Beispiel, *brauchen* ohne *zu*, schon bei Wustmann (1903: 285) als „gemeiner Provinzialismus“ gebrandmarkt.

1.2.1 *brauchen* ohne *zu*

Sick führt zunächst den bekannten Merkmals an: „Wer brauchen ohne *zu* gebraucht, braucht brauchen gar nicht *zu* gebrauchen“ und fügt hinzu: „Diese Faustregel gilt in der Standardsprache noch immer“. Seine Deutung der Gründe für die Abweichung ist korrekt: „In der Umgangssprache wird ‚brauchen‘ in Analogie zu den Hilfsverben ‚müssen‘ und ‚dürfen‘ oft ohne ‚zu‘ verwendet. Nach dem Vorbild ‚Sie muss davon ja nichts erfahren‘ wird ‚Sie braucht davon ja nichts erfahren‘ gebildet.“ Schließlich ist auch gegen seine Empfehlung nichts einzuwenden: „Dies gilt aber nicht als salonfähig. In gutem Deutsch heißt es nach wie vor: ‚Sie braucht davon ja nichts zu erfahren.‘“ (Sick 2005: 209)

Man beachte aber die Formulierung „in gutem Deutsch“: Damit sind Ausdrucksweisen gemeint, mit denen man keinen Anstoß erregt und die die neutrale Norm darstellen. Außerdem ist zu bemerken, dass offenbar das Prädikat „gutes Deutsch“ anderen Diskursstilen, insbesondere der Umgangssprache, nicht zuerkannt wird. Und drittens ist vielleicht die Ausbreitung der Konstruktion inzwischen soweit vorangeschritten, dass sie die zwangsläufig sprachkonservative Sicht der Sprachpfleger überholt hat. So finden sich im Internet zahllose Beispiele für die Konstruktion, die Sätze *Du brauchst nicht weinen* und *Sie brauchen nur anrufen* lassen sich 2300- bzw. 57-mal belegen, auch auf „seriösen“ Seiten (Zugriff am 20.3. 2007). Und in einem aktuellen Behörden-schreiben vom März 2007 heißt es:

Bei Exmatrikulation zum Ende des Semesters brauchen die Studienunterlagen nicht zurückgegeben werden (Exmatrikulationsformular der Universität Regensburg).

1.2.2 Die „falschen“ *weil*-Konstruktionen

Auch dieser Typ wird in den sprachkritischen Werken ausgiebig behandelt, so auch bei Bastian Sick, wenn auch mit Bedacht, denn dass hier eine neue Entwicklung Platz greift, stellt der Verfasser nicht in Abrede. Was er aber nicht beachtet, ist, dass Sätze wie *weil wir haben auf dich gewartet* (Sick 2006: 157) die Nebensätze mit *weil* nicht gänzlich verdrängen. Wie in der einschlägigen Literatur in einer Unzahl von Arbeiten behandelt (vgl. zusammenfassend Rath 2001), gibt es zwei Typen von kausalen Konstruktionen, von denen sich die eine als Aussagebegründung bezeichnen lässt (vgl. Eroms 1980), von Keller (1993) wird sie als epistemische Begründung bezeichnet (vgl. dazu Wegener 1993). Sie steht in Hauptsatzform, begründet damit auf Satzebene und stellt einen Sprechakt dar. Die andere ist die satzintegrierte Sachverhaltsbegründung, sie wird als Nebensatz formuliert. Warum die epistemische Form in der deutschen Gegenwartssprache zunimmt, ist umstritten. Keinesfalls kann man aber davon sprechen, dass der deutsche Nebensatz generell abgebaut würde. Am wahrscheinlichsten ist, dass die in der gesprochenen Sprache kaum vorkommende Hauptsatzkonjunktion *denn* einfach durch *weil* ersetzt wird. Damit würde ein Zustand, der in der deutschen Sprachgeschichte bereits einmal geherrscht hatte, wiederhergestellt, im Mittelhochdeutschen war die entsprechende Konjunktion *wande*, die entweder Haupt- oder Nebensätze nach sich ziehen konnte. Wenn Sprecher oder Schreiber heute *weil* im Hauptsatz verwenden, geben sie derzeit noch ein deutliches Signal für eine aktuelle, dem gegenwärtigen Trend angepasste Ausdrucksweise. Da dies für „grammatisch gutes Deutsch“ zweifellos riskant ist, raten sprachpflegerische Arbeiten, solche Konstruktionen zu vermeiden.

Etwas anders zu beurteilen ist die mit der Konstruktion verbundene regionale Färbung, denn sie wird vor allem der süddeutsch geprägten Umgangssprache zugeschrieben. So verwendet der österreichische Krimi-Autor Wolf Haas in seinen Romanen dutzendfach *weil* mit Hauptsatzstellung, daneben aber durchaus auch im Nebensatz:

Dasag ich: Das ist kein Geschäft, weil da reib ich mir mehr von den Schuhsohlen herunter. [...] Und weil jetzt keiner mehr gelacht hat, ist er unzufrieden gewesen (Haas 2001: 49).

Ob diese Gebrauchsweise sich wirklich ausbreiten wird, ist genauso wenig gewiss wie bei *brauchen* ohne *zu*.

1.2.3 Das Zurückgehen des Genitivs oder „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“

Die Formulierung *wegen dir* anstelle von *deinetwegen* war der Aufhänger für die erfolgreichen Bücher von Bastian Sick. Er möchte einen „Traktat zugunsten des zweiten Falles“ schreiben (Sick 2005: 15-18). Ob diese Ehrenrettung wirklich notwendig ist, sei dahingestellt. Denn der Genitiv verschwindet keineswegs aus der deutschen Standardsprache, wohl aber ist seit Jahrhunderten ein breiter Umschichtungsprozess zu verzeichnen: Im verbalen Anschluss befindet sich der Genitiv bereits seit dem Althochdeutschen auf dem Rückzug und wird durch präpositionale oder akkusativische Konstruktionen ersetzt (*sich einer Sache erinnern: sich an eine Sache erinnern, eines Dinges vergessen: etwas vergessen*). Im nominalen Bereich breitet sich der Genitiv dagegen aus, Genitivattribute sind außerordentlich häufig im Deutschen, worauf eingangs schon hingewiesen wurde. Was die Kasus im präpositionalen Anschluss betrifft, so war im Althochdeutschen eine variablere Setzung von zunächst sogar vier Kasus (Genitiv, Dativ, Akkusativ, Instrumental) gegeben, allerdings mit einer Tendenz zu einer Aufgabenverteilung. Seit dem Mittelhochdeutschen bildete sich das gegenwärtig geltende System heraus, bei dem die alten, morphologisch einfachen Präpositionen entweder Dativ oder Akkusativ erfordern oder zwischen diesen beiden Kasus Wechsel zulassen: etwa *über, unter, vor, zwischen*, je nachdem, ob Ruhe- oder Richtungsverhältnisse angezeigt werden sollen. Neben der begrenzten Menge an alten einfachen Präpositionen findet sich seit dem Frühneuhochdeutschen eine Vielzahl von neuen Präpositionen, die z. T. einfach sind, wie *kraft, laut* und *statt*, z. T. aber komplexer sind, wie *infolge, ungeachtet, anstelle*. Sie werden mit dem Genitiv gebildet. Aber es gibt einige Ausnahmen: *dank* und ursprünglich auch *trotz* lassen auch den Dativ zu, und auch *wegen* kommt nicht ausschließlich mit dem Genitiv vor (vgl. Paul 2002: 1151 und Duden 2007: 985, wo auf die Vorkommensbereiche eingegangen wird). Auch hier gilt: Gutes Deutsch hat zur Voraussetzung, dass die akzeptierten Regeln eingehalten werden. Aber die bloße Einhaltung herkömmlicher Regeln ist nur die Eingabebedingung für einen guten Stil. Nur wenn erkennbar ist, dass der Schreiber oder Sprecher das ganze Spektrum der Möglichkeiten beherrscht und daraus eine sinnvolle, d. h. dem Ausdruckszweck angemessene Auswahl getroffen hat, entsteht „gutes Deutsch“. Dass dabei die Grenzen des Systems ausgereizt, d. h. ihre Erweiterungsmöglichkeiten erprobt werden, ist ein akzeptables, ja nicht unwillkommenes Nebenergebnis. Denn das Potential

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

einer tragbaren Weiterentwicklung der Sprache sollte sichtbar werden, sonst würde die Sprache in Routine erstarren.

2 Diskursbereiche und Angemessenheit

In allen besprochenen Fällen lässt sich feststellen, dass in der sprachpflegerischen Literatur von einem globalen Geltungsbereich „des Deutschen“ ausgegangen wird. Dass die unterschiedlichen Diskursbereiche auch ihre unterschiedlichen grammatischen Anforderungen aufweisen, wird zwar grundsätzlich anerkannt, aber die Folgerungen sind erst noch zu ziehen. Mögen die Regeln für eine Bewertung auch in dem Sinne berechtigt sein, als sie davor warnen, sich neuerer Ausdrucksformen zu bedienen und lieber das Bewährte weiterzuführen, so sind solche Ratschläge, insgesamt betrachtet, doch vor allem Stabilisatoren des Systems. Dass soll hier nicht kritisiert werden, denn die Menschen suchen Rat in sprachlichen Fragen, und wenn sie sich an das Bewährte halten, können sie zumindest keine größeren Fehler machen. Allerdings wird damit „gutes Deutsch“ auf bloßes „richtiges Deutsch im Sinne von herkömmlicher Regeleinhaltung“ zurückgeführt.

Dies aber ist für eine angemessene Bewertung dessen, was grammatisch als gutes Deutsch zu gelten hat, zu wenig. Hier ist es nun angezeigt, kurz auf stilistische Ansichten einzugehen, ohne dass man sich auf eine reine stiltheoretische Perspektive einlassen müsste. Denn für die Stilistik sind die Grammatik und die Lexik nur die Eingabe in einen komplexen Bereich, bei dem es einerseits um die Beachtung funktionaler Anforderungen geht, andererseits aber um das Ausloten von deren Grenzen, damit ein individueller Stilwille umgesetzt werden kann. Als „Abweichungstilistik“ hat das Ausreizen der Ausdrucksmöglichkeiten seinen prägnantesten Ausdruck gefunden (vgl. Michel 2001: 432-436). Unter grammatischer Perspektive wäre das zweifellos eine zu starke Betonung der Möglichkeiten, wie man die Grenzen der Regeln überschreiten könnte. Die Stilistik stellt aber noch zwei andere Bezugssysteme bereit, die sich für eine rein grammatische Betrachtungsweise nutzen lassen: Das eine ist die Formulierung allgemeiner Stilprinzipien, mit denen das Gelingen einer sprachlichen Mitteilung beschrieben werden kann, das andere die Markierung von Anforderungen, die sich aus den unterschiedlichen Diskursbereichen ergeben. Vorweg aber ist eine auch für die Grammatik unverzichtbare Voraussetzung anzugeben, auf der erst die Prinzipien ihre Wirkung entfalten können. Es ist die Maxime der Wahl. Nur wenn alternative Möglichkeiten bestehen und eine Wahl getroffen werden kann, können sich auch gute, d. h. sti-

listisch gesehen treffende oder schlechte, d. h. stilistisch gesehen misslingende Texte und Diskurse ergeben.

Als allgemeine Stilprinzipien werden in der herkömmlichen Stilistik gewöhnlich genannt: Angemessenheit und Einheitlichkeit, sowie Logik, Anschaulichkeit und Variation (vgl. zusammenfassend Michel 2001: 442). Es sind die beiden ersten Prinzipien, die wir für die Bewertung, was gutes Deutsch im Bereich der Grammatik ist, nutzen können. Denn sie werden auch der Bestimmung stilistischer und grammatischer Bewertungen gerecht, die nicht global, sondern in unterschiedlicher Weise für die einzelnen Diskursbereiche gelten. Die stilistische Forschungsrichtung der Funktionalstilistik als übergreifender Ansatz einer Textsortenstilistik (vgl. Fleischer/Michel 1975: 23-27), die sich auch als Diskursstilistik auffassen lässt (vgl. Kotin 2007), unterscheidet eine begrenzte Anzahl von Großbereichen der Kommunikation, in denen aus sachlichen Anforderungen an die jeweilige Kommunikationskonstellation heraus unterschiedliche sprachliche Mittel zum Einsatz gelangen. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Unterschiede auf dem Hintergrund einer sehr großen Schnittmenge von Gemeinsamkeiten zu sehen sind. Die allen Sprachstilen gemeinsamen Mittel sind die neutralen, auf denen die funktional markierten erst ihre Wirkung entfalten. Zu den neutralen gehören z. B. die Pronomina, der verbale Grundwortschatz und die Substantive, mit denen Dinge des täglichen Lebens bezeichnet werden. Sie sind in den Funktionalstilen der mündlichen Alltagssprache, der Wissenschaft, der Medien, der öffentlichen Sprache (mit den Untergruppen der Verwaltungssprache und der Sprache der Politik), der Werbung, der sakralen Sprache und der Dichtung gleich. Aber viele andere Sprachmittel sind entweder auf einen einzigen Funktionalstil oder auf zwei oder mehrere beschränkt und gelten jedenfalls nicht in allen Funktionalstilen. Dies betrifft viele Bereiche der Lexik, so alle Ausdrücke, die terminologisch gebunden sind, aber auch die saloppen oder derben Ausdrucksweisen der Umgangssprache. Im Bereich der Grammatik sind etwa Ellipsen und Satzbrüche in der mündlichen Umgangssprache neutral, nicht aber in der wissenschaftlichen Prosa. Lange, verschachtelte Sätze sind dagegen in der Alltagssprache verpönt, während sie in der Verwaltungs- und in der Wissenschaftssprache weniger Anstoß erregen. Wenn sie sich mit anderen stilistischen Mitteln so verbinden, dass ein einheitlicher Stilwille erkennbar wird, tragen sie zum Gelingen eines Textes bei. Dazu gehören auch die im ersten Abschnitt angeführten Beispiele. Gelangen sie jedoch in andere Funktionalstile, führen sie dort zu Stileffekten, also auffälligen Merkmalen, mit denen die Schreibenden Aufmerksamkeit erregen und ihre Aussageabsicht verstärken wollen. Ob ihnen dies

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

gelingt, ist eine Frage, die analytisch von der Stiltheorie zu beantworten ist. Und ob sie damit letztlich „gutes Deutsch“ erzeugen, noch eine weitere.

Denn von gutem Deutsch kann erst dann gesprochen werden, wenn ein Konsens über die Angemessenheit und das Gelingen eines Textes erzielt worden ist. Sprachrichtigkeit ist dabei ein notwendiges, aber kein hinreichendes Kriterium. Denn das lässt sich aus der Stilistik in die Grammatik übertragen: Die bloße Einhaltung von Normen und Gewohnheiten erbringt keine originellen Leistungen. Wenn aber etwas mit „gut“ bewertet werden soll, muss es über den Durchschnitt hinausreichen.

3 Bewertungsmaßstäbe

Um eine Bewertung kommt man bei der Bestimmung, was gutes Deutsch ist, also nicht herum. Welche Kriterien lassen sich nun dafür anführen? Es sind zwei Prinzipien, die zu beachten sind. Einmal sollten die Sprecher oder Schreiber erkennen lassen, dass sie die Fülle der Ausdrucksmöglichkeiten im Deutschen beherrschen. Zum andern sollte deutlich werden, dass sie daraus eine Auswahl treffen, die dem Ausdruckszweck angemessen ist.

3.1 Die Nutzung der vollen Bandbreite der zur Verfügung stehenden Regeln

Dieses erste Prinzip ist eine Konsequenz des Wahlprinzips und tut dem Variationsgebot der Stilistik Genüge. Betrachten wir dazu ein Beispiel eines wissenschaftlichen Fachtextes, der sich an einen weiteren Benutzerkreis richtet. In wissenschaftlichen Texten dominieren lange Sätze, das Passiv, umfangreiche Nominalphrasen, Funktionsverbfügungen und andere semantisch reduzierte Verben. Dies ist im Vergleich mit anderen Funktionalstilen herausgearbeitet worden (vgl. z. B. Eroms 1995). Damit ist aber noch nicht gesagt, dass diese grammatischen Kategorien nicht gegen andere, die den kommunikativen Zweck in gleicher Weise zum Ausdruck bringen können, ausgetauscht werden könnten. Grammatisch gutes Deutsch ergibt sich erst dann, wenn die spezifischen funktionalstilistischen Formen in einem konkreten Text mit anderen im Wechsel stehen. Das ist beim folgenden Textausschnitt nur eingeschränkt der Fall:

Der Strukturwandel in der Agrarwirtschaft Deutschlands hat zur Ausräumung naturnaher Elemente der Agrarlandschaft durch Flurbereinigung und Drainage von Feuchtgebieten, zur Zunahme großflächiger Monokulturen aufgrund von Speziali-

sierung und Betriebsvergrößerung und zur Aufgabe traditioneller Fruchtfolgesysteme geführt. Charakteristisch ist die Verwendung schwerer Landmaschinen, hoher Chemiedünger- und Pestizideinsatz sowie bodenunabhängige Massentierhaltung mit nur schwer entsorgbarer Gülleproduktion (Glaser/Gebhardt/Schenk 2007: 166).

Das kurze Textstück ist durch das Vorherrschen kompakter Nominalphrasen geprägt. Diese bestehen fast ausschließlich aus Substantivierungen von Verben: *Ausräumung, Flurbereinigung, Zunahme, Betriebsvergrößerung, Aufgabe, Verwendung, Pestizideinsatz, Massentierhaltung*. Die im Text vorkommenden wirklichen Verben sind nur noch semantisch leere, rein formale Elemente: *hat geführt* und *ist*. Weiter findet sich mit dem Adjektiv *entsorgbarer* eine Form, die einen größeren Komplex verdichtet: *die sich nur schwer entsorgen lässt*. Wenn man die Verbalsubstantive, die hier hauptsächlich den Eindruck hervorrufen, man habe „Papierdeutsch“ vor sich (vgl. Duden 2007: 672), bis auf die terminologisierten rückgängig und das in das Adjektiv eingeschachtelte Syntagma wieder sichtbar macht, wird die Kompaktheit aufgelöst, die leeren Verben verschwinden und die Sätze werden kürzer und überschaubarer. Gleichzeitig wird die ungute, weil die Verursachung der Entwicklung verschleiernde Personifizierung zu Anfang des Textes vermieden:

Mit dem Strukturwandel in der Agrarwirtschaft Deutschlands sind naturnahe Elemente der Agrarlandschaft durch Flurbereinigung und Drainage von Feuchtgebieten ausgeräumt worden und großflächige Monokulturen aufgrund von Spezialisierung und Betriebsvergrößerung haben zugenommen. Dadurch sind traditionelle Fruchtfolgesysteme aufgegeben worden. Charakteristisch ist die Verwendung schwerer Landmaschinen, hoher Chemiedünger- und Pestizideinsatz sowie bodenunabhängige Massentierhaltung mit ihrer Gülleproduktion, die nur schwer entsorgt werden kann.

Das Dilemma fast aller Fachtexte ist es, dass viele der Ausdrücke, die in ihnen vorkommen, Termini sind, die nicht nur fachgebunden, sondern darüber hinaus auch meist solche sind, die im öffentlichen Diskurs mit bestimmten Wertvorstellungen aufgeladen sind. Daher wäre es zuviel verlangt, wenn man jegliche nominale Formulierung tadeln wollte. Nur sollten Sätze, die sie enthalten, im Wechsel mit anderen stehen, die die verbale Ausdrucksweise zeigen. Denn nur die ist überschaubar, löst die versteckten Vorannahmen, die Präsuppositionen, auf und macht auch sonst die Aussage explizit. Denn „gutes Deutsch“ in grammatischer Hinsicht bezieht seinen Anspruch keineswegs nur aus ästhetischen Gründen, sondern daraus, dass die äußere Form die Aussage trägt.

Noch eine andere Eigenschaft von Fachtexten, die aber auch für viele Behördentexte gilt, ist hier zu nennen: Da in ihnen oft von Vorgängen und Zuständen die Rede ist, brauchen die Verursacher nicht ge-

nannt zu werden. Dies führt zu der oft bemerkten und statistisch leicht nachweisbaren Verwendung des Passivs oder anderer Strukturen, die das Verb in seiner Aktivform umgehen (vgl. Wagner 1972: 17, die einen Anteil von 26% Passivformen in der Verwaltungssprache ermittelt hat, gegenüber 10,5% im Durchschnitt aller Gebrauchstextsorten). Dafür wiederum ein Beispiel aus dem zitierten geographischen Fachbuch:

Mittlerweile werden in Deutschland Gebiete, die einen hohen Naturwert haben und repräsentative nationale und internationale Bedeutung aufweisen, als nationales Naturerbe angesehen. Seit dem Jahr 2000 bündeln zahlreiche Naturschutzorganisationen unter dem Dach des Deutschen Naturschutzrings ihre Aktivitäten für eine gemeinsame Strategie von Naturschutzflächen, wobei langfristige Finanzierungsansätze zur Sicherung des nationalen Naturerbes erarbeitet wurden. Als unabdingbare Voraussetzung für die langfristige Sicherung wird die unentgeltliche Übertragung der sich gegenwärtig noch im Eigentum des Bundes befindlichen Flächen an eine Bundesstiftung gesehen, wobei rund 125 000 ha derzum Verkaufstehenden Flächen als bedeutsam eingestuft werden. Hierbei handelt es sich insbesondere um Gebiete, die sich in den Kernzonen von Nationalparks bzw. Biosphärenreservaten befinden oder die eine Flächengröße von mehr als 500 ha haben und als Naturschutzgebiet ausgewiesen oder bei der EU als Teil des NATURA-2000-Schutzgebietsnetzes gemeldet sind (Glaser/Gebhardt/Schenk 2007: 224).

Dieses Textstück ist fast durchgängig im Passiv geschrieben, zumeist im Vorgangspassiv, aber auch das Zustandspassiv begegnet: *gemeldet sind*. Immerhin variiert der Autor an einer Stelle die Aussage durch einen Aktivsatz, der die *Naturschutzorganisationen* in ihrer aktiven Rolle sichtbar macht. Gegen das Variationsgebot verstößt der Autor aber durch die kurz hintereinander eingesetzte Verwendung von weiterführenden Nebensätzen mit *wobei*, einer Zwischenstufe zwischen Unter- und Nebenordnung von Sätzen, die gern gewählt wird, wenn man sich nicht genau festlegen will.

Einer generellen Auflösung aller nominalen Formen soll hier nicht das Wort geredet werden, ebenso wie einer grundsätzlichen Vermeidung des Passivs. Nur vor der übertriebenen oder ausschließlichen Nutzung von Ausdrucksweisen, mit denen eine verbal-aktive umgangen wird, ist zu warnen. Wenn aber die Bandbreite der Möglichkeiten nebeneinander genutzt wird, dann ergibt sich nicht nur eine wohltuende Variation im Einzelnen und insgesamt eine explizite Ausdrucksweise, sondern der Reichtum der grammatischen Regularitäten der deutschen Sprache wird so sichtbar gezeigt – eine unverzichtbare Voraussetzung für die Bewertung eines Textes als gelungen.

Exemplarisch seien hier die Konstruktionen aufgeführt, mit denen sich eine monotone Verwendung des Passivs umgehen lässt (vgl. Sanders 1990: 167-170). Dass jede Ersatzform wiederum eigene Gefahren in sich birgt, braucht dabei nicht gesagt zu werden. Das gilt bereits für das

Aktiv als Ausgangsform selber. Den Agens immer zu nennen, kann sehr schnell zur Monotonie führen, zumal wenn es sich immer um denselben handelt. So lässt sich die Entstehung des Passivs zunächst ja auch als Kompensation der stark agenshaltigen Ausdrucksweise des Germanischen auffassen. Alle Konstruktionen haben genetisch gesehen ihre Berechtigung, sie sind aufgekommen, um ein Ausdrucksdefizit zu beheben, das ohne sie bestanden hat.

Anstelle des Akkusativ-Passivs mit seinen beiden Varianten des Vorgangspassivs (*die Flächen werden als bedeutsam ausgewiesen*) und des Zustandspassivs (*die Flächen sind als bedeutsam ausgewiesen*) lassen sich unter anderem verwenden:

- das Dativ-Vorgangspassiv: *Sie bekommen die Flächen ausgewiesen.*
- das bleiben-Passiv: *Die Flächen bleiben ausgewiesen.*
- die sein+zu+Infinitiv-Konstruktionen: *Die Flächen sind auszuweisen.*
- die reflexiven lassen-Konstruktionen: *Die Flächen lassen sich ausweisen.*
- die bar-Adjektive: *Die Flächen sind ausweisbar.*
- die man-Konstruktionen: *Man weist die Flächen aus.*

Alle diese Konstruktionen weisen unterschiedliche Besonderheiten in der Verwendung auf. Ein Schreiber, der sich um grammatisch gutes Deutsch bemüht, wird die Klippen, die damit verbunden sind, vermeiden. So lassen sich nicht zu allen Passivverben im oben abgedruckten Text -bar-Adjektive bilden, etwa *erarbeitbar, *sehbar oder *meldbar. Bei den sein+zu+Infinitiv-Konstruktionen muss beachtet werden, dass damit nicht nur das Passiv, sondern auch Modalverbkonstruktionen umgangen werden können und dass dabei zwei Typen auftreten. Entweder ist dies eine Verpflichtung: *Die Flächen müssen ausgewiesen werden* oder eine Möglichkeit: *Die Flächen können ausgewiesen werden*.

Wie beim Passiv lassen sich auch für die meisten anderen Konstruktionen jeweils alternative Möglichkeiten finden, mit denen sich dem Variationsgebot Genüge tun lässt. Sowohl die Variation an sich als auch die Einpassung des Auszudrückenden in eine bestimmte Form bieten die Voraussetzung dafür, grammatisch gutes Deutsch zu sprechen oder zu schreiben, eine Gewähr aber immer noch nicht.

3.2 Die Anwendung der Regeln in bewusster Auswahl

Erst wenn sich bei den Formulierungen erkennen lässt, dass der Autor oder die Autorin nicht nur die Fülle der grammatischen Regeln beherrscht und sie in ihrer Breite anwendet, sondern dass er oder sie eine bestimmte Auswahl oder Festlegung dabei trifft, so dass man eine be-

wusste Gestaltung erkennen kann, wird man im vollen Sinne von grammatisch gutem Deutsch sprechen können. Frühere Stilistiken, insbesondere die von Ludwig Reiners, haben daraus den Schluss gezogen, dass man sich bei den Dichtern umzusehen habe. „Nur ihre größten Söhne“ (Töchter werden hier geflissentlich übersehen) hätten die Möglichkeiten unserer Muttersprache voll ausgeschöpft, schreibt Ludwig Reiners (1976: 28). Solche Ratschläge sind vielleicht gut gemeint, sie sind aber mit Vorsicht zu genießen. Die Sprache der Dichtung pauschal als Richtschnur auszugeben, ist in zweierlei Hinsicht wenig nützlich. Einmal sind die funktionalstilistischen Bedingungen der Dichtung an sich schon Sonderbedingungen, die sich nicht direkt in Gebrauchssprachstile übertragen lassen. Denn jeder Autor strebt danach, ja er oder sie muss danach streben, einen unverwechselbaren Formulierungsstil zu finden. Dennoch lassen sich aus der Beobachtung dichterischen Sprachgebrauchs Regeln für grammatisch gutes Deutsch ableiten, allerdings nicht im Sinne von Rezepten, die man einfach übernehmen kann, sondern im Sinne von Prinzipien der Formulierung. Dafür seien hier drei Beispiele aus der deutschen Gegenwartsliteratur angeführt, die ganz Unterschiedliches erkennen lassen, aber beispielhaft zeigen, wie sprachliche Mittel bewusst eingesetzt werden. In einem letzten Abschnitt soll dann ein Beispiel aus nichtliterarischer Sprache angeführt werden, bei dem die Umsetzung in den eigenen Sprachgebrauch in wesentlich direkterer Weise möglich ist.

3.2.1 Grammatische Gestaltungsmittel in der deutschen Gegenwartsliteratur

3.2.1.1 Martin Walser

Karl von Kahn konnte jetzt nicht heimfahren. Er suchte rechts von der Maximilianstraße ein Lokal, vor dem man noch im Freien sitzen konnte. Er machte weiter mit Bier. Alle, die hier herumsaßen, die hier vorbeigingen, mehr schoben als gingen, sie waren zusammen genauso ein Wesen wie die, die aus der Oper herausströmten. Er wollte überall dazugehören. Es gab hier noch genügend Krawattenträger. Und alle hier herum machten klar, daß es keine Wohnungen gibt, keine Schlafzimmer und so weiter. Da gehörte er dazu. Hätte er dazu gehört. Wenn. Wenn er nicht der Älteste gewesen wäre. Der einzige Alte überhaupt. Gut, das warf ihm hier keiner vor. Bis jetzt. Aber es war in jedem Augenblick möglich, daß einer, wie in der U-Bahn, sagte: Der alte Knacker... Was will denn der noch hier? (Walser 2006: 331)

Wie in vielen Werken Martin Walsers finden sich in dieser Passage aus seinem Roman „Angstblüte“ relativ kurze Sätze, die eine Situation beschreiben, in der die Handlungsperson sich in die Enge getrieben fühlt,

zumindest Selbstzweifel hat. Das erklärt, dass die Stakkatoform als konsequent empfunden wird. Es finden sich „unvollständige Sätze“ und Wortformen, die ganze Sätze vertreten. Wie ebenfalls auch sonst bei Walser werden ausgefeilte, rhetorisch stilisierte Satzfolgen entwickelt, hier vor allem mit Anaphern (*er suchte, er machte weiter, er wollte dazugehören; keine Wohnungen, keine Schlafzimmer*), gemischt mit Elementen des Inneren Monologs (*gut, das warf ihm hier keiner vor*), vor allem aber mit Formulierungen aus der Umgangssprache: *Der alte Knaacker*. Bei allen Unterschieden, die sich bei den deutschen Schriftstellern der Gegenwart feststellen lassen, Einsprengsel aus der gesprochenen Sprache sind fast immer zu registrieren.

Damit werden nun die Funktionalstile in keiner Weise aufgelöst, es handelt sich um literarische Verwendung von Sprache, in der Elemente aus allen Stilbereichen verwendet werden können, aber für die Beurteilung dessen, was von den systematisch zur Verfügung stehenden Formen des Deutschen von wem, in welchem Diskursbereich und zu welchem Aussagezweck gewählt wird, lässt sich doch so viel sagen, dass für die schriftlichen Register Elemente der Mündlichkeit genutzt werden. Auch dies ist ein wichtiges Faktum für die Bestimmung, was „richtiges“ und grammatisch gutes Deutsch ist. Die rigide Festlegung, die sich in den normativ bestimmten sprachpflegerischen Arbeiten findet, lässt diese Tendenzen der deutschen Sprache meist außer Betracht.

3.2.1.2 Daniel Kehlmann

Bonpland bekam einen Hustenanfall. Tränen liefen ihm über das Gesicht, er spuckte Blut. Hier sei nichts, keuchte er. Es sei heißer als in der Hölle, es gebe nur Gestank, Moskitos und Schlangen. Hier werde nie etwas sein, und dieser dreckige Kanal werde nichts daran ändern. Könnten Sie jetzt endlich zurück? Humboldt starrte ihn ein paar Sekunden an. Das habe er noch nicht entschieden. Die Mission Esmeralda sei die letzte christliche Siedlung vor der Wildnis. Von dort aus komme man durch unerforschtes Gebiet in wenigen Wochen zum Amazonas. Dessen Quellen habe noch keiner gefunden (Kehlmann 2006: 136).

Was hier vom Schriftsteller aus den Regeln der deutschen Sprache herausgegriffen und stilisiert eingesetzt wird, ist vor allem die Verwendung des Konjunktivs I. Zwar gilt die Setzung dieses Modus für die „obersten Textsorten“ als verbindlich, in der mündlichen Alltagssprache und auch in Teilen der schriftlichen Gebrauchsstile wird der Konjunktiv I aber auf weiten Strecken durch den Konjunktiv II oder den Indikativ ersetzt (vgl. Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997: 1764-1775). Wenn Daniel Kehlmann seitenweise in seinem Buch diese Form der Referatsmarkierung verwendet, wird damit ein bestimmter literarischer

Zweck verfolgt: Nicht nur die monologischen Berichte, die die Ansichten Dritter wiedergeben und den Text dadurch quasiauthentisch machen, sondern vor allem die Dialoge werden, wie man schon aus dem kurzen Textstück ersehen kann, dadurch distanzierter vorgestellt. Es ergibt sich eine gleichsam schwebende Erzählhaltung, die das Erzählte einerseits fernrückt, andererseits suggestiv erlebbar macht.

3.2.1.3 Günter Grass

Das hätte mir gepasst: nicht, wie geschehen, am fatalen 30. Januar geboren zu sein, sondern Ende Februar, Anfang März vierundvierzig in irgendeinem ostpreussischen Kaff, an einem nicht zu benennenden Tag, von einer Mutter Unbekannt, gezeugt vom Vater Gibtesnicht, doch adoptiert vom rettenden Oberbootsmaat Werner Fick, der mich bei nächster Gelegenheit – das geschah in Swinemünde – seiner Ehefrau in Obhut gegeben hätte. Mit meinen sonst kinderlosen Adoptiveltern wäre ich, als der Krieg zu Ende war, vorerst in die britische Besatzungszone, in die zerbombte Stadt Hamburg gezogen. Doch ein Jahr später hätten wir in Ficks Heimatstadt Rostock, die in der sowjetischen Besatzungszone lag und gleichfalls zerbombt war, dennoch Wohnung gefunden. Ab dann wäre ich zwar parallel zu meiner an Mutter gebundenen Biographie aufgewachsen, hätte alles, das Fähnchenschwenken der Jungen Pioniere, die Aufmärsche der FDJ mitgemacht, wäre aber doch von den Ficks umsorgt geblieben. Das hätte mir gefallen können (Grass 2002: 143f.).

Im Gegensatz zu dem Text von Daniel Kehlmann, der den Gebrauch des Konjunktivs I auf die Spitze treibt, wird hier der Konjunktiv II als erzählerischer Hebel eingesetzt, um darzustellen, wie die Biographie des Protagonisten hätte verlaufen können. Dabei werden auch andere Stileigentümlichkeiten, die sich bei Günter Grass finden, aktiviert, vor allem die Betonung der Vorläufigkeit (*vorerst in die britische Besatzungszone*) und der Gegensätzlichkeit im Mikrobereich (*Doch ein Jahr später, hätten...dennoch Wohnung gefunden, wäre aber doch...*), was hier die ganze Passage insgesamt prägt: die Unsicherheit über das zu Berichtende (*an einem nicht zu benennenden Tag*), verstärkt durch die „Namen“ von Vater und Mutter, *Gibtesnicht* und *Unbekannt*.

Wer wollte bezweifeln, dass es sich bei allen drei Textstücken um „grammatisch gutes Deutsch“ handelt? Aber soll man die hier von Walser oder Kehlmann oder Grass gewählte Form übernehmen? Oder gar von allen dreien? Das würde nur zur Imitation, zur Parodie oder zur Epigonalität führen. Auch Willy Sanders (vgl. 1990: 192-195) warnt in seiner Stillehre „Gutes Deutsch – besseres Deutsch“ vor direkten Übernahmen, plädiert aber für einen kreativen Umgang mit der Sprache. In jeder gelungenen Formulierung soll zwar die gegenwärtig gültige grammatische Regel wahrnehmbar sein, aber es darf, ja es muss auch das Potential ihrer Erweiterung zu erkennen sein. Genau das nut-

zen die Schriftsteller – aber in einer je eigentümlichen, keinesfalls direkt nachahmbaren Weise. Nur die generelle Devise, die Regeln bewusst auszuwählen, lässt sich übernehmen.

3.3.2 Grammatische Gestaltungsmittel in der Sachprosa

Von der Sprache der Literatur ist sicher keine unmittelbare Formulierungshilfe zu erwarten, wenn auch die indirekte in ihrer Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Wie man Regeln bewusst auswählt und die angedeuteten Klippen direkter umschiffen kann, lässt sich dagegen der kunstvollen Sachprosa entnehmen. Dafür sei ein Beispiel angeführt, das alle Eigenschaften bester Prosa aufweist, ein Stück aus der Autobiographie von Marcel Reich-Ranicki:

Auf der Bühne habe ich den „Hamlet“ mindestens zehnmal gesehen – in vier Sprachen (deutsch, englisch, französisch und polnisch) und mit so großen Schauspielern wie Laurence Olivier und Jean-Louis Barrault. Mehrere Verfilmungen kommen hinzu. Ich erwähne dies alles aus zwei Gründen. Erstens: Es wäre peinlich, wollte ich mich dessen rühmen, was ich in meinem Leben geschrieben habe. Aber vielleicht darf man sich bisweilen dessen rühmen, was man zu schreiben unterlassen hat. So habe ich allen Versuchungen widerstanden und nie auch nur den kleinsten Aufsatz über den „Hamlet“ verfasst; ich habe es nicht gewagt. Und zweitens: Was immer ich im Zusammenhang mit dem „Hamlet“ erlebt habe, wann immer ich mich an dieses Drama erinnere und wann immer ich mich mit ihm beschäftige, muß ich an Gustaf Gründgens denken.

Werner Krauss habe ich bewundert, Käthe Dorsch beinahe verehrt und Käthe Gold geliebt. Gustaf Gründgens indes hat mich nahezu hypnotisiert. Damit will ich nicht sagen, er sei der größte Schauspieler in der Zeit meiner Jugend gewesen – als solcher gilt meist Werner Kraus. Aber keiner stand mir so nahe, keiner interessierte mich so sehr wie Gründgens. Das hat mit den Zeitumständen zu tun. 1934 wurde er, kaum 34 Jahre alt, von Göring zum Intendanten der Staatlichen Schauspiele in Berlin ernannt. Es gelang ihm, in verhältnismäßig kurzer Zeit aus dem Haus am Gendarmenmarkt Deutschlands bestes Theater zu machen (Reich-Ranicki 1999: 122f.).

Der Textausschnitt ist, wie alle Passagen in dem umfangreichen Buch, durch eine beispielhafte Mischung aus „objektivem“ Erzählen und subjektiver Perspektivierung gekennzeichnet. Dadurch wirkt der Text so lebendig und überzeugend. Die Sätze sind kurz, die Tempusverwendung zeigt auch in dieser Mikrostruktur die volle Bandbreite der Regeln: Die „reine Erzählung“, der Bericht über Ereignisse in der Vergangenheit, erfolgt im Präteritum, Stellungnahmen werden im Perfekt geschrieben, Reflexionen und immergültige Aussagen im Präsens. Die Konjunktive werden nach der für dieses Textgenre gültigen Norm verwendet: Konjunktiv I als Referatssignal (*er sei der größte deutsche Schauspieler gewesen*), Konjunktiv II als Signal der Irrealität (*es wäre peinlich*). Der Kasusgebrauch aktiviert nicht nur die gängigen Strukturen, son-

dem auch die seltenen Formen (*wollte ich mich dessen rühmen*). Warum es sich hier um eindrucksvoll-vorbildliches „grammatisch gutes Deutsch“ handelt, liegt letztlich aber darin, dass der Autor es versteht, mit der Zentrierung der Erzählung auf seine Person das Geschriebene packend lebendig zu machen. Es sind nicht einfach Elemente des mündlichen Sprachgebrauchs, die das bewirken, denn der Text ist kunstvoll rhetorisch gebaut: Es finden sich Antithesen: *nicht sich rühmen, was man geschrieben hat – was man zu schreiben unterlassen hat*, Anaphern: dreimal heißt es *wann immer* und schließlich Steigerungen mit einer Klimax: *bewundert – verehrt – geliebt*, an der Stelle fragt man sich, ob diese Qualifizierung noch weiter gesteigert werden kann, und wirklich, der Autor findet noch eine Steigerung: *hypnotisiert*. Solche idiosynkratischen Hyperbeln sind eigentlich Charakteristika der Dichtung – man denke etwa an die Stelle aus Thomas Manns „Eisenbahnunglück“ wo es heißt: [Ein distinguiert Herr ruft]: *Großer Gott! ... Allmächtiger Gott! Und um sich gänzlich zu demütigen und so vielleicht seine Vernichtung abzuwenden, sagt er auch noch in bittendem Tone: „Lieber Gott...“* (Mann 1963: 334). Beim Text von Reich-Ranicki handelt es sich nicht um eine fiktive Erzählung, sondern um einen authentischen Lebensbericht. Diese Textsorte weist also nicht die funktionalstilistische Distanz auf, sie kann direkter wirken, eben auch als Muster für die virtuose Handhabung grammatischer Regularitäten.

Hier werden die grammatischen Regeln des Deutschen nicht nur eingehalten – das wäre viel zu wenig –, sondern sie werden in ihrer Fülle gezeigt. Es wird das Bild von der Reichhaltigkeit, vom Reichtum der deutschen Sprache eindringlich vermittelt. Betrachtet auf die „Ausage“ der Texte hin, ist dies das Vehikel des Gesagten. Zentriert auf die Aussageabsicht und als individuelle und kreative Auswahl, kommt das zustande, was Willy Sanders (1990: 195) das „bessere Deutsch“ nennt, das Deutsch, das mehr als die bloße Regeleinhaltung zeigt.

4 Grammatisch gutes Deutsch als Ausweis der Fülle und des Reichtums der Sprache

Wenn wir nun alle Texte, die im vorangehenden Abschnitt herangezogen worden sind, den nichtfiktionalen und die dichterischen, zusammen ansehen, dann lässt sich noch einiges mehr über die Gestalt des Deutschen erkennen, was deutlich über die sprachpflegerischen Besorgnisse hinausführt:

Das Deutsch der Gegenwartssprache ist über die Unterschiede der Diskursstile hinweg durch die Offenheit für die Übertragung von Formen aus dem einen in den anderen funktionalstilistischen Bereich ge-

kennzeichnet. Einerseits ist dies eine chancenreiche Befreiung, denn so zeigt sich, dass nicht die Beachtung eines rigiden Stilideals gefordert ist, wenn die Schriftsteller selber diese Offenheit praktizieren. Doch darf dies nicht zum Anlass genommen werden, ungefiltert aus den Paradigmen blind auszuwählen. Notwendig ist die Selbstkontrolle, mit der die gewählten grammatischen Regeln begründet werden können.

Erst die genaue Analyse zeigt, dass in grammatisch mustergültigem Deutsch, wie wir es etwa bei Reich-Ranicki finden, die Ausdrucksmöglichkeiten in noch viel reichere Maße genutzt werden, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Das liegt daran, dass gekonnt schreibende Schriftsteller, Journalisten und Sachautoren ihre Ausdrucksabsicht so in die sprachlichen Formen einpassen, dass diese, bei aller Variation, als organisch, ja als selbstverständlich erscheinen. Grammatisch gutes Deutsch ist also eines, bei dem die eingesetzten sprachlichen Mittel nicht als willkürlich oder zufällig erscheinen, sondern als treffend und stimmig und bei dem darüber hinaus die deutsche Sprache selber in ihrem Reichtum und in ihrer Vielsichtbarkeit wird.

5 Literatur

- Duden – Richtiges und gutes Deutsch. Hrsg. von der Dudenredaktion. Bearb. von Peter Eisenberg unter Mitwirkung von Franziska Münzberg und Kathrin Kunkel-Razum. 6., vollständig überarb. Aufl. Mannheim, 2007.
- Eroms, Hans-Werner 1980: Funktionskonstanz und Systemstabilisierung bei den begründenden Konjunktionen im Deutschen. In: Sprachwissenschaft 5, 73-115.
- Eroms, Hans-Werner 1995: Syntax und Stilistik. In: Joachim Jacobs/Arnim von Stechow/Wolfgang Sternefeld/Theo Vennemann (Hrsg.): Syntax. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 2. Halbbd. Berlin-New York, 1528-1545 (= HSK 9.2).
- Fleischer, Wolfgang/Michel, Georg/Starke, Günter 1975: Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig.
- Gernhard, Robert 1999: Gedichte 1954-1997. Zürich.
- Glaser, Rüdiger/Gebhardt, Hans/Schenk, Winfried 2007: Geographie Deutschlands. Darmstadt.
- Grass, Günter 2002: Im Krebsgang. Göttingen.
- Greule, Albrecht/Ahlvers-Liebel, Elisabeth 1986: Germanistische Sprachpflege. Geschichte, Praxis und Zielsetzung. Darmstadt.
- Haas, Wolf 2001: Auferstehung der Toten. Reinbek.
- Kehlmann, Daniel 2006: Die Vermessung der Welt. 25. Aufl. Reinbek.
- Keller, Rudi 1993: Das epistemische weil – Bedeutungswandel einer Konjunktion. In: Hans Jürgen Heringer/Georg Stötzel (Hrsg.): Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz. Berlin-New York, 219-247.
- Kotin, Michail L. 2007: Die Sprache in statu movendi. Sprachentwicklung zwischen Kontinuität und Wandel. 2. Band. Kategorie – Prädikation – Diskurs. Heidelberg.
- Mann, Thomas 1963: Sämtliche Erzählungen. Frankfurt/Main.
- Michel, Georg 2001: Stilistische Differenzierung. In: Wolfgang Fleischer/Gerhard Helbig/Gotthard Lerchner (Hrsg.): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Frankfurt/Main u. a., 423-458.

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

- Paul, Hermann 2002: Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes. 10. Auflage von Helmut Henne, Heidrun Kämper und Georg Objartel. Tübingen.
- Rath, Rainer 2001: Mediale Differenzierung. In: Wolfgang Fleischer/Gerhard Helbig/Gotthard Lerchner (Hrsg.): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Frankfurt/Main u. a., 363-385.
- Reich-Ranicki, Marcel 1999: Mein Leben. Stuttgart.
- Reiners, Ludwig 1976: Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. München. [Erste Aufl. 1943].
- Sanders, Willy 1990: Gutes Deutsch – besseres Deutsch. Praktische Stillehre der deutschen Gegenwartssprache. 2. Aufl. Darmstadt.
- Sick, Bastian 2005: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. 16. Aufl. Köln.
- Sick, Bastian 2006: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2. 11. Aufl. Köln.
- Wagner, Hildegard 1972: Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart. Düsseldorf.
- Walser, Martin 2006: Angstblüte. Reinbek.
- Wegener, Heide 1993: *weil – das hat schon seinen Grund*. Zur Verbstellung in Kausalsätzen im gegenwärtigen Deutsch. In: Deutsche Sprache 21, 289-305.
- Wustmann, Gustav 1903: Allerhand Sprachdummheiten. 3. Aufl. Leipzig.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno 1997: Grammatik der deutschen Sprache. Berlin-New York.



+2 01203603638



germanbooks1

JÖRG KILIAN

Gibt es gute Bedeutungen? Linguistische Anmerkungen zum Schönen, Guten und Bösen, Wahren und Falschen im Reich der Semantik

1 Einleitung

Mitunter ist es das semantisch Unscheinbare, wodurch unmittelbar veranschaulicht wird, wozu Sprache fähig ist. Da sind etwa Gertrude Steins „Rose is a rose is a rose“ oder Peter Bichsels „Ein Tisch ist ein Tisch“ oder die ganz alltäglichen, semantisch scheinbar unsinnigen tautologischen Äußerungen, wie z. B. „Befehl ist Befehl“, „sicher ist sicher“. Wer zum Beispiel sagt: „Ein Tisch ist ein Tisch“, hat immer Recht, spricht stets wahr. Und doch steht in dieser Äußerung nur scheinbar auf beiden Seiten des Kopulaverbs *sein* („ist“) dasselbe. Die zweite Nennung des Wortes *Tisch* nämlich mag (je nach Kontext) durchaus eine äußerst ökonomische Form sein, um viel mehr zum Ausdruck zu bringen, etwa dass ein auf dem Boden stehender, vielleicht gar mit einer Tischdecke bedeckter Karton alle in dieser Situation gewünschten Funktionen eines Tisches zu erfüllen vermag.

Dasselbe gilt auch für die Äußerung „Ein Wal ist ein Wal“. Wer dies sagt, hat immer Recht. Wer hingegen sagt: „Ein Wal ist ein Walfisch“, hat, folgt man beispielsweise dem Duden-Universalwörterbuch, nur „volkst[ümlich]“ Recht. Aus zoologischer Sicht hingegen hat er Unrecht, vollzieht demnach eine falsche Identifikation. Dieselbe Äußerung: „Ein Wal ist ein Walfisch“ ist also in einen Fall falsch, im anderen zumindest nicht falsch.

Deutlicher noch liegt der Fall in der bereits erwähnten Kindergeschichte Peter Bichsels. Denn hier wird die Grenze der Tautologie eindeutig überschritten, werden keine Identifikationen, sondern Umbenennungen vollzogen: „Dem Bett sagte er Bild. / Dem Tisch sagte er Teppich. / Dem Stuhl sagte er Wecker“ (Bichsel 1988: 22). Ist es nun aber „wahr“ oder „gelogen“, „richtig“ oder „falsch“, „gut“, „schlecht“ – oder gar „böse“, wenn der Mann in der Erzählung zum Bett *Bild* sagt, zum Tisch *Teppich* oder zum Stuhl *Wecker*? Die Entscheidung über die Antwort auf diese Frage ist weder allein in der Natur der außersprachlichen Sachen Bett, Tisch und Stuhl begründet, also gleichsam physikalisch durch Merkmale der Sachen, noch ist sie allein in den Bedeutungen der Wörter *Bett*, *Tisch* und *Stuhl* bzw. *Bild*, *Teppich* und *Wecker* zu

suchen. Aus sprachtheoretischer Perspektive nämlich könnte die außersprachliche Sache Tisch ebenso gut auch mit dem Wort *Teppich* benannt werden, wie sie mit dem Wort *Tisch* benannt ist. Desgleichen ist, wiederum rein sprachtheoretisch betrachtet, in der Verknüpfung der Bedeutungen der Wörter *Bett*, *Tisch* und *Stuhl* bzw. *Bild*, *Teppich* und *Wecker* mit den entsprechenden Lautformen weder Gutes noch Schlechtes, weder Richtiges noch Falsches zu entdecken. Schon ein Blick in andere Sprachen führt dafür einen unhintergehbaren Beleg an insofern, als, erstens, derselbe Tisch, einmal über die Sprachgrenzen getragen, unterschiedliche Bezeichnungen erhält, und, zweitens, die Lautform /tɪʃ/ in verschiedenen Sprachen mit unterschiedlichen Bedeutungen verknüpft ist. Ein Tisch ist eben nicht unmittelbar physikalisch „tischig“; und er hat weder zur Lautform /tɪʃ/ eine unverbrüchliche Beziehung, noch gibt die mit dieser Lautform verknüpfte Vorstellung unmittelbar Informationen über den Tisch an sich. Man könnte daraus den Schluss ziehen, dass menschliche Sprache zur wahren Erkenntnis der Welt nicht taugt – wie es etwa Friedrich Nietzsche getan hat, der beklagt, dass das Wort von den Dingen der Welt durch wenigstens zwei metaphorische Brechungen entfernt und dementsprechend die Welterkenntnis im Mittel der Sprache unmöglich sei:

„Ein Nervenreiz [beim Ansehen des Dinges, J.K.] zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. [...] Wir glauben etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen“ (Nietzsche 1873: 879).

Auf dieser Grundlage gäbe es also eher „schlechte“, „falsche“, „geloggene“ Bedeutungen denn „gute“, „richtige“ und „wahre“.

Und doch scheint in den einzelnen Sprachen ein Gespräch über Tische – werden sie nun als *Tisch*, *table*, *mesa*, *tavolo* oder wie auch immer bezeichnet – im großen Ganzen zu gelingen, scheinen die Wörter mit ihren Bedeutungen die Verweisfunktion auf Tische – reale oder vorgestellte – zu erfüllen. Das ist im Grunde ein kleines (Sprach)wunder, ist doch nicht einmal eindeutig festgelegt, wann ein Tisch ein Tisch und als solcher zu bezeichnen ist, ob das Ding an sich dazu zweier, dreier oder vierer Beine bedarf oder doch eines genügt und ob und inwiefern auch ein Karton ein Tisch sein oder wenigstens als solcher bezeichnet werden kann.

Es sind im Grunde solche Fragen, die die Sprachphilosophie und, historisch später einsetzend, die Sprachwissenschaft seit Jahrhunderten beschäftigen, wenn aus ihrer Mitte nach dem Wesen der lexikali-

schen Bedeutung gefragt wird. So wird etwa schon in Platons berühmtem „Kratylos“-Dialog die Frage gestellt, ob der Zusammenhang zwischen den Dingen und ihren Namen natürlich gegeben („physei“) oder von Menschen vereinbart („thesei“) sei. Es ist hier weder Ort noch Raum, die seitdem gegebenen Antworten zusammenzutragen und gar kritisch zu bewerten. Gleichwohl ist, wer einen kritischen Blick auf Wortbedeutungen wirft, verpflichtet, die Perspektive offen zu legen, aus der heraus dieser Blick erfolgt.

Die nachfolgenden linguistischen Anmerkungen zum Schönen, Guten und Bösen, Wahren und Falschen im Reich der Semantik nehmen, 1.), die Perspektive ein, dass die Bedeutung des Wortes der synchronisch für die „Mitlebenden“ (Hans Rothfels) einer Sprachgesellschaft konventionell mit einer sprechsprachlich und schriftsprachlich materialisierbaren Ausdrucksform verknüpfte, im mentalen Lexikon eines „idealen Mitlebenden“ gespeicherte Inhalt eines Sprachzeichens ist. Ausdruck und Inhalt konstituieren gemeinsam das sprachliche Zeichen. Dabei soll, 1.1.), die Art der Beziehung zwischen beiden an dieser Stelle unerörtert bleiben, soll vielmehr mit Hermann Paul festgestellt werden:

„Wir werden anerkennen müssen, dass eine innere Beziehung zwischen Lautgestalt und Bedeutung nicht vorhanden zu sein braucht, dass vielmehr die Entwicklung durch allerlei zufällige und darum für uns unerkennbare Bedingungen bestimmt ist.“ (Paul 1920: 260)

Und es soll, 1.2.), der Umfang beziehungsweise die Reichweite des Inhalts nicht von vornherein theoretisch begrenzt werden, wie es etwa die strukturelle Semantik mit ihrer Konzentration auf die distinktiven Merkmale der Bedeutung eines Wortes innerhalb des Sprachsystems tut oder wie es die Praktische Semantik mit ihrer Konzentration auf die jeweils aktualisierten Merkmale im Rahmen eines jeden einzelnen Wortgebrauchs vorsieht. Vielmehr soll sich die synchronisch konventionelle Bedeutung erstrecken auf „den gesamten Vorstellungsinhalt, der sich für den [idealen] Angehörigen einer Sprachgenossenschaft mit einem Worte verbindet“ (Paul 1920: 75). Dabei ist in Kauf zu nehmen, dass dem „gesamten Vorstellungsinhalt“ nur vage Grenzen zu ziehen sind, verbindet doch beispielsweise die Tischlermeisterin mit dem eingangs erwähnten Ausdruck *Tisch* viel speziellere und an Sachkenntnis reichere Vorstellungsinhalte etwa bezüglich der Qualität des Materials und der Statik als der diesbezüglich fachlich nicht ausgewiesene Kunde beim Gang durch die *Tisch*-Abteilung eines Möbelhauses.

Die nachfolgenden linguistischen Anmerkungen zum Schönen, Guten und Bösen, Wahren und Falschen im Reich der Semantik nehmen

sodann, 2.), die Perspektive ein, dass die Bedeutung des Wortes als Produkt der Sprachgesellschaft deren „Weltansichten“ (Wilhelm von Humboldt), „Kollektivgewohnheiten“ (Ferdinand de Saussure), „Lebensformen“ (Ludwig Wittgenstein) lexikalisch einfasst, archiviert. Damit ist, 2.1.), gemeint, dass die Bedeutung des Wortes der Sprachgesellschaft als Archiv des in ihr gewonnenen deklarativen Wissens dient und es ihr verfügbar und kommunizierbar macht. Johann Gottfried Herder hat in diesem Sinn von „Merkwort“ und „Mittheilungswort“ gesprochen (Herder 1772: 34ff. und 47), im Rahmen der modernen kognitiven Semantik wird diese perzeptuelle und konzeptuelle Leistung der lexikalischen Bedeutung u. a. auch als „lexikalisches Bedeutungswissen“ (Konerding 1993) oder als „konzeptuelles Wissen“ (Schwarz/Chur 1996) gefasst. Und damit ist, 2.2.), gemeint, dass die lexikalische Bedeutung als solches sprachgesellschaftlich gebundenes Menschenwerk den Mitgliedern dieser Sprachgesellschaft freilich auch eine Art Anleitung für die Wahrnehmung der Welt vorformuliert. In diesem Sinne führt Wilhelm von Humboldt aus, dass eine jede Sprache eine Welt darstelle, „welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muß“ (1998 [1836]: 294).

2 Vom Schönen und Unschönen im Reich der Semantik

In seinen umfangreichen Untersuchungen zur „Erforschung des sprachkritischen Denkens in Deutschland“ kommt Thorsten Griesbach im Kapitel „Sprachliche Schönheit als Maßstab“ zu dem Ergebnis, dass Werturteile, wie sie in den Prädikaten „schön“ und „unschön“ zum Ausdruck gebracht werden, in der laienlinguistischen Wortkritik überwiegend auf ausdrucksseitige Aspekte der Wortform und des Wortgebrauchs bezogen seien. Überdies könnten derlei „Urteile am wenigsten intersubjektiv eingeordnet werden und dominiert der individuelle, nicht objektivierbare Geschmack“ (Griesbach 2006: 307).

Auch vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass der Deutsche Sprachrat bislang nur einmal (im Jahr 2004) zur Wahl des „schönsten deutschen Wortes“ aufgerufen hat. Die insgesamt 22.838 Einsendungen waren indes grundsätzlich semantisch – im weitesten Sinne – motiviert; zum Preisträger wurde das Wort *Habseligkeiten* gekürt, und zwar nicht, weil es die häufigsten Nennungen erfahren, sondern die am meisten überzeugende Begründung erhalten habe. Von besonderem Interesse im vorliegenden Zusammenhang ist indes eine Äußerung des Einsenders des fünftplatzierten Wortes (*Rhabarbermarmelade*): „Ich glaube, viele haben diesen Wettbewerb nicht verstanden. Es geht doch nicht darum, die schönste Sache zu wählen, sondern das schönste

Wort zu prämiieren“ (vgl. www.deutscher-sprachrat.de; gesehen am 15.2.2007).

Wer linguistische Anmerkungen zum Schönen, Guten und Bösen, Wahren und Falschen im Reich der Semantik macht, wird immer wieder neu Grenzen zwischen Sprache und Sache, Wort und Ding, lexikalischer Bedeutung und so genanntem außersprachlichem Designat suchen und dabei innersprachliche Begrenzungen überwinden müssen.

Damit ist auch gesagt, dass die systemlinguistische Betrachtungsweise bei der Frage nach dem Schönen und Unschönen im Reich der Semantik wenig weiterhilft, beschreibt sie doch lediglich Oppositionen und Kontraste innerhalb systematischer Wortfelder. Aus sprachsystematischer Perspektive ist sprachliche Ästhetik kein Kriterium. Erst durch den Bezug des lexikalischen Systems zur Sprachgesellschaft, zu Varietäten und Registern der Einzelsprache sowie zur so genannten außersprachlichen Wirklichkeit können ästhetische Aspekte des Wortschatzes (vom konkreten Wortgebrauch wird, wie ausgeführt, abgesehen) in den Blick kommen. Dabei ist stets die vom Einsender des Wortes *Rhabarbermarmelade* beklagte Gefahr einer Verwechslung des semantischen Urteils mit einem Urteil über den außersprachlichen Gegenstand/Sachverhalt gegeben. So mag das Wort *Duft* nur deshalb als schöner empfunden werden als das Wort *Gestank*, weil der Referenzbereich von *Duft* höheres Ansehen in der Sprachgesellschaft genießt als der von *Gestank*.

Es fragt sich freilich, ob eine ästhetisch begründete Kritik der Bedeutung eines Wortes überhaupt unabhängig von der Bewertung des Referenzbereichs erfolgen kann. Am ehesten scheint dies möglich im Rahmen von Wortfeldern, die (zumindest partielle) Synonyme für denselben Gegenstand/Sachverhalt führen. Die Wörter *Schlachter*, *Metzger* und *Fleischer* beispielsweise gelten gegenwartssprachlich als landschaftlich verteilte, semantisch grundsätzlich gleichwertige Berufsbezeichnungen. Und doch scheint das Wort *Schlachter* im süddeutschen Raum noch in der deutschen Gegenwartssprache die für das Substantiv *Schlacht* und das daraus abgeleitete Verb *schlachten* überlieferte Bedeutung 'töten' mit sich zu führen, zumindest aber als „Nebensinn“ (mit entsprechendem „Gefühlswert“) zu besitzen (vgl. Erdmann 1925: 106f.). Im süddeutschen Sprachraum gilt *Schlachter* verbreitet als unschöne Bezeichnung für den Beruf des *Metzgers*. Im 18. Jahrhundert bezeichnete das Wort (in der umgelauteten Form *Schlächter*) außerhalb des niederdeutschen Sprachgebietes zudem „nur gewisse unzünftige Leute, welche das Schlachtvieh in den Häusern anderer um Lohn schlachten“ (Adelung 1798: III, 1481). Auch in diesem Fall zeigt sich, dass das (Geschmacks)urteil über die semantische Schönheit eines

Wortes nicht vom Urteil über den Referenzbereich zu trennen ist. Dies gilt auch – und vielleicht gar vornehmlich – in Fällen, in denen aus varietäten- oder registerspezifischen (stilistischen) Gründen euphemistische Ausdrücke für tabuisierte Gegenstands- und Sachbereiche konventionell als passender, geeigneter, mithin schöner erachtet werden (z. B. *heimgehen* für *sterben*). Die Lexikographie des 18. Jahrhunderts, bedacht darauf, eine „Hoch- und Schriftsprache“ zu kodifizieren, hat solche varietäten- und registerspezifischen Aspekte durchaus als ästhetische verbucht, etwa wenn es bei Adelung zu *schließen* heißt, es werde „als ein edlerer Ausdruck für das niedrigere zumachen gebraucht“, oder zu *schmähen*, dass dieses Wort „ein edlerer Ausdruck ist, als die niedrigen ähnlichen schimpfen, schänden“ (Adelung 1793-1801, s.v. *schließen* und *schmähen*).

3 Von Wahrheit und Lüge im Reich der Semantik: Wort, Welt und Wahrheit

Die sprachphilosophische Skepsis in Bezug darauf, ob es so etwas wie „gute Bedeutungen“ gebe, ist eingangs am Beispiel Friedrich Nietzsches bereits angedeutet worden. „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“ lautet der Titel des Beitrags, in dem Nietzsche das Unvermögen der Wörter beklagt, den Menschen zur Erkenntnis der „Dinge an sich“ zu führen. Die Bedeutungen der Wörter natürlicher Sprachen sind vor diesem Hintergrund nicht lediglich unpassend oder schlecht, sondern, schlimmer noch: trügerisch insofern, als sie Wahrheiten vorgaukeln.

Mit diesem skeptischen Blick auf Sprache, auf Wörter und auf deren durch Bedeutungen – vermeintlich – eröffneten Weltbezug steht Friedrich Nietzsche keineswegs allein in der Geschichte der philosophischen Sprachkritik (vgl. Schiewe 1998). Am Anfang dieser Geschichte steht der schon erwähnte berühmte „Kratylos“-Dialog aus der Feder Platons, und bis hin zu Nietzsche und seinem Zeitgenossen Fritz Mauthner (vgl. Kilian 2000), zu Hugo von Hofmannsthal sowie dem jungen Wittgenstein zieht sich diese sprachskeptische Tradition.

Während die Bedeutungen der Wörter natürlicher Sprachen im Rahmen dieser sprachphilosophischen Tradition also zwar gewiss konventionelle Verständigung ermöglichen, aber niemals ein wahres Verständnis der Dinge, wird in der Tradition Herders und Wilhelm von Humboldts hingegen diese Wahrheit der Dinge überhaupt erst mit Hilfe der Wortbedeutungen konstruiert.

Wilhelm von Humboldt wendet sich gegen die der Aufklärung erwachsende These, Sprache sei „bloß ein Austauschmittel zu gegen-

seitigem Verständniß" (Humboldt 1998 [1836]: 294). Diese Werkzeug-These impliziert, zum einen, dass Sprache konventionelles Instrument zur Bezeichnung einer fertig vorgegebenen Welt sei (das Wort also eine Art Etikett), ohne selbst gestaltende Kraft zu besitzen; und sie impliziert, zum anderen, dass Sprache dem Menschen etwas Äußerliches sei.

Humboldt stellt dem seine Metapher von Sprache als eines Organs gegenüber, das dem Menschen verinnerlicht sei und zur Erzeugung einer menschlichen Ansicht der Welt diene. Sprache sei, so führt Wilhelm von Humboldt aus, das „bildende Organ des Gedanken“ (1998 [1836]: 180) – man halte Ludwig Wittgensteins Äußerung „Die Sprache verkleidet den Gedanken“ (Tractatus 4.002; 1918 [1999]: 26) dagegen, und es wird unmittelbar deutlich, dass Sprache – je nach Standpunkt – einmal als Wahrheit spendende Quelle und das andere Mal als verlogenes Hindernis der Erkenntnis gefasst wird.

Wilhelm von Humboldts Ausführungen über die Verschiedenheit nicht nur des menschlichen Sprachbaues, sondern auch der mit den Mitteln der jeweiligen Einzelsprache erzeugten, je verschiedenen menschlichen Weltansichten sind nicht folgenlos geblieben. Da ist zum Beispiel die so genannte Sapir-Whorf-Hypothese von der Relativität des sprachlichen Weltbildes anzuführen, die besagt, dass die Strukturen einer Einzelsprache nicht allein je besondere Denkstrukturen und Denkmöglichkeiten eröffneten, sondern diese gar determinierten. Etwas moderater fasst dies Leo Weisgerber im Rahmen seiner Theorie der „sprachlichen Zwischenwelt“, die, näher an Humboldt, den Determinismus mildert. Diese Theorien sind in der modernen Sprachwissenschaft nicht unumstritten und in ihren kulturellen Implikationen mitunter auch heikel. Ihnen gemeinsam ist jedoch die Ablehnung der Ansicht, Wortbedeutungen seien sprachlich archivierte Lügen; sie gehen vielmehr davon aus, dass Wortbedeutungen dem Menschen in verschiedenen Sprachen unterschiedliche Wahrheiten eröffnen.

4 Vom Guten und Bösen im Reich der Semantik

Nimmt man mit Wilhelm von Humboldt den Standpunkt ein, dass Wortbedeutungen Menschenwerk sind und dem Menschen dienen, „um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten“ (Humboldt (1998 [1836]: 186), dann schießt der sprachphilosophische Lügen-Vorwurf ohnedies über das Ziel hinaus. Denn die Wörter einer Sprache sind nicht objektive Abbilder der Welt-„Sachen“, sondern je konventionell geformte Ansichten derselben.

Die Lüge ist demnach keine Eigenschaft des Wortes, sondern kann grundsätzlich nur Eigenschaft seines Gebrauchs sein, indem ein Spre-

cher bewusst ein bestimmtes Wort verwendet, um eine bestimmte Weltansicht vor dem geistigen Auge des Hörers hervorzurufen, obwohl ihm bekannt ist, dass diese durch das Wort hervorgerufene Weltansicht keine Übereinstimmung mit der konventionellen Ansicht desselben Gegenstands/Sachverhalts aufweist. Nicht das Wort lügt, sondern der Sprecher.

Kollektive Wortgebräuche führen indes im Laufe der Zeit stets zu Gebrauchs- und darüber zu Bedeutungsveränderungen, und dieses „Prinzip der Sprachgeschichte“ (H. Paul) tritt ebenso ein bei kollektiven euphemistischen Wortgebräuchen oder bei kollektiv gepflegten Lügen: Sie können an Wörtern haften bleiben und die Normen für ihren Gebrauch verändern. Dies war die große Besorgnis zahlreicher Sprachkritiker nach 1945, wie sie z. B. in Victor Klemperers „LTI“ (1947) zum Ausdruck kommt oder auch im „Wörterbuch des Unmenschen“ (1945/46).

„Wer in unserer Zeit statt *Volk* *Bevölkerung* und statt *Boden* *Landbesitz* sagt, unterstützt schon viele Lügen nicht“, schreibt in diesem Sinne Bertolt Brecht 1935 (Gesammelte Werke 18: 231). Das Wort *Volk* ist in der Sprache des (und im) Nationalsozialismus „im Sinn eines rassistischen Arguments“ (Paul 2002) gebraucht worden. Aus systemlinguistischer Sicht ist diese semantische Veränderung als Bedeutungsveränderung des arbiträren Sprachzeichens *Volk* innerhalb des lexikalischen Systems zu registrieren und als solche weder gut noch böse. Aus kulturwissenschaftlicher, historio-, pragma- und soziolinguistischer Sicht hingegen ist solche Bewertung möglich. So mag die rassistische Wortbedeutung für die rassistischen Weltansichten der Nationalsozialisten eine „gute“ Bedeutung des Wortes *Volk* gewesen sein; im Rahmen aufgeklärter demokratischer Weltansichten steht die rassistische Bedeutung hingegen für das Böse. Nachwirkungen des nationalsozialistischen Gebrauchs des Wortes *Volk* sind bis in die unmittelbare Gegenwartssprache zu vermerken: Das Wort *Volk* steht, wiewohl es nach 1945 z. B. wieder in der aufwertenden Teilbedeutung „durch gemeinsame Kultur und Geschichte verbundene Menschengruppe“ (Paul 2002) Eingang in das „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“ fand und 1989 in Leipzig zum Fahnenwort wurde („Wir sind das Volk!“), noch immer im Schatten der NS-Propaganda.

Zwei populärwissenschaftliche Ansätze sind am Ende des 20. Jahrhunderts angetreten, das Böse im Reich der Semantik zu entdecken: die Aktion „Unwort des Jahres“ und die sprachkritische „Political Correctness“ (vgl. z. B. Schlosser 2000; Wimmer 1998; Kilian 2003; Kilian 2005b). Beide Ansätze nehmen Wortgebräuche, aber eben auch lexikalisierte semantische Strukturen in den Blick und haben wichtige Impulse

gegeben für die öffentliche Sprachaufmerksamkeit, gar Sprachbewusstheit. Und beide Ansätze fällen ihre Urteile darüber, was „gut“ oder „böse“, angemessen oder unangemessen ist, zumeist vor dem Hintergrund einer gesellschaftskritischen Beurteilung der bezeichneten Gegenstände und Sachverhalte; es sind dann im Grunde ideologisch begründete Sachurteile. Das ist im Rahmen einer gesellschaftsbezogenen Sprachkritik oft gar nicht anders möglich, doch bleibt die Frage im Raum, ob es wirklich die Bedeutungen sind, die böse sind – oder nicht vielmehr die Menschen, die solche Weltansichten in Wörter bringen.

Das Wort *ausländerfrei* etwa ist im Jahr 1991 zum „Unwort des Jahres“ gewählt worden mit einer Begründung, die sowohl sachlich wie linguistisch orientiert war:

„Die Parole ‚Ausländerfrei‘, besonders bekanntgeworden bei brutalen Angriffen auf eine Ausländerunterkunft in Hoyerswerda, ist schon für sich gesehen eine zynische Koppelung des Grundworts ‚frei‘ mit einer Benennung für Menschen, an deren Stelle sonst überwiegend Kennzeichnungen sächlicher Gefahrenquellen stehen (z. B. ‚atomwaffen-, staub-, unfall-frei‘). Diese spezifische Verbindung hat aber leider auch eine böse deutsche Tradition, die vor 1945 in der Wortbildung ‚judenfrei‘ gipfelte. In diese Tradition reiht sich ‚ausländerfrei‘ formal wie semantisch nahtlos ein.“
(www.unwortdesjahres.org; gesehen am 25.2.2007; vgl. Schlosser 2000: 87)

Die Bedeutung des Wortes *ausländerfrei* ist motiviert insofern, als dieser Bildungstypus die syntaktische und semantische Valenz des zugrunde liegenden Adjektivs *frei* vererbt, in diesem Fall eine gleichsam privative Bedeutung in dem Sinne, dass das im substantivischen Erstglied Ausgedrückte entfernt wird, wurde oder werden sollte. Eine böse Semantik, so die Unwort-Jury, entfaltet dieser Bildungstypus mit *frei* als Grundwort im vorliegenden Fall dadurch, dass die semantische Restriktion auf Bezeichnungen für Sächliches im substantivischen Erstglied hier durchbrochen wurde. Dem wird man zustimmen können, doch ist dies nur die eine, die linguistische, Seite der Medaille, und die müsste für Wörter wie *frauenfrei*, *männerfrei*, *kinderfrei*, für die es auch zahllose „gute“ Belege gibt, gleichfalls gelten. Die andere, ideologische bzw. gesellschaftskritische, Seite zeigt denn auch, dass die böse Semantik des Wortes *ausländerfrei* sich aus rechtsradikalen Weltansichten speist, die vor dem Hintergrund einer demokratischen Gesellschaft einer demokratischen (Sprach)kritik unterworfen werden. Das Wort *ausländerfrei* ist gegenwartssprachlich von den rechtsradikalen Weltansichten nicht zu lösen, es bringt sie zum Ausdruck. Das Wort führt deshalb, vor dem Hintergrund einer toleranten, humanen, demokratischen Verfasstheit der Sprachgesellschaft, eine böse Semantik (vgl. dazu, mit anderer Akzentuierung, auch Dieckmann 2006: 21ff.).

5 Vom Richtigen und Falschen im Reich der Semantik

Eine Bedeutungstheorie, nach der die Wortbedeutung einen Gegenstand/Sachverhalt gleichsam abbildet, wird dem Wesen der menschlichen Sprache nicht gerecht. Dies zeigt sich auch relativ rasch, wenn man danach fragt, ob und inwiefern Bedeutungen „richtig“ oder „falsch“ sein können. Abbildtheoretisch wäre eine Wortbedeutung dann falsch, wenn sie den Gegenstand/Sachverhalt falsch abbildete. Doch könnte dies im Grunde nur dann der Fall sein, wenn die vermeintlich abbildende Wortbedeutung andere Merkmale für einen Gegenstand/Sachverhalt aufführte als die, die der denselben Gegenstand/Sachverhalt erkennende Mensch wahrnimmt, und wenn zudem entschieden werden könnte, welche Merkmale überhaupt richtig und welche falsch seien. Eine Prämisse dafür wäre, dass es außerhalb der menschlichen Wahrnehmung eine objektive Wirklichkeit gibt, die eben falsch wahrgenommen und ins Wort gebracht werden könne – und dass der Mensch irgendwie die Falschheit des Abbilds erkennen könne. Dies jedoch scheint kaum möglich.

Aus der Perspektive der Systemlinguistik im Gefolge Ferdinand de Saussures ist die Frage danach, ob es richtige und falsche Bedeutungen gebe, überhaupt mit einem klaren „Nein“ zu beantworten. Aus dieser Perspektive kann es keine „richtigen“ oder „falschen“ Bedeutungen geben, da die Bedeutung eines Sprachzeichens stets arbiträr und konventionell ist und sich aus dem Wert („Valeur“) des Wortes innerhalb des lexikalischen Systems ergibt. Betrachtet man das Sprachzeichen jedoch wiederum in Bezug zur Sprachgesellschaft, zu Varietäten und Registern der Einzelsprache sowie zur so genannten außersprachlichen Wirklichkeit, ergibt sich ein etwas differenzierteres Bild insofern, als der Vergleich nicht zwischen Sachmerkmalen und Bedeutungsmerkmalen an sich versucht, sondern darauf gerichtet wird, ob eine konventionell gefasste Wortbedeutung in konventionellem Sinne auf einen Gegenstand/Sachverhalt (bzw. dessen Perzept) bezogen wird oder nicht. „Richtig“ und „falsch“ meinen dann: konventionell bzw. nicht konventionell.

„Pflanzen- und Tierreich“, schreibt zum Beispiel der gleichermaßen von Humboldt wie von Saussure beeinflusste Germanist Leo Weisgerber,

„sind in den Mitteln des Wortschatzes weder einfach photographiert noch mit bloßen Erkennungsschildern versehen. *Kraut* ist kein mit botanischen Merkmalen bestimmbarer Ausschnitt aus dem Pflanzenreich. Noch viel weniger *Unkraut*, wo ein jeder zugeben wird, daß es Unkraut im Bereich der Natur selbst gar nicht geben kann, sondern nur in der Sicht des Menschen, der die ihm begegnenden Erscheinungen ordnet und wertet und so aus den ‚Sachen‘ erst ‚Gegenstände des Geistes‘ gestaltet.“ (Weisgerber 1964: 39)

Das Urteil eines „falschen“ oder „unlogischen“ Wortes (z. B. sei *Nullwachstum* ein solches) bzw. eines falsch oder unlogisch gebildeten Wortes (z. B. die Superlative *einzigste*, *optimalste*) wird im Rahmen der publizistischen und öffentlichen Sprachkritik relativ häufig gefällt (vgl. dazu Griesbach 2006: 45ff., 327ff., 338ff.). Das Wort *Schwangerschaftsunterbrechung* etwa hat eine gewisse sprachkritische Berühmtheit erlangt. Kritisiert wurde, dass das Wort *Unterbrechung* das Merkmal des 'Vorübergehenden' enthalte, dass eine Schwangerschaft indes nicht vorübergehend ausgesetzt und danach wieder aufgenommen werden könne (vgl. z. B. Schlosser 2000: 56). Die Kritik entzündete sich nicht allein an der „falschen“ bzw. „unlogischen“ Bildung, sondern bezog sich auch auf die Sache selbst. Sie machte allerdings auf sprachlicher Ebene zudem auf die euphemistische Verhüllung aufmerksam, die das Wort *Schwangerschaftsunterbrechung* z. B. gegenüber dem Wort *Schwangerschaftsabbruch* vollzieht.

Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive ist die Bildung *Schwangerschaftsunterbrechung* indes nicht falscher oder unlogischer als z. B. die Bildung *heimgehen* für *sterben* (Tote können ebenso wenig „gehen“ wie eine Schwangerschaft im eigentlichen Sinn „unterbrochen“ werden kann), sondern ebenso euphemistische Metapher wie diese.

Es geht also auch in Bezug auf „richtige“ oder „falsche“ Bedeutungen grundsätzlich um Konzeptualisierungen von Weltansichten. Eine Aufgabe der sprachwissenschaftlichen Sprachkritik ist es dann, die „kollektive Verfestigung von Ausdrucksmöglichkeiten auf Kosten der verdrängen, nicht gesuchten oder nicht beherrschten Alternativen“ (von Polenz 1973: 146) aufzuzeigen.

So ist denn auch die Bezeichnung des Wals mit dem Sprachzeichen *Wal* *fisch* vor dem Hintergrund der Arbitrarität sprachlicher Zeichen nicht „falsch“. Zunächst könnte dahin gehend argumentiert werden, dieser Ausdruck sei lexikalisiert und als Ganzer arbiträr. In diesem Fall liefe die Kritik des Wortes als „falsch“ ebenso ins Leere wie zum Beispiel die Kritik des Wortes *Fahrstuhl* als „falsch“, weil es keinen Stuhl bezeichne, oder die Kritik des Wortes *Meerkatze* als „falsch“, weil es keine im Meer lebende Katze bezeichne. Im Falle von *Wal* *fisch* – und zahlreichen anderen Wortbildungen – liegt der Fall indes komplizierter insofern, als die Bildung *Wal* *fisch* noch relativ motiviert ist und der Wal prototypensemantisch kategoriell eher als Fisch denn als Säugetier konzeptualisiert wird. Diese lexikalisch-semanticheingefasste Konzeptualisierung ist zoologisch ebenso falsch wie zum Beispiel die in den Wörtern *Killerwal* oder *Kampfhund* zum Ausdruck gebrachten Konzeptualisierungen.

Dass Bedeutungen von Wörtern falsch seien, ist schließlich oft auch mit dem Hinweis auf die sprachliche Logik zu begründen versucht worden. Wollte man beispielsweise die Bedeutung des Wortes *Doppelhaushälfte* mit einer mathematisch gespeisten sprachlichen Logik erklären, bliebe wohl das Wort *Haus* übrig insofern, als die Hälfte vom Doppelten den Ausgangswert bezeichnet. Schon dieses Beispiel macht deutlich, dass der Semantik natürlicher Sprachen mit Logik nicht beizukommen ist. Dies gilt für alle Sprachzeichen, sofern sie grundsätzlich arbiträr sind; dies gilt aber auch für die oben erwähnte relative Motiviertheit von Wortbildungen. Die relative Motiviertheit von Wortbildungen ergibt sich aus der Möglichkeit ihrer syntaktisch-semantischen Auflösung. Die syntaktisch-semantische Auflösung ist indes selbst bei Wortbildungen identischen Typs und mit übereinstimmenden Bauteilen nicht unmittelbar aus den Bedeutungen der Einzelteile ableitbar, sondern muss als Bedeutung der zugrunde liegenden syntaktischen Konstruktion ermittelt werden. So bezeichnet das Wort *Holzschrank* einen Schrank, der aus Holz gefertigt ist, während das Wort *Schuhschrank* nicht einen Schrank bezeichnet, der aus Schuhen gefertigt ist, sondern einen solchen, in dem Schuhe aufbewahrt werden können, und das Wort *Wandschrank* einen Schrank, der in eine Wand gebaut ist. Die Semantik natürlicher Sprachen ist nicht logisch, sondern menschlich.

6 Sprachliche Normierung und Sprachnormen im Reich der Semantik

Sprachnormen, so führt der Romanist Eugenio Coseriu aus, sind je spezifische „Systeme von obligatorischen Realisierungen der sozialen und kulturellen Auflagen“ (Coseriu 1971: 69). Sprachnormen beruhen, so darf erläutert werden, auf dem Regelwerk einer Sprache. Sie stellen Systeme je historisch und sprechergruppenspezifisch besonderer Auswahlen aus diesem Regelwerk dar. So gehören beispielsweise die Wörter *Weib*, *Frauenzimmer*, *Fräulein* nach wie vor zum lexikalischen System der deutschen Sprache, doch haben sich im Laufe der Zeit die „sozialen und kulturellen Auflagen“ für ihren Gebrauch gewandelt. In besonderen Kommunikationssituationen und Sprechergruppen kann etwa das Wort *Weib* auch heute noch mit positiver Wertung gebraucht werden (vgl. z. B. den Buchtitel: *Das Weiberlexikon* 1985), doch haben sich für den standardsprachlichen Gebrauch dieses Wortes andere Regeln herausgebildet, die diesem Wort eine abwertende Bezeichnungsfunktion zuweisen und die standardsprachlich „obligatorische Realisierung“ bestimmen.

Dass es auch im Bereich der Semantik (und nicht lediglich in dem der Aussprache, Rechtschreibung und Grammatik) Sprachnormen gibt und geben muss, wird bei der Lektüre der Bichsel-Geschichte „Ein Tisch ist ein Tisch“ unmittelbar einsichtig. Eine wechselseitige Verständigung unter Menschen wäre nicht möglich, gäbe es keine normativen Rahmen, die die Bedeutungen einzelner Wörter mit konventioneller Verbindlichkeit einfassten. Diese konventionelle Verbindlichkeit gilt jeweils nur auf Zeit, für bestimmte Varietäten und Sprechergruppen, so etwa für die neuhochdeutsche Standardsprache seit ca. 1950 und die Sprechergruppe der gegenwärtig Mitlebenden.

Der wichtigste lexikalische Bereich für Sprachnormen im Reich der Semantik sind die *nennlexikalischen* Einheiten aus dem Substantiv-, Verb- und Adjektivwortschatz, der ca. 90% des gesamten deutschen Wortschatzes ausmacht. Die Bedeutung der Wörter anderer Wortarten ist oft kaum normierbar, was am deutlichsten wohl am Beispiel der Deiktika, der indexikalischen Wörter (wie z. B. *ich, jetzt, hier*), zu beobachten ist. Die oben gewählte Formulierung „*normativer Rahmen*“ deutet bereits an, dass Sprachnormen im Bereich der Semantik eine größere Toleranz sowohl des semantischen Rahmens in Bezug auf die Wortbedeutung wie auch des Referenzrahmens in Bezug auf die Verweiskfunktion der Wortbedeutung auf die so genannte außersprachliche Welt eröffnen als beispielsweise Sprachnormen in der Orthographie. Diese Feststellung bezieht sich vornehmlich auf den standardsprachlichen Wortschatz und Wortgebrauch, der zwar stärker normiert ist als zum Beispiel der jugend- oder umgangssprachliche, aber doch weitaus weniger als beispielsweise der fachsprachliche. Es würde wohl auch kaum ein Mitglied der Sprachgesellschaft akzeptieren, wenn strenge semantische Normen mit nur geringer Variationstoleranz formuliert würden, zum Beispiel für Wörter wie *Glück, Liebe* oder *Zähne putzen*. Und doch sind freilich auch Wörter wie diese in einen *normativen Rahmen* eingefasst. Wer zum Beispiel auf einen Tisch zeigt und den Satz äußert: „Das ist Glück“, mag innerhalb einer bestimmten Kommunikationssituation eine sinnvolle und möglicherweise verständliche Äußerung getätigt haben, doch hat der Sprecher mit dieser Zeigegeste keine konventionelle, situationsunabhängige ostensive Definition versucht, wie er es mit der Äußerung „Das ist ein Tisch“ getan hätte – vorausgesetzt, er zeigte tatsächlich auf einen konventionell als *Tisch* bezeichneten Gegenstand und nicht, wie der Mann in Bichsels Geschichte, auf einen konventionell als *Teppich* bezeichneten. Noch deutlicher wird die normative Einfassung des grundsätzlich Arbiträren beim Blick auf semantische Inkompatibilitäten, wie sie etwa in einer Äußerung wie „Zum Frühstück trinke ich gern ein heißen starken Tisch“ zum Vorschein kommen.

Semantische Normen in den Bedeutungserklärungen sprachwissenschaftlich begründeter Wörterbücher grenzen in erster Linie eben diese Verweiskfunktionen sprachlicher Zeichen relativ zu historischer Zeit, Varietät und Sprechergruppe im Sinne einer Konvention ab. Die sprachwissenschaftliche Lexikographie ist in diesem Sinne stets normierend. Dabei wird zumeist versucht, eine Grenze zu ziehen zwischen sprachlich gebundenem semantischem Wissen und enzyklopädischem Wissen, des Weiteren zwischen der eher kognitiven denotativen bzw. designativen gegenstands- und sachverhaltsbezogenen Darstellungsfunktion des Zeichens einerseits und affektiven, emotiven, deontischen u. a. Ausdrucks- und Appellfunktionen andererseits (die nicht identisch sind mit den so genannten konnotativen Bedeutungsaspekten). So mögen manche Menschen mit dem Mehrwortlexem *Zähne putzen* ganz individuelle Vorstellungen verbinden, doch gibt es standardsprachlich keine semantische Norm, die dem Ausdruck *Zähne putzen* Merkmale wie 'dreimal täglich', 'drei Minuten dauernd', 'horizontal oder vertikal zu verrichten' o.ä. zuweist. Unter dem Lemma *putzen* ist im Duden-Universalwörterbuch lediglich angeführt: „(auf bestimmte Weise) reinigen [...] hast du dir die Zähne geputzt? (mit einer Zahnbürste und Zahnpasta gereinigt?)“. Speziellere Merkmale speisen fachsprachliche, in diesem Fall: zahnmedizinische Normen für die Bedeutung des Ausdrucks, wie zum Beispiel unter www.zahnlexikon-online.de nachgelesen werden kann. Dort wird nicht das Mehrwortlexem *Zähne putzen*, sondern die Sache *Zähneputzen* unter dem Lemma *Zahnputztechniken* beschrieben, und man erfährt, dass es für das *Zähneputzen* fünf medizinisch beglaubigte Methoden gebe, dass das *Zähneputzen* immer einem „Schema“ folgen solle, und nicht in Form eines „unkontrollierten Hin- und Her-Schrubbens“, sondern in „kreisenden Bewegungen“ als „zweiminütiges Bürsten mit einem Druck von 150 Gramm“ – und Weiteres mehr (gesehen am 14.2.2007). Und während die Bedeutung des Wortes *Zahnbürste* standardsprachlich wohl hinreichend mit „kleine, langstielige Bürste zum Reinigen der Zähne“ (Duden-Universalwörterbuch 2003) normativ eingefasst wird, gibt es für die Bedeutung des Fachwortes *Zahnbürste* sogar eine Deutsche Industrienorm (DIN 13917), die für die Sache „Zahnbürste“ bestimmte Werte (z. B. Länge des Bürstenfeldes) festlegt, die sodann die industriefachsprachliche Bedeutung des Wortes *Zahnbürste* normativ einfassen (vgl. www.zahnheilkunde.de/beitragpdf/pdf_3998.pdf; gesehen am 14.2.2007). Nicht selten kommt es aufgrund solcher Differenz(ierung)en zwischen umgangs-, standard- und fachsprachlicher semantischer Norm auch zu Bedeutungs- und Bezeichnungskonkurrenzen (vgl. z. B. fachsprachlich *Schraubendreher* versus standard- und umgangssprachlich *Schraubenzie-*

her; fachsprachlich *Leuchte* versus standard- und umgangssprachlich *Lampe*).

Der Sprachphilosoph Hilary Putnam hat vor diesem Hintergrund der Laien- und Expertenbedeutungen von „sprachlicher Arbeitsteilung“ gesprochen und zu Recht die Wahrheit der Wörter von der Wahrheit ihres vermeintlichen Weltbezuges geschieden. Allerdings meinte er, nur die Experten seien im Besitz der wirklichen Extension der Wortbedeutungen und bestimmten diese (Putnam 1990: 37ff.). Träfe dies zu, wären die Normen der Expertenbedeutung die besseren, die der Laienbedeutungen die schlechteren; vielleicht wären dann die Laienbedeutungen gar Lügen und nur die Expertennormen verbürgten Wahrheit. So ist es freilich nicht. Vielmehr darf die Formulierung „sprachliche Arbeitsteilung“ auch für die linguistischen Anmerkungen zum Schönen, Guten und Bösen, Wahren und Falschen im Reich der Semantik in Anspruch genommen werden: Es gibt schöne Bedeutungen, und gute, und böse, und wahre, und falsche – und zwar auch unabhängig von konkreten Wortgebräuchen. Doch gibt es diese Bedeutungen auf der Ebene der Sprachnormen nur als Produkt der Arbeitsteilung der Angehörigen verschiedener Sprechergruppen und Sprachzeiten auf ihrem gemeinsamen Weg, die Welt mit Hilfe der Sprache(n) in lexikalisch gebundenes Weltwissen zu überführen.

7 Literatur

- Adelung, Johann Christoph 1793-1801: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart [...]. 2. [...] Aufl. Leipzig.
- Bichsel, Peter 1988: Ein Tisch ist ein Tisch. In: Peter Bichsel: Kindergeschichten. Mit einem Nachwort von Otto F. Walter. Frankfurt/Main, 18-25.
- Coseriu, Eugenio 1971 [zuerst 1969]: System, Norm und Rede. In: Eugenio Coseriu: Sprache. Strukturen und Funktionen. XII Aufsätze zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft. [...] hrsg. von Uwe Petersen. 2. verb. Aufl. Tübingen.
- Dieckmann, Walther 2006: Sprachkritik – ein Haus mit vielen Wohnungen. Spielarten wortbezogener Sprechkritik. In: Eva Neuland (Hrsg.): Sprachkritik: Neue Entwicklungen (= Der Deutschunterricht 58, H. 5), 17-26.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch. 5. Aufl. Mannheim 2003 [CD-ROM].
- Erdmann, Karl Otto 1966: Nebensinn und Gefühlswert der Wörter. In: Karl Otto Erdmann: Die Bedeutung des Wortes [...]. Darmstadt, [Ndr. der 4. Aufl. 1925], 103-153.
- Griesbach, Thorsten 2006: *Unwort* und laienlinguistische Wortkritik. Zur Erforschung des sprachkritischen Denkens in Deutschland. Aachen.
- Henne, Helmut 1998: Wort und Wortschatz. In: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 6., neu bearb. Aufl. [...]. Mannheim [usw.], 557-608.
- Herder, Johann Gottfried 1772: Abhandlung über den Ursprung der Sprache [...]. Berlin. Zweite berichtigte Ausgabe Berlin 1789, Ndr. in: Herders Sämtliche Werke. Hrsg. von Bernhard Suphan, Bd. 5. Berlin 1891, 1-154.

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

- Humboldt, Wilhelm von 1836: Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. Hrsg. von Donatella Di Cesare. Paderborn [usw.] 1998.
- Kilian, Jörg 2000: „... die Geschichte ist die wahre Kritik jedes Worts“ – Fritz Mauthner und die klassische Semasiologie. In: Helmut Henne/Christine Kaiser (Hrsg.): Fritz Mauthner – Sprache, Literatur, Kritik. Festakt und Symposium zu seinem 150. Geburtstag. Tübingen, 109-131.
- Kilian, Jörg 2003: Sprachpolitik im Alltag: „Political Correctness“. In: Eva Neuland/Johannes Volmert (Hrsg.): Sprache und Politik. Seelze (= Der Deutschunterricht 55, H. 2), 52-63.
- Kilian, Jörg 2005a: Assoziative Stereotype. Sprachtheoretische, sprachkritische und sprachdidaktische Überlegungen zum lexikalisch verknüpften Mythos, Aberglauben, Vorurteil. In: Dietrich Busse/Thomas Niehr/Martin Wengeler (Hrsg.): Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Tübingen, 117-132.
- Kilian, Jörg 2005b: Gute Wörter kommen ins Wörterbuch – böse überallhin. Konzepte und Defizite einer kritischen Semantik in der deutschen Lexikographie. In: AP-TUM, Jg. 1, H. 2, 112-134.
- Konending, Klaus-Peter 1993: Frames und lexikalisches Bedeutungswissen [...]. Tübingen.
- Nietzsche, Friedrich 1980 [1873]: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Friedrich Nietzsche: Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bdn. Hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 1. München, 873-890.
- Paul, Hermann 1920: Prinzipien der Sprachgeschichte. 5. Aufl. Halle.
- Paul, Hermann 2002: Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes. 10., überarb. u. erw. Aufl. von Helmut Henne, Heidrun Kämper und Georg Objartel, Tübingen.
- Polenz, Peter von 1973: Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Gerhard Nickel (Hrsg.): Angewandte Sprachwissenschaft und Deutschunterricht. München, 118-167.
- Putnam, Hilary 1990: Die Bedeutung von „Bedeutung“. Hrsg. und übersetzt von Wolfgang Spohn. 2., durchges. Aufl. Frankfurt/Main.
- Saussure, Ferdinand de 1916: Cours de linguistique générale, dt.: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft [...]. 2. Aufl. [...] Berlin 1967.
- Schiewe, Jürgen 1998: Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schlosser, Horst Dieter 2000: Lexikon der Unwörter. o. O.
- Schwarz, Monika/Chur, Jeanette 1996: Semantik. Ein Arbeitsbuch. 2. Aufl. Tübingen.
- Weisgerber, Leo 1964: Das Menschheitsgesetz der Sprache als Grundlage der Sprachwissenschaft. 2., neubearb. Aufl. Heidelberg.
- Wimmer, Rainer 1998: Politische Korrektheit (political correctness). Verschärfter Umgang mit Normen im Alltag. In: Eva Neuland (Hrsg.): Sprachnormen. Seelze (= Der Deutschunterricht 50, H. 3), 41-48.
- Wittgenstein, Ludwig 1999: Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus (1922). Ludwig Wittgenstein: Werkausgabe. Bd. 1. 12. Aufl. Frankfurt/Main.

Der Name zählt! – Reflexionen über gute und weniger gute Namen

1 Einleitung

„Der gute Name ist bei Mann und Frau [...] das eigentliche Kleinod ihrer Seelen“, heißt es bei William Shakespeare.¹ Von „guten“ und „bösen“ Namen spricht Goethe im „West-östlichen Divan“²:

„Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen bösen Namen, da kann man zwischen beiden wählen, und da nun ein jeder sterben muß, gut oder böse, glücklich der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog.“

In den genannten Beispielen repräsentiert der „gute Name“ im übertragenen Sinne Tugendhaftigkeit, Unbescholtenheit und Ansehen. Als Synonym zu diesem sprachlichen Ausdruck führt das *Deutsche Wörterbuch* von 1885 die kaum noch gebräuchliche Wendung „der gute Leumund“ auf (Grimm/Grimm 1885: 836).³ Vom „guten“ Namen ist auch heute noch die Rede, obwohl er weniger mit dem tugendhaften Individuum in Verbindung gebracht wird, sondern stärker mit der sozialen Rolle und Wertschätzung des Namenträgers als Unternehmer oder Spezialist auf einem bestimmten Gebiet korreliert. In diesem Zusammenhang lautet ein viel zitierter Satz des Trendforschers Karl-Heinz W. Smola: „Der Name ist nicht alles, aber ohne guten Namen ist alles nichts.“⁴ Mitunter weist der Kontext deutlich aus, dass es sich nur um eine bestimmte Facette der Persönlichkeit handelt, wie etwa in der Formulierung *Er hat seinen guten Namen als Stilist verloren*. An diesen Beispielen wird deutlich, dass das Mittel der Attributierung Namen gleichsam „qualifiziert“ (Koß 2005: 220). Schaut man sich das Adjektiv *gut* im Duden (1989: 260) an, dann findet man eine Vielzahl von Synonymen, mit deren Hilfe die Bedeutung wiedergegeben werden kann. Dazu gehören: 'brauchbar', 'passend', 'tauglich', 'günstig', 'brav', 'wirksam', 'anständig', 'ehrlich', 'freundlich', um nur einige zu nennen. Die breite Palette potentieller Bedeutungen von *gut* macht eine

¹ W. Shakespeare 1971: Othello. 3. Akt, 3. Szene. Hrsg. von Dietrich Klose. Stuttgart, 55.

² Goethes Werke in 14 Bänden. Hrsg. von Erich Trunz. München 1981, Bd. 2: 168, 11. Zit. in Koß, Gerhard (2005: 220).

³ Für diesen Hinweis danke ich Gerhard Koß.

⁴ <http://www.machen.de/text/tipps-fuer-existenzgruender-/gute-namen-starke-marken.html>, 02.03.2007.

kontextfreie Erklärung des 'guten Namens' unmöglich. Hinzu kommt, dass das Wort *Name* auch mit anderen qualifizierenden Adjektiven oder adjektivisch verwendeten Partizipien Verbindungen eingehen kann. Namen können demnach 'wohlklingend', 'harmonisch', 'passend', 'schön', 'extravagant' oder sogar 'trendy' sein. Negative Beurteilungen sind ebenfalls möglich: Namen können 'unschön', 'unpassend' oder umgangssprachlich auch 'doof' sein. Eine Antwort auf die Frage, warum Namen im Unterschied zum Allgemeinwortschatz so unterschiedlich qualifiziert werden, ist im Namengebungsakt selbst zu suchen. Als Teil eines sozialen Handlungsgefüges ist Namengebung immer auch „an spezifischen Erwartungsnormen“ der Sprachträger orientiert (Kohlheim 1977: 6). Eine weitere Antwort liefert die historische Perspektive. Namen sind seit ältesten Zeiten mit allen Bereichen des menschlichen Lebens verbunden. Indem der Mensch bestimmte Erscheinungen seiner Umwelt benennt (Goethe verwendet dafür auch das Verb „benamsen“, vgl. Koß 2005: 219), eignet er sich diese gleichsam an. Bereits in der Antike waren Namen Gegenstand philosophischer Betrachtungen (vgl. Bauer 1985). Prägend für das Mittelalter war die Auffassung, Namen seien den Dingen von Natur aus eigen. Das führte zu einer Überbewertung der etymologischen Namenklärung als Mittel, „um auf die Stellung der Namensträger [...] in dem angenommenen Schöpfungs- und Heilsplan Gottes zu schließen“ (Sobanski 2000: 23). Von einer wissenschaftlich orientierten Namenforschung kann man erst mit der Begründung der eigentlichen Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert sprechen. Im 20. Jahrhundert traten Namen als sprachliche Zeichen mit kommunikativen Eigenschaften verstärkt ins Blickfeld der Namenforschung. Damit erhielten auch pragmatische, soziologische und psychologische Fragestellungen eine Bedeutung. Die zunehmend differenzierte Betrachtung von Namen hat zur Ausprägung unterschiedlicher Zweige innerhalb der Namenforschung geführt. Für die vorliegende Studie ist vor allem die Sozioonomastik von Bedeutung, die Namen als soziale Erscheinungen beschreibt und ihre gesellschaftliche Bedingtheit untersucht.

Namen sind zunächst sprachliche Zeichen, die als solche über eine Form- und Bedeutungsseite verfügen müssten. Die Bedeutungsbeschreibung von Namen löst jedoch immer wieder Diskussionen aus (zu einer ausführlichen Auseinandersetzung mit diesem Problem siehe Burkhardt 1993; 2005). Inzwischen gilt als allgemein akzeptiert, dass sich die Namenbedeutung nicht rein denotativ, d. h. lexikalisch, bestimmen lässt. So formuliert Debus (1985: 313): „Eigennamen haben kein Denotat beziehungsweise keine ‚begriffliche Bedeutung‘, sondern

nur ein Konnotat beziehungsweise (differenzierend nach K. O. Erdmann) ‚Nebensinn‘ und ‚Gefühlswert‘/‚Stimmungsgehalt‘.“

Da Namen also keine begriffliche Bedeutung besitzen, ist die Untersuchung ihrer funktionalen Seite wichtig, um Aufschlüsse über das Wesen eines Namens zu erhalten. Werlen (1996: 1740) unterscheidet fünf Namenfunktionen:

- identifizieren: der Name ermöglicht die Identifizierung des Referenzobjekts
- individualisieren: der Name stellt das Referenzobjekt als Individuum dar
- charakterisieren: der Name charakterisiert das Referenzobjekt in einer bestimmten Hinsicht
- erinnern: der Name wird gelernt und kann leichter erinnert werden als etwa eine Beschreibung
- anmuten: der Name soll ästhetisch ansprechen und so eine positive Bewertung des Referenzobjekts darstellen.

Gerade in Bezug auf die ersten beiden Funktionen kann man wohl Joseph (2004: 12) zustimmen, wenn er Namen als „the primary text of personal identity“ bezeichnet. Dennoch ist diese Liste angesichts der vielen unterschiedlichen Namenklassen nicht vollständig. Auch wenn die identifizierende Funktion als Grundfunktion für alle Namen angesehen werden kann, kommt beispielsweise Namen von Örtlichkeiten auch eine besondere Orientierungsfunktion zu. Literarische Namen können zusätzlich zur Identifizierung und Charakterisierung Funktionen wie Fiktionalisierung, Mythisierung oder Akzentuierung realisieren (Debus 2005: 410f.). Für Namen im kommerziellen Bereich gilt insbesondere auch eine Werbe- und Überzeugungsfunktion. Schließlich wird in jüngster Zeit verstärkt auf die kulturkonnotative und sozialintegrative Funktion von Namen hingewiesen (vgl. u. a. Burkhardt 2005; Sjöblom 2005).

Diese Funktionen sind nicht bei allen Typen von Namen gleich ausgeprägt oder auf Anhieb und ohne Vorwissen erkennbar. In einem linguistischen Einführungskurs wurden Studenten an der Universität Zürich gebeten, aus einer Liste von insgesamt sechs Namen – *Annabel*, *Frieda*, *Regula*, *Giovanni*, *Martin*, *Fritz* – diejenigen auszuwählen, die für ein Blind Date in Frage kämen, vorausgesetzt die Studenten hätten keine weiteren Informationen über den jeweiligen Namensträger. Die männlichen Studenten wählten *Annabel* und *Regula*, aber niemals *Frieda*. Die weiblichen Studenten entschieden sich für *Martin* und *Giovanni*, aber niemals für *Fritz*. In der anschließenden Diskussion zeigte sich,

dass bei der Namenwahl eine Vielzahl von Assoziationen mitschwingt. Einige davon sind gruppenspezifisch oder sogar allgemeingültig (z. B. die Tatsache, dass *Regula* ein häufiger und positiv konnotierter Name in der Schweiz ist), andere wiederum waren nur für einzelne Studenten von Bedeutung (vgl. Chevalier 2006: 1f.). Gerade das letzte Beispiel zeigt, wie schwierig es ist, gute Namen von weniger guten Namen abzugrenzen. Es unterstreicht auch die Doppeldeutigkeit des Ausdrucks *ein guter Name*. Ging es in den am Anfang des Kapitels diskutierten Beispielen um den Namensträger und sein Ansehen in der Gesellschaft, so ist der Ausgangspunkt bei der Studentenfragung die sprachliche Form des Namens selbst und die mit ihr verbundenen Konnotationen. Da das Wissen um diese Konnotationen bei den befragten Studenten nicht einheitlich ausgeprägt ist, kommt es dazu, dass Namen, die einige Sprachbenutzer positiv bewerten, von anderen als weniger gut eingestuft werden.

Die folgende Diskussion versucht unter Einbeziehung der unterschiedlichen Namenfunktionen aufzuzeigen, was einen guten Namen ausmacht und warum die Fragestellung modifiziert werden muss.

2 Name und Namenbewertung

2.1 Allgemeines

Namen als vollwertige Bestandteile natürlicher Sprachen können sich ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit nicht entziehen (vgl. Bauer 1985: 211). In diesem Zusammenhang heben Fleischer/Michel/Starke (1993: 164) hervor, dass der „soziale Aktionsradius“ in der Namengebung beträchtlich weiter ist als im appellativischen Bereich, wo die meisten Benennungen als gespeicherte Wortschatzeinheiten überliefert sind. Die Namengebung erlaubt dagegen nicht nur Schriftstellern und Publizisten, sondern auch den durchschnittlichen Sprachträgern die Entfaltung eines kreativen Benennungsvermögens (z. B. bei Spitznamen). Die Namengebung ist auch dann ein überwiegend individueller und bewusster Entscheidungsakt, wenn nur aus einem begrenzten überlieferten Nameninventar ausgewählt wird.

Als soziale Gegenstände unterliegen Namen einer gesetzlichen Regelung. Aus juristischer Sicht können prinzipiell Wahlnamen von Zwangsnamen unterschieden werden. Wahlnamen (z. B. Unternehmensbezeichnungen oder Pseudonyme) werden frei gewählt und sind jederzeit ablegbar. Zu den Zwangsnamen gehören noch weitgehend die Familiennamen. Bei der Vornamensbestimmung besteht wenigstens die Auswahlfreiheit (vgl. Diederichsen 1996: 1763). Mit der Zu-

nahme der Wahlfreiheit wird auch der individuelle Einfluss der Sprachträger bei der Benennung und Bewertung von Namen größer. Am sichtbarsten wird dies bei den Produktnamen, obwohl sie eher zur Peripherie der Kategorie ‚Name‘ gehören und von vielen Namenforschern nicht mehr zu den eigentlichen Namen gezählt werden (vgl. u. a. Burkhardt 2005). Obwohl unumstritten ist, dass soziale Gegenstände von Mitgliedern einer Gesellschaft unterschiedlich bewertet werden, bleibt unklar, von welcher Art solche Bewertungen sind und wie sie zustande kommen (vgl. die Diskussion in Werlen 1996: 1739). Vor diesem Hintergrund schreibt Debus (1988: 44f.):

„Jeder Namengeber ist seinerseits durch Herkunft und Bildung, durch seinen Erfahrungshorizont und seine Rolle in der Gesellschaft geprägt. Individuelle und gesellschaftliche Faktoren formen die Mentalität, die wiederum den Namensgebungsprozeß wesentlich steuert.“

Man könnte ergänzen, dass diese Faktoren nicht nur für die Namensgebung, sondern auch für die Namenbewertung eine wichtige Rolle spielen. Ein möglicher Weg, sich der Frage nach dem ‚guten‘ Namen zu nähern, ist die Suche nach den Motivationen der Benennung, die sich aus dem Funktionsgefüge der Namenverwendung herleiten.

2.2 Gute Namen sind ‚rein‘ identifizierende Namen

Aus synchroner Sicht sind einzelne Namenklassen unterschiedlich stark semantisch motiviert. Debus (1985: 315) spricht von einem abgestuften Spannungsverhältnis zwischen den beiden Polen ‚Name‘ und ‚Appellativum‘. Dieses Spannungsverhältnis wird bestimmt durch den wechselnden Anteil von Motivation und Konvention, Bedeutungsinhalt und Bedeutungsumfang in den unterschiedlichen Namenklassen. Somit erreichen nicht alle Namen den gleichen Grad ‚reiner‘ Identifikation. Der direkte Bezug zwischen Eigennamen und Referenten ist bei den Personennamen offenbar am stärksten ausgeprägt (ebd.). Sie gehören neben den geografischen Namen – nach Gardiner (1954: 19) „the purest of proper names“ – ins Zentrum der von Lietz (1994: 25) vorgenommenen Graduierung. Den Übergang zur Peripherie bilden Namen von Zeitungen, aber auch teilweise transparente Namen wie *Erzgebirge*. Zur Peripherie gehören Flurnamen und Institutionsnamen. Einwohnerbezeichnungen, Markennamen oder Namen von Feiertagen bilden schließlich die Grenzzone. Auch Van Langendonck beschreibt Personen- und Ortsnamen als die eigentlichen Namen und bezeichnet sie als „most prototypical classes“ (2004: 439). Daraus zu schließen, dass prototypische Namen ‚gute‘ Namen per se seien, führt aber unweigerlich

in die Irre. Wie bereits erwähnt, realisieren Namen neben der identifizierenden noch eine Vielzahl anderer Funktionen. Von einer starren Einteilung in zentrale und periphere Mitglieder der Kategorie 'Name' kann aus pragmatischer Sicht kaum ausgegangen werden. So dominiert zum Beispiel bei den heutigen Vornamen die individualisierende Funktion zunehmend die eigentliche identifizierende Funktion (vgl. 2.3.).

Für Tse (2005) kann Prototypizität deshalb nur unter Berücksichtigung der jeweiligen Namenklasse ermittelt werden. Am Beispiel der englischen Sprache stellt sie eine Liste orthografischer, morphologischer, syntaktischer und semantischer Merkmale zusammen, anhand derer sich Namen von Gattungsbezeichnungen unterscheiden. Ein prototypischer Personennamen wäre demnach die Kombination aus Vor- und Zunamen (*William Willis*), ein eher peripherer Personennamen die Kombination aus Spitz- und Zunamen (*Monocle Morgan*) oder Titel und Zuname (*Dr Morgan*). Ein prototypisches Mitglied der Kategorie 'Namen von Organisationen' wäre ein Name, der aus nicht transparenten Elementen besteht (z. B. Namen von Firmengründern wie *Chrysler*, *Ford*). Aber auch Initialwörter (*IKEA*, *IBM*) gehören wegen ihrer fehlenden inhaltlichen Transparenz für Tse in die Gruppe der prototypischen Organisationsnamen. Als eher peripher sind dagegen appellative Phrasen wie *the Department of Energy* einzuordnen (vgl. Tse 2005: 30f.).

Auch in diesen Beispielen wird deutlich, dass 'prototypisch' nicht notwendigerweise gleichbedeutend mit 'gut' ist. Aus heutiger Sicht hätten einige der seit langem etablierten Unternehmensnamen aus Personennamen oder Initialwörtern wohl kaum eine Chance auf internationalen Märkten. Befragungen in der Bevölkerung (vgl. u. a. Kremer/Krook 1998; Bergien 2005) zeigen überdies, dass Personennamen und Abkürzungen oft nur auf eine geringe Akzeptanz bei den Konsumenten stoßen. Die Einschätzungen 'gut' oder 'weniger gut' basieren offensichtlich auf anderen als den prototypischen Eigenschaften eines Namens.

2.3 Gute Namen sind individualisierend

Namen sind auch Ausdruck der Individualität einer Person oder eines Objekts. So merkt Koß in Bezug auf die Vornamengebung an, dass „der Wunsch bzw. das Verlangen nach Unverwechselbarkeit und Einmaligkeit um jeden Preis“ (2002: 134) sehr markant sei. Mitunter wenden sich Eltern schon vor der Geburt wegen Namenlisten und Namensvorschlägen etwa an die Beratungsstelle der Universität Leipzig, um zum Beispiel „schöne Namen für Jungen und Mädchen“ oder „ausgefallene

Jungennamen aus dem englisch-amerikanischen Raum“ zum Familiennamen *Blumentritt* zu finden (ebd.). Auch Hengst (1999: 103) verweist auf eine „Tendenz der betonten Distinktion“. Betrachtet man Distinktion als Parameter für den Grad der Individualisierung, dann gilt: Je weniger Personen denselben Vornamen tragen, umso höher ist der Grad der Individualisierung. Häufig wird „persönliches Gefallen“ von befragten Eltern als Motivation für die Namenwahl angegeben, wobei man dies wohl als Oberbegriff für verschiedene Motivationen betrachten kann (vgl. Koß 2002: 135). Nicht immer ist den Eltern klar, was genau für sie ein ‚schöner‘ Name ist, und daher ist es kaum möglich, im Fall der Vornamengebung Kriterien für einen guten Namen zu verallgemeinern. Während von einigen Eltern die durch das Christentum aus dem Griechischen bzw. Lateinischen ins Deutsche gekommenen Vornamen wie *Katharina* oder *Markus* als „gute deutsche Vornamen“ (Koß ebd.: 130) empfunden werden, bevorzugen andere Eltern ausländische Namen. Präferenzen und Neuerungen im Bereich der Vornamen sind zweifellos immer auch Ausdruck einer gewissen Schichtenspezifität und Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe (vgl. Chevalier 2006: 129).

Der Aspekt der Individualisierung ist vor allem bei Unternehmensnamen von großer Bedeutung. Diese Namen sind durch gesetzliche Regelungen definiert und geschützt. Es besteht geradezu ein Zwang zur Distinktion, denn nur distinktive Unternehmensnamen sind gesetzlich geschützt (Koß 1996; 2002). Um einen Namen zu finden, gibt es die unterschiedlichsten linguistischen Strategien, die zum Teil im Internet abgerufen werden können.⁵ Dennoch wird es immer schwieriger, einen guten (d. h. unverwechselbaren und werbewirksamen) Namen zu finden. Das mag auch erklären, warum die *Deutsche Börse* immer noch nicht umbenannt wurde, obwohl es noch 2004 hieß: „Wir streben eine globale Reichweite unserer Geschäfte an. [...] Und deutsch ist eben nicht global“ (Netzeitung Unternehmen 2004).

Gerade bei Firmennamen spielt die konnotative Bedeutung eine immer größere Rolle). Das gilt für etablierte Unternehmen wie *IKEA* oder *BMW* genauso wie für Neugründungen. Bei neu gegründeten Unternehmen ist es besonders wichtig, dass die potentiellen Konsumenten über die primäre (referentielle) Bedeutung des Namens möglichst schnell die sekundäre (konnotative) Bedeutung lernen. Die sekundäre Bedeutung kann schließlich bei etablierten Unternehmen die primäre Bedeutung dominieren. Für Springborn (2003) besitzt der Name *Porsche* ungefähr die gleiche Attraktivität wie das Wort *Dorsch*. Es liegt wohl vor allem an der konnotativen Bedeutung, die das positive Image

⁵ Als Beispiel kann hier www.nametrade.com herangezogen werden, 02.03.2007.

des Namensträgers reflektiert, dass der Name als ‚gut‘ empfunden wird. Tatsächlich zwingt das Bestreben nach Einzigartigkeit Unternehmen dazu, immer neue Namen und Namenformen zu suchen. Tritt eine Namenform zu häufig auf, kommt es zu gewissen Abnutzungserscheinungen und mitunter sogar zum Verlust einer bestimmten Namenform. Vor einiger Zeit wurde im *Wall Street Journal* vor einer übermäßigen Verwendung von so genannten „dot-com“-Namen gewarnt:

„One thing all experts agree on is that the Internet-specific names must be avoided at all costs, especially those once prized generics such as Pets.com that limit a company's area of activity. Also, like dot-com names, many high-tech naming conventions now appear dated. ‚Nobody wants to be called dot-com anymore and now we stay away from little i or e, or ‚cyber‘ or ‚digital‘ anything,‘ says Jim Singer, president and creative director of Namebase, a naming agency in California.“ (Veitch/Kelly 2002)

Firmengründer suchen deshalb verstärkt nach expressiven Namen, die allerdings auch irgendwann wieder abgenutzt sind. Ein Trend zur verstärkten Verwendung von ikonisch motivierten Namen ist zum Beispiel im Dienstleistungsbereich sichtbar. Namen wie *Schnipp-Schnapp* sind transparent, indem sie mit Hilfe von Klangassoziationen dem Hörer Hinweise auf die intendierte Bedeutung (das Geräusch einer Schere beim Schneiden) geben. Eine eher abstrakte Form der ikonischen Motivierung liegt vor, wenn die Form des Namens Elemente der konzeptionellen Struktur des Signifikatums reflektiert. Die Möglichkeit, überhaupt Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen dem Namen und dem benannten Objekt aufzuzeigen, ergibt sich aus der Tatsache, dass vor allem im kommerziellen Bereich die konnotative Seite des Namens von Bedeutung ist. Eine häufige Methode, um ikonische Motivierung zu erzielen, ist die Verwendung von fremdsprachlichen Namens-elementen. So wie der Name Teil einer anderen Sprache ist, wird auch das Unternehmen als Teil einer anderen Kultur betrachtet. Fremdsprachliche Elemente werden in der Regel aus Prestigesprachen übernommen, d. h. aus Sprachen, die mit ihren Sprechern positiv stereotypisiert werden. Als Beispiel soll hier der Name *Kosmetikstudio „La Cosmétique“* dienen. Es gibt zunächst keine objektive Beziehung zwischen diesem Geschäft und einem Land, in dem Französisch gesprochen wird. Dennoch suggeriert der Name, dass das Geschäft Teil der französischen Kultur ist. Als französisches Sprachzeichen in einem französischen Kontext impliziert *la cosmétique* konventionell die Denotation ‚Kosmetik‘. Als französisches Sprachzeichen in einem deutschen Kontext ist das Zeichen jedoch konventionell auf konnotative Bedeutungen wie ‚Eleganz‘, ‚Feminität‘ und ‚Schönheit‘ bezogen. Eine ikonische Motivierung entsteht dadurch, dass eine gewisse Parallelität der Beziehungen zwischen *La*

Cosmétique und dem Zeichensystem ‚französische Sprache‘ einerseits und zwischen der Dienstleistung (Kosmetik) und der französischen Kultur andererseits vorliegt. Dass diese Strategie nicht immer erfolgreich ist, sollen zwei Punkte verdeutlichen: Zum einen führt eine zu häufige Verwendung fremdsprachlicher Elemente schnell zur Gewöhnung und Abschleifung des intendierten Effekts. So ist wohl auch die Umbenennung von *Beauty-Center Herdam* in *Herdam Kosmetiksalon* im Jahr 2001⁶ zu erklären. Mitunter führt eine zu geringe Sprachkenntnis bei Namegebern und Namenbenutzern zu unerwünschten Konnotationen, wie im Beispiel *Visage-Cosmetics Doreen Gustke* (Bergien im Druck). Eine Befragung ergab, dass dabei vor allem ältere Menschen an die Entlehnung *Visage* mit der umgangssprachlichen Bedeutung „abwertend für Gesicht“ (Duden 2006) denken. Selbst wenn man von einer fremdsprachlichen Form ausgeht, bleibt unklar, ob die englische oder die französische Aussprache von *visage* gemeint ist. Es zeigt sich, dass die Einbeziehung soziologischer Faktoren bei der Entscheidung für oder gegen einen Namen unabdingbar ist, denn nur wenn ein Name werbewirksam und positiv konnotiert ist, kann er im Bereich der Wirtschaft als ‚guter‘ Name gelten.

Dass auch die mit Vornamen verknüpften Konnotationen stufenweise intersubjektiven Charakter bekommen können, betont Debus (1985: 316): „Diese Komponenten lagern sich dann an die Namenform an und erhalten einen vom Einzelreferenten unabhängigen Bedeutungsstatus, [...]“. Ähnlich argumentiert Givón (1985: 217), wenn er betont, dass Sprachbenutzer häufig ein gewisses Gespür („feel“) für bestimmte Namen besitzen. So implizieren Sätze wie *Yes, she is a typical Jill* oder *I expected her to be Sue rather than Margaret* eine Art persönliche Beurteilung über eine existierende ikonische Beziehung zwischen dem Charakter von Menschen und ihren Namen.

2.4. Gute Namen sind ästhetisch ansprechend

In Thomas Manns Novelle *Tristan* sträubt sich der Dichter *Spinell* dagegen, *Frau Gabriele Klöterjahn* mit diesem Namen ihres Mannes anzusprechen:

„Ja, gnädige Frau, ich hasse diesen Namen aus Herzensgrund, seit ich ihn zum erstenmal vernahm. Er ist komisch und zum Verzweifeln unschön, und es ist Barbarei und Niedertracht, wenn man die Sitte so weit treibt, auf Sie den Namen Ihres Herrn Gemahls zu übertragen.“ (Zit. in Fleischer/Michel/Starke 1993: 168)

⁶ Vgl. Die Gelben Seiten für den Bereich Magdeburg 2001/02.

Von suggestiven Namen, d. h. Namen, die positive oder negative Emotionen indizieren können, macht nicht nur die Literatur Gebrauch. Am bekanntesten sind dabei die sprechenden Namen, deren Wirkung auf semantischen Elementen der zugrunde liegenden appellativen Bestandteile beruht. Ein bundesweites Medienecho löste 2003 die Idee aus, einer Mehrzweckhalle in der Moselgemeinde Kröv den Namen *Nacktarsch-Halle* zu geben. Obwohl der Gemeinderat mehrheitlich dafür stimmte (unter *Kröver Nacktarsch* firmiert ein Wein der Region), wurde das Veranstaltungszentrum nach heftigen Protesten aus der Bevölkerung in *Weinbrunnenhalle Kröver Nacktarsch* umbenannt.⁷ In der Praxis, etwa bei der Ankündigung von Musikveranstaltungen, setzt sich aber zunehmend *Weinbrunnenhalle* durch. Auch hier wird der als anstößig empfundene Name weitgehend vermieden.

Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang die Gruppe der klangsymbolischen Namen, auch wenn Debus (2005: 410) einschränkt:

„Wohlklang und Missklang lassen sich zweifellos durch bestimmte Laute oder Lautkombinationen wiedergeben, doch die Lautsymbolik [...] ist insgesamt ein weites und weiterhin sehr subjektiv geprägtes Feld.“

Die bewusste Verwendung lautsymbolischer Prinzipien ist da am ausgeprägtesten, wo gesetzliche Vorschriften die meisten Freiräume gestatten. Was nützt jedoch ein wohlklingender Name, wenn seine Bedeutung im fremdsprachlichen Kontext eher anstößig ist. So berichtete die Wochenzeitung *Der Spiegel* unter der Überschrift „Frisch und kühl. Kunstwörter erobern die Wirtschaft: Firmen setzen auf Produktnamen aus dem Computer“⁸ über den Misserfolg des Markennamens *Regata* von *Fiat*, der auf schwedisch wie das Wort für eine querulatorische Frau klingt.

Auch im Bereich der Vornamengebung werden klangsymbolische Mittel genutzt. Chevalier (2006: 50-55) erklärt das häufige Vorkommen des Vokals /i/ in weiblichen Namen (*Emily*, *Lisa* usw.) aus der Perspektive des phonetischen Symbolismus. Demnach sind mit /i/ assoziierte Merkmale wie 'klein' und 'nicht bedrohlich' empfehlenswerte Merkmale für Frauen, aber nicht für Männer. In diesem Zusammenhang wird auch auf Ähnlichkeiten mit dem Gebrauch von /i/ zur Kennzeichnung des Diminutivs (z. B. *Timmy*, *Debbie*) hingewiesen. Inwiefern diese Aspekte für die Namengebung wirklich von Bedeutung sind, muss indes noch untersucht werden.

⁷ Vgl. „Nacktarsch mit Folgen“, TAZ Nr. 7138 v. 23.08.2003, S. 12.

⁸ *Der Spiegel* Nr. 32/1993, 156-157.

2.5 Gute Namen sind kulturkonnotativ und sozialintegrativ

Das in 2.4 genannte Beispiel *Weinbrunnenhalle Kröver Nacktarsch* verdeutlicht auch die kulturkonnotative und sozialintegrative Funktion des Namens für die Bewohner der Region, für die der Name Erfolg und Wohlstand symbolisiert. Das negative Fremdbild entsteht aufgrund der anstößigen Bedeutung der appellativischen Bestandteile des Namens. Daraus kann schließlich ein Namenskonflikt erwachsen. Das Konfliktpotential, das ein Name aufweisen kann, ist dann besonders hoch, wenn die Namenwahl politisch motiviert ist. In der *Magdeburger Volksstimme* erschien kürzlich ein Beitrag mit dem Titel „Politische Gefechte um einen Namen am Bahnsteig“.⁹ Die Dachzeile dazu lautet: „Der Stadtrat kämpfte eine letzte Schlacht ums Thälmannwerk – der SKET-Industriepark siegte.“ Es geht hier um den Bahnhaltepunkt *Magdeburg Thälmannwerk*, der auf Wunsch der ansässigen Unternehmen in *SKET-Industriepark* (SKET steht für 'Schwermaschinenbaukombinat Ernst Thälmann') umbenannt werden soll. Die Umbenennung kostet 20.000 € und wird von den Unternehmen bezahlt. Während die Gegner der Umbenennung die Namensänderung als „Schildbürgerstreich“ und Abkehr von „gelebter Geschichte“ bezeichnen, argumentieren die Befürworter vor allem mit einer Erhöhung der Werbewirksamkeit des Industrieparks. Erinnerungsfunktion und Werbefunktion werden hier als unvereinbar betrachtet. Dass der neue Name nicht als besserer Name empfunden wird, kommt in einem Leserbrief vom 23. Februar 2007 zum Ausdruck. Dort heißt es: „Der neue *SKET-Industriepark* klingt sprachlich schon sehr schlecht (wer spricht schon in Abkürzungen?) und Industrieparks gibt es ja mittlerweile auch schon genug.“ Diese Lesermeinung verdeutlicht das bereits in 2.3 diskutierte Problem der Abnutzung von Namenbestandteilen durch einen zu häufigen Gebrauch. Eine klare Unterscheidung von anderen Objekten ist nur noch unter Einbeziehung anderer Elemente möglich. Wenn diese, wie im Beispiel *SKET*, nicht transparent sind, wird auch die für Örtlichkeitsnamen wichtige Orientierungsfunktion zunächst nicht deutlich. Dieser Aspekt spielt gerade bei Straßennamen eine wichtige Rolle. Mit dem Problem der Umbenennung politisch motivierter Straßennamen in den neuen Bundesländern beschäftigt sich Kühn (2001: 310):

„Wenn tradierte Straßennamen, die in der Stadtgeschichte verankert sind, gewaltsam verändert werden, so haben sie oft nicht länger Bestand als das politische System selbst. Deshalb sind Straßennamen mit regionalem Bezug häufig, und so muss in manchen Städten, wie etwa in Mühlhausen, die *Leninstraße* dem *Lindenbühl* oder in Meiningen der *Puschkinplatz* dem *Schlossplatz* weichen.“

⁹ Ausgabe vom 19.02.2007, 9.

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

Vor allem in diesem Bereich wird deutlich, dass Straßen nicht nur Örtlichkeiten sind, sondern Lebensräume für die Anwohner. Deshalb sind neben Identifizierungs-, Orientierungs-, und Erinnerungsfunktion auch sprachliche Prinzipien wie Euphonie, Kürze und Einfachheit der Aussprache und Schreibung, Singularität, Übereinstimmung von Namenwort und Beschaffenheit der benannten Straße von Bedeutung (Koš 2002: 160). Namen in diesem Bereich sind wohl immer dann gut, wenn Menschen ihren sozialen und kulturellen Lebensraum mit dem jeweiligen Örtlichkeitsnamen identifizieren können.

3 Der gute Name und der gute Ruf

Im zweiten Kapitel ging es vor allem um die sprachliche Form von Namen und die mit ihr zu realisierenden Namenfunktionen. Wenn sich die konnotative Seite eines Namens verselbstständigt, wird die identifizierende Funktion des Namens zweitrangig. Der Name verkörpert dann den Namensträger selbst oder einzelne Facetten, wie soziale Wertschätzung und berufliche Anerkennung. Sucht man heute nach Verbindungen mit der Phrase *ein guter Name*, dann stößt man in der Regel auf Beispiele, die die soziale oder kommerzielle Seite des Namens/der Persönlichkeit meinen. So findet man im Internet Slogans wie *Bäcker Haustechnik – der gute Name für Ihren Einkauf* und sogar einen Online-Modeversand, der *Guter Name GmbH* heißt. Problematisch wird es immer dann, wenn das Eigenbild des Unternehmens nicht mit dem Fremdbild übereinstimmt und wenn es dadurch zum Imagekonflikt kommt. Das Handelsregister für den Bereich Magdeburg vermeldet am 16. Dezember 2005 den eingetragenen Namen *Di Stasi GmbH*. Der Geschäftsführer, Salvatore Di Stasi, kommt aus Italien, und das Unternehmen handelt mit Kraftfahrzeugen aller Art. Ob mit diesem Namen ein positives Image, also ein guter Unternehmensname entwickelt werden kann, bleibt allerdings abzuwarten. „Images are not cast in stone“, betont Lieberson (2000: 126), „but may change over time in ways that alter the nature of symbolism associated with the entity. These changes could improve or reduce the desirability of a given cultural feature.“

Eine aktuelle Studie der Ludwig-Maximilians-Universität München über die beliebtesten deutschen Großunternehmen ergab, dass *Lufthansa* das beste Image hat. Gleich fünf Autohersteller kamen auf die ersten zehn Ränge, darunter *Porsche* als Marke „mit der größten Kompetenz“ auf Platz sieben. *BMW* belegte Platz eins „bei der Sympathie“.¹⁰

¹⁰ „Beim Image führt Lufthansa vor BMW.“ Abendzeitung Nr. 174/31 v. 31.07.2006, S. 1.

Die Doppeldeutigkeit des Ausdrucks *ein guter Name* wird anhand der Unterscheidung von „good“ und „fine“ treffend von Michel de Montaigne (1572) formuliert:

„Man sagt, es sei gut, einen *guten Namen* zu haben, also Kredit und Ansehen; darüber hinaus aber ist es wirklich vorteilhaft, einen Namen zu tragen, der schön klingt und sich leicht aussprechen und behalten läßt, denn die Könige und anderen Großen machen so auf bequemere Weise unsere Bekanntheit und werden uns weniger schnell vergessen; und selbst von unsren Bedienten rufen und beschäftigen wir die am meisten, deren Namen uns am mühelosesten von der Zunge gehn.“ (1998: 140)

4 Fazit

Eine Namengebung, die die Verwendung bestimmter sprachlicher Elemente bis ins letzte Detail regelt, ist auch in Zukunft nicht zu erwarten. Die heutige Namengebungspraxis zeigt eher das Gegenteil: Das Spektrum möglicher sprachlicher Formen wird angesichts der großen Dynamik im Gefüge der Namenfunktionen immer breiter. Ein wichtiges Regulativ bilden zweifellos die sozialen, politischen und kulturellen Erwartungsnormen der Sprachträger. Ein ‚guter‘ Name entsteht dann, wenn Namegeber und Namenrezipienten gleichermaßen diesen Namen als überzeugenden Ausdruck der Identität des Namensträgers betrachten. In diesem Sinne dient der Name nicht nur zur Kennzeichnung von Personen, anderen Lebewesen und von Objekten,

„er ist auch Teil eines gesellschaftlich vermittelten kognitiven wie affektiven Orientierungsrahmens, der es dem einzelnen Individuum erlaubt, sich in seiner Welt, der sozialen wie der regionalen, zurechtzufinden.“ (Ris 1977: 557)

5 Literatur

- Bauer, Gerhard 1985: Namenkunde des Deutschen (Germanistische Lehrbuchsammlung, Bd. 21). Bern-Frankfurt/Main-New York.
- Bergien, Angelika 2005: Image und Identität: Tendenzen der Namengebung bei regionalen Unternehmen. In: Armin Burkhardt/Ursula Föllner/Saskia Luther (Hrsg.): Magdeburger Namenlandschaft. Onomastische Analysen zu Stadt und Region in Geschichte und Gegenwart. Frankfurt/Main, 53-65.
- Bergien, Angelika im Druck: In search of the perfect name: prototypical and iconic effects of linguistic patterns in company names. Vortrag gehalten auf dem Internationalen Symposium *Names in the Economy and in Economic History*. Antwerpen, 16.06.2006.
- Burkhardt, Armin 1993: Über die seltsame Notwendigkeit von Freges „Sinn“-Begriff für Kripkes Theorie der Eigennamen. In: Ursula Wolf (Hrsg.): Eigennamen. Dokumentation einer Kontroverse. Frankfurt/Main, 337-366.

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

- Burkhardt, Armin 2005: Nomen est Omen? Zur Semantik der Eigennamen. In: Armin Burkhardt/Ursula Föllner/Saskia Luther (Hrsg.): Magdeburger Namenlandschaft. Onomastische Analysen zu Stadt und Region in Geschichte und Gegenwart. Frankfurt/Main, 11-28.
- Callahan, Sean F. 2002: Companies bet big on name game. BtoBOnline.com November 11. Internet <http://www.btoBonline.com/cgi-bin/article.pl?id=10080>, 27.06.2004.
- Chevalier, Sarah 2006: Ava to Zac: A Sociolinguistic Study of Given Names and Nicknames in Australia. Tübingen.
- Crystal, David/Crystal, Hilary (2000): Words on Words. Chicago.
- Debus, Friedhelm 1985: Zur Pragmatik von Namengebung und Namengebrauch in unserer Zeit. In: Beiträge zur Namenforschung Neue Folge 20, 305-343.
- Debus, Friedhelm 1988: Aufgaben, Methoden und Perspektiven der Sozioonomastik. In: Rob Rentenaar/Ellen Palmborn (Hrsg.): De naamkunde tussen taal en cultuur. Amsterdam, 40-77.
- Debus, Friedhelm 2005: Literarische Onomastik. Versuch einer Positionsbestimmung im Rahmen der Namenforschung. In: Eva Brylla/Mats Wahlberg (Hrsg.): Proceedings of the 21st International Congress of Onomastic Sciences. Uppsala, 407-415.
- Duden 1989: Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Duden Bd. 7, 2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Hrsg. von Günther Drosdowski. Mannheim-Wien-Zürich.
- Duden 2006: Die deutsche Rechtschreibung. Duden Bd. 1, 24. völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Diederichsen, Uwe 1996: Namensrecht, Namenspolitik. In: Ernst Eichler/Gerold Hilty/Heinrich Löffler/Ladislav Zgusta (Hrsg.): Namenforschung – Name studies – Les noms propres. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. 2. Teilband. Berlin-New York, 1762-1780 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11.2).
- Fleischer, Wolfgang/Georg Michel/Starke, Günter 1993: Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Frankfurt/Main-Berlin-Bern u. a.
- Gardiner, Alan 1954: The Theory of Proper Names. 2nd ed. London.
- Givón, Talmy 1985: Iconicity, isomorphism and non-arbitrary coding in syntax. In: John Haiman (ed.): Iconicity in Syntax. Amsterdam/Philadelphia, 187-219.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm 1885: Deutsches Wörterbuch. Sechster Band. Leipzig [Fotomechanischer Nachdruck München 1984].
- Hengst, Karlheinz 1999: Tendenzen in der Vornamengebung. In: Der Sprachdienst 43, 100-104.
- Joseph, John E. 2004: Language and Identity. Houndmills/New York.
- Koß, Gerhard 1996: Warennamen-, Firmennamenrecht. In: Ernst Eichler/Gerold Hilty/Heinrich Löffler/Ladislav Zgusta (Hrsg.): Namenforschung – Name studies – Les noms propres. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. 2. Teilbd. Berlin/New York, 1795-1802 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11.2).
- Koß, Gerhard 2002: Namenforschung. Eine Einführung in die Onomastik. 3., aktualisierte Auflage. Tübingen.
- Koß, Gerhard 2005: Vom ‚guten‘ und vom ‚bösen‘ Namen. Name und Eigenname bei Goethe. In: Eva Brylla/Mats Wahlberg (Hrsg.): Proceedings of the 21st International Congress of Onomastic Sciences. Uppsala, 218-225.
- Kühn, Ingrid 2001: Umkodierung von öffentlicher Erinnerungskultur am Beispiel von Straßennamen in den neuen Bundesländern. In: Jürgen Eichhoff/Wilfried Seibicke/Michael Wolffsohn (Hrsg.): Name und Gesellschaft. Soziale und historische Aspekte der Namengebung und Namenentwicklung. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich, 303-317.

- Kremer, Ludger/Krook, Sheila 1998: Sind Namen ‚Schall und Rauch‘? Zur Werbewirkung von Unternehmensnamen. In: Lita Lundquist/Heribert Picht/Jaques Qvistgaard (Hrsg.): Proceedings of the 11th European Symposium on LSP. Vol. II. Copenhagen, 572-581.
- Lieberson, Stanley 2000: A Matter of Taste. How Names, Fashions, and Culture Change. New Haven-London.
- Lietz, Gero 1994: Eigennamen und Reform der deutschen Rechtschreibung. In: Namenkundliche Informationen 65/66, 23-37.
- Montaigne, Michel de 1998: Essays (Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett). Hrsg. von Hans Magnus Enzensberger. Erstes Buch, Nr. 46 „Über Namen“. Frankfurt/Main.
- Netzeitung Unternehmen 2004: Die Deutsche Börse will künftig nicht mehr nur ‚deutsch‘ sein. Netzeitung.de, 19.05.2004. Internet <http://www.netzeitung.de/wirtschaft/unternehmen/287222.html>, 27.06.2004.
- Ris, Roland 1977: Nameneinschätzung und Namenwirklichkeit. Ein Beitrag zur empirischen Sozioonomastik. In: Onoma 21, 557-576.
- Sjöblom, Paula 2005: The problem of meaning and function related to company names. In: Eva Brylla/Mats Wahlberg (Hrsg.): Proceedings of the 21st International Congress of Onomastic Sciences. Uppsala, 264-276.
- Sobanski, Ines 2000: Die Eigennamen in den Detektivgeschichten Gilbert Keith Chestertons: ein Beitrag zur Theorie und Praxis der literarischen Onomastik. Frankfurt/Main-Berlin-Bern u. a.
- Springborn, Alexander 2003: Name und Schicksal. Internet <http://www.projectory.de/persons/dirk/namen/namen.html>, 11.01.2007.
- Tse, Grace Y. W. 2005: A Corpus-based Study of Proper Names in Present-day English. Frankfurt/Main-Berlin-Bern u. a.
- Van Langendonck, Willy 2004: Towards a synchronic typology of proper names. In: Astrid Van Nahl/Lennart Elmevik/Stefan Brink (Hrsg.): Namenwelten. Orts- und Personennamen in historischer Sicht. Berlin-New York, 437-449.
- Veitch, Martin/Kelly, Karen (2002): Start-ups spend time, money in search of the perfect name. The Wall Street Journal online, June 19. Internet <http://www.igorinternational.com/press/wsj-business-names-companies.php>, 27.06.2004.
- Werlen, Iwar 1996: Namenprestige, Nameneinschätzung. In: Ernst Eichler/Gerold Hilty/Heinrich Löffler/Ladislav Zgusta (Hrsg.): Namenforschung – Name studies – Les noms propres. Ein internationales Handbuch zur Onomastik. 2. Teilband. Berlin-New York, 1738-1743 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11.2).

+2 01203603638



germanbooks1

PETER BRAUN

Was sind *gute* Entlehnungen bzw. *gute* Verdeutschungen?

1 Einleitung

In der Formulierung des Titels steckt unausgesprochen die Annahme, dass nicht alle Entlehnungen, nicht alle Verdeutschungen ‚gute Wörter‘ seien, dass es auch das Gegenteil: ‚schlechte Wörter‘ und ‚böse Worte‘ gebe. Die Formulierung wirft sogar die Frage auf, ob alle deutschen Wörter als muttersprachliche Bildungen, als Erbörter ‚gute Wörter‘ sind. Schwierige Fragen, die viele Antworten zulassen, ja provozieren. Gehören *Sollbruchstelle*, *Entsorgung*, *Kulturbeutel*, das ein chinesischer Student mit „Kultur im Beutel“ umschrieb, dazu?

Es gibt Wörter, die wegen ihrer missbräuchlichen Verwendung, wegen des Missverhältnisses von Form, Bedeutung und Referenz, wegen inhumaner Denotationen und Konnotationen in aller Öffentlichkeit als „Unwörter“ kritisiert werden. Hier einige Beispiele, die von einer „Jury an der Universität Frankfurt“ zwischen 1991 und 2006 als „Unwörter des Jahres“ eingestuft wurden (vgl. Schlosser 1995: 43ff.): *ausländerfrei* (1991), *Überfremdung* (1993), *Rentnerschwemme* (1996), *Wohlstandsmüll* (1997), *Gotteskrieger* (2001), *Ich-AG* (2002). Zu den „Unwörtern des Jahres“ gehören auch einige Lehnwörter und Mischbildungen: *Peanuts* (1994), *Kollateralschaden* (1999), *Humankapital* (2004), *Entlassungsproduktivität* (2005). Zu erwähnen sind an dieser Stelle die beschönigenden und verhüllenden Ausdrücke unserer Tage, die Euphemismen. Auch 2007 ist noch aktuell, was Eike Christian Hirsch 1979 über die Euphemismen zum Thema Kernkraft geschrieben hat:

„Allerdings sind auch ‚Wiederaufbereitung‘ oder ‚Anreicherung‘ positive Wörter, die die volkstümlichen Ausdrücke *Giftfabrik* und *Todeslager* verdrängen werden. [...] Zu vermeiden sind auch: Radioaktivität, Gift, strahlendes Material etc. Wir sprechen vielmehr von *Brennmaterial* oder *Brennstäben*, was durchaus nach *Brennholz* klingen soll [...]. Von Gefahren darf nicht die Rede sein, aber von *Risiken* [...]. *Störfälle* ist ein besseres Wort für *Unglücksfälle*.“ (Hirsch 1979: 81f.)

Im KZ Theresienstadt wurden zahlreiche Juden *ermordet*; die Nazis sprachen von *betreuen*, von *Betreuung*, von *Sonderbehandlung*, daran erinnern Hannappel/Melenk in ihrem Buch „Alltagssprache“ (1979: 272-276).

Die Formulierungen *gute Entlehnungen*, *gute Verdeutschungen* sind mit Vorsicht zu behandeln. Im „Deutschen Universalwörterbuch“ (2006: 734f.) wird das Lexem *gut* als polysemes Wort mit sieben Einzelbedeutungen notiert; die erste Bedeutung sagt schon etwas: „den Ansprüchen genügend“, „ohne nachteilige Eigenschaften oder Mängel“. Demnach passt das Attribut *gut* zu Gegenständen wie Ware, Nahrung, Wein, Stoff, Apfel, Witz, ja auch zu Werkzeug: Wörter sind gute Werkzeuge für die Darstellung der Außen- und Innenwelt. In „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“ (2003: 455) gibt man dem Lexem *gut* sogar 29 Einzelbedeutungen, eine etwas ungewöhnliche Polysemie; hier gesellen sich Synonyme wie *angenehm*, *erfreulich*, *wirksam*, *problemlos* hinzu. Nach dem üblichen Sprachgebrauch wären ‚gute Entlehnungen‘ also positive, angenehme, gelungene, wirksame, annehmbare „Wörter aus der Fremde“ (Adorno). Nicht übersehen darf man die semantische Zweiwertigkeit, die Antonymie solcher Wörter; zu *gut* werden *schlecht*, *böse*, *problematisch* u. a. assoziiert. Es gehört zu den bequemen, manchmal schlimmen Sprachgewohnheiten europäischer Sprachen, mit antonymen Wortpaaren Menschen, Tiere, Gegenstände in gegensätzlichen Beziehungen zu sehen, zu beschreiben, zu beurteilen. Nichts einfacher als derartig positive bzw. negative Sehweisen.

Im Weiteren konzentriere ich mich auf einige Schwerpunkte der Thematik mit folgenden Formulierungen:

- Sogar bei Wustmann und Reiners (2);
- Zwischen „Jahrhundertwörtern“, „Wörtern des Jahres“, „schönen Wörtern“ (3);
- Integration: systemhafte Beziehungen (4);
- Eurolateinische Wörter und Internationalismen (5);
- Verdeutschungen (6).

2 Sogar bei Wustmann und Reiners!

Es scheint unmöglich zu sein, die wichtigen Arbeiten, in denen der Gegenstand der Entlehnungen mehr oder weniger ernsthaft behandelt wird, auch nur zu erwähnen. Man sagt, die deutsche Öffentlichkeit habe sich in Sachen Sprachwissenschaft überwiegend für zwei Themen interessiert: für die Rechtschreibung und für die Fremdwort-Diskussion. Alle Analysen und Streitschriften interessieren sich auch für die Fragen, welche Entlehnungen als gelungene, erfolgreiche, nützliche, unentbehrliche, als gute Wörter der deutschen Sprache angesehen werden können. Auffälliger und lautstärker wird vorgetragen, welche

Lehnwörter als störende, unnütze, schädliche Sprachmittel einzustufen sind. Doch selbst in negativen, ablehnenden Beiträgen finden sich schmale Kapitel, einzelne Sätze, in denen von unentbehrlichen Fremdwörtern die Rede ist.

Hier sollen solche Autoren zitiert werden, die als ablehnende Kritiker, als scharfe Gegner in der Fremdwortdiskussion bekannt geworden sind; zu nennen sind vor allem die Namen Gustav Wustmann und Ludwig Reiners. Vielleicht findet man sogar bei ihnen erste Antworten oder kleinste gemeinsame Nenner. In Wustmanns Bestseller „Allerhand Sprachdummheiten“ aus dem Jahre 1891 (¹⁴1966), Untertitel: „Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhafte, des Falschen und des Häßlichen“, verraten die meisten Benennungen schon, wie der Autor die Entlehnungen einschätzt: „Schädling“, „Franzosenwörter“, „solche Verirrungen“, „dieser armselige Schatz“, „wie eine ewige Krankheit“, „Fremdwörter zu vernichten“, „die vortrefflichen Entwelschungsbücher“ u.v.a. Trotz der stellenweise fast feindlichen Einstellung macht Wustmann viele Ausnahmen und relativiert seine durchgängig negative Haltung, z. B. schon im ersten Satz des Kapitels „Fremdwörter“ (ebd.: 348f.): „Eins sei vorausgeschickt: Wir halten nicht den Gebrauch eines jeden Fremdwortes für eine Sprachdummheit oder Schlamperei.“ Und gleich anschließend betont er, wie wichtig diese Wörter für die Fachsprachen sind: „Wir wissen wohl, daß einige Fachsprachen kaum ohne Fremdwörter auskämen.“ In den folgenden Ausführungen macht er weitere Zugeständnisse, dies vor allem anhand von Einzelbeispielen: „[...] vielleicht mit Ausnahme von *Camping*, das international eingeführt ist“ (ebd.: 352). Vor allem W. Schulze, der spätere Herausgeber, ist vorsichtiger geworden (ebd.: 353): „Die Filme aus Wildwest [...] sind von A bis Z so undeutsch, daß sie ruhig den amerikanischen Titel *Western* tragen dürfen.“ Auch *Musical* lässt er gelten: „Sein Geburtsland ist Amerika, und so wird sein Name wohl schwerlich anfechtbar sein“; doch *Musicbox* charakterisiert W. Schulze „als alberne Anglomanie“. Überraschend ist die Verteidigung des Wortes *Teenager*, hier bringt er eine andere Sehweise ins Spiel (ebd.: 354): „Allerdings dürfte es schwerfallen, etwa den Teenager zu verdeutschen: unserer Muttersprache fehlt dieser Begriff in der Tat, während ein *Zwanziger* sich ohne weiteres zu Rang und Würden eines Twens erheben ließe [...]“. Was der Herausgeber der 14. Auflage 1966 zu *Beat* gesagt hat, gehört wohl zu den besonders auffälligen Fehleinschätzungen des Buchs (ebd.: 354): „[...] ein paar Jahre später vom Winde verweht. Bürgerrecht auf deutschem Boden sei ihm verweigert.“ Ganz allgemein spricht der bekannte Stilkundler Ludwig Reiners in seiner verbreiteten „Stilfibel“ (1964: 145f.) von der „Verwaschenheit“, der „Unverständlichkeit“, vom

„Elend des Fremdworts“; doch ein Kapitel trägt den Titel „Unentbehrliches Fremdwort“, in dem vor allem die Fachwörter verteidigt werden. Reiners zeigt auch Verständnis für Fachwörter, die „in die Alltagssprache eingegangen“ sind. Zudem nennt er „einige hundert Fremdwörter“, die „fest eingebürgert“ sind (ebd.: 147): *Kultur, Religion, Technik, Minister, Klima, Kritik, Maschine, Stil, Theater, Dogma*. Die Grenze zwischen „diesen eingebürgerten Wörtern fremden Ursprungs und den übrigen schädlichen Fremdwörtern“ sei fließend: *frequentieren, dekorieren, interessant, pikant, amüsan*, „Aber Oper, Klausel, Stil, Kalender, Konzert sind gern gesehene Gäste in unserer Sprache.“

Ohne dies zu wollen, geben die schärfsten Kritiker erste Antworten auf die Frage nach ‚guten Entlehnungen‘. Diese Hinweise gehören zum allgemeinen Bestand, zum gemeinsamen Nenner der Gesamtdiskussion; die wichtigsten Stichwörter werden genannt: Entlehnungen als Fachwörter, als eingebürgerte Wörter, als synonyme Benennungen, als Benennungen für neuartige Gegenstände, als Benennungen für Gegenstände in kulturell anderen Welten. Die positive Metapher der eingebürgerten Wörter kommt schon in Leibnizens Aufsatz „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ (1697/1983: 31) vor: „Was die Einbürgerung betrifft, ist solche bei guter Gelegenheit nicht auszuschlagen und den Sprachen nützlich als den Völkern. Rom ist durch die Aufnahme des Fremden groß und mächtig geworden.“ Die Bestimmung ‚eingebürgerte Wörter‘ verdient mehr Beachtung und Hervorhebung.

Was die genannten und viele andere Kritiker in vor- und unwissenschaftlichen Kommentierungen beiläufig thematisiert haben, wird von vielen Fachvertretern sprachwissenschaftlich angemessen und komplexer beschrieben. Eine aspekt- und inhaltsreiche Zusammenfassung der Gesamtdiskussion findet sich in der „Deutschen Sprachgeschichte“ von Peter von Polenz, Band 3 (1999), Kap. 6.7: „Fremdwortpurismus und Sprachpflege. Sprachvereine und Sprachinstitutionen“ (ebd.: 264-293); „Lehndeutsch, Lehnwortbildung, Angloamerikanismen“ (ebd.: 391-411).

Wie wichtig Fachwörter für die Prozesse des Benennens und Erkennens sind, das verrät eine Definition bei Möhn/Pelka („Fachsprachen“ 1984: 26):

„Wir verstehen unter Fachsprache heute die Variante der Gesamtsprache, die der Erkenntnis und begrifflichen Bestimmung fachspezifischer Gegenstände sowie der Verständigung über sie dient [...]. Fachsprache ist primär an Fachleute gebunden, doch können an ihr auch fachlich Interessierte teilhaben.“

Für Nichtfachleute sind Fachwörter oft schwierige und erklärungsbedürftige Wörter, gleich ob es sich um muttersprachliche Formen (*Ableitung, Stabreim*) oder um fremde Formen (*Präfix, Sonett*) handelt. Die Notwendigkeit der Erklärung ist geringer bei fachinternen und interfachlichen, größer bei fachexternen Gesprächen: ob der Nierenarzt mit einem Fachkollegen, mit einem Internisten oder mit einem Patienten spricht. Über die Unzulänglichkeiten und Erschwernisse der fachexternen Kommunikation wird viel geklagt, vor allem in den Bereichen der ärztlichen Praxis und der Rechtssprache. H. R. Fluck spricht in dieser Hinsicht von „Sprach- und Handlungsbarrieren“ und fordert eine bessere Wissenschaftsberichterstattung (1976: 37ff.). Die parodistische Umsetzung des Märchens vom Rotkäppchen ist als wirksame Kritik an der Gesetzes- und Rechtssprache zu verstehen (ebd.: 40f.):

„Im Kinderanfall unserer Stadtgemeinde ist eine hierorts wohnhafte, noch unbeschulte Minderjährige aktenkundig, welche durch die übliche Kopfbedeckung gewohnheitsrechtlich Rotkäppchen genannt zu werden pflegt [...]. Da wolfseits Verknappungen auf dem Ernährungssektor vorherrschend waren, faßte er den Beschluß, bei der Großmutter der R. unter Vorlage falscher Papiere vorsprachig zu werden [...]“.

Zu den Nebenbeobachtungen dieser Umsetzung gehört, dass an der Komplizierung des bekannten Märchens fast nur deutsche Wörter beteiligt sind.

Mehr und mehr geraten Fachwörter in die Allgemeinsprache hinein; das kann man an jedem Wörterbuch, vor allen an den neuen Duden-Auflagen ablesen, z. B. *Digitalkamera, Digitalfoto, Digitalfernsehen, Digitaluhr*. Nicht alle Fächer wirken „in gleicher Weise auf die gesellschaftliche und private Lebenspraxis ein“ (Möhn/Pelka 1984: 142). Besonders wirksam seien die Fachsprachen des Sports, des Fernsehens, der Touristik, der Verkehrstechnik sowie der Medizin, der Datenverarbeitung. Allgemeine Bekanntheit verdanken die fachsprachlichen Allgemeinwörter der Schul- und Berufsausbildung, den öffentlichen Medien. Zum Befund der inneren Mehrsprachigkeit gehört die Tatsache, dass heute jeder normal Ausgebildete mit einer oder mit mehreren Fachsprachen vertraut ist. Hinzu kommen solche Wörter, die im „Deutschen Universalwörterbuch“ (2006) als „bildungssprachlich“ gekennzeichnet sind: *homogen, explizit, konkret* u.v.a. Das Neuwort *Globalisierung*, Erstbeleg 1998 (Herberg/Kinne/Steffens 2004: 143f.), in weniger als 10 Jahren in vielen Sprachen der Welt heimisch geworden, wird schon metaphorisch gebraucht: *Globalisierungsfalle, globales Dorf*. Zum Lehnwort *chatten*, Erstbeleg 1995, sind im gleichen Zeitraum viele Substantive entstanden: *Chat, Chatraum, Chatter, Chatgruppe*.

3 Zwischen „Jahrhundertwörtern“, „Wörtern des Jahres“, „schönen Wörtern“

Es gibt zahlreiche Wortschatzsammlungen, in denen indirekte Antworten und Beispiele zur Frage nach guten Entlehnungen gegeben werden, sei es in den „100 Wörtern des Jahrhunderts“ (1999), bei den „Wörtern des Jahres“ (1977-2006) oder zum Thema „Das schönste deutsche Wort“ (2005). Man kann sogar von einer extremen Gegenposition ausgehen und fragen, welche Wörter E. Henscheid (1993) für „Dummdeutsch“ hält.

In dem „suhrkamp taschenbuch“ *100 Wörter des Jahrhunderts* „standen der Jury 830 Wörter zur Auswahl, die im zwanzigsten Jahrhundert aufgekommen und bedeutungsvoll geworden waren“ (ebd.: 335). Zum Wortschatz der 100 ausgewählten Wörter gehören 50 (!) Lehnwörter. Neben positiven Leitbegriffen wie *Antibiotikum, Camping, Comics, Computer, Demokratisierung, Emanzipation, Information, Kommunikation, Perestroika, Sport, Vitamin* sind viele negative zu finden, die man als „Leid-Wörter“ des Jahrhunderts kennzeichnen könnte: *Aids, Deportation, Drogen, Faschismus, Molotow-Cocktail, Fundamentalismus, Holocaust, Klimakatastrophe, Stress, Terrorismus*. Die anderen 50 Wörter der Sammlung sind muttersprachliche Benennungen, positive bis negative Beispiele: *Freizeit, Friedensbewegung, Umweltschutz, Reißverschluss – Führer, Eiserner Vorhang, Kalter Krieg, Völkermord, Säuberung, Weltkrieg*.

Im Vorwort eines „Wörterbuchs des Friedens“ (1993) wirbt der Herausgeber, Karl Dedecius, für eine stärkere Beachtung und Verbreitung seiner Idee (ebd.: 18): „Wörter des friedlichen Umgangs miteinander werden gesucht, um in Grimms Wörterbuch die Spalten ‚Friede‘ zu stärken.“ Das Grimmsche Wörterbuch benötigt für das Wort *Krieg* 90 „klein- und dichtbedruckte Spalten“; bei dem Stichwort *Friede* kommt es mit „nur 18 Spalten“ aus. Unter den Wörtern des Friedens sind u. a. *alternatives Denken, gegen Euphemismen, Sprachkritik* zu finden.

Auch wenn es um „Das schönste deutsche Wort“ geht, Untertitel: „Liebeserklärungen an die deutsche Sprache“ (2005), fehlen in der Überzahl deutscher Wörter die Entlehnungen nicht. Wie im Vorwort von Jutta Limbach versichert wird (ebd.: 335ff.), gab es „tausende Einsendungen aus 111 Ländern“. Neben vielen deutschen Wörtern wie *Mitgefühl, erinnern, erzählen, wahrscheinlich, Geborgenheit, vielleicht, Habseligkeiten* wurden auch Lehnwörter vorgeschlagen: *Libelle* (von einer Neunjährigen), *Melancholie, Pampelmuse*, sogar *mäandern*. Manches ist scherzhaft bis ironisch gemeint, wenn ein Deutscher zu *Marzipan* sagt (ebd.: 123): „Auch klingt es in keiner Sprache so lecker.“ Eine Österreicherin möchte *akkommodabel* verteidigen, „weil es sich so schön hochge-

stochen anhört“ (ebd.: 88); sogar *Kaffeesurrogatextrakt* wird vorgeschlagen (ebd.: 77): „Es ist gleichsam selbst ein Extrakt.“ Der Sprachwissenschaftler L. M. Eichinger charakterisiert die Frageaktion mit der Überschrift: „Lieblingswörter und deutsche Seelenbefindlichkeit“ (ebd.: 65ff.).

Ernster nehmen darf man die „Wörter des Jahres“, die als bedeutungsschwere Signalwörter der genannten Jahre zu verstehen sind und seit 1977 von der Gesellschaft für deutsche Sprache veröffentlicht werden. Zwischen 1977 und 2006 sind unter den 30 Nennungen 13 muttersprachliche Wörter (2005: *Bundeskanzlerin*, 2003: *das alte Europa*, 2001: 11. September, 1991: *Besserwessi*, 1998: *Reisefreiheit*, 1982: *Ellenbogen-gesellschaft*) und 7 Entlehnungen zu finden (1999: *Millennium*, 1995: *Multimedia*, 1987: *Aids*, 1977: *Szene*; es gibt auch einige Mischbildungen: 2002: *Teuro*, 1994: *Superwahljahr*, 1988: *Gesundheitsreform*, 2000: *Schwarzgeldaffäre*).

Bücher wie Henseids „Dummdeutsch“, „fast eine Ästhetik des Scheußlichen“ (1993, Vorwort: 9), muss es geben. Man darf allerdings nicht auf die Scheußlichkeit ganzer Wörter schließen, wenn der Autor von einzelnen „dummdeutschen“ Gebrauchsweisen berichtet; am Beispiel *Denkanstoß* (ebd.: 58f.): „Der Denkanstoß, der (dem Fußballer) Berthold dann wenig später widerfuhr [...]“. Ähnliche Beispiele hat Henseid bei etwa 500 deutschen Wörtern, bei 230 Lehnwörtern und bei 250 Mischbildungen gefunden und aufgezeichnet; zu den Entlehnungsbeispielen gehören solche mit *boomen*, *Center*, *Feeling*; *funktionsgerecht*, *frauenspezi fisch*, *Erlebnisastronomie*, *Drohkatastrophe*.

Bodo Mrozek's „Lexikon der bedrohten Wörter“ (2006) enthält 220 Stichwörter, darunter mehr als 70(!) Entlehnungen: *Anorak* (aus der Eskimosprache), *Barbier*, *Chaiselongue*, *blümerant*, *Bredouille*, *Galan*, *honett*, *Kadi*, *Kokotte*, *Mammon*, *Parvenü*, *Pelerine*, *Proletarier*, *Valet*, *Zampano* u.a. Zu den „bedrohten Wörtern“ deutscher Herkunft gehören für Mrozek: *Badetag*, *Binder*, *Butterberg*, *Damenwahl*, *Fuchtel*, *Gänsewein*, *Griesgram*, *Herrengedeck*, *Maulschelle*, *Sonntagsbraten*. Ob es sich, wie auf dem Außendeckel gesagt wird, immer um „bedrohte Kostbarkeiten des deutschen Wortschatzes“ handelt, das könnte man von Beispiel zu Beispiel besprechen.

4 Integration: in systemhaften Beziehungen

Von besonderer Bedeutung sind und bleiben Beobachtungen zur Integration: Wie Entlehnungen sich phonetisch, morphologisch, grammatisch, semantisch, pragmatisch auf den Ebenen der deutschen Sprache bewegt haben; das ganze System der Sprache ist beteiligt. „Der

Wortschatz einer natürlichen Sprache bildet ein System von Systemen“, sagt der Lexikologe P. R. Lutzeier (1995: 15). Und auf Seite 130 sagt er mehr: „Dem Reichtum des Wortschatzes ist nur beizukommen, wenn wir ihn als *System von Systemen* verstehen.“ Jedes Wort gehört zu einer ganzen Reihe von Teilsystemen: Lexeme wie *auslaufen*, *ausgehen*, *ausfahren* gehören zum Teilsystem der Wortart Verb, syntaktisch zu den trennbaren Verben, als Wortbildungsprodukte zu den Ableitungen, in ihren Wortbildungsbedeutungen zu den Richtungsverben und den perfektiven Verben, zum Beispiel: *Das Öl lief aus./Der Vertrag läuft aus* (vgl. Tsedenbaljir 2007).

Die allgemeinen Beobachtungen sind allerdings eher negativ: „Die Zunahme der Entlehnungen aus dem Englischen war mit einem Rückgang der Integration der entlehnten Elemente in das deutsche Sprachsystem verbunden“, so Peter von Polenz (1999: 403). Dieter E. Zimmer formuliert noch negativer (1997: 70): „Deutsch hat seine Assimilationskraft weitgehend eingebüßt. Es ist kaum noch imstande, fremdsprachliche Wörter und Wendungen [...] zu übertragen oder sie wenigstens den inländischen Sprachgesetzen ein Stück weit anzupassen.“ Zimmer zitiert auch ausländische Linguisten, die ähnliche Entwicklungen für das Italienische, sogar für das Finnische beklagen. Man denkt an die starke Assimilationsfähigkeit in früheren Jahrhunderten, z. B. an die Assimilation bei vielen frühlateinischen Entlehnungen, die sogar lautgeschichtliche Veränderungen wie die 2., hochdeutsche Lautverschiebung (lat. *planta* > ahd. *pflanza* > nhd. *Pflanze*) oder die Diphthongierung (lat. *murus* > ahd. *mura* > nhd. *Mauer*) mitgemacht haben. Dazu gibt es auch viele eurolateinische Beispiele: lat. *vinum*, dt. *Wein*, ndl. *wijn*, engl. *wine*, dän. *vin*, it. *vino*, frz. *vin*, poln. *wino*, russ. *wino*. Peter von Polenz sagt Wichtiges zur Erklärung und Differenzierung bei den modernen Entlehnungen (1999: 403): „Die weite Verbreitung des Englischen [...] in der Nachkriegszeit [...] brachte es mit sich, daß bei der Entlehnung englischer Wörter an Schreibung und Lautung immer weniger geändert wurde, während die morphemische und semantische Integration meist stärker war.“ Der Sprachkritiker Bastian Sick demonstriert das zuletzt Gesagte an englischen Entlehnungen der 90er Jahre (¹²2005: 145ff.):

„[...] irgendjemand traut sich irgendwann das erste Mal, ‚geshoppt‘ oder ‚gemailt‘ zu schreiben, ein anderer macht es nach, und langsam verbreitet sich der deutsche ‚Look‘. Nach einer Weile hat man sich daran gewöhnt. Wer wollte ein Wort wie ‚surfen‘ (ich habe gesurft [...], surfst du mit mir?) heute noch anders beugen als nach deutschen Regeln?“ (ebd.: 146).

Es lohnt sich, über die auffällig fremden Teilbereiche der Aussprache und Schreibung hinauszugehen und die Teilsysteme des Wort-

schatzes, der Wortbildung stärker einzubeziehen. Inwieweit haben Entlehnungen integrativen Zugang zu den Teilsystemen der deutschen Synonyme und Antonyme, der Wortfelder, der Kollokationen, der Redensarten gefunden? In welcher Weise nehmen sie teil an der überaus starken deutschen Wortbildung? Zu den Synonymen von *bedeutsam* gehören neben *bedeutend*, *wichtig*, *gewichtig* auch *relevant*, *brisant*, *signifikant*; zu deren Antonymen *belanglos*, *unwichtig*, *nebensächlich* auch *trivial*, *irrelevant*. Im Duden 8: „Die sinn- und sachverwandten Wörter“ (1986: 439f.) nennt W. Müller fast 200 Synonyme für *Mann*, darunter viele stilistisch gekennzeichnete: *Bursche*, *Kerl*, *Mannsperson*, *Weltmann*, sowie zahlreiche Entlehnungen: *Gentleman*, *Kavalier*, *Sonnyboy*, *Scheich*, *Rambo*, *Playboy*; neben *Schönling* erscheinen *Adonis*, *Beau*, *Belami*. Das „Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache“ des Verlags de Gruyter bringt im Anhang 80 Wortfelder (2000: 1293-1308), damit das Lernerwörterbuch auch als Lernwörterbuch genutzt werden kann. An vielen dieser Wortsammlungen kann man erkennen, inwieweit Entlehnungen Bestandteile von deutschen Wortfeldern geworden sind; zum Wortfeld Denkvermögen gehören 15 muttersprachliche Wörter und 8 Entlehnungen: *Gedanke*, *Verstand*, *Erkenntnis*, *Intelligenz*, *Intellekt*, *Logik*, *Abstraktion*, *Idee*, *Dialektik*, *Philosophie*, *Studium*.

Manche Entlehnungen sind mit deutschen Wörtern häufig vorkommende Wortverbindungen eingegangen und zu Kernwörtern von Kollokationen geworden. Die folgenden Beispiele stammen aus „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache“ (2003): *ein Kommando geben*, *die Kommunikation mit jdm. aufnehmen*, *abbrechen*, *jd. ein Kompliment machen*, *ein fairer/fauler Kompromiss*, *in Konkurrenz treten*, *Konkurs anmelden*, *Kontrollen durchführen*, *verschärfen*, *abschaffen*, *ein Konzept ausarbeiten*, *entwerfen* u.v.a. Häufiger als erwartet kommen Lehnwörter in Redensarten vor; im Buchstabenbereich K des Duden 11 („Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten“ [1992: 367-426]) werden 20 Beispiele aufgeführt: *mit Kanonen auf Spatzen schießen*, *ein unsicherer Kantonist sein*, *mit jdm. Karussell fahren*, *mit allem Komfort*, *Komödie spielen*, *nach Komplimenten fischen*, *Kontra geben*, *einen hinter die Kravatte gießen*, *unter aller Kritik*. Von den 20 redensartlichen Beispielen gehören 16 zur Umgangssprache, d.h. sie kommen nicht aus der Schriftsprache und sind vor allem in der gesprochenen Sprache gebräuchlich. In K. Peltzers Sammlung „Das treffende Zitat“ finden sich im Bereich des Buchstabens P fast 100 Zitate mit fremdsprachlichen Elementen (vgl. 1957: 464-487): *Pädagogik* (mit Beispielen von Goethe, Schleiermacher, Gutzkow), *Partei* (mit 10 Zitaten), *Patriotismus* (6), *Phantasie* (10), *Poesie* (28), *Poet* (12), *Prinzipien* (7), *Publikum* (11) u. a.

Das von D. Herberg, M. Kinne, D. Steffens erarbeitete Wörterbuch „Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen“ (2004 [kbI]) bietet vielfältige Möglichkeiten, Neologismen auf ihre Integration hin zu überprüfen, dies im Hinblick auf Aussprache, Schreibung, Flexion, syntaktische Umgebungen, Passivfähigkeit, Synonyme, Wortbildungsproduktivität, Erstbelege u. a. Das Werk enthält 700 Neologismen der 90er Jahre, die meisten sind Neulexeme (*Euro, Euroland*); auch Neubedeutungen (*Adresse*) und Neuphraseologismen (*den Ball flach halten* ‚sich zurückhalten‘) kommen vor. Hier eine kleine Auswahl aus etwa 420 muttersprachlich gebildeten Neologismen, die zeigen, wie gut die Wortbildungsfähigkeit für deutsche Zusammensetzungen noch funktioniert; von „Verfall“ und „Untergang“ kann keine Rede sein: *Armutsfalle, Besserwessi, Beutekunst, Blitzeis, Doppelpass, Flachbildschirm, Freisprechanlage, Geldkarte, Gerechtigkeitslücke, Gutmensch, Hörbuch, Hüpfburg, Lichterkette, Nachwendezeit, Osterweiterung, Quengelware, Scheinselbständigkeit, schönrechnen, verosten, Warmduscher, Wegfahrsperr, Wohlfühlgewicht*; dazu gehören auch drei Versuche, die heutige Gesellschaft mit einem Wort zu charakterisieren: *Erlebnisgesellschaft, Spaßgesellschaft, Wissensgesellschaft*.

Alle Neubildungen zeigen, wie stark die Eigenschaft der Durchsichtigkeit im heutigen Deutsch ausgeprägt ist; der englische Sprachhistoriker A. C. Baugh spricht von „self-explaining compounds“, von Selbstbeschreibungen (1974: 75): „German still prefers self-explaining compounds. Thus for ‚hydrogen‘ German says ‚Wasserstoff‘.“ Bei Entlehnungen wie *Bodypiercing, Carsharing, downloaden, Genfood, indoor, outdoor, inline, prepaid* u. v. a. ist das grundsätzlich anders. Die Durchsichtigkeit, die innersprachliche Motiviertheit sind wesentlich geringer, sie sei nur „durch Fremdsprachenkenntnisse und sprachliche Erfahrungen mit der Systemhaftigkeit [...] beherrschbar“ (von Polenz 1999: 399). So gesehen gehört die deutsche Gegenwartssprache zu den anschaulichsten Sprachen in Europa, auch wenn die so genannte Motivationsschwelle unterschiedlich und einige Motivierungen irreführend sein können.

Im Neologismen-Wörterbuch finden sich mehr als 30 einfache Verben, die in den 90er Jahren aus dem Englischen entlehnt wurden; im Englischen meist Einsilber ohne Endung, haben sie im Deutschen die Infinitivendung der Verben angenommen: engl. *Chat*/dt. *chatten*, *click/klicken*, *mob/mobben*, *out/outen*, *tag/taggen*, *top/toppen*, *zap/zappen*; *blade/bladen*, *carve/carven*, *pierce/piersen*, *rave/raven* u. a. Innerhalb von zehn Jahren haben sie viele deutsche Flexionsformen herausgebildet, vor allem solche der 3. Personen des Präsens und des Präteritums: *chattet, mailt, klickt, outet; chattete, mailte, klickte, outete*. Bei der

Form des 2. Partizips gibt es noch Diskussionen, nicht bei *gemailt*, *geschattet*, *gesurft*, doch bei *geinlinet/geinlined*, *gebladet/gebladed*. Die Herausgeber des Neologismen-Wörterbuchs entscheiden sich jeweils für die eingedeutschten Formen. Wahrscheinlich hat es keine andere Geschichteperiode gegeben, in der innerhalb eines Zeitraums von zehn Jahren bei so vielen Entlehnungen – trotz einer derartig fremden Aussprache – so viel nehmersprachliche Grammatik entfaltet wurde; das konnten nur allgegenwärtige Medien bewirken. Vielen Beobachtern geht das zu schnell; die vielen fremden Laute und Schreibweisen lösen viele Irritationen und Kritik aus: *Recycling*, *Tiebreak*, *Thriller*. Die jahrhundertelangen Schwierigkeiten mit den *Psi*-, *Phi*-, *Rho*-Schreibungen griechischer Lehnwörter sind etwas in Vergessenheit geraten: *Psychologe*, *Pseudonym*, *Phase*, *Phosphat*, *Rhabarber*, *Rheuma*, *Rhythmus* u.v.a. Zum modernen japanischen Wortschatz gehören 4% englische Entlehnungen. Viele dieser Entlehnungen werden so stark an die japanische Silbenschrift angepasst, dass sie kaum noch als Anglizismen zu erkennen sind: engl. *fight*/jap. *faito*, *table*/*teburu*, *beer*/*biru*, *stepp/suteppu* (vgl. Werner 2003). Hier kann man noch vom „affirmativen Purismus“ sprechen: „Die Gewalt einer Sprache ist nicht, dass sie das Fremde abweist, sondern dass sie es verschlingt“ (Goethe: *Maximen und Reflexionen*, 1016-1019).

5 Internationalismen und eurolateinische Wörter

Im Hinblick auf den Aspekt der ‚guten Entlehnungen‘ verdienen neuere Forschungsergebnisse zu den Themen Internationalismen und Eurolatein mehr Beachtung und zusätzliche Beschäftigung (vgl. Braun/Schaeder/Volmert 1990, 2003; Munske/Kirkness 1996). Was im Deutschen *Frühstück* genannt wird, erscheint in vielen europäischen Sprachen mit anderen, jeweils eigenen Benennungen: engl. *breakfast*, ndl. *ontbijt*, dän. *morgenmad*, schwed. *frukost*, fr. *petit déjeuner*, it. *colazione*, span. *desayuno*, poln. *śniadanie*, russ. *sawtrak*. So oder so ähnlich stellen interessierte Laien sich wohl die verbale Ausstattung der Nationalsprachen vor, dass jede mit eigenen Benennungen aufwarten könne, dass vergleichsweise alles fremd sei, wie die seit dem frühen 19. Jahrhundert verbreitete Charakterisierung der verschiedenen Sprachen als Fremdsprachen es suggeriert. Der Sprachenbeobachter ist überrascht, wie selten das Beispiel *Frühstück* sich wiederholt. Demgegenüber scheinen interlinguale Übereinstimmungen häufiger zu sein: engl. *television*, ndl. *televisie*, fr. *télévision*, it. *televisione*, span. *televisión*, poln. *telewizja*, dt. *Fernsehen*, *TV*, dän. *fjernsyn*, russ. *telewidenie*. Im Buchstabenbereich F finden sich fast hundert Wörter mit sechssprachigen

Übereinstimmungen; auch bei *Ballett, Instrument, Drama, Monolog, Katastrophe, Theater, Show* (vgl. Volmert 1990: 102ff.). Demnach gibt es im Bereich der Theatersprache 75 fünfssprachige, 116 vier- und 51 dreisprachige Internationalismen.

Viele Internationalismen lassen sich onomasiologischen Gruppen zuordnen, z. B. bei Gebäuden dt. *Bank*, engl. *bank*, ndl. *bank*, fr. *banque*, it. *banca*, span. *banco*; ebenso bei *Museum, Hotel, Kathedrale, Synagoge, Moschee*; ferner bei Musikinstrumenten: *Klarinette, Gitarre, Trompete, Gong*; bei Tänzen: *Polka, Rumba, Swing*; bei Pflanzen- und Tiernamen: *Rose, Dahlie, Orchidee, Antilope, Elefant, Gazelle, Puma, Tiger, Zebra*. Bei den Tiernamen handelt es sich überwiegend um Lehnwörter für in Europa nicht beheimatete Tiere, um Zootiere; die Namen der Haustiere sind meistens muttersprachliche Benennungen: dt. *Hund*, engl. *dog*, fr. *chien*. Sogar feste Wendungen können gleich formuliert sein, vor allem solche, die sich auf Körperteile oder auf die Bibel beziehen: dt. *den Kopf verlieren*, engl. *to lose one's head*, fr. *perdre la tête*, it. *perdere la testa*; *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein* (nach Mt. 4,4): *Man cannot live by bread alone, L'homme ne vit pas seulement de pain*.

Die bedeutendsten Gebersprachen sind Griechisch, Latein, Französisch, Englisch; zu den Internationalismen der Gebersprache Deutsch gehören *Lied, Leitmotiv, Kindergarten, Blitz(krieg)*. Alle Sprachen sind Nehmersprachen, in dieser Hinsicht auch Mischsprachen. – Umfangreich ist die Liste der internationalen Antonyme, der „Gegenswörter“ (vgl. W. Müller 2000); hier zeigt sich, dass das Prinzip der Gegensätzlichkeit in europäischen Sprachen auffallend stark ausgeprägt ist: dt. *aktiv/passiv*, engl. *active/passive*, fr. *actif/passif*, it. *attivo/passivo*, span. *activo/pasivo* u.v.a. Solche Beobachtungen können zu größeren Korrekturen, zu anderen Einschätzungen in der Lehnwortforschung führen, vor allem dann, wenn nicht, wie üblich, der gesamte Lehnwortwortschatz in so genannte Fremdwörterbücher ausgegliedert wird. In vielen dieser Bücher werden längst eingebürgerte Wörter wie *Familie, Fabrik, Ferien, Fibel, Kultur*, sogar *Bus* und *Auto* noch als „Fremdwörter“ aussortiert.

Der Einfluss des Lateinischen war in wichtigen Phasen der Sprachgeschichte so groß, dass man von einer Wortschatzentwicklung „sub specie Latinitatis“ (A. Lindquist) gesprochen hat; ein von H. H. Munske und A. Kirkness herausgegebener Sammelband trägt den Titel „Eurolatein – Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen“ (1996). Gewiss darf man viele Internationalismen zu den ‚guten‘ Entlehnungen zählen, das gilt auch für manche internationale Anglizismen, die über die lautstarken Anpreisungen der Werbe- und

Verkaufssprachen hinausgehen und als moderne „Europäismen“ angesehen werden können.

6 Verdeutschungen von *Augenblick* (1680) bis *Denkrunde* (2006)

Mit Bemühungen um Verdeutschungen verbindet die Geschichte des Neuhochdeutschen die Namen Zesen († 1689), Schottel († 1676) und vor allem Joachim Heinrich Campe (1746-1818), der als vielseitig wirkender Pädagoge, Schriftsteller und Lexikologe neben einem fünfbändigen deutschen Wörterbuch 1801/1813 den Ergänzungsband „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedruckten fremden Ausdrücke“ erarbeitet und herausgegeben hat. Von Philipp von Zesen stammen gute Verdeutschungen wie *Augenblick* (*Moment*), *Gesichtskreis* (*Horizont*), *Verfasser* (*Autor*); mit *lustwandeln* (*spazieren*) hatte er keinen Erfolg. Justus Georg Schottel bildete erfolgreiche Verdeutschungen wie *Mundart* (*Dialekt*), *Wörterbuch* (*Lexikon*), *Lustspiel* (*Komödie*), *Trauerspiel* (*Tragödie*). Im Nachhinein stellt man fest, dass die Fremdwörter neben den Verdeutschungen weiter existierten, ein Tatbestand, der zu einer Synonymbereicherung geführt hat.

In Bezug auf Campes Schaffen spricht H. Henne von 11 160 Verdeutschungsversuchen und vom „ausführlichsten [...] Register aller Verdeutschungsversuche bis 1813“ (1975: 162); Kritiker seiner Zeit haben von einer „Wörter-Fabrik“ gesprochen. K. Daniels hat eine Sammlung von erfolgreichen und misslungenen Verdeutschungen Campes vorgelegt (1979: 145-181): *Tanztee* (*thé dansant*), *Erwerb* (*Acquisition*), *verwirklichen* (*realisieren*), *gleichartig* (*homogen*), *fortschrittlich* (*progressiv*), *Minderheit* (*Minorität*). Bekannt geblieben sind einige misslungene Verdeutschungen: *Zwischenstille* (*Pause*), *Ehrenfrau* (*Dame*), *Schweißlöcher* (*Poren*). – Erwähnenswert sind auch die vielen indirekten Entlehnungen, z. B. die Lehnübersetzungen: *Großvater* (*grandpère*), *Pferdestärke* (*horsepower*), die Lehnübertragungen: *Hörsaal* (*Auditorium*), *Geistesgegenwart* (*présence d'esprit*), die sprachlich freieren Lehnerschöpfungen: *Ergebnis* (*Resultat*), *Nebenbuhler* (*Rivale*), *Fahrkarte* (*Billet*). Schon in althochdeutscher Zeit haben Wörter christliche Lehnbedeutungen angenommen: *Demut*, *Himmel*, *Heil*, *taufen*, *Sünde* u.v.a. (vgl. Wasserzieher/Betz: 1952).

Verdeutschungsprozesse gibt es auch heute wieder: Seit einigen Jahren sind gesellschaftliche Gruppen, engagierte Einzelpersonen darum bemüht, überflüssige Anglizismen zu verdeutschen: der Verein Deutsche Sprache (Walter Krämer), die Aktion Lebendiges Deutsch, die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, die Gesellschaft für deutsche Sprache (Rudolf Hoberg), die Sprachkritiker Wolf Schneider,

Bastian Sick, Mathias Schreiber (Der Spiegel: „Deutsch for sale“, 40/2006). Im Hinblick auf die vorgeschlagenen Verdeutschungen lassen sich verschiedene Macharten beobachten; ganz allgemein fällt eine stärkere Motivierung auf:

- a) Viele Sprachbenutzer verstehen sprachliche Zeichen als Versuche der Selbstbeschreibung, als „self-explaining compounds“: *Lobby/Interessenverband*, *Sale/Ausverkauf*, *Wellness/Wohlfühl* (alle aus Sick 2006: 92ff.). Motivierte Wörter geben dem Sprachbenutzer das Gefühl, etwas von der Sache zu verstehen.
- b) Manchmal sind Verdeutschungen anders motiviert als die zugehörigen Anglizismen, sie vermitteln andere Wortbildungsbedeutungen. Wie W. Schneider berichtet, sind bei einer Frageaktion für *Brainstorming* 3800 (!) Vorschläge eingegangen; ausgewählt habe man dann *Denkrunde* (Ruhr-Nachrichten, 28.1.2007). *Brainstorming* enthält Konnotationen zu *Sturm*, *Denkrunde* wird assoziiert mit *Kontrollrunde*, *Spielrunde*, *Tischrunde*; ähnlich ist es bei *Prallkissen/Airbag*, *Sichtfeld/Display*, *Redenschreiber/Ghostwriter*.
- c) Verständlicher werden Verdeutschungen, wenn sie sich in Reihenbildungen der deutschen Wortbildung einfügen: Mit dem Suffix *-ung* werden Hunderte von Handlungen, Vorgängen, Resultaten wiedergegeben: *Erziehung* als Prozess und als Ergebnis. B. Sick verdeutschte viele Ableitungen mit engl. *-ing* mit Suffixbildungen von *-ung*: *Merchandising/Vermarktung*, *Outing/Enthüllung*, *Posting/Mitteilung*. Bei den Reihenbildungen mit dem Suffix *-er* können Personenbezeichnungen und Instrumentangaben gemeint sein: *Stalker/Nachsteller*, *Workaholic/Arbeitssüchtiger*, *Blockbuster/Kassenschlager*, *Laptop/Klapprechner*. Bei *Aussetzer* für *Black-out* bringt eine Bedeutung des Verbs *aussetzen* schon eine semantische Hilfe mit; ob *Hingeh*er das Allerweltswort *Event* ersetzen kann, darf angezweifelt werden.
- d) Auch unter den modernen Anglizismen finden sich brauchbare Entlehnungen. B. Sick macht das an alltäglichen Beispielen klar (2006: 88f.):

„Zum Frühstück esse ich nach wie vor ‚Cornflakes‘ und keine ‚Maisflocken‘, und wenn mir der Sinn nach einem ‚Shake‘ steht, würde ich kein ‚Schüttelgetränk‘ bestellen. Mein Altpapier stopfe ich in einen ‚Container‘ und nicht in einen ‚Großbehälter‘. [...] Aber was an einem ‚Event‘ toller sein soll als an einer ‚Veranstaltung‘, ist mir nicht klar. Und ich sage auch nicht ‚Aircondition‘, wenn ich die ‚Klimaanlage‘ meine. Ich gehe lieber ‚einkaufen‘ als ‚shoppen‘. Eine ‚Sitzung‘ wird für mich niemals ein ‚Meeting‘ sein und ein ‚Ortsgespräch‘ niemals ein ‚Citycall‘ [...]. Aus meinem Sportunterricht kenne ich noch den Ausdruck ‚Dauerlauf‘. In den 80er Jahren setzte sich der Begriff ‚Jogging‘ durch. Die Industrie überschwemmte Deutschland mit ‚Jogginghosen‘. In ‚Dauerlaufhosen‘ hätte sie nicht halb so viel verdient.“

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

Die Deutschen sprechen von „Denglisch“, die Franzosen von „Français“, die Japaner von „Japenglish“, wenn sie über die vielen Anglizismen klagen. Man braucht nicht lange zu suchen, in Schaufenstern, Kaufangeboten, Prospekten springen sie förmlich in die Augen: *Body Lotion, Beauty-Empfang, Counter* usw.; die heftigen Reaktionen, die Klagen sind verständlich. Dennoch, auch hier kann man nicht vom Untergang der deutschen Sprache sprechen; Langzeit- und Breitenuntersuchungen kommen zu nüchternen Ergebnissen. U. Busse, der Herausgeber des „Anglizismen-Wörterbuchs“ (1996; 3 Bände), hat in einer Spezialuntersuchung das Vorkommen von Anglizismen im Duden in einer Zeitspanne zwischen 1880 und 1986 überprüft und ist zu folgenden Prozentwerten gekommen (1993: 71): 1880: 1,36%, 1941: 1,22%, 1954: 2,30%, 1973: 2,94%, 1986: 3,46%. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt W. Yangs Studie zu „Anglizismen im Deutschen“ (1990); demnach bringt Der Spiegel, lange Zeit das „Einfallstor für Anglizismen“, pro Seite 2,7 (1950), 2,35 (1960), 3,0 (1970), 3,25 (1980) moderne Entlehnungen (vgl. ebd.: 27).

Nach einer Auszählung von Zeitungstexten spricht die Gesellschaft für deutsche Sprache (1999) von einem Fremdwortanteil von 8 bis 9%. In ihrer Stellungnahme weist sie darauf hin, dass Anglizismen

„größtenteils nicht nur ins Deutsche, sondern vermutlich in alle Sprachen der Erde übernommen werden. [...] Englisch ist die Weltsprache unserer Zeit, Englisch ist überhaupt die erste Weltsprache der Menschheitsgeschichte. Andere überregionale und übernationale Sprachen (etwa das Griechische, Lateinische, Französische, Chinesische) wurden bzw. werden immer nur in bestimmten Teilen der Welt gesprochen.“

Ein Wortgruppenlexem, eine Lehnübersetzung, vermag am besten die heutige Gesamtsituation wiederzugeben: *das globale Dorf* < *global village*, die Erde als eine Dorfgesellschaft mit einer kommunikativen Vernetzung der Menschen in allen Staaten, ob über Internet, E-Mail, Fernsehen oder nur über Radio und Telefon. „Die Globalisierung darf nicht nur wirtschaftlicher, technologischer und finanzieller Natur sein. Wissenschaft und Kultur müssen berücksichtigt werden“, so heißt es bei Herberg/Kinne/Steffens (2004: 143).

7 Literatur

- Adorno, Theodor 1965: Wörter aus der Fremde. In: *Noten zur Literatur II*. Frankfurt [Wiederabdruck in: Peter Braun 1979: *Fremdwort-Diskussion*. München, 198-211].
Augst, Gerhard 1977: *Sprachform und Sprachwandel*. Frankfurt/Main.
Baugh, Albert C. 1974: *A History of the English Language*. London.
Braun, Peter (Hrsg.) 1979: *Fremdwort-Diskussion*. München.

- Braun, Peter 1998: Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Stuttgart-Berlin.
- Braun, Peter 2004: Selbstbeschreibungen: motivierte Komposita im Deutschen und anderswo. In: *Muttersprache* 114, H. 2, 132-137.
- Braun, Peter 2005: Die Assimilation im Deutschen und in anderen Sprachen. In: *Muttersprache* 115, H. 3, 234-241.
- Braun, Peter/Schaefer, Burkhard/Volmert, Johannes (Hrsg.) 1990: *Internationalismen. Studien zur interlingualen Lexikologie und Lexikographie*. Tübingen.
- Braun, Peter/Schaefer, Burkhard/Volmert, Johannes (Hrsg.) 2003: *Internationalismen II*. Tübingen.
- Braun, Peter/Nieuweboer, Rogier 2003: Eine etwas andere Lehnwortgeschichte: Internationalismen im Niederländischen. In: Peter Braun/Burkhard Schaefer/Johannes Volmert: *Internationalismen II*. Tübingen, 111-130.
- Brunt, Richard James 1983: *The Influence of the French Language on the German Vocabulary (1649-1735)*. Berlin-New York.
- Busse, Ulrich 1993: *Anglizismen im Duden*. Tübingen.
- Campe, Joachim Heinrich 1801/1813: *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke*. Braunschweig.
- Daniels, Karlheinz 1979: Erfolg und Mißerfolg der Fremdwortverdeutschungen. In: Peter Braun (Hrsg.): *Fremdwort-Diskussion*, München, 145-181.
- Dedecius, Karl (Hrsg.) 1993: *Wörterbuch des Friedens*. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Duden 2006: *Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Duden 8 1986: *Die sinn- und sachverwandten Wörter*. Hrsg. von Wolfgang Müller. Mannheim.
- Duden 11 1992: *Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten*. Bearbeitet von Günther Drosdowski und Werner Scholze-Stubenrecht. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Eisenberg, Peter 1999: *Grundriß der deutschen Grammatik. Das Wort*. Stuttgart-Weimar.
- Fluck, Hans R. 1976: *Fachsprachen*. München.
- Förster, Uwe 1984: Das Fremdwort als Stilträger. In: *Der Sprachdienst* 7-8, 97-107.
- Glahn, Richard 2001: Anglizismen – Ursachen für den häufigen Gebrauch. In: *Muttersprache* 1, 25-35.
- Glück, Helmut (Hrsg.) 1993: *Metzlers Lexikon Sprache*. Stuttgart-Weimar.
- Hannappel, Hans/Melenk, Hartmut 1979: *Alltagssprache*. München.
- Henne, Helmut 1975: *Deutsche Wörterbücher des 17. und 18. Jahrhunderts*. Heidelberg-New York.
- Haß-Zumkehr, Ulrike 2001: *Deutsche Wörterbücher*. Berlin-New York.
- Herberg, Dieter/Kinne, Michael/Steffens, Doris 2004: *Neuer Wortschatz. Neologismen der 90er Jahre im Deutschen*. Berlin-New York.
- Henscheid, Eckhard 1993: *Dummdeutsch. Ein Wörterbuch*. Stuttgart.
- Hirsch, Christian Eike 1979: *Mehr Deutsch für Besserwisser*. Hamburg.
- Hoberg, Rudolf 1996: Fremdwörter. Wie soll sich die Gesellschaft für deutsche Sprache dazu verhalten? In: *Der Sprachdienst* 5, 137-142.
- Kolwa, Andrea 2003: Zur Geschichte der Internationalismen-Forschung. In: Peter Braun/Burkhard Schaefer/Johannes Volmert (Hrsg.): *Internationalismen II*. Tübingen, 13-22.
- Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin-München 2003.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 1883: *Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache*. Kommentiert von Uwe Pörksen und Jürgen Schiewe. Stuttgart.

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

- Limbach, Jutta (Hrsg.) 2005: Das schönste deutsche Wort. Liebeserklärungen an die deutsche Sprache. Freiburg.
- Lutzeier, Peter Rolf 1995: Lexikologie. Tübingen.
- Möhn, Dieter/Pelka, Roland 1984: Fachsprachen. Eine Einführung. Tübingen.
- Mrozek, Bodo 2006: Lexikon der bedrohten Wörter. Band II. Reinbek bei Hamburg.
- Müller, Gerhard 2006: Die beliebtesten Vornamen des Jahres 2005. In: Der Sprachdienst 2-3, 54-64.
- Müller, Gerhard/Steinhauer, Anja 1996: Wörter des Jahres 1995. Bemerkungen zur Gegenwartssprache. In: Der Sprachdienst 1, 1-17.
- Müller, Wolfgang 2000: Das Gegenwart-Wörterbuch. Berlin-New York.
- Peltzer, Karl 1957: Das treffende Zitat. Thun-München.
- Munske, Horst Haider/Kirkness, Alan 1996: Eurolatein. Das griechische und lateinische Erbe in den europäischen Sprachen. Tübingen.
- Polenz, Peter von 1999: Deutsche Sprachgeschichte. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin-New York.
- Prallkissen statt Airbag. In: Ruhr-Nachrichten, 23.1.2007.
- Reiners, Ludwig 1964: Stilfibel. München.
- Schaefer, Burkhard 2003: Neuerlicher Versuch einer theoretischen und methodischen Grundlegung der Internationalismen-Forschung. In: Peter Braun/Burkhard Schaefer/Johannes Volmert (Hrsg.): Internationalismen II. Tübingen, 71-197.
- Schmidt, Wilhelm ¹⁰2007: Geschichte der deutschen Sprache. Erarbeitet unter der Leitung von Helmut Langner und Norbert Richard Wolf. Stuttgart.
- Schneider, Wolf ³2006: Deutsch für Kenner. Die neue Stilkunde. München.
- Schreiber, Mathias 2006: Deutsch for sale. In: Der Spiegel 40, 182-198.
- Schlosser, Horst Dieter 1993: Das Unwort des Jahres. In: Wörter und Unwörter. Niederrhein. Hausen.
- Sick, Bastian 2005: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 3. Köln.
- Stickel, Gerhard (Hrsg.) 2002: Europäische Hochsprachen und mehrsprachiges Europa. Mannheim.
- Tsedenbaljir, Dorjnyambuu 2007: Das Teilsystem der *aus*-Verben in Lernerwörterbüchern für ‚Deutsch als Fremdsprache‘ – Mit Vorschlägen für eine pädagogische Lexikographie. Diss. Universität Duisburg-Essen.
- Volmert, Johannes 1990: Internationalismen in der europäischen Theatersprache. Ein achtsprachiger Vergleich. In: Peter Braun/Burkhard Schaefer/Johannes Volmert (Hrsg.): Internationalismen. Tübingen, 123-162.
- Wandruszka, Maria 1991: Wer fremde Sprachen nicht kennt. Das Bild des Menschen in Europas Sprachen. München-Zürich.
- Wasserzieher, Ernst/Betz, Werner 1952: Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Bonn.
- Werner, Angelika 2003: Internationalismen im Japanischen. In: Peter Braun/Burkhard Schaefer/Johannes Volmert (Hrsg.): Internationalismen II. Tübingen, 183-201.
- Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache, von Günter Kempcke. Berlin-New York 2000.
- Wustmann, Gustav 1966 [1891]: Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig. 14. Aufl. Hrsg. von Werner Schulze.
- Yang, Wenliang 1990: Anglizismen im Deutschen. Am Beispiel des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL. Tübingen.
- Zimmer, Dieter F. 1997: Deutsch und anders. Reinbek bei Hamburg. 100 Wörter des Jahrhunderts. Frankfurt/Main ²⁰1999.

Guter Stil

1 *gut*

Das Wort *gut* bedeutet: 'bezogen auf einen Bewertungsmaßstab über dem Durchschnitt liegend', *überdurchschnittlich*. Ein Bewertungsmaßstab gibt eine Skala vor mit den Polen *ganz schlecht* bis *hervorragend* o. ä. Der Bewertungsmaßstab selbst setzt sich zusammen aus verschiedenen Bewertungsaspekten, die wieder in sich skaliert sind und untereinander gewichtet (vgl. Ripfel 1987; Stürmer/Oberhauser/Herbig/Sandig 1997); auf diese Weise kann ein Bewertungsgegenstand auch lediglich im Hinblick auf einzelne Bewertungsaspekte gewertet werden, und einzelne Aspekte sind nicht gleichwertig für das Gesamtergebnis. Dieses kann auch differenziert sein: *zwar ... aber, wenn auch ... so doch ...*

Es gibt konventionelle Bewertungsmaßstäbe, die in einer Gemeinschaft fraglos gelten. Es gibt Normen als Bewertungsmaßstäbe, die institutionell gesetzt sind wie die Rechtschreibnorm und deren Verletzung sanktioniert wird, aber nicht die so genannte Stilnorm als „guter Stil“. Es gibt aber auch individuelle oder auf Gruppen bezogene Maßstäbe: Vorlieben, z. B. beim Essen oder der Kleidung, bezüglich der Kunst. Bewertungsmaßstäbe können größeren oder kleineren Gruppen eigen sein: einer ganzen Kultur, einer Subkultur, einem Verein ...

2 guter Stil

Der Ausdruck *guter Stil* ist zum Phraseologismus mit einer eigenen Bedeutung geworden: 'überdurchschnittlich bezüglich des Sprachgebrauchs einer bestimmten sozialen Gruppe, auch Schicht'. Gemeint ist das Bildungsbürgertum (von Polenz 1999: 58ff., 477), das sich im 19. Jahrhundert sprachlich an den Klassikern, vor allem an Schiller und Goethe, orientierte und seine Bildung durch charakteristischen Sprachgebrauch zu zeigen pflegte: Gebrauch geflügelter Worte, einer wohl ausgearbeiteten Syntax, des „Bildungswortschatzes“ mit aus anderen Sprachen entlehnten Wörtern, aber auch mit Zitaten aus diesen Sprachen selbst, mit überneutralen Ausdrücken wie *indes* oder *Knabe*, aber auch komplexeren Ausdrücken und spezifischen Wortstellungsmustern (vgl. Sandig 2006: 293), 'geistreichem' Gebrauch von Phraseologismen, mit Stilfiguren verschiedener Art, besonders einer 'gewählten' Metaphorik, insgesamt mit sorgfältig ausgearbeiteten Texten. Für Schrifttexte war außerdem die Art des Schriftbildes relevant, die Art

des Papiers, der Hülle oder des Einbands; für mündliche Texte zählte eine ‚gewählte‘ Aussprache und Prosodie, die Aussprache von Fremdwörtern nach den Regeln der Herkunftssprache ...

Dieser Stil war funktional in sich kaum differenziert, so wurde er beispielsweise auch in wissenschaftlichen Texten verwendet. Er hatte mehrere stilistische Funktionen: die Beziehungsgestaltung, insofern dieser Sprachgebrauch die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlich relevanten Gruppierung symbolisierte, zu einer Elite; weiter war seine Funktion die sprachliche Selbstdarstellung, indem es verschiedene Grade der Beherrschung gab: vom normal guten Stil bis zu seiner virtuoseren Handhabung; schließlich war der Adressatenbezug wichtig, das Anzeigen des gemeinsamen sozialen Horizonts, aber auch die Möglichkeit, sich sozial abzusetzen, den Unterschied der sozialen Position deutlich zu markieren.

Stilistiken, die den guten Stil lehrten, waren (und sind heute noch) von Sprach- und Literaturliebhabern geschrieben: Reiners (1943) war Industrieller, andere waren oder sind Schriftsteller, Lehrer oder Journalisten, auch Wissenschaftler, die keine Sprachwissenschaftler sind (vgl. Sanders 1992: 31ff.). Von der Linguistik her betrachtet handelt es sich um eine Facette von „Laienlinguistik“, d. h. eine unter Laien verbreitete Sicht auf die Sprache (vgl. Antos 1996).

Stillehren, die von Linguisten verfasst wurden, sind Sanders (1986) und Püschel (2000), bearbeitet wurde Möller (1986) von Ulla Fix. Sanders hat sich selbst einen „guten Stil“ moderner Art zugelegt, der sich besonders effektiv an seine Adressaten wendet und in der Thematik den traditionellen Stilistiken stark verbunden ist. Bei Möller geht es um Sachtexte; dafür ist das Buch sehr gut brauchbar. Beide Arbeiten bleiben ganz überwiegend auf die kleineren Einheiten beschränkt. Bei Püschel hingegen ist die moderne Linguistik einschließlich Pragmatik und Textlinguistik für Laien anschaulich umgesetzt.

Guter Stil war Teil einer Lebensweise, einer gesamten stilistischen (Selbst)präsentation, zu der Manieren und Höflichkeitsformen gehörten, auch Kleidung, Art des Wohnens, Kunstgenuss und Lektüre ..., also insgesamt ‚Geschmack‘ im Rahmen einer bestimmten sozial geformten Ästhetik.

Für sozialen Aufstieg war es unabdingbar, sich guten Stil zu erarbeiten. Das Lachen über Stilblüten war auch ein Lachen über soziale Differenz. Betrachtet man jedoch die Stilistiken, so ist es schier unmöglich, damit diesen Stil zu lernen; er sollte ja auch Ausweis literarischer und sprachlicher Bildung sein. Die Beispiele bei Reiners (1943) sind vielfach literarischer Art, aber es gibt auch Vermischungen mit klarem Denken, das allein in gutem Stil möglich sei (vgl. ebd.: 46). Reiners gibt auch ab-

schreckende Beispiele für „Stilkrankheiten“, die Zeichen von Charakterschwächen seien (ebd.: 56). In seiner Stilfibel (1969) gibt er in 20 Lektionen 20 „Stilverbote“, deren Beachtung zu „fehlerlosem Stil“ führen soll (1969: 6f.), 20 „Stilgebote“ für „guten Stil“ und 20 „Stilratschläge“ für einen darüber hinausgehenden „wirkungsvollen Stil“ (ebd.). Geht man aber davon aus, dass sprachlicher Stil jeweils ein ganzheitliches Phänomen ist, das den gesamten Text in Richtung einer oder mehrerer in einer Gemeinschaft relevanter stilistischer Funktion(en) durchwirkt, so ist ersichtlich, dass derartige Anweisungen und Ratschläge nur Stückwerk ergeben können. So auch Sanders (1992).

Gut als 'überdurchschnittlich' bedeutete also hier: 'bezüglich des gesellschaftlichen Wertes über dem Durchschnitt des Sprachgebrauchs liegend und damit die Zugehörigkeit zu der/einer Elite anzeigend'. Guter Stil war (und ist heute) ein soziolinguistisches Phänomen (Sandig 1986: 258ff.): ein „sozialer Stil“ (vgl. Habscheid/Fix 2003).

3 Guter Stil heute

Neben der sozialen und medialen Differenzierung ist heute vor allem die funktionale Differenzierung eine wichtige Aufgabe des jeweiligen Stils. D. h., die Vielfalt gesellschaftlich relevanter Aktivitäten wird auch durch unterschiedliche Stile repräsentiert: Durch Stile ergibt sich eine reiche binnenkulturelle Variation.

Mit dem allmählichen Schwinden des Bildungsbürgertums in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind einige funktional relevante Differenzierungen geblieben, die sich dem *guten Stil* verdanken: Geschriebene politische und kulturelle Kommentare, Besprechungen von meist literarischen Büchern, Filmen, Theaterstücken, von Aufführungen klassischer Musik oder Opern ...: Hier gilt weiter das traditionelle rhetorische Prinzip der Selbstdarstellung als thematisch kompetent durch Sprachgewandtheit und durch sorgsame Textgestaltung. Holly (2001) zeigt auch für die Glossen des Journalisten Johannes Gross Formen des guten Stils auf – als sozialen Stil. Auch bei Literaturwissenschaftlern sind Varianten guten Stils zu beobachten – als Ausweis der Kompetenz, mit Literatur beschreibend und bewertend umzugehen.

Bei heiklen Handlungsweisen wie Kritik oder Aggression wird guter Stil ‚puffernd‘ eingesetzt: Man braucht sich nicht so ganz klar zu äußern und stellt sich gleichzeitig als wertvolles und kompetentes Mitglied der Gemeinschaft dar. Schöne Beispiele sind zu finden in Sandig (1986: 221f.): ein offener Brief (aber auch ein negatives Beispiel [1986: 224ff.]), außerdem aggressive Stile in Sandig (2006: 281ff. und 286).

Weiter dient noch immer guter Stil der Selbstdarstellung als ‚besonderer‘ Mensch, als Grundlage für Individualstile (wenngleich es heute sehr andere Individualstile gibt). Ein schönes Beispiel mit Anspielungen an Literatur und Zitaten bis zum Latein, mit Sprachspiel und besonderen Wortstellungen einschließlich des vorangestellten Genitivs, aber auch mit geradezu poetischen Passagen (und anderen ‚individuellen‘ Eigenschaften) ist die Autobiografie von Peter Wapnewski („Mit dem anderen Auge“, 2 Bde., Berlin 2005 und 2006). Auch der ‚linke‘ Wiglaf Droste verwendet reichlich guten Stil, beschrieben in Holly (2003). Die Spannweite von ‚konservativ‘ bis ‚links‘ ist also mit gutem Stil verträglich, wobei allerdings ‚konservativ‘ das Übliche ist.

In der rhetorischen Tradition liegt auch die Aufwertung des Redegegenstands durch einen überneutralen, gehobenen Stil, z. B. die Einleitung durch Peter Wapnewski in die Münchner Goethe-Ausgabe von Karl Richter (vgl. Sandig 2006: 299). In diesen Zusammenhang gehören Laudationes im literarischen und akademischen Bereich, die Zimmermann (1993) beschrieben hat. Nicht zufällig schreibt Wapnewski in seiner Autobiografie (2006: 192), er habe allein für die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung „wohl ein Dutzend Mal“ Laudationes verfasst.

Es gibt aber auch zwei Typen von Abmilderungen dieses Stils. Zum einen werden seine Elemente nur sehr sparsam und wenig auffällig zwischen die stilistisch neutralen Ausdrücke gesetzt, z. B. in öffentlichen Reden zu besonderem Anlass, so in Weihnachts- oder Neujahrsansprachen von Politikern. Wie überhaupt das Pathos nach dem Zweiten Weltkrieg stark zurückgenommen wurde (vgl. Sandig 2006: 295ff.). Zum andern im Bereich des Journalismus: Man will auf die positive, Kompetenz vermittelnde Selbstdarstellung über Sprachgewandtheit nicht verzichten, aber auch nicht ‚konservativ‘ oder ‚steif‘ wirken. Deshalb werden in die tragende Basis des neutralen Sprachgebrauchs einerseits Elemente guten Stils eingestreut wie Ausdrücke gehobenen Wortschatzes, andererseits aber auch unterneutrale, umgangssprachliche Ausdrucksweisen. Dadurch wird der Text auch ‚schwungvoll‘ und auch dies kann mehr oder weniger virtuos geschehen (vgl. Sandig 2006: 304ff.; Holly 2003). Ein derartiges Balancieren über die Stilebenen hinweg ist ebenfalls Ausdruck einer besonderen sprachlichen Kompetenz.

Guter Stil partizipiert also an der zunehmenden Differenzierung von Stilen zur Kennzeichnung unterschiedlicher sozialer Handlungsweisen. Erst in diesem Rahmen ist er heute einzuordnen.

4 stilistisch gut

Wer heute sagen möchte, dass er einen Stil gut findet – wie ich den von Hape Kerkeling in seinem Bestseller „Ich bin dann mal weg“ mit Elementen aus dem Umgangsstandard –, muss sagen *Das ist ein guter Stil* oder *Das ist stilistisch gut/gelungen* und seinen Maßstab angeben, die Bewertung begründen. Im Beispielfall: Der Stil passt zum Autor und zu dem von ihm dargestellten Erleben.

Der generelle Bewertungsmaßstab für *stilistisch gut* lautet: bezüglich des Text- oder Gesprächsmusters als eingespielter Form sozialen Handelns (mit seinen beziehungsmäßigen, medialen, situativen usw. Vorgaben) stilistisch überdurchschnittlich und/oder individuell und/oder besonders funktional. Der Stil ist dann mehr als nur konventionell der Textfunktion angemessen, er bringt die so vollzogene Handlung zur Geltung, unterstützt sie sinnvoll. Damit können – aus linguistischer, aber auch aus Laien-Sicht – die verschiedensten Stile *gut* sein.

5 Literatur

- Antos, Gerd 1996: Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Tübingen.
- Habscheid, Stephan/Fix, Ulla (Hrsg.) 2003: Gruppenstile. Zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit. Frankfurt/Main.
- Holly, Werner 2001: „Gehobener Stil“ als sozialer Stil. „Das neue Notizbuch“ von Johannes Gross als Textbeispiel. In: Eva-Maria Jakobs/Annely Rothkegel (Hrsg.): Perspektiven auf Stil. Tübingen, 423-441.
- Holly, Werner 2003: „Lebendig, farbig und immer noch links“. Sozialer Stil in den frühen taz-Beiträgen von Wiglaf Droste. In: Irmhild Barz/Gotthard Lerchner/Marianne Schröder (Hrsg.): Sprachstil – Zugänge und Anwendungen. Ulla Fix zum 60. Geburtstag. Heidelberg, 123-134.
- Möller, Georg 1986: Praktische Stillehre, bearb. v. Ulla Fix. 5. Aufl. Leipzig.
- Polenz, Peter von 1999: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 3: 19. und 20. Jh. Berlin-New York.
- Püschel, Ulrich 2000: Wie schreibt man gutes Deutsch? Eine Stilfibel. Mannheim-Leipzig-Wien-Zürich.
- Reiners, Ludwig 1943: Stilkunst. Ein Lehrbuch deutscher Prosa. München. [Sonderausg. 1976]. Reiners, Ludwig 1969: Kleine Stilfibel. München.
- Ripfel, Martha 1987: Was heißt Bewerten? In: Deutsche Sprache 15, 151-177.
- Sanders, Willy 1986: Gutes Deutsch – besseres Deutsch. Praktische Stillehre der deutschen Gegenwartssprache. Darmstadt.
- Sanders, Willy 1992: Sprachkritikasterien und was der „Fachler“ dazu sagt. Darmstadt.
- Sandig, Barbara 1986: Stilistik der deutschen Sprache. Berlin-New York.
- Sandig, Barbara 2006: Textstilistik des Deutschen. 2. Aufl. Berlin-New York.
- Stürmer, Anette/Oberhauser, Stephan/Herbig, Albert/Sandig, Barbara 1997: Bewerten und Bewertungsinventar. Modellierung und computergestützte Rekonstruktionsmöglichkeiten. In: Deutsche Sprache 25, 272-288.
- Zimmermann, Alexandra 1993: Von der Kunst des Lobens. Eine Analyse der Textsorte Laudatio. München.

Was ist ein guter Text?

1 Auf der Suche nach dem „guten Text“

Die Suche nach DEM guten Text gestaltet sich schwieriger als erwartet, da offenbar die Frage nach der Qualität eines Textes – sehr allgemein gesprochen – entweder nicht interessiert oder auf bestimmte Textmuster beschränkt bleibt. Natürlich wäre es unverantwortlich, wenn dadurch der Eindruck entstünde, dass in Publikationen zur Text- und Gesprächslinguistik Qualitätsmerkmale keine Rolle spielten, sie beziehen sich jedoch vorrangig auf Einzelexemplare und kaum auf die Frage der Qualität des TEXTES AN SICH.

Wie kann man sich nun dem Phänomen „guter Text“ nähern? Eine nicht signifikante, spontane Umfrage hat sich auf zwei Reaktionen eingependelt: Der Text muss gefallen, der Text muss strukturiert sein. Recherchen im Internet fokussieren Textqualität vorrangig auf Song-, Werbe- und Trainingstexte im Interesse professioneller Texter und führen dazu naturgemäß die Orientierung auf Zielgruppen inkl. der Auftraggeberintention an. Reichlich pauschal, aber immerhin sprachlich orientiert werden Merkmale wie *einfach, präzise, klar, verständlich, kohäsiv (!), strukturiert* angeführt; Thema bzw. Inhalt – die aber durch die bevorzugten Textsorten schon vorprogrammiert sind – werden kaum berücksichtigt, doch der Text solle wenigstens *relevant* für Autor und Leser sein. Weitere Nachfragen führen auch zu der Unterscheidung bzw. Überlappung von Kriterien eines guten und eines schönen Textes. Die eher geringfügige Unterscheidung durch die Probanden besteht in dem Versuch, einem als solchen erkannten guten Text Merkmale zuzuordnen, während ein schöner Text als solcher nur nach seiner Wirkung eingeordnet wird (Rilkes „Panther“ ist so ein Test-Text, dessen Wirkung alltagssprachlich kaum zu erklären ist), wobei die Abgrenzung selten konträr ausfällt.

Für das weitere Vorgehen sollen hier die beiden frühen Publikationen von Markus Nussbaumer (1991) und Harald Weydt (1995) angeführt werden, da sie sich explizit mit Qualitätsmerkmalen von Texten beschäftigen, denn die Frage nach dem guten Gespräch sei „eine problematische und für die Geisteswissenschaften untypische Problemstellung“ (Weydt 1995: 109).

Das ist auf jeden Fall auch auf die Kategorie *Text* anzuwenden, soll hier aber mit dem Hinweis auf den Beitrag zum guten Gespräch in diesem Band (Liedtke) nicht weiter erörtert werden, dient aber gleich-

zeitig als Begründung für den Ausschluss mündlicher Textformen in diesem Kapitel.

Nussbaumer wendet in seiner Untersuchung das Zürcher Textanalyseraster für die Aufgabe an, „zu wissenschaftlich begründeten Urteilen darüber zu gelangen, wie es um die Muttersprach-Beherrschung heutiger Deutschschweizer Mittelschulab- und Hochschulzugänger bestellt ist“ (Nussbaumer 1991: 1).

Nicht zuletzt wegen der Aktualität des Themas soll der Frage nach dem guten Text in der Sprachausbildung durchaus nachgegangen werden.

Im weiteren Ausschlussverfahren stellt sich die Frage nach ästhetischen Texten als gute Texte oder eben als schöne Texte. Hier setzen m. E. andere Regularitäten ein als bei Gebrauchs- bzw. Sachtexten, da eher psychisch-emotionale Komponenten mentale Konzepte des „Verstehens“ generieren. Ästhetisches Empfinden kann ebenso durch Brechung von Regeln und Mustern erreicht werden wie durch deren Einhaltung. Regulative für ästhetische Texte aufstellen zu wollen wäre für diesen Bereich dogmatisch und nicht hilfreich für die Verstehenssicherung und Bewertung von Texten. Sicher sind Komponenten des Weltwissens der Rezipienten wie sprachliches, historisches und kulturelles Wissen von entscheidender Bedeutung auch für die Bewertung ästhetisch-literarischer Texte, aber dieses Wissen kreiert noch keinen ästhetisch wertvollen Text. Deshalb kann das subjektiv empfundene „Verstehen“ kein ausreichendes Kriterium für einen guten Text sein, sodass hier auf Literatur nur zu Vergleichszwecken zugegriffen wird.

2 Qualitätsraster für Texte?

Aus diesen Vorbemerkungen entwickelt sich quasi von selbst das Bedürfnis nach einer Textdefinition, aus der sich relativ leicht Qualitätsmarker herauslesen lassen müssten – so die These. Auf diesem Wege haben Beaugrande/Dressler (1981) mit den sieben Textualitätskriterien *Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität, Intertextualität*, die erst einer Folge von sprachlichen Zeichen das Prädikat „Text“ zuerkennen, Wesentliches geleistet, um das Phänomen „Text“ aus dem Alltagssprachlichen Begriff in einen definierten Fachbegriff zu heben. Für diesen Anspruch sind die sieben Textualitätskriterien allerdings zu heterogen und auf verschiedenen Ebenen angesiedelt, vor allem wenn sie etwa um die Komponente der *Interkulturalität* (vgl. u. a. Fix et al. 2001) erweitert werden sollten. Sie sind eher eine Zusammenstellung von Merkmalen als eine in sich geschlossene Definition und sagen demzufolge auch kaum etwas über die Qualität

eines Textes aus. Ein Ansatz dazu ist der Anspruch, dass nur Textualität entsteht, wenn alle sieben Merkmale realisiert werden. Das ist in sich schlüssig, sagt aber noch zu wenig über den Anteil des jeweiligen Merkmals an der Textgenerierung aus. Die Suche nach einem weiterführenden Textbegriff (vgl. Fix et al. 2002) wird die Textlinguistik noch geraume Zeit beschäftigen, es sei denn, die Bemühungen darum sind „nicht nur aussichtslos, sondern müßig“ (Adamzik 2004: 31). Dem widerspricht, dass sich alle einschlägigen Publikationen um eine Text-Definition bemühen, wenn diese auch selten die Stringenz und Ausschließlichkeit einer naturwissenschaftlichen Definition erreicht, was auch nicht notwendig oder hilfreich wäre, da der Ausgangspunkt ein alltagssprachlicher Begriff ist. Wünschenswert oder sogar notwendig sind allerdings terminologische Festlegungen für methodisch-didaktische Bereiche, die im Zentrum die Prototypikalität von Texten und Textsorten nachvollziehbar machen, die an der Peripherie Ab- und Ausgrenzungen erleichtern, z. B. Schrifttexte – Gespräche, Satzfolgen – Ein-Wort-Texte, Schriftlichkeit – Mündlichkeit u. a. m.

Es ist hier nicht der Ort für neuerliche Definitionsversuche, aber für die Frage nach der Qualität sind auch definitorische Markierungen des Textbegriffs, die auf der gegenwärtigen Forschungslage basieren, von grundlegender Bedeutung:

- Texte sind sprachlich-kommunikative und damit auch situativ und sozial geprägte Einheiten.
- Texte sind relativ abgeschlossene, kohärente, thematisch erfassbare, klar strukturierte sprachliche Einheiten.
- Texte sind intentional nachvollziehbare und funktional ausgerichtete sprachliche Einheiten.
- Texte sind als prototypische Einheiten klassifizierbar und in der Regelmäßigkeit lehr- und lernbar.

3 Rahmenbedingungen für Textqualität

Damit ist zwar das anzustrebende Produkt annähernd charakterisiert, aber nur unzureichend Produktions- und Rezeptionsprozesse, die letztlich über die kommunikative Leistung eines Textes entscheiden. Zur Absicherung der dominanten kommunikativen Leistung eines Textes, der Verstehenssicherung, sind zahlreiche Rahmenbedingungen zu berücksichtigen:

Textproduzent und Textrezipient

Innerhalb eines bestimmten Kommunikationsbereichs und entsprechender Situation verfolgt der Textproduzent über den Textrezipienten

bestimmte Ziele, seine Intention. Er referiert allerdings auch auf Einstellungen des Rezipienten, die er berücksichtigen, in seine Intention integrieren oder auch ignorieren kann, allerdings unter dem Aspekt, dass damit die Zielorientierung gefährdet wird. Partnerorientierung bzw. auch Zielgruppenorientierung sind Voraussetzungen für eine gelungene Interaktion, werden aber zu häufig unterschätzt, wofür die Kommunikationsbereiche mitunter Vorschub leisten, insbesondere wenn spezielle Wissensbestände (Fach- oder Handlungswissen) einen Kommunikationspartner dominieren.

Da für die Fachsprache ein eigener Beitrag in diesem Band (Fluck) vorgesehen ist, sei nur auf das delikate, teils asymmetrische Verhältnis zwischen Produzenten und Rezipienten als Experten und Laien verwiesen, das in der grundsätzlichen Kritik an der Gestaltung der Textsorte Bedienungsanleitung seinen Niederschlag erfährt, professionelle Texte werden zu fachlichen Laien, Fachleute zu sprachlichen Laien und damit zu Vertretern wechselnder kommunikativer Rollen, die eine erfolgreiche Kommunikation empfindlich stören.

Im Wissenschaftsbereich, auch in den Geisteswissenschaften, war es vor nicht zu langer Zeit durchaus üblich, sich syntaktisch möglichst kompliziert und fremdwortlastig auszudrücken. Der spürbare Einfluss der neuen Medien und deren Möglichkeiten, den Textrezipienten in die schnelle Informationsvermittlung einzubeziehen, haben hier für eine Liberalisierung der Textgestaltung gesorgt, sind aber auch nicht davor geschützt, in eine gewisse Trivialisierung durch Popularisierung abzugleiten.

Die aktuelle Diskussion um politische, juristische und Verwaltungstexte verdeutlicht das Dilemma des gestörten Kommunizierens auf ungleichen Ebenen. Verwiesen sei nur auf Stichworte wie *Gesundheitsreform*, *Steuererklärung* oder *Bedienungsanleitungen*.

Kommunikationsbereich und primäre Textsorten

Kommunikationsbereiche wie Rechtswesen, Verwaltung, Bildung und Erziehung, Wissenschaft, Medien, Handel und Verkehr regeln das gesellschaftliche Leben und damit auch die textuelle Erwartbarkeit, an die sowohl Textproduzent wie auch Rezipient mehr oder weniger durch die äußeren Umstände gebunden sind. Kommunikationsbereiche geben durch lokale Markierung und rituelle kommunikative Akte (z. B. Hörsaal, Schulzimmer, Gericht, Theater) Rahmenbedingungen für die Kommunikation vor. Werden diese Verhaltensmuster inkl. Textmuster nicht eingehalten, ist mit kommunikativen Störungen zu rechnen. Im Wartezimmer eines Arztes oder einer Ärztin sind Hinweise zu Öffnungszeiten, zur Prävention und Medikation erwartbar und

damit von kommunikativem Wert. Dankschreiben und Gedichte sind hier eher sekundäre Textsorten – zumindest für diesen Kommunikationsbereich – und damit von geringerem kommunikativen Wert, ohne dass damit die Qualität eines bestimmten Textexemplars berührt würde. Man sollte nicht unterschätzen, dass Einstellungen, situative Parameter, begleitende Handlungen u. Ä. den kommunikativen Akt empfindlich stören bzw. unterstützen können.

Weltwissen

Weltwissen, zu dem unter anderem sprachliches, einschließlich Text- und Textmusterwissen, historisches, gesellschaftlich-soziales, fachliches und kulturelles Wissen (vgl. Heinemann/Heinemann 2002: 125f.) zu rechnen sind, ist nicht generell vorauszusetzen, sondern muss kognitiv ‚verarbeitet‘ werden, sowohl beim Produzenten als auch beim Rezipienten. Dieses pauschale Wissen wird im Laufe eines Lebens erworben, angewendet, korrigiert oder wieder vergessen. Wir gehen von Erfahrungen und Lernergebnissen aus, mit denen wir den Alltag bewältigen.

Das im Gedächtnis gespeicherte Wissen ist nicht zu jeder Zeit präsent, sondern unter bestimmten Bedingungen abrufbar. Abrufbar ist allerdings nur, was einmal gespeichert wurde – eine banale Erkenntnis, die aber kommunikativ durchaus relevant ist. Hier ist nicht der Ort für einen kognitiven Exkurs, aber die Stimulierung von Wissensleistungen durch bestimmte Impulse ist wesentlich für eine erfolgreiche Kommunikation. Zusammengefasst heißt das:

„Ein Text ist demnach nicht Träger von Bedeutungen. Er dient vielmehr als Auslöser für mentale Konstruktionsprozesse, die teils von der externen Textinformation und teils von der internen (im semantischen Gedächtnis gespeicherten) Vorwissensinformation angeleitet werden. Diese Konstruktionsprozesse führen zum Aufbau einer mentalen Repräsentation des im Text beschriebenen Sachverhalts, was subjektiv als ‚Erfassen der Textbedeutung‘ erlebt wird.“ (Schnotz 2006: 224)

4 Textsorte und Textexemplar

Unter Beachtung dieser Prämissen müsste nun jeder Produzent auch ein Schreiber ‚guter Texte‘ sein. Dass das nicht immer der Fall ist, sei an folgendem Beispiel dargestellt:

Prominenz aus der Provinz

Es war wieder einmal Viertel nach acht. Die tägliche Talkshow hatte einen bekannten Designer eingeladen, der einen begehrten Pop-Art-Preis für ein Lay-out gewonnen

hatte. Damit hatte er eine schwierige Aufgabe mit Bravur gelöst. Auch der Manager des größten Chemiekonzerns der Welt war eingeladen. Allerdings kam er verspätet, denn er musste vorher an einem Meeting teilnehmen, doch das Brainstorming dauerte länger als geplant. Der Interviewer bat den Designer, mit der Siegerin des Tennis-Grandslam eine Jamsession zu spielen. Dafür erhielt er ein Glas Champagner und einen Eimer Champignons. Die Sportlerin bekam einen Fairness-Preis. Alle anderen Gäste sollten leer ausgehen, was ungerecht war. Nachdem ein Gast sich beschwert hatte, verschenkte die Fernsehanstalt schließlich ein paar alte Trekking-Fahrräder. (Training Diktat 2001: 105)

Es handelt sich im vorliegenden Beispiel um ein Diktat für die 7./8. Klasse aus einer Diktatsammlung, die nicht in allen Teilen dem allerletzten Stand der Rechtschreibreform entspricht, was für unsere Zwecke aber unerheblich ist. Diese Textsorte ist als Lesetext konzipiert und als Hörtext nutzbar innerhalb des Kommunikationsbereichs Bildung, Institution Schule speziell für das 7./8. Schuljahr, zur Schreibung mit Bindestrich wird der Text zusätzlich als Übungstext konzipiert. Geübt werden sollen Bindestrich-Wörter, der Fokus liegt allerdings auf dem Fremdwortanteil, vermutlich mit dem Blick auf die Beherrschung dieses Anteils des Wortschatzes in Sachtexten. Konzeptionell geht damit Wissensfestigung (vorausgesetzt, die entsprechenden orthographischen Regeln sind vorher geübt) und Wissenserweiterung (vorausgesetzt, die Bedeutung der Fremdwörter ist bekannt) einher. Man darf ebenfalls voraussetzen, dass die Textproduzenten die kommunikativen Rahmenbedingungen der Institution Schule (speziell Muttersprachunterricht) kennen und deren Muster beherrschen. Die Wortschatzübung bewegt sich auch im Rahmen der Erkenntnis, „dass schnelle und zuverlässige Zugriffe auf der ‚Wortebene‘ eine Voraussetzung für das Verstehen sind“ (Baurmann 2006: 243). Auch die Rezipientengruppen Lehrende und Schüler sind mit dem methodisch-didaktischen Procedere von Übungstexten vertraut, wenn auch auf unterschiedlichen Positionen. Es handelt sich um korrektes Deutsch im vorgeschriebenen Umfang. Ein guter Text ist es trotzdem nicht. Um unvoreingenommen urteilen zu können wurde ein Fachmann um eine kurzfristige Korrektur des vorliegenden Textes, nicht um einen neuen Text, gebeten. Das ist dabei herausgekommen:

Prominenz im Fernsehen

Es war wieder einmal Viertel nach acht. Gleich sollte die Talkshow im Fernsehen beginnen. Eingeladen waren prominente Leute, auch ein Designer, der für die Gestaltung eines Lay-outs einen Pop-Art-Preis bekommen hatte. Diese schwierige Aufgabe hatte er mit Bravur gelöst. Der ebenfalls eingeladene Manager des größten Chemiekonzerns der Welt kam allerdings verspätet, weil sein Meeting mit anschließendem Brainstorming zu lange gedauert hatte. Der Interviewer bat zunächst den Designer, mit der Siegerin des Tennis-Grandslam eine Jamsession zu spielen. Dafür erhielt er

2 Einsichten: Was ist gutes Deutsch?

ein Glas Champagner und einen Eimer Champignons. Die Sportlerin bekam dagegen nur einen Fairness-Preis. Alle anderen Gäste sollten sogar leer ausgehen, das war ungerecht. Weil sich ein Gast beschwerte, verschenkte die Fernsehanstalt schließlich noch ein paar alte Trecking-Fahrräder.

Ein guter Text ist das wegen der realitätsfernen Thematik und der Dominanz der Wortschatzübung immer noch nicht, aber ein besserer. Durch wenige Umstellungen und strukturierenden Wortschatz wird aus dem Nebeneinander von Sätzen ein kohärenter Text, der neben der Zielorientierung der Wortschatzübung auch zeitlich-räumliche und personelle Bezüge herstellt; deiktische Elemente zur Unterstützung der Textstruktur, Strukturierung zur Unterstützung der gedanklichen Entwicklung eines Textes und dessen Verstehenssicherung sind Prämissen für die Qualität eines Textes.

Dass Strukturierung und Kohärenz auch bei Texten mit eher alltags-sprachlicher Markierung ein dominantes Merkmal der Textverstehens-sicherung ist, mag der folgende Text zu einem der „schönsten deutschen Wörter“ verdeutlichen:

Lesesessel

Dieses Wort ist für mich das schönste deutsche Wort, weil es sich liest, wie es ist: Mit harten Kanten hält der Lesesessel sein weiches Inneres. In ihm lassen wir unserer Zunge, unseren Gedanken freien Lauf. Er lädt uns ein, seine geschmeidige, behagliche Mitte zu ertasten, und lässt uns wieder gehen. Diese Behaglichkeit ist ein Moment, eine Sekunde, eine Stunde, bis die reale Welt uns wieder hat. Der Lesesessel ordnet sich trotz seiner Einfachheit von drei Buchstaben doch so geschickt an, dass wir innehalten, kurz verweilen und tatsächlich lesen. (Limbach 2005:22)

Hier handelt es sich um einen Kausaltext, um die Begründung für die Wahl eines bestimmten Wortes, allerdings nicht anhand von Faktenwissen, sondern aus der subjektiven Einstellung zum Sachverhalt Wort heraus. Eine Zuordnung zu einer bestimmten Textsorte fällt schwer, da Erklärung keine Textsorte im engeren Sinne ist, sondern wie Berichten, Erzählen usw. zu den globalen Vertextungsmustern zu rechnen ist. Trotzdem handelt es sich um einen in sich strukturierten Text mit der sachlichen, aber persönlichen (*mich*) Feststellung zu Beginn, der nachfolgenden kurzen Begründung (*weil*), der verallgemeinernden Erläuterung (*uns*), der Aufzählung der Vorzüge als weiterer begründender Funktion und schließlich der versachlichenden Feststellung der Sprachform (*drei Buchstaben*).

5 Schlussbemerkungen

Die Überlegungen zu den ausgewählten Textexemplaren vor dem Hintergrund weiterer Texte lassen nur den Schluss zu, dass es den GUTEN TEXT AN SICH nicht gibt (oder er noch nicht gefunden wurde). Unser kommunikatives Handeln wird von so vielen sprachlichen und außersprachlichen Faktoren beeinflusst, dass kein einheitliches Raster für Textqualität erstellt werden kann. Zu den außersprachlichen Rahmenbedingungen, die nur bedingt beeinflussbar sind, gehören die institutionellen und situativen Parameter der Kommunikationsbereiche, die Produzenten-Rezipienten-Konstellation mit entsprechenden Wissensclustern, zu denen auch mediale Umstände gerechnet werden können. Zweckorientierung und Verstehenssicherung wiederum organisieren den Zugang zur Textgestaltung mit der Wahl einer bestimmten Textsorte und deren sprachlicher Form in einem konkreten Textexemplar. Je nach Textmuster ergeben sich für die sprachliche Realisierung enge oder weitere Wahlmöglichkeiten, wobei – wie oben schon angedeutet – der erste Überblick über den Wortschatz einen Rezeptionszugang erschweren oder erleichtern kann. Einstellungen des Rezipienten gegenüber einem Textexemplar, die die Verstehenssicherung befördern, funktionieren vorrangig über der Struktur eines Textes. Ein Text, der sich „glatt“ liest, ist meistens auch ein „guter“ Text, zumindest in unserem Alltagsverständnis, das wäre aber zu beachten.

Für die Schlussgedanken sei doch noch auf ein literarisches Werk verwiesen:

Rainer Maria Rilke

Zum Einschlafen zu sagen
Ich möchte jemanden einsingen,
bei jemandem sitzen und sein.
Ich möchte dich wiegen und kleinsingen
Und begleiten schlafaus und schlafein.
Ich möchte der Einzige sein im Haus,
der wüßte: die Nacht war kalt.
Und möchte horchen herein und hinaus
In dich, in die Welt, in den Wald.
Die Uhren rufen sich schlagend an,
und man sieht der Zeit auf den Grund.
Und unten geht noch ein fremder Mann
und stört einen fremden Hund.
Dahinter wird Stille. Ich habe groß
Die Augen auf dich gelegt;
Und sie halten dich sanft und lassen dich los,
wenn ein Ding sich im Dunkel bewegt.

Ohne eine Analyse vornehmen zu wollen, die ohnehin alles verderben würde, ist der Text sprachlich nicht korrekt, also eigentlich und nach herkömmlicher Meinung kein gutes Deutsch: zu viele wortbildnerische Okkasionalismen mit fehlerhafter Semantik und Grammatik, Deiktika mit unklarer Referenz, Tempus- und Moduswechsel ohne grammatische Notwendigkeit usw. Aber als Gedicht ist das ein hervorragender Text: thematisch kohärent, klar strukturiert, intentional nachvollziehbar mit angepasster Sprachvariation.

Als Quintessenz dieser kurzen Überlegungen lässt sich festhalten: Ein guter (deutscher) Text verlangt grundsätzlich nach guter (deutscher) Sprache, die allerdings nicht auf der Skala *richtig – falsch* ausgemessen werden darf. In diesem Sinne hat Rilke ein wunderschönes Gedicht in allerbestem Deutsch geschrieben.

6 Literatur

- Adamzik, Kirsten 2004: Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen.
- Baurmann, Jürgen 2006: Texte verstehen im Deutschunterricht. In: Hardarik Blühdorn/Eva Breindl/Ulrich H. Waßner (Hrsg.): Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2005. Berlin-New York, 239-253.
- Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich 1981: Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
- Blühdorn, Hadarik/Breindl, Eva/Waßner, Ulrich H. (Hrsg.) 2006: Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2005. Berlin-New York.
- Fix, Ulla/Habscheid, Stephan/Klein, Josef (Hrsg.) 2001: Zur Kulturspezifik von Textsorten. Tübingen.
- Fix, Ulla/Adamzik, Kirsten/Antos, Gerd/Klemm, Michael (Hrsg.) 2002: Brauchen wir einen neuen Textbegriff? Frankfurt/Main.
- Heinemann, Margot/Heinemann, Wolfgang 2002: Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen.
- Limbach, Jutta (Hrsg.) 2005: Das schönste deutsche Wort. Ismaning.
- Nussbaumer, Markus 1991: Was Texte sind und wie sie sein sollen. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlichen Begründung eines Kriterienrasters zur Beurteilung von schriftlichen Schülertexten. Tübingen.
- Sandig, Barbara 2006: Textstilistik des Deutschen. Berlin-New York.
- Schnotz, Wolfgang 2006: Was geschieht im Kopf des Lesers? Mentale Konstruktionsprozesse beim Textverstehen aus der Sicht der Psychologie und der kognitiven Linguistik. In: Hadarik Blühdorn/Eva Breindl/Ulrich H. Waßner (Hrsg.): Text – Verstehen. Grammatik und darüber hinaus. Institut für Deutsche Sprache, Jahrbuch 2005. Berlin-New York, 222-238.
- Weydt, Harald 1995: Was ist ein gutes Gespräch? Antrittsvorlesung an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder). Universitätsschriften.

Was ist ein gutes Alltagsgespräch?

1 Folgen Gespräche Regeln?

Zwei ehemalige Kollegen, die sich länger nicht gesehen haben, treffen sich zufällig im Wettbüro. Einer von beiden hat früher eine Auszeichnung seiner Firma für besondere Leistungen erhalten, was der andere mit einer gewissen Portion Neid betrachtet hatte ...

So oder ähnlich sehen Situationen aus, in denen Personen einander begegnen und ins Gespräch kommen. Auf den ersten Blick wirkt das gewählte Beispiel vielleicht konstruiert, doch eine Situation wie die beschriebene ist ganz und gar nicht untypisch. Wenn nicht gerade äußere Anlässe wildfremde Menschen dazu bringen, ein Gespräch zu führen, dann verfügen Gesprächspartner über eine gemeinsame Vorgeschichte. Diese kann angenehm oder weniger angenehm sein, sie existiert jedoch und ist allen Beteiligten, wenn auch in unterschiedlicher Intensität und aus unterschiedlicher Perspektive, unmittelbar präsent.

Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass das dann folgende Gespräch ein so genannter *Small Talk* sein wird, also etwas, was nicht einem bestimmten Zweck folgt, sondern zunächst einmal die Funktion hat, sich auszutauschen. Im weiteren Verlauf kann sich daraus selbstverständlich ein Gesprächszweck ergeben, der außerhalb des Gesprächs liegt – etwa ein Austausch über die Ausgangssituation im bevorstehenden Pferderennen und die aussichtsreichsten Platzierungen. Aber das ist nicht notwendigerweise der Fall, beide Gesprächspartner können nach ein paar Sätzen wieder auseinandergehen.

Gespräche wie der genannte *Small Talk* sind vermeintlich regellos und beliebig, und es scheint wenig Struktur in ihrem Ablauf zu geben. Tatsächlich aber gehören solche Gespräche, die wir auch Alltagsgespräche nennen wollen, zu den wohlstrukturiertesten Dingen, die wir tun können. Es gibt klare Regeln, an die wir uns intuitiv halten, und es gibt bestimmte sprachliche Wendungen, mit denen wir den Beginn, das Ende oder Themenwechsel in der Gesprächsmitte einleiten und durchführen können. Es sind auch mehr oder weniger milde Strafen vorgesehen für diejenigen, die sich an diese Regeln nicht halten – zumeist indirekte Strafen wie Distanzierung oder der mehr oder minder bemäntelte Abbruch des Gesprächs.

Die Regeln, denen wir in Alltagsgesprächen folgen, haben eine andere Gestalt als diejenigen für die korrekte Verwendung beispielsweise des Genitivs im Deutschen. Oft treten sie in Form von Maximen auf, die

einen weiten Verwendungsbereich zulassen. Aber sie sind ebenso verbindlich wie die Regeln der Grammatik; wir merken sofort, wenn sie nicht ganz eingehalten oder sogar missachtet werden, und unser Urteil ist von gleicher Sicherheit wie in dem Fall, in dem wir die grammatische Korrektheit von Sätzen beurteilen sollten – vielleicht sogar sicherer ... Im Folgenden sollen einige dieser Regeln und Maximen für gute Alltagsgespräche vorgestellt werden, wobei diese Sammlung weder Anspruch auf absolute Vollständigkeit erhebt noch auf Ausschließlichkeit. Man kann sie am ehesten mit Wegweisern vergleichen, die den günstigsten Weg zeigen, aber natürlich nicht den einzig möglichen.

2 Was sind Alltagsgespräche?

Alltagsgespräche bestehen darin, dass sich eine überschaubare Anzahl kopräserter, also in der Situation anwesender oder aber über ein Kommunikationsmedium kommunizierender Personen über ein Thema, das nicht vorher festgelegt ist, austauscht. Es sind in der Regel keine festen institutionellen Rahmenbedingungen vorgegeben, es bedarf keines Diskussionsleiters, und ein Zeitrahmen ist auch nicht vorgesehen. Das Thema des Gesprächs kann wechseln, die Teilnehmerzahl ebenfalls. Allerdings – und hier haben wir schon einen Ansatz für eine institutionelle Verfestigung des vermeintlich informellen Gesprächs – muss man sich „abmelden“, wenn man das Gespräch verlässt. Wortloses Gehen wäre unhöflich und würde auf der Metaebene – so ein Ausdruck der Gesprächsforscherin Deborah Tannen (1992: 33) – als Affront gewertet werden. Ein Alltagsgespräch ist am besten als spontane Ordnung zu definieren, eine Form der Interaktion, die plötzlich entsteht und ebenso schnell wieder vergehen kann, die während ihrer Existenz allerdings gewisse Ordnungsmuster aufweist, die einen starken Verbindlichkeitsgrad haben. In Gesprächen geht es immer auch um das Selbstbild der beteiligten Personen, ihr Image, wie es der Interaktionsforscher Irving Goffman nannte. Und das Image einer Person, so beschreibt es Goffman weiter, ist etwas Heiliges, eine Instanz, die sämtliche Interaktionspartner absolut respektieren (vgl. Goffman 1975: 25). Man sieht schon, dass es in Alltagsgesprächen offenkundig um mehr geht als nur um ein paar nette Bemerkungen (s. a. Schulz von Thun 1981).

Wenn man sich fragt, wie komplex oder wie lang Alltagsgespräche sein können, so ist eine befriedigende Antwort kaum möglich. Das Spektrum reicht von einem kurzen Schwatz bis hin zu nächtelangen Gesprächen, die oft um ihrer selbst Willen geführt werden, ohne dass in ihnen buchstäblich etwas diskutiert würde. Erhellend ist hier das

Beispiel eines Seils, das aus unendlich vielen ineinandergreifenden Fäden besteht und trotzdem eine große Festigkeit aufweist. Es gibt keinen Faden, der vom Anfang des Seils bis zu seinem Ende durchläuft, und dennoch ist es ein Seil. Dieses Beispiel, das der Philosoph Ludwig Wittgenstein (1971) benutzte, um die Konstitution von Begriffen zu erläutern, passt auch sehr gut für den vorliegenden Fall. Wir können von einem Gespräch reden, auch wenn es nicht einen einzigen „roten“ Faden gibt, der von Anfang bis Ende durchläuft. Letztlich sind die Grenzen eines Gesprächs durch nichts anderes als durch das Schweigen vorher und nachher sowie durch die räumliche Kopräsenz und das anschließende Auseinandergehen der Teilnehmenden bestimmt.

Das Thema, das im Gespräch behandelt wird, kann sich in seinem Verlaufe also ändern, ohne dass wir sagen würden, nun handele es sich um zwei verschiedene Gespräche. Dass hier trotzdem ein gewisser Verbindlichkeitsgrad herrscht, der eine thematische Kohärenz bis zu einem gewissen Grade vorschreibt, wird an Folgendem klar: Wenn Äußerungen in einem Gespräch getätigt werden, die eine Anknüpfung an eine Vorgängeräußerung nicht erlauben, dann ist der Gebrauch eines *misplacement markers* erforderlich, eines Ausdrucks, der einen Themenwechsel im Gespräch ankündigt: „übrigens“, „mir fällt gerade ein“ Dieser Begriff wurde von Schegloff/Sacks (1973) entwickelt, von zwei Autoren, die die Analyse von Gesprächen als Wissenschaft begründet haben. Verwenden wir einen solchen Markierer, dann sagen wir damit, dass der folgende Zug im Gespräch zwar nicht in direktem thematischen Zusammenhang mit dem vorhergehenden Zug steht, es aber doch eine assoziative Beziehung zu dem vorher Gesagten oder einem anderen Moment der Gesprächssituation gibt. Ist noch nicht einmal diese assoziative Beziehung gegeben, dann ist die vollzogene Äußerung in der Tat wenig integriert, und sie wird von den Teilnehmern kaum akzeptiert werden.

Viele Gespräche sind Fälle von phatischer Kommunion. Der Anthropologe B. Malinowski (1923) benutzte diesen Begriff, um damit die Schaffung von Gemeinschaft (Kommunion) durch Sprache (phatisch) zu bezeichnen. Besonders Alltagsgespräche sind durch diesen Zug geprägt. Sie werden nicht nur geführt, um über bestimmte Gegenstände zu sprechen oder um eine Einigung in einer umstrittenen Frage zu erzielen, sondern sie dienen häufig dazu, die Beziehung zwischen den Gesprächsteilnehmern zu festigen oder zu erneuern, wobei der Gegenstand oder das Thema beliebig sind. Gespräche dieser Art sind nicht gut angesehen, sie werden häufig als unsachliches Geschwätz abgelehnt, völlig zu unrecht allerdings. Was D. Tannen in ihrem erwähnten Buch zeigt, ist, dass die phatische Kommunion in vielen nicht-„westli-

chen“ Kulturen ein integraler Bestandteil von Gesprächen ist, nicht nur von Alltagsgesprächen. Es ist in der Geschäftswelt mittlerweile bekannt, dass japanische Geschäftspartner einen großen Teil der Verhandlungen mit phatischer Kommunion bestreiten und erst gegen Ende zum Geschäftsabschluss kommen. Für „westliche“ Geschäftsleute ist es dagegen wichtig, möglichst schnell zur Sache zu kommen und wenig Zeit mit phatischer Kommunion zu verlieren. Dieser deutliche Unterschied im Gesprächsverhalten und in der Einstellung zur sozialen Seite der Kommunikation ist für viele grundlegende kulturelle Missverständnisse und Kommunikationsprobleme verantwortlich.

Wenn wir verschiedene Typen von Alltagsgesprächen unterscheiden wollen, dann können wir zunächst stärker phatisch geprägte und stärker gegenstandsorientierte Gespräche differenzieren. Letztere bestehen darin, dass neben einem schwachen phatischen Anteil vor allem der sachliche Gesichtspunkt im Vordergrund steht. Weitere Arten von Gesprächen können danach unterschieden werden, ob eine direkte Interaktion mit räumlich kopräsenten Akteuren stattfindet oder ob technische Medien wie beispielsweise das Telefon als Kanal gewählt werden. Telefondialoge weisen einige Besonderheiten auf, die im wesentlichen darauf zurückzuführen sind, dass die sonst zur Verfügung stehenden Kontextinformationen (Wer spricht? Wie ist die Gestik und die Mimik der jeweils anderen?) sprachlich explizit gemacht werden müssen. Ein besonderes Kennzeichen der Telefonkommunikation (im Deutschen) besteht in der Namensnennung der Teilnehmer/-innen, denn es ist in der Regel nicht von vornherein klar, wer gerade angerufen oder wer den Hörer abgenommen hat. Dies ist übrigens bei Telefongesprächen mit Mobiltelefonen anders. Hier ist meistens klar, wer den Anruf entgegennimmt (das Telefon ist eben *mobil*), allerdings ist der Aufenthaltsort unklar – daher die häufig vorkommende Nennung des Ortes, an dem der/die Angerufene sich befindet.

Gesprächstypen können weiterhin nach Ort oder Anlass unterschieden werden (Wartesituationen, Unterhaltung beim Fernsehen, Schwenkstenner am Kiosk ...), nach der Art des technischen Mediums oder aber der Modalität der Kommunikation. Interessant in diesem Zusammenhang ist die Kommunikation mittels Chat, die zwar schriftlich vor sich geht, aber konzeptuell eindeutig mündlich geprägt ist. Es gibt wenig Gründe, diese Form von Kommunikation nicht als Gespräch einzuordnen. Zur medienvermittelten Kommunikation gehören des Weiteren Gespräche in Talkshows, die üblicherweise als Alltagsgespräche konzipiert und inszeniert werden. Der inszenatorische Charakter gehört zur Besonderheit dieses Gesprächstyps: Das Gespräch wird

gleichzeitig geführt und vorgeführt, das heißt, es wird von einer Gruppe (den Zuschauern im Studio) und einer Menge (den Zuschauern am Bildschirm) passiv verfolgt.

Ausschließen von Alltagsgesprächen muss man einerseits rein zweckhaft oder fachlich gebundene Gespräche (Fachkommunikation, politische Diskussionen), andererseits monologische Reden oder auch das, was ich chorische Kommunikation nenne, also Sprechchöre auf Demonstrationen oder in Theaterstücken – eine im Übrigen sehr untersuchenswerte Kommunikationsform.¹

3 Die Struktur von Alltagsgesprächen

Alltagsgespräche sind zwar durch ihre Offenheit und Flexibilität gekennzeichnet, aber sie haben einige grundlegende Eigenschaften, die eine wichtige Rolle spielen für die Frage, welche Gespräche gute Gespräche sind. Zunächst gibt es eine Makrostruktur: Gespräche bestehen aus einem Beginn, einer Gesprächsmitte und einem Gesprächsende. Vor allem die Endphase eines Gesprächs ist, wie wir noch sehen werden, sehr komplex, sie verlangt eine Vorbereitungsphase, die am Ende der Gesprächsmitte einsetzt und die Beendigung langsam vorbereitet. Dies hat etwas mit der erwähnten Metaebene des Gesprächs zu tun, die von uns eine grundlegende Höflichkeit verlangt und es uns verbietet, bruchlos das Gespräch zu beenden, etwa so:

A: *Und letzte Woche habe ich meine Tochter aus Amerika zurückgeholt.*

B: *Okay, dann bis demnächst mal, tschüss.*

Dass wir nicht in der beschriebenen Art Gespräche beenden sollten, ist unmittelbar einsichtig. Aber auch der Gesprächsbeginn sowie die Gesprächsmitte sind Regeln unterworfen, die im Falle ihrer Missachtung die Metaebene beschädigen. Wir werden darauf noch zu sprechen kommen.

Neben der Makroebene wird die mittlere Ebene eines Gesprächs genauer untersucht. Hier werden einzelne Gesprächszüge (*turns*) unterschieden sowie ihre Verkettung zu Gesprächssequenzen. Wie beim Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel ist in einem Gespräch abwechselnd jeder Teilnehmer einmal an der Reihe und darf dann seinen Spielzug beziehungsweise Gesprächszug ausführen. Klar ist: Solange jemand an der Reihe ist, dürfen die anderen nicht selbst spielen/sprechen. Was diese Spielanalogie verdeutlicht, ist, dass ein Gespräch auf ein gelungenes, reibungsloses Nacheinander der Züge angewiesen ist, und ein

¹ Eine kurze Studie zu Sprechchören auf Kundgebungen findet sich in Burkhardt (2004: 137ff.).

Bruch dieses Ablaufs kann das Gespräch in Mitleidenschaft ziehen. Zentral ist hier ein gelungener Wechsel der Züge, ein nicht-überlappender *turn*-Wechsel. Dass diese *turn*-Wechsel im Millisekundenbereich tatsächlich gelingen, ist eine der erstaunlichen Eigenschaften von Gesprächen. Überlappungen oder Lücken zwischen den Beiträgen sind in der Tat selten.

Die Mikroebene des Gesprächs umfasst noch feinere Differenzierungen, vor allem solche der Intonation und der Prosodie. Dies betrifft Veränderungen der Tonhöhe beim Sprechen, die eine Signalfunktion für bestimmte Gesprächsphasen haben kann, sowie die Silbenstruktur von Äußerungen und ihren Rhythmus. Diese kleinen Charakteristika können eine große Wirkung auf die Strukturierung des Gesprächs auch auf der Makroebene haben.

Dies sind die grundlegenden Kategorien, mit denen die Gesprächsanalyse als Teildisziplin der Linguistik arbeitet. Wir benötigen sie, um die nun folgenden Kriterien für gute Gespräche einigermaßen systematisch beschreiben zu können. Es wird noch etwas mehr an Terminologie erforderlich sein, diese wird jedoch im Verlaufe der Darstellung dort eingeführt, wo sie benötigt wird.

4 Der gute Einstieg

Unsere beiden Kollegen, die sich auf der Rennbahn begegnen, stehen zunächst einmal vor der Aufgabe, ein Gespräch zu beginnen (wir wollen nicht annehmen, dass sie sich aus langgehegter Abneigung ignorieren). Diese Gesprächsphase ist durch ihre rituellen Eigenschaften geprägt: Begrüßungen sind klassische Übergangsrituale, die von einem Zustand des Nichtgesprächs zu einem Gesprächszustand überleiten. Das Deutsche hat hierfür eine Palette von Formen zur Verfügung, die je nach Vertrautheitsgrad der Teilnehmenden abgestuft sind. Vom formellen „Guten Tag“ bis zum vertrauten „Grüß’ Dich“ gibt es mehrere abgestufte Formen, die nicht nur eine Folge des Vertrautheitsgrades sind, sondern diesen auch konstituieren können. Eine Beziehung kann zu einer vertrauten werden, indem ein Gesprächspartner einfach eine vertrauliche Form der Begrüßung wählt. Dies kann den anderen ermuntern oder ermutigen, ebenfalls auf diese Ebene einzusteigen. Allerdings sollte man hier das Gleichgewicht zwischen Distanz und Nähe wahren. Eine sehr informelle Begrüßung bei wenig vertrauten Teilnehmern/Teilnehmerinnen kann aufdringlich wirken, eine zu formelle Begrüßung bei vertrauter Beziehung kann kühl wirken. D. Tannen, die hier schon einmal zu Wort kam, sieht in dem Spannungsverhältnis von Distanz und Nähe eine Beziehungsfalle, ja geradezu eine *double-bind*-

Situation (vgl. Tannen 1992: 38). Je stärker wir anderen gegenüber unsere Verbundenheit zeigen, desto stärker ist deren und unser Bedürfnis nach Distanz bedroht; je stärker wir auf unser Bedürfnis nach Individualität und Distanz achten, desto eher kann unser Bedürfnis nach Verbundenheit zu kurz kommen. Gespräche – und nicht nur Begrüßungen – stellen einen mehr oder weniger gelungenen Kompromiss zwischen diesen beiden Faktoren dar, und der jeweils gewählte Gesprächsstil ist jedesmal erneut eine Gratwanderung. Wir können zur Seite der Arroganz oder zur Seite der Plumpheit hin abstürzen.

Dass der Gesprächsbeginn rituell abgesichert ist, hat einen besonderen Grund: Diese Gesprächsphase ist dadurch gekennzeichnet, dass in ihr eine Situationsdefinition erreicht werden soll, die von allen Gesprächsbeteiligten akzeptiert wird. Zu dieser Situationsdefinition gehört zum Beispiel eine Übereinkunft über das Verhältnis, das die Beteiligten zueinander haben (hierarchisch vs. gleichberechtigt), über institutionelle Voraussetzungen (amtliche Befugnisse einer Person) oder über persönliche Vorbedingungen (persönliche Autorität, besondere Vorgeschichte der Teilnehmenden). Die Etablierung dieser Situationsdefinition ist die vorrangige Aufgabe des Gesprächsbeginns, und dies heißt auf der anderen Seite, dass das Thema oder die Themen des Gesprächs hier noch keine Rolle spielen. Entsprechend variabel ist die Dauer dieser Phase. Sie kann direkt nach der Begrüßung beendet sein oder aber erst nach einem beliebig langen *Small Talk*. Das folgende Beispiel zeigt, dass der Gesprächsbeginn nicht zu kurz gewählt werden sollte:

Eine sehr begabte Studentin besuchte des Öfteren meine Sprechstunde, um über den Fortschritt ihrer Arbeit zu berichten. An einem Sprechstundentermin sagte sie nach einer kurzen Begrüßung übergangslos: „Auf Seite 47 argumentiere ich für meine Position. Ist das zu früh?“

Es gab kein Verständnisproblem, denn ich wusste, um welche Stelle ihrer Arbeit es sich handelte. Trotzdem fand ich zunächst nicht die richtigen Worte, weil ich mich etwas überfallen fühlte. Offensichtlich war die Phase des Gesprächsbeginns in diesem Fall zu kurz und der Einstieg in das Thema unvermittelt schnell. Was fehlte, war eine Klärung der Situation, nicht unbedingt hinsichtlich der sozialen und institutionellen Rollen – diese waren klar –, sondern hinsichtlich der individuellen Vorgeschichte der Beteiligten. Ein kurzer Austausch über das jeweilige Befinden und den Fortgang der Arbeit hätte genügt, um eine Situationsdefinition noch einmal aktualisieren oder justieren zu können, und das war es, was die Studentin in diesem Gespräch nicht bedacht hatte. Die verfertigte Arbeit war übrigens hervorragend ...

5 Beim Thema bleiben

Der Beginn der Gesprächsmitte ist dadurch gekennzeichnet, dass ein Thema angeschnitten wird, das sich nicht auf die wechselseitige Situationsdefinition bezieht. So werden unsere beiden Kollegen auf der Rennbahn irgendwann auf die Chancen des einen oder anderen Favoriten zu sprechen kommen, auf Formschwächen oder -stärken und Verwandtes. Das heißt: Das Gespräch nimmt seinen Lauf. Was heißt es nun, dass ein Gespräch seinen Lauf nimmt, und woran merkt man, dass es einen guten oder einen schlechten Verlauf nimmt?

Wir können hier einen inhaltlichen und einen technischen Aspekt unterscheiden. Inhaltlich gesehen bestehen Gespräche aus einer Abfolge von Beiträgen, die auf ein gemeinsam interessierendes Thema bezogen sind; außerdem sollten sich die Teilnehmenden mit ihren Beiträgen auch auf den jeweils anderen beziehen. Das heißt, dass unsere Gespräche, wie es der Philosoph H. P. Grice einmal ausdrückte, nicht eine Abfolge unzusammenhängender Bemerkungen sind (und damit im eigentlichen Sinn gar keine „Abfolge“), sondern kooperative Bemühungen der Gesprächspartner. Im Gespräch zu kooperieren heißt, dass man einem gemeinsamen Zweck oder einer wechselseitig akzeptierten Gesprächsrichtung folgt und seine Beiträge auf diesen Zweck hin ausrichtet. Zweck und Richtung können sich natürlich während des Gesprächs ändern. Grundsätzlich, so Grice, kann man nur solche sprachlichen Aktivitäten „Gespräch“ nennen, die mehr oder weniger bestimmt auf eine gemeinsam akzeptierte Richtung hinauslaufen: Nur dann sind sie rational (vgl. Grice 1993: 248ff.). Wir können also festhalten: Gespräche sind kooperative Unternehmungen.

Kooperativität ist eine grundsätzliche Eigenschaft von Gesprächen, die sich im Grenzfall auch auf Streitgespräche bezieht. Gemeint ist zunächst einmal, dass man auf den Beitrag des/der anderen eingeht und selbst versucht, etwas Passendes dazu zu sagen. Dies ist gerade streitenden Gesprächsteilnehmenden wichtig, denn sie wollen ja genau auf den Punkt des/der anderen eingehen, um ihn zu entkräften etc. Grice hat nun den Begriff der Kooperation weiter differenziert, indem er unter das allgemeine Kooperationsprinzip einige Maximen gefasst hat, die zusammen genommen eine gute Richtschnur für kooperatives Gesprächsverhalten ergeben.

Die erste Maxime bezieht sich auf die Menge der Information, die wir in einem Gespräch übermitteln wollen. Sie lautet:

Sage so viel, wie es für den Gesprächszweck angemessen ist, nicht mehr und nicht weniger.

Diese Maxime wird vor allem dann relevant, wenn im Gespräch über etwas berichtet werden soll. Ein Bericht oder eine Erzählung kann zu knapp ausfallen, so dass die anderen nicht wissen, worum es geht – dies passiert häufig Gesprächsteilnehmenden, die einseitig die Maxime „Sei kurz und knapp“ befolgen. Natürlich sollte man vermeiden, weitschweifig zu sein und die anderen durch Informationen, die in dem gegebenen Zusammenhang unwichtig sind, zu verwirren. Man darf allerdings die andere Hälfte der Maxime nicht vergessen, nämlich: Sage nicht zu wenig über das zu berichtende Ereignis. So wie Weitschweifigkeit in die Irre führen kann, so kann übermäßige Knappheit den Erfolg des Gesprächs in Frage stellen dadurch, dass nicht die notwendige Information gegeben wird. Überdies hat übertriebene Knappheit Auswirkungen auf die Metaebene des Gesprächs. Sie kann signalisieren, dass das angeschnittene Thema oder noch schlimmer: der Gesprächspartner nicht interessant ist und man das Gespräch so bald wie möglich beenden möchte. Man sollte wissen, dass dies die Botschaft ist, die durch zu knappe Äußerungen ausgesendet wird. Wenn ich Studenten die Grundlagen der Grice'schen Konversationstheorie vermittele, wähle ich in der Regel folgendes Beispiel:

A fragt: „Wie viele Einwohner hat Finnland?“
B antwortet: „Wenig.“

Abgesehen davon, dass sie eine wenig freundliche Einstellung gegenüber Finnland andeutet, zeigt die Antwort von B noch viel mehr. B kommuniziert mit seiner Äußerung, dass er sich noch nicht einmal die Mühe geben will, die Einwohnerzahl zu schätzen, und damit gibt er indirekt zu erkennen, dass er sich in dem Gespräch nicht engagieren möchte. Dies ist eine unkooperative Haltung, die klar gegen die Maxime der hinreichenden Informativität verstößt.

Die zweite Maxime bezieht sich auf die Wahrhaftigkeit der Gesprächsteilnehmenden. Sie lautet:

Sage nichts, was du für falsch hältst oder wofür die angemessenen Gründe fehlen.

Der erste Teil dieser Maxime ist klar: Wir sollten nicht lügen oder die Teilnehmenden auf andere Weise in die Irre führen. Der zweite Teil ist der eigentlich interessante: Wir sollten nur das sagen, wofür wir gute Gründe haben, die wir auf Verlangen angeben können. Damit werden leichtsinnige Behauptungen ausgeschlossen, also Behauptungen, die man nicht oder nicht hinreichend begründen kann. Das Begründen von Behauptungen und anderen Sprechakten ist eine Frage der Verantwortlichkeit im Gespräch. Ich muss damit rechnen, dass mein Gegen-

über auf der Grundlage der gegebenen Informationen in bestimmter Weise handelt, dass also meine Informationen als Gründe in das Handeln des/der anderen eingehen. Nun ist natürlich jede(r) für die eigenen Handlungen verantwortlich, aber es gehört zu den Grundlagen eines guten Gesprächs, den Einfluss von Informationen auf die weiteren Entscheidungen und Handlungen der anderen anzuerkennen.

Der zweite Teil der Wahrhaftigkeitsmaxime ist deshalb so komplex, weil er tendenziell mit der ersten, der Maxime der Information, in Konflikt geraten kann. In manchen Situationen wären wir gerne informativ, aber uns fehlt vielleicht die letzte Sicherheit, die uns durch die Wahrhaftigkeitsmaxime nahegelegt wird. Dies passiert leicht bei Wegbeschreibungen für fremde Autofahrer, wenn man sich nicht ganz sicher ist über die beste Route. Es scheint, dass man nur die Wahl hat zwischen einer Verletzung der Informativitäts- und der Wahrhaftigkeitsmaxime. In der Tat sind nur Kompromisslösungen möglich, also Verhaltensweisen, die die beiden Maximen vergleichsweise am geringsten verletzen, in diesem Fall also Auskünfte mit dem Hinweis verbunden, dass dies nur mit einer gewissen Sicherheit gesagt werden könne. Die Diagnose der *double-bind*-Situation von D. Tannen hat hier mehr als ihre Berechtigung.

Die dritte Maxime bezieht sich auf den Zusammenhang, die Kohärenz des Gesprächs. Sie lautet:

Gestalte deinen Redebeitrag so, dass er relevant ist.

Relevanz heißt, dass ein Bezug zum anstehenden Thema und/oder der vorgängigen Äußerung hergestellt wird, so dass die eigene Äußerung als Beitrag, das heißt als konstruktive Weiterführung der Vorgängeräußerung, aufgefasst werden kann. Relevant kann man dadurch sein, dass man einen Aspekt des Themas aufgreift oder vertieft, oder auch dadurch, dass man der Vorgängeräußerung einfach widerspricht. Das Thema des Gesprächs kann aber auch etwas sein, was sich am Anfang des Gesprächs ergeben hat. Wenn nun die Vorgängeräußerung sich vom anfänglichen Thema wegbewegt hat, dann kann die Folgerednerin entweder auf diesen Themenschwenk eingehen und damit eine neue Relevanzstruktur eröffnen, oder aber sie kann auf dem ursprünglichen Thema bestehen und entgegen der Vorgängeräußerung das alte Thema weiterverhandeln. Die Teilnehmerin wäre in beiden Fällen relevant, entweder lokal (durch Anknüpfung an die Vorgängeräußerung) oder global (durch die Anknüpfung an das ursprüngliche Thema). Dieser Fall zeigt, dass es keine absoluten Kriterien der Relevanz gibt, sondern dass diese Kriterien sich aus dem Gespräch selbst ergeben und je nach Situation wechseln können. Ein deutliches Beispiel für mangelnde

Relevanz geben Dan Sperber und Deirdre Wilson, die zurzeit renommiertesten Vertreter der Relevanzforschung:

In einem angeregten Gespräch über ein alltägliches Thema sagt ein Gesprächspartner: „Der 5. Mai 1881 war ein sonniger Tag in Kabul.“ (Sperber/Wilson 1986: 120)

Hier fällt es schwer, irgendeinen Bezug, weder lokal noch global, zu einem Thema herzustellen, und die Äußerung ist offenkundig irrelevant. Die Relevanz der Äußerung ergibt sich nur in einer Konstellation, in der dieser Satz einen Bericht oder einen Roman eröffnet, der im 19. Jahrhundert in Kabul spielt. In allen anderen Kontexten ist diese Äußerung gänzlich irrelevant.

Die letzte hier vorzustellende Maxime ist diejenige der Modalität oder Verständlichkeit:

Drücke dich klar und deutlich aus, vermeide Mehrdeutigkeit und erzähle der Reihe nach.

Man sollte also in der Weise reden, dass die anderen die Chance haben, das Gesagte nachzuvollziehen. Dies ist eine anspruchsvolle Aufgabe, denn man muss die Voraussetzungen, die die anderen Teilnehmenden im Gespräch mitbringen, genau einschätzen können. In vertrauten Gruppen wie im Freundeskreis oder der Familie mag dies relativ leicht sein, es wird aber dort zunehmend schwieriger, wo es sich um heterogene Gruppen handelt, bei denen je nach Mitglied unterschiedliche Wissensstände vorausgesetzt werden müssen. Deshalb kann es in diesem Rahmen nur darum gehen, das Bewusstsein darauf zu lenken, dass das Vorwissen und die Überzeugungen der Angesprochenen als Faktoren in die Planung des eigenen Gesprächsbeitrags eingehen müssen. Ganz allgemein ist es wichtig zu sehen, dass die Maxime der Modalität übererfüllt oder unterschritten werden kann: In einer Konstellation, die man Experten-Laien-Kommunikation nennt, also sagen wir in einem Arzt-Patienten-Gespräch, kann der Experte, der Arzt, gegen die Verständlichkeitsmaxime verstoßen, indem er zu viel medizinische Terminologie verwendet und so von der Patientin nicht verstanden wird. Er kann auf der anderen Seite aber auch so überdeutlich werden, dass sich die Patientin, die sich möglicherweise mit dem Sachverhalt schon auseinandergesetzt hat, unterfordert fühlt und somit – auf der Metaebene – auf eine allzu untergeordnete Ebene zurückverwiesen wird. Auch dieses Beispiel zeigt, dass ein Einhalten der Verständlichkeitsmaxime eine Gratwanderung zwischen einem Zuviel und einem Zuwenig ist, die durch Kooperativität und Taktgefühl gemeistert werden muss.

Die vier genannten Maximen machen so etwas wie das Grundgesetz des Kommunizierens aus. Sie erfassen die grundsätzlichen Regularitäten des Miteinander-Sprechens, wobei es klar ist, dass nur die groben Linien, nicht aber die vielen Spezifika konkreter Gesprächssituationen erfasst werden können. Deutlich geworden ist aber auch, dass es hier um allgemeine Standards geht, die nicht unterschritten werden sollten.

Nachdem nun einiges über die inhaltliche Seite von Gesprächen mit ihren Gütestandards gesagt wurde, kommen wir zur mehr technischen Seite, also zur Frage des geregelten Nacheinanders der einzelnen Gesprächsbeiträge.

6 Ein reibungsloser Staffellauf

Sieht man Gespräche von ihrer mehr technischen Seite aus, dann kann man sie gut mit einem Staffellauf vergleichen. Um in einem solchen Wettbewerb erfolgreich abzuschneiden, kommt es zu einem wesentlichen Teil darauf an, den Staffelstab exakt an der passenden Stelle zu übergeben, so dass er von einer Läuferin zur nächsten in möglichst konstanter Geschwindigkeit übergeben wird. Lässt ihn eine Läuferin zu früh los, droht er herunterzufallen, übergibt sie ihn zu spät, wird die Geschwindigkeit beim Wechsel zu sehr verlangsamt. Gespräche können zu einem Gutteil mit Staffelläufen verglichen werden, denn sie bestehen aus mehreren, kooperierenden Teilnehmenden, und das Thema wird, wenn man so will, wie ein Staffelstab von einem zum anderen übergeben.

Um die technische Seite von Gesprächsabläufen beschreiben zu können, hat sich in der Gesprächslinguistik der Begriff des *turn* (Gesprächszug) etabliert. Man versteht darunter diejenigen sprachlichen Aktivitäten, die eine Person ausführt, wenn sie im Gespräch das Rede-recht hat (vgl. Goffman 1974).

Ein Gespräch ist unter einem technischen Aspekt eine Abfolge von Gesprächszügen, wobei diese Abfolge klaren Regeln unterliegt. Wie das Beispiel des Staffellaufs verdeutlicht, können Probleme bei der Übergabe oder Übernahme von Gesprächszügen entstehen. Zunächst ist hier der Zeitpunkt wichtig. Angenommen, jemand spricht, und sein Gesprächspartner möchte seinerseits einen Gesprächszug ausführen. Er sollte dann nicht zu früh einsetzen, um den Vorgänger nicht zu unterbrechen; das bedeutet, dass er sehr genau wissen muss, wann dieser seinen Gesprächszug zu beenden beabsichtigt. Die Beendigung des Gesprächszuges fällt nicht immer mit der Satzgrenze zusammen, das heißt, dass man jemanden unterbrechen kann, auch wenn er den Satz, den er gerade äußerte, beendet hat. Er hat zwar den Satz, aber eben sei-

nen Gesprächszug noch nicht beendet. Da Gesprächszüge in der Regel aus mehreren Sätzen bestehen, benötigen wir ein Kriterium für das Ende eines Zuges (und damit für das Ausreden-Lassen), das relativ unabhängig von der Satzgrenze ist. „Relativ unabhängig“ deshalb, weil die Satzgrenze durchaus eine Rolle spielt bei Gesprächszug-Übernahmen. Wenn jemand anderes den Zug übernimmt, obwohl der erste Sprecher seinen Zug noch nicht beendet hat, dann ist dies verzeihlich, sofern die Satzgrenze beachtet ist. Als krasse Unterbrechungen wird man nur Übernahmen empfinden, die die Satzgrenze im vorangehenden Zug nicht beachten.

Im Gespräch können zwei Arten von Unglücksfällen entstehen, die unmittelbar mit dem Wechsel des Gesprächszuges zusammenhängen: Entweder kann es zu einer Überlappung kommen, so dass zwei Gesprächsteilnehmende gleichzeitig reden. Oder es kann eine Lücke zwischen zwei Gesprächszügen entstehen der Art, dass es zu einer Pause im Gespräch kommt. Inwieweit diese Vorgänge wirklich als Unglücksfälle anzusehen sind oder nicht doch akzeptiert werden können, ist kulturabhängig. Sowohl wechselseitige Überlappungen als auch Schweigepausen werden in verschiedenen Kommunikationsgemeinschaften unterschiedlich bewertet, immer jedoch wird es eine Schwelle geben, jenseits derer eine Akzeptanz nicht mehr möglich ist. Ein reibungsloses Gespräch ist dadurch ausgezeichnet, dass die Wechsel der Gesprächszüge passgenau ablaufen und es weder Überlappungen noch Lücken im Gespräch gibt. Hierfür gibt es in Alltagsgesprächen wiederum zwei Strategien: Entweder hat die Sprecherin des gegenwärtigen Gesprächszugs eine Option, wer den nächsten Gesprächszug ausführt, und sie wählt ihren Nachfolger aus, oder aber sie hat keine diesbezügliche Präferenz und überlässt ihren Zuhörern die Wahl, den nächsten Zug zu übernehmen. Die Auswahl des nächsten Sprechers kann durch unterschiedliche Mittel erfolgen, entweder durch Namensnennung (*Was hältst du davon, Arno?*) oder durch Anblicken und Kopfnicken oder inhaltlich dadurch, dass sie eine Frage stellt, die nur einer der Anwesenden beantworten kann. Hat sie keine diesbezügliche Option, so kann jeder, der möchte, den Zug übernehmen, bis hin zur Möglichkeit, dass die Sprecherin selbst ihren Gesprächszug weiterführt (s. die Darstellung in Henne/Rehbock 2001: 16ff.).

Wie auch immer man verfahren möchte: Wichtig ist vor allem, das Ende des eigenen Gesprächszuges deutlich zu markieren, damit die anderen die Chance haben, unmittelbar, aber nicht überlappend mit ihrem eigenen Zug anzuschließen. Die Situation, dass jemand nach einer längeren Pause unvermutet seinen Gesprächszug weiterführt, kann zu einem der genannten Unglücksfälle führen und den regelmäßigen

Wechsel der Züge unterbrechen. Ganz allgemein gesprochen dienen Gliederungssignale dazu, einzelne Einheiten oder Untereinheiten in Gesprächen auszuzeichnen. Typische Gliederungssignale sind Partikeln wie *nicht*, *nicht wahr*, *ja*, die die Funktion haben, das Ende eines Gesprächszuges oder eines Abschnitts im Gesprächszug anzuzeigen. Sie dienen den anderen Teilnehmern als Richtschnur, wenn sie die eigene Gesprächsorganisation in die Hand nehmen wollen und beispielsweise die Übernahme des eigenen Zuges planen. Wenn die ursprüngliche Teilnehmerin merkt, dass andere den Gesprächszug übernehmen möchten, sie selbst aber ihren Zug weiterführen möchte, dann kann sie durch eine höhere Tonlage oder durch schnelleres Sprechtempo signalisieren, dass sie noch weiterreden möchte.

7 Das gute Ende

Man sollte meinen, dass die Beendigung eines Gesprächs keine allzu schwierige Aufgabe für Gesprächspartner ist. So wie der Beginn ist auch das Ende rituell geprägt durch Verabschiedungsformeln, die den Übergang von einem bestehenden Sozialkontakt zur Abwesenheit eines Sozialkontakts regeln. Allerdings gibt es auch in diesem Fall spezifische konversationelle Praktiken, die das Ende des Gesprächs nicht nur strukturieren, sondern auch einleiten. Wie wir an dem vorher erwähnten Beispiel sahen, sollte man eine Verabschiedungsformel nicht unmittelbar an den Beginn einer Erzählung über die aus Amerika zurückkehrende Tochter anschließen. Der Eindruck des überstürzten Gesprächsendes entsteht hier in der gleichen Weise wie der Eindruck des überstürzten Gesprächsbeginns im Falle der begabten Studentin. Um es mit einem Begriff von Schegloff/Sacks (1973) zu umschreiben: Das Gesprächsende muss eröffnet werden. Mit dieser etwas paradoxen Formulierung wollen die beiden Autoren darauf hinweisen, dass das Gesprächsende eine eigene Phase mit einer Eröffnung und ihrerseits einem Ende ist. Üblich ist es, in der Eröffnungsphase des Gesprächsendes eine Zusammenfassung des Gesprächs zu leisten, jedenfalls soweit es die wesentlichen Ergebnisse betrifft. Haben beide Gesprächspartner eine Verabredung getroffen, so wird diese in einem kurzen Austausch noch einmal bestätigt. In anderen Fällen nimmt man ein künftiges Wiedersehen in den Blick oder Pläne für die nähere und fernere Zukunft. Erst danach kann die Phase der Beendigung des Gesprächs durch eine Abschiedsformel realisiert werden. In Analogie zur Phase des Gesprächsbeginns, in der man Ereignisse thematisiert, die vor dem Gespräch lagen (Vorgeschichte), thematisiert man an seinem Ende Ereignisse, die nach dem Gespräch liegen. So kann man sagen, dass das Ge-

sprach in den Lauf des Geschehens eingebettet wird, indem Übergänge vom Nichtgespräch zum Gespräch durch Thematisierung der Vor- und der Nachgeschichte geschaffen werden. Auch hierin liegt ein Moment der Kooperation zwischen den Gesprächspartnern.

8 Literatur

- Burkhardt, Armin 2004: Zwischen Monolog und Dialog. Zur Theorie, Typologie und Geschichte des Zwischenrufs im deutschen Parlamentarismus. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik 250).
- Goffman, Irving 1974: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Frankfurt/Main.
- Goffman, Irving 1975: Interaktionsrituale. Frankfurt/Main.
- Grice, H. Paul 1993: Logik und Konversation. In: Georg Meggle (Hrsg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt/Main, 243-265.
- Henne, Helmut/Rehbock, Helmut 2001: Einführung in die Gesprächsanalyse. 4., durchges. u. bibl. erg. Aufl. Berlin u. a.
- Malinowski, Bronislaw 1923: The problem of meaning in primitive languages. In: Charles K. Ogden/Ivor A. Richards: The Meaning of Meaning. London.
- Schegloff, Emanuel A./Sacks, Harvey 1973: Opening up Closings. In: Semiotica 8, 289-327.
- Schulz von Thun, Friedemann 1981: Miteinander reden 1 – Störungen und Klärungen. Reinbek b. Hamburg.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre 1986: Relevance. Communication and Cognition. Oxford.
- Tannen, Deborah 1992: Das hab' ich nicht gesagt. Hamburg.
- Wittgenstein, Ludwig 1971: Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/Main.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

WERNER HOLLY

Medienspezifik und Ethik Deutsch in Hörfunk und Fernsehen

1 Sprache, Medien, Sprachkultur

Sprache kann man unter vielen Blickwinkeln sehen: als ein ‚kognitives Organ‘, das – wie andere auch – Denkvorgänge ermöglicht und sogar Wahrnehmungen steuert, als ein ‚Instrument des Handelns‘, mit dem wir untereinander kommunizieren, und auch als ein hochkomplex artikuliertes, vielfach gegliedertes und kombinierendes ‚Zeichensystem‘, dessen Strukturen die Anforderungen von Denken und Kommunizieren mit äußerster Differenzierung zu bedienen vermögen. Niemals ist sie aber unabhängig von ihrer körperlichen und sozialen Verankerung, d. h. sie ist, selbst als Gebärden-, Laut- oder Schriftsprache medial operierend, von den jeweiligen biologischen und physikalischen Rahmenbedingungen der Zeichenproduktion und -rezeption geprägt – und zugleich kulturell in jeweilige gesellschaftliche Praktiken eingebunden.

Seit Menschen versuchen, die raumzeitlichen Beschränkungen des Denkens und der Kommunikation, die ihnen die Bindung an den Körper auferlegt, zu überschreiten, indem sie Speicher- und Übertragungsmedien nutzen, sind – beginnend mit der Schrift und den verschiedenen Ausprägungen von Schriftlichkeit – immer neue technische Medien hinzugekommen, die neue Archivier- und Kommunikationsformen hervorgebracht haben und damit auch neue Gebrauchsbedingungen und Gebrauchsweisen von Sprache. Diese technischen Medien erweitern nicht nur die Potenziale des Denkens und Kommunizierens, sondern sie limitieren sie zugleich, indem sie z. B. nur auf bestimmte Sinne zugreifen, andere aber unbeschäftigt lassen, oder indem sie nur bestimmte Zeichentypen verarbeiten oder nur eindirektionale Kommunikationen ermöglichen usw. Diese Limits haben aber mit ihren Spezialisierungen auch wieder Vorteile, so dass man die ganze Mediengeschichte als einen fortwährenden Prozess der Erweiterung und Einschränkung von kognitiven und kommunikativen Optionen sehen kann, ein permanentes – technisch immer raffinierteres – Ergänzungs-

und Kompensationsspiel mit dem Ergebnis, dass wir heute – je nach Geld und Macht – über ein umfassendes Spektrum an medialen Potenzialen zu verfügen imstande sind, wie wir umgekehrt ihren Dispositiven kommunizierend und rezipierend ausgeliefert sind (vgl. Holly 1996).

Denken wir nun auch noch die kulturellen Einbindungen, denen schon die körpergebundenen Ausprägungen von Sprache unterliegen, zu den technischen Medien mit ihren institutionellen Produktions- und sozialen Nutzungsformen hinzu, so wird allmählich ein Tableau in Umrissen sichtbar, auf dem Sprache in einem dynamisch sich verändernden Netz von medialen Dispositiven und dazu vielfachen kulturellen Verwebungen erscheint. Angesichts dieser zahlreichen medialen und kulturellen Bezüge muss gefragt werden, wie sich die elementaren Funktionen von Sprache immer wieder neu ausprägen, wie sich Formen wandeln, wie sich ihre Muster auf allen linguistischen Beschreibungsebenen, vom Laut über Wort, Satz, Text zum Diskurs, jeweils neu arrangieren.

Man kann auch fragen, ob und wie man in Sprachgebrauch „kultivierend“ eingreifen kann und will, indem man sich der genannten Zusammenhänge und ihrer Folgen bewusst wird und sich über Standards streitet, die man im medial und kulturell verankerten Sprachgebrauch realisiert sehen will. So entsteht ein sprachkritischer Diskurs, der vielleicht Rückwirkungen im komplexen System des Sprachgebrauchs und am Ende womöglich in den sehr viel trägeren grammatischen Strukturen hat, beide zu denken als „invisible hand“-Systeme (Keller 1994: 87ff.), in denen Wandelprozesse als nicht-intendierte Folgen einzelner intentionaler Handlungen vorstellbar sind. Wo entsprechende Machtstrukturen vorliegen, können Sprachnormen auch autoritär durchgesetzt werden.

Weiter kann man ausschnitthaft danach fragen, wie sich Sprachkultur in bestimmten Medien, hier soll es um Hörfunk und Fernsehen gehen, entwickelt und was es heißen könnte, diesen Sprachgebrauch in einer Einzelsprache zu bewerten: als ‚gutes Deutsch‘ in Hörfunk und Fernsehen. Hier werden dafür von vielen möglichen vor allem zwei Kriterien betrachtet: die Berücksichtigung der jeweiligen Medienspezifik und auch gewisse ethische Grundsätze.

2 Medienspezifik

Gute Sprache ist angemessene Sprache. Das weiß die Rhetorik schon sehr lange. Dass Sprachgebrauch in bestimmten Medien die jeweilige Spezifik des Mediums zu beachten habe, ist nur eine Variante der ers-

ten klassisch-rhetorischen Forderung für den sprachlichen Ausdruck (*elocutio*) nach Angemessenheit (*aptum*) (z. B. bei Quintilian, *Institutio Oratoria*, XI. Buch), in diesem Fall im Hinblick auf Äußeres. Wie immer muss der Redner Ort, Zeit und Personen, zu denen er spricht, im Auge haben, hier also z. B., dass er sie gerade nicht sieht, aber natürlich auch vieles andere mehr, das die alte Rhetorik noch nicht erfassen konnte. Was die sprachlich relevanten Spezifika der elektronischen Massenmedien Hörfunk und Fernsehen angeht, sind sie vielfach dargestellt worden.¹ Hier sollen die wichtigsten Merkmale unter vier Gesichtspunkten zusammengefasst werden (s. auch Holly, demnächst [a]):

1. Medientypologisch sind Hörfunk und Fernsehen elektronische Massenmedien und dabei Übertragungsmedien.
2. Beide Medien sind durch eine jeweils bestimmte („sekundäre“) Art der Mündlichkeit geprägt.
3. Beide Medien sind unterschiedlich multikodal/multimodal.
4. Für beide Medien gelten bestimmte kulturspezifische institutionelle und soziale Rahmenbedingungen, die sich auf den Sprachgebrauch mittelbar und unmittelbar auswirken.

Dabei ist natürlich immer zu beachten, dass die konkreten Erscheinungsformen von Sprachgebrauch, die Texte (in einem weiten Sinn von 'Text', der Zeichenkomplexe von Sprache, Ton/Musik, Bild umfasst), jeweils sehr verschiedenen Mustern von kommunikativen Gattungen (oder Textsorten) folgen, für die nicht alle Merkmale gleichermaßen gelten.

2.1 Medientypologie: elektronische, übertragende Massenmedien

Hörfunk und Fernsehen sind elektronische, 1:n an ein heterogenes und disperses Publikum ausstrahlende, übertragende Massenmedien mit einer Programmstruktur und als solche sind sie nach wie vor attraktiv, weil sie – obwohl in der Produktion technisch relativ aufwändig – leicht zu rezipieren sind und mit den genannten Eigenschaften eine große Reichweite haben. Zwar können sie auch Vorproduziertes und Konserven versenden und tun dies auch zunehmend, ihre besondere Stärke liegt aber in der zeitgleichen Performanz der Akteure in „Live“-

¹ In knappster Form für das Radio z. B. Häusermann (1998), für das Fernsehen z. B. Holly (2004); sehr ausführlich in Leonhard/Ludwig/Schwarze/Straßner (1999; 2001; 2002).

Sendungen, wo man versucht, bei den Zielgruppen mit Aktualität und einer direkten Beziehungsgestaltung ein Gefühl von „gemeinsamer Gegenwart“ herzustellen (Keppler 2006: 39ff.); außerdem sind sie durch verstärkte Unterhaltungsorientierung zu einem festen Bestandteil der Populärkultur geworden.

Hörfunk gilt durch die Beschränkung auf das Auditive als besonders einfach und schnell (vgl. Häusermann 1998: 7ff.). Er ist vergleichsweise billig zu produzieren und optimal geeignet für die Rolle des Begleitmediums, hat aber auch das Potenzial zur akustischen Intensivierung.

Fernsehen nähert sich mit seiner „sekundären Audiovisualität“ der semiotischen Fülle der direkten Kommunikation wieder an, wobei es erhöhte Aufmerksamkeit eben dadurch erlangt, dass es Fernes nahebringt. Wir können durch sein „Fenster zur Welt“ mit Augen und Ohren die eigene private Sphäre mit der öffentlichen Sphäre des gesellschaftlichen Diskurses verbinden; umgekehrt passt es sich immer besser in unseren Alltag ein, wird zum intim-gesellig daherkommenden und mühelos anschlussfähigen Dauer-Lieferanten breitgestreuten semiotischen Materials, anhand dessen wir unsere wechselseitigen sozialen Orientierungen unmerklich abgleichen können (Holly/Püschel/Bergmann 2001).

2.2 Sekundäre Mündlichkeit

Sprache ist im Radio ganz, im Fernsehen ganz überwiegend als gesprochene Sprache realisiert und somit als Stimme zu hören. Gesprochene Sprache ist körpernah und temporär, d. h. performativ durch die Stimme und ihre Flüchtigkeit geprägt, so dass einerseits alle phonetischen und prosodischen Merkmale mit ihrem semantischen Potenzial voll zur Geltung kommen können, andererseits aber wichtig ist, dass Merkmale konzeptioneller Mündlichkeit (kurze, einfache Sätze, Parataxen, Ellipsen, Anakoluthe, Herausstellungen, Modalpartikeln, Sprechersignale, Selbstreferenzen, Einstellungsbekundungen, Alltagslexik, Vagheit, direkte Rede) den Text prägen, weil sie rasches Hörverstehen erleichtern und den Text lebendiger machen.

Wegen der besonderen Wirkung der Stimme versuchen professionelle Mediensprecher, Atmung, Stimmbildung und Artikulation für die Textinterpretation zu nutzen, dabei aber ihre natürliche Eigentümlichkeit zu erhalten, als Mittel der Individualisierung und Intimisierung der Kommunikation; ohnehin gehört zur Performativität der Sprechsprache, dass sie als „Spur des Leibes“ einen nicht restlos kontrollierbaren „Überschuss“ enthält, der das Gesagte verändern und sogar „unterminieren“ kann (Krämer 2005: 159ff.).

Wegen der Fluidität gesprochener Sprache sollten sich professionelle Medientexter der Gefahr bewusst sein, dass geschriebensprachlich verfasste Texte mit ihren prototypischen Merkmalen (Variation und Komplexität, Hypotaxe und kompakte Strukturen, Einbettungen in Nominalgruppen, abstrakte Formulierungen mit Passiv und Nominalisierungen) das Verständnis und damit auch die Attraktivität der Texte mindern.

In jedem Fall ist klar, dass man die „sekundäre“ Mündlichkeit (Ong 1982: 135ff.) von Hörfunk und Fernsehen nicht naiv mit primärer Mündlichkeit verwechseln darf. Allein die technische Be- und Verarbeitung der stimmlichen Laute durch Mikrofon, Aufzeichnung, Verstärkung, Übertragung und Lautsprecher greift vielfach ein, hat Folgen für die Sprechweise (rhetorisch: *actio*) wie für das Gehörte und verändert die stilistische Wirkung des Gesagten, erst recht mit den modernen Möglichkeiten kompletter digitaler Manipulation des Tonmaterials. Aber auch die anderen Phasen der Textproduktion, von der Konzeption (*inventio, dispositio*) bis zur Formulierung (*elocutio*), werden durch den hohen Grad an Vorbereitetheit der Radio- und Fernseh-mündlichkeit, die zum allergrößten Teil auf Schriftlichkeit aufsetzt, von vornherein beeinflusst. Das meiste, was wir hören, ist vorher geschrieben worden, auch wenn es (im Fernsehen) nur verdeckt (von Spickzetteln, „Negern“, Telepromptern) abgelesen oder eben mehr oder weniger auswendig hergesagt wird. Um so größer ist die Gefahr, dass die Texte auch konzeptionell schriftsprachlich sind. Die Kunst besteht dann eben in der schriftlichen Imitation oder Simulation von Gesprochensprachlichkeit, die gekonnt auf akustische Rezeption zielt und dann auf eine entsprechende Performanz, bis hin zu bloß inszenierter Spontaneität.

Der Rezipient kann angesichts der „transparent“ organisierten technischen Arrangements nicht immer unterscheiden, ob es sich um spontane oder vorbereitete Textproduktion handelt, er weiß nicht einmal sicher, in welcher „Beteiligungsrolle“ (bei Goffman 1981: 144ff. das *footing* in Gesprächen betreffend) jemand spricht: ob als nur performierender *animator* (wie ein Tagesschausprecher) oder als auch formulierender *author* (wie ein Nachrichten-Anchorman) oder sogar als voll verantwortlicher *principal* (wie ein spontan sprechender Interviewter). Geübte Politiker sind in Interviews und Statements durchaus in der Lage, Überlegungen, die in Kommunikationsstrategien sorgfältig erarbeitet und auch schriftlich ausgearbeitet wurden, mündlich mit allerlei gesprächshaften Elementen (z. B. *ich sach ma*) zu versehen, so dass sie als spontan in allen drei Rollen agierend erscheinen, wo doch subtile Arbeitsteilung zugrunde liegt (vgl. Holly 1995: 394ff.).

Wie alle Medien haben auch Hörfunk und Fernsehen erst allmählich zu ihrer Spezifik gefunden. Im Hörfunk gab es lange Zeit überartikulierte Bühnenlautungen und gibt es bis heute bei Journalisten, die von Zeitungen kommen, Nachrichten und Kommentare im Schreibstil, vor allem auch im Feuilleton. Doch hat sich allmählich die Tendenz zum umgangssprachlichen und alltagsnahen Ton durchgesetzt, und das Pendel schlägt in die entgegengesetzte Richtung aus. Auch seriöse Themen und komplexe Inhalte werden nicht selten im lockeren kolloquialen Stil abgehandelt, mit Zügen einer „Boulevardisierung“, die von Straßenzeitungen vorangetrieben wird (Holly, demnächst [b]); auch als Schriftmedien sind diese in mancher Hinsicht „mündlicher“ als die Sprechmedien. Generell hat seit der Etablierung eines „dualen Rundfunksystems“ die Orientierung hin zu möglichst breiter Unterhaltung in vielen Genres auch eine soziolektale Verschiebung hin zu mehr Substandard gebracht.

Die Tendenz zu alltagsnaher Mündlichkeit hat dabei auch Interaktionales befördert, einerseits eine entsprechende Anrede der Rezipienten, in „para-sozialer Interaktion“ (Horton/Wohl 1956: 215), die manchmal sogar zu spontanen Antworten zu Hause führt (vgl. Baldauf 2001: 70ff.), andererseits durch die Einbeziehung eines stellvertretenden Studiopublikums bzw. durch verschiedene Formen der Beteiligung von Rezipienten als Kandidaten, Laien in Diskussionen, in Phone-ins oder Telefonabstimmungen. Dazu sind überall gesprächshafte Genres im Vormarsch (Interviews, Talkshows, Seifenopern usw.), die zum Rezipienten hin offen erscheinen sollen, so dass er sich einbezogen fühlen kann. All dies sind Mittel der Kompensation, die den Massenmedien ihre gravierendste Schwäche lindern helfen sollen: den Einweg-Charakter ihrer Kommunikation. Immerhin erreichen sie so eine mühelose Einbindung in den Alltag der Rezipienten; die Alltagsformen der performativen Inszenierungen sind eine Brücke zu den Anschlusskommunikationen der Rezipienten und sichern Hörfunk und Fernsehen eine ungebrochene Attraktivität.

2.3 Multikodalität und Multimodalität

Sprache erscheint in Hörfunk und Fernsehen in aller Regel nicht allein und gesondert, sondern eingebettet in umfassendere Bedeutungskomplexe, die verschiedene Zeichenarten zusammenfügen (Multikodalität) bzw. verschiedene Kanäle nutzen oder Sinne ansprechen (Multimodalität). Hörfunk kombiniert Sprechsprache mit anderen Tönen (Geräuschen, Musik), Fernsehen kann außerdem Schrift und Bilder, vor allem bewegte Bilder präsentieren. Dieses jeweils spezifische Zusammen-

spiel von Sprechsprache mit anderen Zeichenarten, die z. T. eben auch verschiedene Sinne (Ohr und Auge) beanspruchen, führt zu eigentümlich komplexen Texten, die wiederum besondere Anforderungen an guten Sprachgebrauch stellen.

Man kann sich (mit Jäger 2002: 33f.; 2004: 72ff.) das Zusammenspiel so vorstellen, dass die verschiedenen Zeichenarten sich wechselseitig „überschreiben“, transkribieren, so dass – in der Produktion wie in der Rezeption der komplexen Texte – die Bedeutungen als Resultate eines Prozesses permanenten „Oszillierens“ entstehen: Die verschiedenen Zeichenarten machen sie dabei jeweils „(anders) lesbar“, indem sie sich wechselseitig kommentieren, erklären, übersetzen, erläutern, paraphrasieren, allerdings trotz allen Bezugs aufeinander strikt in der jeweils eigenen („autochthonen“) Semantik verbleibend.

Im Hörfunk kann die gemeinsame modale Basis, hörbare Laute, einen engen Zusammenhang von Sprache mit Geräuschen und Musik möglich machen, am deutlichsten in der Vokalmusik, in Liedern, aber auch schon in der Rhythmik gebundener Sprache; Rap-Musik kann hier als ein aktuelles Beispiel des Übergangs von Sprechen und Singen genommen werden. Andererseits ist der Abstand zwischen Sprachzeichen und Musik besonders groß und kann besondere Transkriptionseffekte erzielen, was man daraus ersehen kann, dass am Zeichencharakter von Musik immer wieder grundsätzliche Zweifel geäußert werden. Sicherlich hat Musik auch Bedeutung, allerdings kaum in einer referenziellen, eher schon in einer symbolischen oder emotionalen (konnotativen) Weise. Sprache muss der Musik häufig Referenzen hinzufügen und wird musikbeschreibend und -kommentierend eingesetzt, umgekehrt spielt Musik oft eine dienende Rolle, dann ähnlich wie Geräusche, z. B. als Rahmen, Gliederung (vor allem Titelmusiken, Titelsongs und Jingles), als Verknüpfung (durch Leitmotive) oder Unterstützung anderer Elemente, vor allem zur emotionalen Steuerung, aber auch beschreibend, etwa zur Imitation von Natur, Erzeugung musikalischer „Tonbilder“, Markierung von Zugehörigkeit zu Nationen, Regionen oder auch Genres. Geräusche können schon allein durch „Atmo“, dem typischen Sound eines bestimmten Aufnahmeorts, wie überhaupt so genannte O-Töne der Authentisierung eines Kontexts dienen, während einzelne „Effekte“, die künstlich erzeugten manchmal besser als die echten, mit knappen Mitteln die Sprachtexte gezielt pragmatisch rahmen und emotional ergänzen können.

Das Fernsehen hat durch die audiovisuelle Verbindung von Sprache, Musik, Geräuschen und (bewegten) Bildern (wie Tonfilm und Tonvideo) eine Optimierung des kommunikativen Potenzials erreicht, was zur besseren Ausschöpfung oder eben auch Überforderung kognitiver

Verarbeitungskapazität („cognitive load/overload“) führen kann. Hier kommt die Frage nach semantischer und zeitlicher Passung bzw. Dominanz der einzelnen Komponenten ins Spiel, die in der Analyse der Sprach-Bild-Relationen zur Differenzierung von Passungsmustern (On/Off-Sprecher; Potenzierung/Parallelisierung/Modifikation/Divergenz; vgl. Rauh 2002: 1834f.) bis hin zur so genannten „Text-Bild-Schere“ geführt hat, der man bis heute schädliche Folgen für das Textverstehen unterstellt. Überzeugender ist die Unterscheidung von einzelnen pragmatischen Bildfunktionen für Sprachtexte, zunächst bei Huth (1985), dem andere folgten, neuerdings sehr umfassend (und auch für Sprachfunktionen gegenüber Bildern) bei Burger (2005: 389-424).

Im Einzelnen gründen die transkriptiven Muster der Sprach-Bild-Verbindungen auf den semiotischen Differenzen und Ähnlichkeiten beider Zeichenarten (vgl. Sachs-Hombach 2003: 73ff.): Während Bilder wahrnehmungsnah, in großer semantischer Fülle und scheinbar rasch und universal, vor allem emotional verstehbar sind (allerdings nicht in ihrer kulturellen Ladung), braucht Sprache (mehr) Konventionen, kann dafür aber differenziert und auch referenziell gebraucht werden. Entsprechend finden wir Muster wie ‚Mit Worten sehen‘ (vgl. Holly 2006), wo Sprache Bilder beschreiben muss, die eben nicht selbsterklärend sind, die aber wegen ihrer Fülle, die auch Unbeabsichtigtes enthalten kann (Barthes 1989: 36), und wegen ihrer Anschaulichkeit im Gegenzug authentisierend und plausibilisierend wirken können. Andere Muster liegen vor, wo Sprachtexte durch persuasiv wirkungsvolle Bilder von On-Sprechern ‚autorisiert‘ und an bestimmte Zielgruppen ‚adressiert‘ werden (am deutlichsten etwa in Werbungs-Testimonials mit Prominenten oder Experten, aber auch in vielen Nachrichtenfilmen); Bilder können Sprachtext auch mit Hintergrundinformationen und -stimmungen ‚grundieren‘ oder ‚übermalen‘, wenn der Sprachtext argumentative Unterstützung auf der Bildebene braucht (vgl. Holly 2007).

Nicht zu vergessen sind Schrift, Grafiken und Standbilder, die nicht nur in informativen Kontexten zunehmen, z. T. auch als Laufschriften oder Animationen dynamisiert; für sie können ähnliche Transkriptionspotenziale angenommen werden und entsprechende Kombinationsleistungen in der Zusammenfügung von Sprach- und Bild-/Tontext. In jedem Fall gilt: Was in direkter Kommunikation habitualisiert geschieht, erfordert in technischen Medien eine mehr oder weniger bewusste, jedenfalls technisch zu bewältigende Montage und eine entsprechende Einstellung des Sprachtexts auf die Medienspezifik.

2.4 Institutioneller und soziokultureller Rahmen

Hörfunk und Fernsehen (beides zusammengefasst als *Rundfunk*) sind grundsätzlich institutionell verfasste Medien. Als Kommunikator fungiert in der Regel nicht ein Einzelner, sondern die Institution, jeweils bestehend aus Gruppen von nach Akteursrollen ausdifferenzierten Beteiligten (Autoren, Redakteure, Regisseure, Techniker, Sprecher, Schauspieler u. a.), die mehr oder weniger kooperativ zusammenwirken. Entsprechend komplex sind die Produktionsprozesse und Zurechenbarkeiten, die mit Alltagskommunikation nicht vergleichbar sind.

Betrachtet man die Geschichte von Hörfunk und Fernsehen in Deutschland, ist unmittelbar augenfällig, wie stark Politisch-Institutionelles und Soziokulturelles auf die Qualität der Texte Einfluss nehmen kann. Am einen Pol findet man die Strukturen staatlichen Rundfunks, wie er im Nazistaat und in der DDR etabliert worden war, wo explizite Zensur mit Sprachregelungen und Verboten stattfand. Am anderen Pol gibt es kommerziellen Rundfunk, der in Deutschland seit den 80er Jahren zugelassen wurde und der sich vorrangig an Einschaltquoten orientiert. Eine Besonderheit ist der nach britischem Vorbild in der Nachkriegs-BRD aufgebaute „öffentlich-rechtliche Rundfunk“, der nicht kommerziell, aber auch unabhängig von staatlichen Eingriffen sein sollte, nur unter der Kontrolle verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, die in Aufsichtsgremien repräsentiert sind. De facto hat dieser Typus zu ständigen Einflusskämpfen zweier von Parteien dominierter Lager geführt, die immer stärker versuchten, den Rundfunk für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Angesichts der wechselnden und selten sicheren Mehrheiten hatte sich so ein Proporzsystem entwickelt, das von der Personalpolitik über Sendeformen und Redezeiten in Diskussionssendungen bis hin zu einzelnen Formulierungen auf „Ausgewogenheit“ und die Vermeidung von Extremen geeicht war; die typische Haltung beim Formulieren war das Abklopfen auf schlimmstmögliche Deutungen, das Schlagwort des öffentlich-rechtlichen Journalismus dieser Zeit war „Schere im Kopf“. Mit der Schaffung des gemischten „dualen Systems“ hat sich diese Haltung etwas entspannt, jetzt gibt es dafür eine Tendenz zur umfassenden Kommerzialisierung, die überall boulevardisierende Züge verstärkt; auch der Nachrichtenbereich, wo man von ‚Infotainment‘ spricht, ist dem unterworfen.

Auf den konkreten Sprachgebrauch und seine Qualität wirken aber nicht nur die institutionellen Produktionsverhältnisse, auch die soziokulturellen Verhältnisse beim Publikum gehen als „recipient design“ in die Textgestaltung ein. Als Massenmedium richtet sich der Rundfunk grundsätzlich an ein breites und heterogenes Publikum, das

in seinem Alltag erreicht werden soll. Entsprechend finden sich generelle Züge von Textoffenheit und Intimität, so dass die Brücke zur privaten Sphäre geschlagen wird, gleichzeitig aber soll den unterschiedlichsten Rezipientengruppen Anschluss möglich bleiben; durch Interpretationsspielräume sollen Optionen für die spezifische und individuelle Aneignung eröffnet werden, die in primären Gruppen stattfindet und den Prozess der Medienkommunikation erst wirklich komplettiert (vgl. Holly/Püschel/Bergmann 2001). Texte in Spartensendern, Spartenkanälen und in spezifischen Genres sind dann thematisch und stilistisch deutlicher an bestimmte Zielgruppen adressiert.

Beide Medien, Hörfunk mehr noch als Fernsehen, werden häufig nebenbei, als Begleitmedien, genutzt. Sie erlangen vielleicht weniger öffentliche Aufmerksamkeit als in der Phase ihrer Einführung und unterliegen damit einer gewissen Veralltäglichen, sind aber umso besser in den Alltag integriert. Sie sind Teil der modernen Populärkultur und fungieren als Foren für die Weiterleitung und diskursive Aushandlung symbolischer Realitätsangebote, im ständigen Austausch mit der sie umgebenden Gesellschaft.

3 Medienethik

Gute Sprache ist ethisch fundierte Sprache. Dabei geht es nicht um Normen, die – der einen oder anderen Gesinnung entspringend – von außen an die Sprache herangetragen werden. Von solcher Art sind zahlreiche sprachkritische Forderungen und Verbote, etwa die Moden der „Political Correctness“ oder Verdikte von Euphemismen. Es kann aber nicht von vornherein feststehen oder von irgendwem festgelegt werden, wie etwas benannt werden muss – als ob nicht alle strittigen Benennungen interessegebunden wären. Ethische Fundierung soll heißen, dass Kommunikation auf Prinzipien beruht, wie sie H.P. Grice (1975) herausgearbeitet hat. In jeder Kommunikation muss sich der Sprecher wie der Hörer kooperativ an Maximen der Informativität, Wahrheit, Relevanz und Verständlichkeit orientieren, will er die Verständigung nicht auf Dauer gefährden (Heringer 1990; Wimmer 1990). Die Grice'schen Maximen sind sehr allgemein gehalten und müssen deshalb immer auf bestimmte Situationen bezogen werden.

Die Frage hier ist, ob sich darüber hinaus für die Medienkommunikation, speziell für Hörfunk und Fernsehen, weitere ethische Gesichtspunkte ergeben. Man kann mit gutem Grund fragen, ob der Journalist oder Medienakteur angesichts der Kommerzialisierung der komplexen Mediensysteme, die kaum einem Einzelnen die vollständige Kontrolle über den Text überlassen, überhaupt noch die Möglichkeit

hat, informativ und glaubwürdig mit Respekt vor der Würde des Menschen zu agieren. Anlässe zu Kritik gibt es immer wieder: Vieldiskutierte Fälle waren etwa die manipulierten Berichterstattungen in den beiden Golfkriegen, „Reality-TV“ oder die Verlagerung politischer Debatten in Talkshow-Rituale.

Die Praxis hat wohl erwiesen, dass weder freiwillige Selbstkontrollgremien wie der Deutsche Presserat (für die Printmedien) noch die für den Rundfunk zuständigen Landesmedienanstalten und Rundfunkräte mehr sind als Dekorationselemente mit Feigenblattfunktion. Zwar kann man etwa einen Ethik-Katalog wie die „Publizistischen Grundsätze“ des Deutschen Presserats mit Forderungen nach Wahrhaftigkeit, Interessenunabhängigkeit, Verzicht auf unlautere Methoden der Informationsbeschaffung, Wahrung von Persönlichkeitsrechten oder Zurückhaltung bei der Berichterstattung über Verbrechen durchaus als eine medienspezifische Formulierung bzw. Erweiterung der Grice'schen Maximen ansehen. Die täglichen Verstöße dagegen belegen aber zugleich die Wirkungslosigkeit solcher Grundsätze. Hier zeigen sich eben die bedeutsamen Unterschiede zwischen den Strukturen von Alltagskommunikation und Medienkommunikation.

Trotz der pluralistischen Medienstruktur auch des Rundfunksystems kann an fragwürdigen Praktiken, die ständiger Kritik bedürfen, kein Zweifel sein, und sei es nur, dass durch Marktstrukturen (z. B. bei internationalen Nachrichtenfilmagenturen), Programmplatzierungen, Themenlancierungen oder -ausblendungen, Deutungen von Ereignissen nach Standardschemata und essentialistischen Missverständnissen von Berichtsbildern (vgl. Holly 2006) hegemoniale Öffentlichkeitsstrukturen auch schon im unspektakulären Alltagsgeschäft der Medien zum Zuge kommen. Knobloch (1998: 75ff.) hat als Beispiele medientypische Funktionen benannt, denen man kaum entgeht (auch nicht als Medienmacher): die ‚Themen- und Focusfunktion‘ (im Sinne von Agenda-Setting), die ‚narrative Funktion‘ (mit der Einordnung in Standardschemata) und die ‚Zoomfunktion‘ (im Sinne von Intimisierung und Authentisierung) – und davon gesprochen, dass die „Illusion öffentliche Meinung“ beendet sei.

Es scheint angesichts der komplexen, diffusen und asymmetrischen Diskursstrukturen eben kaum wahrscheinlich, dass die kommunikativen Maximen gegenüber Medien von irgendwem dauerhaft erfolgreich eingeklagt werden können. Auf eine diskursive Verständigung sind die medialen Strukturen so wenig gerichtet wie die politischen. Mag sein, dass der Sprachgebrauch in Hörfunk und Fernsehen deren Medienspezifika immer besser versteht und zu handhaben weiß, für eine wirksame Medienethik gibt es nur selten einmal Anzeichen.

5 Literatur

- Baldauf, Heike 2001: Strukturen und Formen des fernsehbegleitenden Sprechens. In: Holly/Püschel/Bergmann (Hrsg.), 61-82.
- Barthes, Roland 1989: *Die helle Kammer*. Frankfurt/Main.
- Burger, Harald 2005: *Mediensprache*. 3. Aufl. Berlin-New York.
- Goffman, Erving 1981: Footing. In: Erving Goffman: *Forms of Talk*. Philadelphia, 124-159.
- Grice, Herbert Paul 1975: Logic and Conversation. In: Peter Cole/Jerry L. Morgan (Hrsg.): *Speech Acts. Syntax and Semantics*. Vol. 3: New York-San Francisco-London, 41-58.
- Keller, Rudi 1994: *Sprachwandel*. 2. Aufl. Tübingen-Basel.
- Häusermann, Jürg 1998: *Radio*. Tübingen.
- Heringer, Hans Jürgen 1990: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort“. Politik, Sprache, Moral. München.
- Holly, Werner 1995: Secondary Orality in the Electronic Media. In: Uta Quasthoff (Hrsg.): *Aspects of Oral Communication*. Berlin-New York, 340-363.
- Holly, Werner 1996: Alte und neue Medien. Zur inneren Logik der Mediengeschichte. In: Bernd Rüschhoff/Ulrich Schmitz (Hrsg.): *Kommunikation und Lernen mit alten und neuen Medien*. Frankfurt/Main, 9-16.
- Holly, Werner 2004: *Fernsehen*. Tübingen.
- Holly, Werner 2006: Mit Worten sehen. In: *Deutsche Sprache* 34, 135-150.
- Holly, Werner 2007: Audiovisuelle Hermeneutik. Am Beispiel der TV-Kampagne „Du bist Deutschland“. In: Fritz Hermanns/Werner Holly (Hrsg.): *Linguistische Hermeneutik*. Tübingen, 389-428.
- Holly, Werner, demnächst [a]: Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache von Hörfunk und Fernsehen. In: Ulla Fix/Andreas Gardt/Joachim Knappe (Hrsg.): *Rhetorik und Stilistik – Rhetoric and Stylistics. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Berlin-New York.
- Holly, Werner, demnächst [b]: Tabloidisation of political communication in the public sphere. In: Ruth Wodak/Veronika Koller (Hrsg.): *Handbook of Applied Linguistics*. Vol. 4: Language and Communication. Berlin-New York.
- Holly, Werner/Püschel, Ulrich/Bergmann, Jörg (Hrsg.) 2001: *Der sprechende Zuschauer*. Wiesbaden.
- Horton, Donald/Wohl, R. Richard 1956: Mass communication and para-social interaction. In: *Psychiatry* 19, 215-229.
- Huth, Lutz 1985: Bilder als Elemente kommunikativen Handelns in den Fernseh-nachrichten. In: *Zeitschrift für Semiotik* 7, 203-234.
- Jäger, Ludwig 2002: Transkriptivität. In: Ludwig Jäger/Georg Stanitzek (Hrsg.): *Transkribieren. Medien/Lektüre*. München, 19-41.
- Jäger, Ludwig 2004: Die Verfahren der Medien: Transkribieren – Adressieren – Lokalisieren. In: Jürgen Fohrmann/Erhard Schüttelpelz (Hrsg.): *Die Kommunikation der Medien*. Tübingen, 69-79.
- Keppeler, Angela 2006: *Mediale Gegenwart*. Frankfurt/Main.
- Knobloch, Clemens 1998: *Moralisierung und Sachzwang. Politische Kommunikation in der Massendemokratie*. Duisburg.
- Krämer, Sybille 2005: Das Medium zwischen Zeichen und Spur. In: Gisela Fehrmann/Erika Linz/Cornelia Epping-Jäger (Hrsg.): *Spuren Lektüren*. München, 153-166.
- Leonhard, Joachim Felix/Ludwig, Hans-Werner/Schwarze, Dietrich/Straßner, Erich (Hrsg.) 1999, 2001, 2002: *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*. 3. Bde. Berlin-New York.
- Ong Walter J. 1982: *Orality and Literacy*. London.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

Quintilianus, Marcus Fabius 1988: Ausbildung des Redners. – Institutio Oratoria. 2 Bde. 2. Aufl. Darmstadt.

Rauh, Reinhold 2002: Sprache im Film. In: Leonhard/Ludwig/Schwarze/Straßner (Hrsg.), Bd. 3, 1833-1836.

Sachs-Hombach, Klaus 2003: Das Bild als kommunikatives Medium. Köln.

Wimmer, Rainer 1990: Maximen einer kommunikativen Ethik – ihre Begründung und ihre Anwendung in der Praxis. In: Karl Ermert (Hrsg.): Sprachliche Bildung und kultureller Wandel. Loccumer Protokolle 56, 129-172.

The

German

Bookstore



+2 01203603638



germanbooks1

Gutes Deutsch für Zeitungsleser? Ein Medienereignis im Spiegel der Pressesprache

1 „Deutschland – ein Zeitungsland“

Für diese Schlagzeile als Einleitung meines Beitrags über gutes Deutsch in der Presse sprechen 22 Millionen Zeitungsexemplare und 359 verschiedene Tageszeitungen mit Unterausgaben (vgl. www.bdzv.de). Diese Zahlen stehen nicht nur für eine Vielfalt in der Presselandschaft, sondern lassen darüber hinaus auf eine gefestigte Informationskultur schließen und bestätigen vor allem, dass alltägliches Lesen ein Kulturbedürfnis ist. Ein Zeitungsleser liest nicht selten verschiedene Zeitungen und Zeitschriften und nutzt nicht nur dieses eine Medium. Er hört Radio, sieht fern und surft im Internet. Meistens werden diese Medien komplementär eingesetzt: Die „flüchtigen“ Medien, Radio und Fernsehen, zur Auskunft über aktuelle Nachrichten und zur Unterhaltung, die Zeitung indessen zur genaueren Orientierung.

Trotz der zunehmenden Konkurrenz auf dem Medienmarkt scheint die Akzeptanz der Zeitung nach wie vor ungebrochen. Zeitungen vermitteln Neues, bieten Hintergrundberichte aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Sport. Das Vertrauen der Leser in die Sachlichkeit und Glaubwürdigkeit, in die Aktualität und Transparenz, die Attraktivität und Ausgewogenheit, vor allem aber auch in die sprachliche Verständlichkeit der Zeitung ist für Journalisten und Verleger eine ständige Herausforderung.

Das spezifische Problem der Verabredung von Qualitätsstandards ist ebenso komplex wie schwierig und zielt auf eine medienkritische Auseinandersetzung, die sich nicht auf die Debatten um eine angemessene Diktion von Texten reduzieren lassen will. Zwar werden mit Recht von notorischen Sprachnörglern hohle Phrasen, leere Plastikwörter oder ausgediente Modefloskeln öffentlichkeitswirksam gerügt. Eine solche ästhetisch-moralische Sicht im Sinne eines normativ-sprachpflegerischen Ansatzes, dessen Maßstab die Literatursprache ist, macht es sich aber zu leicht, allein aus diesem Grunde einen permanenten Sprachverfall im öffentlichen Sprachgebrauch prophezeien zu wollen. Eine derart einseitige Kritik wird der Funktionalität der Sprache in der Presse nicht gerecht. „Mediensprache“ und „Pressesprache“ sind inzwischen gängige Begriffe, wenn das Problemfeld des medialen Sprachgebrauchs diskutiert wird, dennoch darf sich damit nicht die Vorstellung einer mediensprachlichen Varietät verbinden: „Massen-

Medien haben keine eigene ‚Sprache‘ [...] Wohl aber haben sie eigene Praktiken des Umgangs mit Sprache [...] entwickelt“ (Burger 1990: 3). Der Sprachgebrauch verschiedener Printmedien zeigt sich in pressetypischen Verfahren und Textsorten für eine potentielle Zielgruppe. Wollte man diesen vielschichtigen Prozess plakativ im Stil der Medien ausdrücken, würde einem eine Schlagzeile wie „Gutes Deutsch ist verständliches Deutsch“ in den Sinn kommen.

Auf der Grundlage des medienlinguistischen Zugangs sollen im Folgenden Texte aus der Süddeutschen Zeitung (SZ)¹, der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)² und der BILD-Zeitung³ ausgewählt werden und als komplexe Handlungen in ihrem institutionellen Gefüge als Kommunikationsangebot für den Leser beschrieben werden. Dass verschiedene Zeitungen einen eigenen charakteristischen „journalistischen Stil“ und ein (typisches) Layout entwickelt haben, ist unbestritten und prägt das Image der jeweiligen Zeitung als „Marke“.

2 Medienkritik – „Kontrastmittel und Gegengift“

Mit diesen treffenden Metaphern verweist Bucher (2003: 25) auf die Notwendigkeit, Normverstöße aufzudecken und einer manipulierenden Wirkung durch Zeitungstexte entgegenzuwirken.

Grundsätzlich gilt der Appell an Journalisten, Verleger und Herausgeber, sich bei ihrer Arbeit der „Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit und ihrer Verpflichtung für das Ansehen der Presse“ bewusst zu sein und „ihre publizistische Aufgabe fair, nach bestem Wissen und Gewissen, unbeeinflusst von persönlichen Interessen und sachfremden Beweggründen“ (Pressekodex 2006) wahrzunehmen. Das Spannungsfeld von journalistischer Freiheit und zunehmendem Einfluss von Gewinnprognosen und Absatzzahlen forciert die Einsicht, dass es notwendig sei, erneut über Qualitätsstandards für journalistische Medienprodukte nachzudenken. In letzter Zeit zwingt der Konkurrenzdruck die Medien dazu, immer rascher zu entscheiden, ob eine Nachricht gebracht werden solle, so Hans Leyendecker, leitender politischer Redakteur der Süddeutschen Zeitung (vgl. Medientreffpunkt Mitteldeutsch-

¹ Die verkaufte Auflage beträgt 442565 Exemplare. Zu den Lesern zählen vor allem Höhergebildete (Abitur, Studium), Einkommensstarke, Fach- und Führungskräfte (www.sueddeutscher-verlag.de).

² Die FAZ (F.A.Z.-Media-Service) verweist auf durchschnittlich 365 000 verkaufte Exemplare und zielt auf „einkommensstarke, gebildete und erfolgreiche Leser“.

³ Die BILD-Zeitung hat eine Auflage von 3,8 Mio. Exemplaren und erscheint in 23 unterschiedlichen Regionalausgaben. Der typische Leser ist männlich und ein Facharbeiter mit Hauptschulabschluss (www.bild.t-online.de).

land). Die Medien schauen auf ihre Mitbewerber, übernehmen unter Zeitdruck ungeprüft immer häufiger presserecht vorgefertigte Meldungen – auch von Pressestellen großer Unternehmen und von politischen Institutionen, was die Frage aufwirft, ob sich Journalisten immer noch als kritische und kontrollierende Kraft begreifen. Den Kontext von journalistischen Qualitätszielen im Hinblick auf personelle Ressourcen, auf Investitionen und auf die Lernfähigkeit der Akteure vernachlässigend, will ich vor allem dem Gelingen der Medienkommunikation zwischen Journalist und Leser nachgehen, das in hohem Maße von einer angemessenen Sprachverwendung geprägt ist.

In der folgenden Analyse soll die Qualität der Pressesprache ausschließlich an der intendierten Nutzerfreundlichkeit (vgl. Haller 2003: 184) gemessen werden. Sie wird bestimmt durch

- die Dominanz des Aussageinhalts gegenüber dem Design, wenn gleich ein Text durch visuelle Informationen ergänzt und erweitert werden kann,
- standardisierte Presstextmuster, die beim Leser als bekannt vorausgesetzt werden können und
- Ordnungsmuster, nach denen die Presstexte innerhalb der Zeitung platziert werden.

Der kritischen Sicht auf Texte innerhalb einer Zeitungsausgabe und zwischen periodischen Ausgaben einer Zeitung liegt der Foucault'sche Diskursbegriff (vgl. Foucault 1977) zugrunde, wonach intertextuelle Beziehungen einen Prozess gesellschaftlich relevanter kollektiver Wissenskonstitution bewirken.

Dieser Anspruch ist nur einzulösen, wenn die Redakteure ihren Beitrag so gestalten, „wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung [...] gerade verlangt wird“ (Grice 1979: 248). Die Presstexte müssen sich an Maximen messen lassen, die handlungsleitend sind, wenn relevante, wahrhaftige, hinreichend umfassende und verständliche Informationen bereitgestellt werden. Bucher (vgl. 2003: 23) ergänzt diese vier Maximen um zwei weitere: Die Information müsse aktuell sein und eine gewisse – binnen- und außenplurale – Vielfalt aufweisen. Diese sechs Maximen seien gewissermaßen eine Art „kommunikativer Imperativ“, ohne dessen Unterstellung öffentliche Kommunikation praktisch nicht möglich und begrifflich nicht bestimmbar wäre. Haller (1992: 206 f.) bezeichnet die Grice'schen Prinzipien als „Funktionsnorm“ des Journalismus.

Im Folgenden will ich die öffentliche Debatte über die Freiheit der Kunst am Beispiel des Diskurses um die Absetzung der Mozart-Oper „Idomeneo“ nachzeichnen und medienkritisch auswerten.

3 „Selbstzensur an der Deutschen Oper“ – Freiheit der Kunst im Fokus öffentlicher Meinung

Diese thematische Schlagzeile (s. Abbildung: S. 203) liefert den Schwerpunkt für die Themenseite der SZ und verweist auf einen kulturpolitischen Diskurs in allen Medien über etwa drei Wochen: Die Deutsche Oper Berlin hatte wegen befürchteter islamistischer Anschläge die ab dem 5. November 2006 geplante Wiederaufnahme der Mozart-Oper „Idomeneo“ in der Inszenierung von Hans Neuenfels vom Spielplan genommen.

Dass die mediale Auseinandersetzung über ein kulturpolitisches Thema hauptsächlich die Printmedien beherrscht, liegt in den Vorzügen dieses spezifischen Mediums begründet. Die Zeitungen geben Informationen zur Mozart-Oper, erklären und übersetzen inhaltliche Details der Berliner Inszenierung und antizipieren dabei den Kenntnisstand und die Interessenlage der erwarteten Zielgruppe. Insofern orientiert die Zeitung nicht nur, sondern übernimmt auch eine enzyklopädische Funktion, die es dem Leser ermöglicht, die Informationsaneignung selbst zu disponieren und neues Wissen für die eigene weiterführende Anschlusskommunikation zu akkumulieren. Die Zeitungen ordnen das aktuelle Geschehen in die gesellschaftliche Situation umfassend ein, erinnern im Kontext der Auseinandersetzung mit dem Islam an den Streit um die Mohammed-Karikaturen⁴ und um das Papst-Zitat⁵.

Die aktuellen Konsequenzen der neuerlichen Diskussion über den Umgang mit dem Islam betreffen aber nicht die Bewahrung der Pressefreiheit oder die der Freiheit der Wissenschaft, sondern nunmehr steht

⁴ Im September 2005 hatte die dänische Tageszeitung „Jyllands Posten“ 12 Karikaturen gezeigt, die den islamischen Propheten Mohammed thematisieren. Unter strenggläubigen Moslems ist die bildliche Darstellung des Gesichts Mohammeds verboten. Daraufhin protestierten muslimische Organisationen und es kam weltweit zu gewalttätigen Ausschreitungen. International wurde der Wert der Presse- und Meinungsfreiheit diskutiert.

⁵ Während seines Besuchs in Deutschland im September 2006 hielt Papst Benedikt XVI. vor Wissenschaftlern in der Regensburger Universität eine Vorlesung und zitierte darin eine Aussage des spätmittelalterlichen byzantinischen Kaisers Manuel II Palaiologos zur Rolle der Gewalt im Islam, was von Vertretern des Islam heftig kritisiert wurde.

203

Am Beispiel der SZ soll nun die Umsetzung des Themas anhand

- verschiedener Presstextsorten
- eines leserfreundlichen Layouts und
- der intertextuellen Verflechtung

in der Zeitungsausgabe vom 27.09.06 analysiert werden. Die Textdichte während des Diskursverlaufs macht es möglich, weitere Texte aus Zeitungsausgaben der folgenden Tage in die Betrachtung einzubeziehen.

3.1 Textgestaltung – Layout – Leserfreundlichkeit

Wenn es um Fragen der Seitengestaltung und der Textstruktur geht, wird das Textdesign als journalistische „Freiheit“ von Präsentationsformen gern kritisiert (vgl. Bucher 1996). Gute Pressesprache lebt aber auch von einer interessanten Überschaubarkeit. Übersichtlichkeit, Anschaulichkeit und Informationsportionierung können die Erschließbarkeit der Informationen verbessern. Es soll nun an einem Beispiel der Seite 2 in der SZ vom 27.09.06 (s. Abb.) angedeutet werden, wie durch eine integrative Strategie der Zeitungsgestaltung die Hierarchie und Ordnung der Seitengestaltung beeinflusst wird. Folgerichtig verändern sich die Maßstäbe der Verständlichkeit, die nicht mehr nur auf den Einzeltext, sondern auf den „Dialog“ zwischen den Texten ausgerichtet sein müssen. Leserfreundlichkeit scheint der Schlüssel zum Erfolg auf dem umkämpften Medienmarkt zu sein. Wie das Beispiel der SZ zeigt, ergänzen angesehenen Zeitungen ihre anspruchsvollen Texte systematisch durch Bilder: Ein Foto, als optisches Zentrum der SZ-Seite, zeigt einen Ausschnitt von der „Idomeneo“-Premiere des Jahres 2003 und spielt mit der Bildunterschrift auf die Kontroverse des Jahres 2006 an: „Ein Theatercoup, der das Publikum schon bei der Premiere im März 2003 in Empörte und Begeisterte spaltete“. Über dem Foto kündigt der „Meldungsanreißer“ (Bucher 1996) den Inhalt dieser Themen-Seite kurz an: Der Vorwurf einer „Selbstzensur“ erzeugt beim Leser die Erwartung, auf eine argumentative Auseinandersetzung mit dem Problem.

Der Hauptbeitrag dieser Seite ist ein Bericht als Teil der mehrkanaligen Informationsvermittlung. Zentriert angeordnet soll dieser Text durch das darüberliegende szenische Bild die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich ziehen. Die Schlagzeile „Der geköpfte Prophet“ und der Vorspann (Lead) „Die Intendantin wollte Aktionen von Islamisten verhindern, jetzt werden diese umso mehr erwartet“ thematisieren das

Wichtigste und ordnen den Text in die Seitenstruktur ein. Intratextuell antwortet der integrierte Vorspann auf Fragen, die im Fließtext (Body) zusammenhängend dargestellt werden.

Der gemeinsame Wissensvorrat über Textsorten wie Bericht, Meldung, Kommentar, Reportage und Interview bildet nun auch die Verstehensbasis für die „neuen“ Mischformen, die sich im Zuge der integrativen Perspektive der Zeitungsgestaltung entwickelt haben. So ermöglicht es die Segmentierung eines Themenkomplexes, einzelne Themenelemente in Clustern aus verschiedenen Darstellungsformen auszulagern und das traditionelle Pyramiden-Prinzip der Textsorte Bericht aufzulösen.

Die SZ strukturiert die Seiten und schafft Textcluster. Langtexte werden durch mehrere kurze Texte ersetzt, ohne dass es zu inhaltlichen Verkürzungen führt, wie Bucher (1996) treffend bemerkt. In Clustertexten wird das komplexe Thema aus verschiedenen Blickwinkeln behandelt: Jörg Königsdorf berichtet über die Schlusszene des „Idomeneo“ und kennzeichnet den Regisseur Hans Neuenfels als „Enfant terrible des deutschen Theaters“. Überleitungssätze sichern die Kohärenz, führen neue Informationen ein und interpretieren diese.

Zugespißt und provozierend urteilt Königsdorf über den gegenwärtigen Widerspruch, dass „nicht die Premiere, sondern die Absetzung eines Stückes zum Skandal“ werde. Er blickt zurück und schafft so eine Anbindung zwischen der gegenwärtigen Diskussion um die Freiheit der Kunst, dem zurückliegenden Streit um die Mohammed-Karikaturen und dem Papst-Zitat. Er beklagt an der aktuellen Diskussion im Umgang mit dem Islam, dass es „mittlerweile offenbar gar keiner islamistischen Störung mehr“ bedürfe, eine bloße Möglichkeit einer Tabuverletzung allein reiche schon aus, und das sei dann „ein Etappensieg für radikale Splittergruppen“. Dieser informationsbetonte Bericht wird durch kommentierende Passagen angereichert, so dass Textsorten vermischt werden. Ironisch süffisant bemerkt Königsdorf, die Aufführung hätte „zu einem idealen Lackmustest für das unterschiedliche Aggressionspotential der Weltreligionen“ werden können, und appelliert an die Intendanten der deutschen „Stadttheater“ ihre Inszenierungen auf „Islam-Witze hin abzuklopfen, selbst wenn sie schon durch etliche Abo-Reihen“ gelaufen seien. Der Leser hat Freude an diesem ironischen Schluss und lässt sich so auf den Kommentar mit der Schlagzeile „Nichtswissen heißt nichts ausschließen“ von Hans Leyendecker einstellen.

Leyendecker wendet sich klar gegen die Einschüchterung demokratischer Gesellschaften und mahnt zur Besonnenheit: „Beschwerden wird sich niemand, dass die Apokalypse ausgeblieben ist. Solche Papiere lie-

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

gen auf vielen Schreibtischen. Ungewöhnlich ist nur, dass jemand die Botschaft richtig ernst genommen hat.“ Sarkastisch resümiert er:

„Wenn Gefährdungsanalysen der Polizei oder der Nachrichtendienste zur Torgefahr zu dem Schluss kommen, eine Großstadt wie Berlin sei ‚ein Teil des globalen Gefahrenraums‘, Deutschland liege im ‚Zielgebiet‘ islamistischer Fanatiker, aber es gebe keine Hinweise auf ‚konkrete Anschläge‘, dann ist die Lage nicht beunruhigend. Dann ist sie eigentlich entspannt. Übersetzt heißt das Geraune: Sicherheitsbehörden wissen nichts, schließen aber auch nichts aus.“

Linksseitig lenkt ein Bild das Interesse des Lesers auf das Porträt der Intendantin (27.09.06, S. 2). Jörg Königsdorf charakterisiert Kirsten Harms als eine Frau, die „viel lieber über Kunst reden würde“ als über die „Widrigkeiten der Kulturpolitik“, die lieber „seltene Opern kaum bekannter Komponisten“ inszenieren würde und an jungen Regietalenten interessiert sei. Königsdorf vermittelt in diesem Zusammenhang nicht nur ein Charakterbild, sondern erlaubt einen Einblick in die Problematik der Berliner Verhältnisse: Es gehe um Kürzungen, Einsparungen, Entlassungen – und vor allem darum, „weshalb das zweitgrößte deutsche Opernhaus unter ihrer Leitung nach wie vor nicht über eine magere Zweidrittelauslastung hinauskomme“. Gerade jetzt probe sie an ihrer ersten eigenen Inszenierung und – damit schließt Königsdorf sein Porträt – werde nicht dazu kommen, „über Musik zu reden“. Königsdorf bietet dem Leser ein umfangreiches Arsenal als Rüstzeug auf dem Weg der Meinungsbildung.

3.2 Intertextualität

Die Besonderheit des Einspalters „Klare Sätze, nachgeschoben“ ist der explizite diachrone Bezug auf die Verarbeitung von Informationen aus Prätexten wie Pressemitteilungen, Agenturtexten, O-Tönen aus Pressekonferenzen und Zitaten, die als indirekte Redeerwähnung im Konjunktiv eingeführt sind. Im Stile einer Reportage berichtet Steffen Heinzelmann über die Pressekonferenz der Berliner Oper am 26. September und sieht die Intendantin in einer nahezu ausweglosen Situation. Er konfrontiert sie mit Vorwürfen seitens des Bundesinnenministers, des Kulturstaatssekretärs und des Regierenden Bürgermeisters sowie mit der Rücktrittsforderung des Regisseurs. Der Leser erlebt dann aber doch eine Kirsten Harms, die überraschend konsequent und beherrscht mit Vehemenz ihre Entscheidung verteidigt und von einem „unkalkulierbaren Sicherheitsrisiko“ spricht. Der Medientext als Posttext steht somit vorerst am Abschluss einer Kette von Texten, auf die ich auszugsweise verweisen will:

DEUTSCHE OPER BERLIN
PRESSEMITTEILUNG
ACHTUNG!
Spielplanänderung
IDOMENEO im November entfällt

25. Sept. 2006

[...] Grund für diese Änderung im November-Spielplan sind bei den Berliner Sicherheitsbehörden eingegangene und nach deren Einschätzung durchaus ernst zu nehmende Hinweise, dass Szenen der „Idomeneo“-Inszenierung, die sich neben den anderen großen Weltreligionen auch mit dem Islam auseinandersetzen, derzeit ein unkalkulierbares Sicherheitsrisiko für das Haus darstellen. Um eine Gefährdung ihres Publikums und ihrer Mitarbeiter auszuschließen, hat sich die Intendanz der Deutschen Oper Berlin deshalb entschlossen, von der Wiederaufnahme des „Idomeneo“ im November 2006 abzusehen. [...]

Nachrichtenagenturen produzierten daraufhin Agenturtexte. In der anschließenden Agenturmeldung sind bereits Inhalte der Pressemitteilung des Berliner Innensenators Körting eingearbeitet. Erwartungsgemäß werden einzelne Passagen aus der Pressemitteilung übernommen und Wörter und Wortgruppen direkt wieder aufgenommen:

ddp vom 25.09.06 18:59:37

Kultur/Theater/Oper/Idomeneo

Deutsche Oper nimmt „Idomeneo“ aus Sicherheitsgründen vom Spielplan Berlin (ddp). Die Deutsche Oper Berlin hat aus Angst vor islamistischen Protesten und Anschlägen die Oper „Idomeneo“ von Wolfgang Amadeus Mozart im November vom Spielplan genommen. Es habe bei den Sicherheitsbehörden durchaus ernst zu nehmende Hinweise gegeben, dass Teile der Inszenierung, die sich neben den anderen großen Weltreligionen auch mit dem Islam auseinandersetzen, derzeit ein „unkalkulierbares Sicherheitsrisiko“ für das Haus darstellen, teilte ein Sprecher der Oper am Montag mit.

Im Unterschied zur „diachronen Intertextualität“ besteht zwischen den Medientexten auf einer Zeitungsseite oder zwischen denen in der gesamten Zeitungsausgabe eine „synchrone Intertextualität“ (Bucher 2004: 87).

Eine gute Pressesprache muss dem Leser optimale Orientierungshilfen geben. Die thematischen Bezugnahmen der Beiträge untereinander konstituieren den Ereigniszusammenhang. Das Wissen um Textmuster ermöglicht es dem Leser, einen Kommentar zu lesen, um z. B. die Sichtweise aus dem Bericht legitimiert zu wissen. Eine perspektivische Modularisierung von Texten, verlangt ein Themenarrangement, das auf das bessere Verständnis und den „Dialog“ mit weiteren Texten setzt und fundierte Anschlussdiskurse unterstützt: In der Rubrik „Meinung“ (Seite 4) kommentiert Heribert Prantl unter der Headline „Feig-

heit ist keine Kunst“ den Zusammenhang dieser Spielplanänderung mit der ersten Islamkonferenz, die Bundesinnenminister Schäuble zeitgleich am 27. September in Berlin eröffnet. Das aktuelle Geschehen nutzt er geschickt im Sinne der Wissensvermittlung für aufgeklärte Leser.

„Es ist ein eindruckliches Beispiel für die Gleichbehandlung aller Religionen: Am Schluss der Oper tritt der Kreterkönig Idomeneo noch einmal auf die Bühne und rekt triumphierend die abgeschnittenen Köpfe von Poseidon, Jesus, Mohammed und Buddha in die Höhe. Man kann sich über die Botschaft streiten, die der Regisseur Hans Neuenfels seinen Hauptdarsteller da aus dem blutigen Sack ziehen lässt. Jedenfalls wird auf der Bühne allen überirdischen Instanzen der Garaus gemacht – allen! Das ist wohl nicht die Gleichbehandlung der Religionen, wie sie die Muslime bei der Islamkonferenz einfordern wollen.“

Ein „großes Theater habe kopflos reagiert“, so Prantl, und „den Spielplan geändert“. Solche „Feigheit“ sei „keine Kunst“ und auch „kein gutes Signal für den Auftakt zur Islamkonferenz“.

Im Feuilleton, Seite 13, setzt sich der intertextuelle Dialog in dieser Zeitungsausgabe fort und wird ergänzt durch ein Interview mit dem Regisseur Hans Neuenfels. Die Textsorte Interview baut auf Vorkenntnissen des Lesers auf, die er aus der Lektüre vorhergehender Zeitungsartikel gewonnen hat. Neuenfels äußert sich persönlich betroffen und problematisiert die Situation seines Stückes an der Deutschen Oper. Man dürfe in einer Demokratie die Diskursrechte nicht kampflos aufgeben.

Die Vielfalt der Textmuster und Cluster in der SZ zielt auf eine umfangreiche Aufarbeitung des Themas, so dass neben der Maxime der Relevanz, für die auch die Textdichte in den Zeitungsausgaben ein Beleg ist, auch die Maxime der Quantität als hinreichend umfassend bewertet werden kann. Der Facettenreichtum, mit dem das Thema aufbereitet und entfaltet wird, spricht für die Qualitätsmaxime und eine gründliche Recherche, die durch Quellenangaben an Glaubwürdigkeit gewinnt.

4 Die Schuldfrage – „Erst sollte es niemand merken, jetzt soll es kein Präzedenzfall sein“

Gutes Deutsch ist auf den Adressaten bezogenes Deutsch. Insofern wählen die Redaktionen Textmuster und Sprachstile, in denen sich die Leser wiedererkennen können. Nachdem ich bereits auf den Zusammenhang von Textsorten und Pressesprache in der SZ hingewiesen habe, will ich nun die sprachliche Realisierung des Gestaltungsprinzips

der Emotionalisierung in der FAZ und der BILD-Zeitung gegenüberstellen.

In der FAZ wird die Verantwortung für die Absetzung der Oper polemisch kommentiert. Die Metapher vom „klammheimlichen Kniefall“ (27.09.06, S. 37) kehrt in den Texten der Zeitung indirekt, aber auch direkt wieder. Im Leitartikel „Die Bresche“ kritisiert Eleonore Büning (FAZ 27.09.06, S. 1), die „klammheimliche“ Absetzung der Mozart-Oper sei ein „Akt vorausseilender Hysterie“, aus „Furcht vor islamistischen Anschlägen“, der „die Institution bürgerliches Theater an seiner Basis“ beschädigt habe. Über die einzelne Person hinaus wird damit Kritik an der allzu leichtfertigen Bereitschaft zur Preisgabe der eigenen Wertvorstellungen geübt. Gefahren für westliche Demokratien sieht Büning in der „Korrosion der bürgerlichen Denkweise“, im „Verkümmern der Zivilcourage“ und in der „Selbstaufgabe des Grundrechts auf freie Meinungsäußerung“.

Die FAZ unterstellt der Intendantin indirekt Unredlichkeit: Erst durch den Hinweis eines Informanten habe sich ein Redakteur des Evangelischen Pressedienstes (epd) für die Sache interessiert, habe dann beim Landeskriminalamt und dem Opernhaus nachgefragt, so dass daraufhin erst die Pressemeldung vom 25.09.06 ausgelöst worden sei (vgl. 27.09.06, S. 37). Die Beschreibungen der Intendantin, sie handle aus „mütterlicher Fürsorge zum Schutze ihres Theaters, ihres Publikums, ihrer Mitarbeiter“ kennzeichnen sie indirekt als linkisch und unprofessionell. Während der Pressekonferenz gebe sich Harms zwar „sichtlich Mühe, gefaßt zu wirken angesichts des Wirbels, den ihre jüngste Entscheidung ausgelöst“ habe. Ihre „tapfer ausgestellte Fassung“ aber bröckele.

In der FAZ vom 29.09.06 schließlich relativiert ein Kommentar die heftige Kritik an der Intendantin zulasten des Berliner Innensenators Körting:

„Nun mag man Harms durchaus zugute halten, sie sei ein Opfer fahrlässiger Panikmache des Innensenators geworden, habe anschließend in ehrlicher Furcht um die Sicherheit ihrer Mitarbeiter gehandelt, wie das inzwischen einige Sympathisanten tun [...]. So wie sich die Vorgeschichte der ‚Idomeneo-Absetzung‘ inzwischen entfaltet hat, stehe Kirsten Harms ‚längst nicht mehr allein‘.“

Die Redakteure der FAZ argumentieren überwiegend sachlich, beschreiben Situationen, die Wertungen andeutungsweise nahelegen und Zustimmung oder Ablehnung hervorrufen. Der Leser erfährt Gründe, die ihn bei der Meinungsbildung unterstützen.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

Auf Anschlussdiskurse zielt auch der Stil der BILD-Zeitung, der durch kurze Sätze und oberflächliche Wertungen emotionalisiert.

5 Warum kuschen wir vor dem Islam?

Diese drastische Schlagzeile als Frage formuliert kontaktiert den Leser durch das inklusive „wir“. Die Aufmerksamkeit des Rezipienten wird auf den Umgang mit dem Islam, auf die Angst vor Terroristen und vor islamistischer Gewalt gelenkt. Die Brückenfunktion zum Text übernimmt ein Bild, durch das auch der Inhalt der folgenden Meldung leichter verständlich wird:

„Die Berliner Mozart-Oper – abgesetzt vor Wut und Gewalt empörter Moslems! Jetzt diskutiert ganz Deutschland: Warum kuschen wir eigentlich vor dem Islam? Sind wir schon so weit, dass wir unseren Alltag aus Sorge vor Moslem-Extremisten umkrempeln? Die große Debatte, was Politiker sagen – Seite 2.“

Die Bildunterzeile vermittelt den konkreten Kontext und erläutert das Bild, auf dem der „blutverschmierte Idomeneo“ den „abgeschlagenen Kopf Mohammeds in den Händen“ hält. Typisch sind die direkten Emotionalisierungen durch negativ wertende Lexik wie „Angst“, „Empörung“ oder „Gefahr“, „gewalttätig“ oder „feige“. Stellvertretend für die „Empörung bei der Bundesregierung“ wird Innenminister Schäuble in direkter Rede zitiert, der die Absetzung der Inszenierung als „verrückt, lächerlich, inakzeptabel“ kritisiert. Dieter Wiefelspütz, „SPD-Innenexperte“, kommt in der BILD mit zwei wertenden Adjektiven zu Wort: „bedrückend und beschämend“. Die isolierten Stellungnahmen werden nicht in Ereignisberichte integriert, so dass der Leser keine weiteren Detailinformationen erhält.

Der jeweils nicht verifizierbare elliptische Quellenhinweis: „zu BILD“ soll den Eindruck von Aktualität und Glaubwürdigkeit hervorgerufen und das Image prominenter Personen auf die BILD-Zeitung übertragen und ihr Akzeptanz verleihen.

Emotionalisiert wird auch durch eine Syntax, die eigentlich für den mündlichen Sprachgebrauch kennzeichnend ist. So sollen z. B. einfache Aussagesätze mit Nachstellungen, die als Ausrufe oder Fragen gekennzeichnet werden, Empörung assoziieren. Auf Eile und Ungeduld zielen Doppelpunkt-Konstruktionen ab, die die Aussage verkürzen:

„Die Deutsche Oper Berlin hat die weltberühmte Mozart-Oper ‚Idomeneo‘ abgesetzt – aus Furcht vor gewalttätigen Moslems! Grund: Die Inszenierung zeigt die abgeschlagenen Köpfe von Jesus, Buddha – und Mohammed.“

Am 28.09.06 ist unter der Zitatschlagzeile „Angst wäre der erste Sieg der Terroristen“ ein Interview mit dem bayrischen Ministerpräsidenten Stoiber (CSU) abgedruckt. Diese intertextuell sekundäre Textsorte soll weniger zur Vertiefung bereits vorliegender Informationen dienen, sondern im Sinne der BILD-Zeitung unterhaltend sein und ist gekennzeichnet durch überwiegend wertende und emotionale Lexik „Angst vor islamistischem Terror“, „Angst vor islamistischem Meinungsterror“, „Kultur der Ängstlichkeit“, „Wahrheit [...] ohne Wenn und Aber“, „Absage an Gewalt“, „Gewaltausbrüche provozieren“. Die hohe Frequenz der deontischen, d. h. moralische Wertungen implizierenden Bedeutungen verstärkt Spannung, Aufgeregtheit und Empörung. Die suggestiven Fragen an Ministerpräsident Stoiber, die für die BILD-Zeitung typisch sind, reizen den Leser und steigern die Aufmerksamkeit: „Herr Stoiber gehen wir vor dem Islam in die Knie?“ oder „Glauben Sie noch an die Integration der rund 3,5 Millionen Muslime in Deutschland?“ Herr Stoiber antwortet knapp und mit „klaren Worten“, wie die BILD-Zeitung lobt: „Wir dürfen die Freiheitsrechte des Grundgesetzes niemals aus Angst aufgeben!“, die Absetzung der Mozart-Oper sei ein „Riesen-Fehler“ gewesen und die Integration sei „keine Einbahnstraße“, deshalb müssten sich die „islamischen Glaubensgemeinschaften in Deutschland öffnen“, so dass in deutschen Moscheen „zumindest auch auf deutsch gepredigt werden sollte“. Nicht nur die Sprache, die Bilder und die Typographie lenken die Meinung, sondern auch das Layout. Unter dem Foto, das Edmund Stoiber zeigt, findet sich im Stile des Patchwork, die Frage: „Wird der Karnevals-Hit ‚Die Karawane‘ bald verboten?“

Aus neutraler Sicht ist diese Art und Weise von Unterhaltung im anspruchsvollen Kontext eines Diskurses über die Freiheit der Kunst nicht nachvollziehbar.

8 Fazit

Anhand der Analyse eines komplexen kulturpolitischen Diskurses sollte gezeigt werden, wie gedruckte Zeitungen im Bewusstsein ihrer Vorzüge und Stärken neue Formen entwickeln, um sich dem harten Wettbewerb mit den elektronischen Medien zu stellen.

Sprache ermöglicht Verständigung und macht Informationen, Wertungen und Meinungen nachhaltig. Die Pressesprache dient dem Leser, ohne sich ihm anzudienen. Insofern zeichnet sich seriöser Journalismus dadurch aus, die Wirklichkeit nicht zu inszenieren, sondern zu rekonstruieren. Die Distanz des Redakteurs zu einem Ereignis sichert Glaubwürdigkeit, der reflektierte Umgang mit der Sprache sorgt für Ver-

ständigkeit – zwei wichtige Kriterien, an denen Leser die Qualität „ihrer“ Zeitung messen.

Der Stil der SZ und der FAZ zeichnet sich durch Direktheit, Prägnanz und Klarheit ebenso aus wie durch elegante Formulierungen, anregende Bilder und scharfzüngige Interpretationen. Diese sprachliche Varianz zeigt sich auch in gepflegten und anspruchsvollen Satzkonstruktionen, in Textmustern und einer überschaubaren Zeitungsgestaltung.

Die BILD-Zeitung macht durch großflächige Bilder und typographische Mittel auf aktuelle Politik aufmerksam – sogar im Bereich der Kulturpolitik. Würde man versuchen, die im Abschnitt zwei genannten pressekritischen Qualitätskriterien auch auf eine Boulevardzeitung anzuwenden, so müsste man feststellen, dass die BILD-Zeitung für ihren Leserkreis zwar aktuell und verständlich ist und ihm eine Anschlusskommunikation ermöglicht. Kriterien wie Relevanz, Wahrhaftigkeit und Umfang der Informationen sind aber nicht auf Boulevardzeitungen übertragbar und sollten deshalb modifiziert beurteilt werden.

9 Literatur

- Bucher, Hans-Jürgen 1991: Pressekritik und Informationspolitik. Zur Theorie und Praxis einer linguistischen Medienkritik. In: Hans-Jürgen Bucher/Erich Straßner (Hrsg.): *Mediensprache – Medienkommunikation – Medienkritik*. Tübingen, 3-109.
- Bucher, Hans-Jürgen 1996: Textdesign – Zaubermittel der Verständlichkeit? Die Tageszeitung auf dem Weg zum interaktiven Medium. In: Ernest W. B. Hess-Lüttich/Werner Holly/Ulrich Püschel (Hrsg.): *Textstrukturen und Medienwandel*. Frankfurt/Main.
- Bucher, Hans-Jürgen 2003: Journalistische Qualität und Theorien des Journalismus. In: Hans-Jürgen Bucher/Klaus-Dieter Altmeyden (Hrsg.): *Qualität im Journalismus*. Wiesbaden, 11-34.
- Foucault, Michael 1977: *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/Main.
- <http://www.bdzv.de> (letzter Aufruf 16. März 2007)
- Pressekodex vom Deutschen Presserat in Zusammenarbeit mit den Presseverbänden beschlossen und Bundespräsident Gustav W. Heinemann am 12. Dezember 1973 in Bonn überreicht. In der Fassung vom 13. September 2006.
- Weischenberg, Siegfried 2004: *Journalistik. Medienkommunikation: Theorie und Praxis*. Bd. 1: *Mediensysteme – Medienethik – Medieninstitution*. 3. Aufl. Wiesbaden.

Quellen

- Süddeutsche Zeitung (gedruckte Ausgabe)
- Frankfurter Allgemeine Zeitung (gedruckte Ausgabe)
- BILD-Zeitung /Regional: Magdeburg (gedruckte Ausgabe)
- Pressemitteilungen
- „Medientreffpunkt: Mitteldeutschland“
- Pressemitteilung der Deutschen Oper Berlin
- Agenturtext der ddp

lol. Gutes Deutsch in Neuen Medien?

1 Einleitung

Wenn ein neues Kommunikationsmedium aufkommt, werden immer schnell auch Klagen laut, dass die damit einhergehenden neuen Kommunikationsformen den Sprachverfall fördern. Dies war z. B. im 19. Jahrhundert mit der Einführung der Postkarte der Fall, als viele das Ende der Briefkommunikation und der damit verbundenen Stilkonventionen sowie der Fähigkeit, stilistisch anspruchsvolle, elaborierte umfangreichere Texte jenseits der literarischen Welt zu verfassen, die sich dennoch auf hohem sprachlichem Niveau bewegen sollten, sehen wollten (Diekmannshenke 2002). Es ist alles ganz anders gekommen: Die Postkarte hat keineswegs die Briefkommunikation überflüssig werden lassen, sie existiert bis heute neben und zusätzlich zu dieser. Ähnliche Klagen bezüglich der weiteren Lebenszeit des Privatbriefs wurden mit der massenhaften Verbreitung und Nutzung des Internets und hier speziell der E-Mail sowie des Handys und der mit dessen Hilfe möglichen SMS-Kommunikation laut. Man muss kein Prophet sein, um auch in diesem Fall vorhersagen zu können, dass beide die Briefkommunikation nicht ersetzen werden. Zwar wird es Veränderungen und Wandlungen geben, aber diese sind in der Kommunikations- und Sprachgeschichte nichts Ungewöhnliches.

Aktuelle Sprachverfallsszenarien kreisen in aller Regel um zwei Themenkomplexe: Da ist zum einen der angeblich immer stärker werdende negative Einfluss des Englischen, häufig als „Denglish“ apostrophiert, zum anderen die ebenfalls behauptete nachlassende Sicherheit im Umgang mit der Orthographie des Deutschen, wobei allgemein angenommen wird, dass dadurch auch dessen Stellenwert in der Schriftkommunikation sinken würde. So verkündete der SPIEGEL in Heft 40 des Jahres 2006 den Ausverkauf der deutschen Sprache – Titelthema „Deutsch for sale“. Dabei geht Spiegel-Autor Mathias Schreiber so weit, in jenen Kommunikationsformen nicht nur Belege für diesen „Ausverkauf“ zu finden, sondern deren Nutzung als mitverantwortlich für den Sprachverfall zu sehen:

„Das Handy, zumal seine ablesbaren ‚SMS‘-Kurznachrichten (‚CU im East?‘ – gemeint ist ‚see you ...‘), aber auch der E-Mail-Verkehr übers Internet, mit samt den dort üblichen ‚Chatrooms‘, ‚Downloadportalen‘ und ‚Websites‘, sind nicht nur Medien dieses Verlusts, sondern Mitursachen.“ (Schreiber 2006: 183)

Man mag ein wenig erstaunt sein, dass die Kommunikationsform Chat so bedenkenlos mit „Downloadportalen“ als Serviceplattformen sowie ganz pauschal mit „Websites“ als miteinander vernetzten Domänen und damit Internetstrukturen gleichgesetzt wird, aber dies entspricht dem nicht minder oberflächlichen Herangehen des Autors an die gesamte Thematik. Auch Deutschlands derzeit bekanntester Sprachkritiker Bastian Sick widmet sich in Folge zwei seiner Zwiebfisch-Kolumnen in einem eigenen Kapitel der E-Mail-Kommunikation (vgl. Sick 2005: 230-247), ohne jedoch zu einem ähnlich negativen Urteil wie Schreiber zu kommen. Und in seiner Kolumne vom 19. April 2006, Titel „Kein Bock auf nen Date“, konstatiert er trotz aller sprachlichen Defizite in einzelnen Textexemplaren ein hohes Maß an Lebendigkeit unserer Sprachkultur, auch und dank der genannten Kommunikationsweisen.

2 Kommunikationsweisen in Neuen Medien

Grundsätzlich muss zwischen einem Medium und den mit ihm verbundenen Kommunikationsweisen unterschieden werden. So stellen Computer und die technischen Bedingungen des Internets das (technische) Medium für eine ganze Reihe von Kommunikationsweisen bereit. Zu diesen zählen insbesondere E-Mail, Newsgroup, Gästebuch, Forum, Chat und Weblog. Das Internet selbst stellt eine Struktur oder ein System dar (vergleichbar der Post), in dem diese Kommunikationsweisen unter bestimmten technischen Bedingungen realisiert werden. Ähnliches gilt für die Website, die ebenfalls eine Struktur, allerdings innerhalb des Internets, darstellt. Innerhalb der jeweiligen Kommunikationsweisen bilden sich anlasstypische Text- oder Kommunikationssorten aus, die durch spezifische Erscheinungsweisen, Texthandlungsmuster und Textbausteine gekennzeichnet sind. Daneben existieren teils überlieferte, teils sich neu herausbildende Normen und Konventionen, die vor allem rezipientenseitig als Textsortenerwartungen manifest sind. Letztere schlagen sich neben formalen Ausprägungen hinsichtlich der äußeren Gestaltungen der einzelnen Texte als spezifischen Textsortenexemplaren in stilistischen Erwartungen nieder. Davon zeugt die seit Jahrhunderten existierende Ratgeberliteratur, die inzwischen auch spezielle Kapitel zur E-Mail enthält (Ratgeber 2005).

3 E-Mail – der elektronische Brief?

Die E-Mail kann zweifellos als die am intensivsten genutzte internetbasierte Kommunikationsweise bezeichnet werden. Von vielen Nutzern/ Nutzerinnen wird sie als elektronische Version des guten, alten Briefs

gesehen. Dies bestimmt zum einen die Wahrnehmung der einzelnen E-Mails und orientiert sich hinsichtlich der Gestaltung der jeweiligen E-Mail an eben diesen Brieftraditionen, -normen und -konventionen. Zugleich zeigen die öffentlichen, aber auch die politischen und juristischen Diskussionen um Fragen wie z. B., ob eine Kündigung per E-Mail ausgesprochen werden darf und rechtsgültig ist, welche Anredeform wann angemessen bzw. noch akzeptabel ist, wie Rechtschreibfehler in E-Mails zu bewerten sind und dergleichen mehr, dass sich hier ein Sprachwandel beobachten lässt, der sich auch auf die kommunikativen Normen und Konventionen auswirkt. So zeigen sich Sprachratgeber hinsichtlich dessen, was korrekt, angemessen, akzeptabel oder gar gut ist, recht zurückhaltend. Insgesamt lässt sich feststellen, dass strikte Regeln als nur bedingt geltend gekennzeichnet werden: „Die Regeln für förmliche Briefe gelten nur insofern, als es Absender, Adressat, Anrede, Gruß- und Abschiedsformeln gibt, aber sie sind informell und ungezwungen“ (Ratgeber 2005: 265). Mitunter werden als einzige „strikte formale Bedingungen“ (ebd.: 263) für die E-Mail-Kommunikation die korrekte Schreibung der E-Mail-Adresse angegeben sowie – im internationalen Verkehr – der Verzicht auf das ß und die deutsche Umlautschreibung (vgl. Zimmer 1997: 272ff.). Alle diese Regelungen dienen der Sicherung der Zustellung der E-Mail und der Lesbarkeit des Textes. Die Ratschläge für die Wahl des jeweiligen Stils laufen in dem genannten Ratgeber auf einen generellen Hinweis hinaus: „Auch hier macht der Ton die Musik, und man sollte nur so schreiben, wie man selbst Post bekommen wollte“ (Ratgeber 2005: 266).

Auch Bastian Sick (2005) folgt weitgehend dieser Auffassung. Zwar gibt er noch einige weitere Ratschläge hinsichtlich der Nutzung der Betreff-Zeile, der Nutzung der Reply-/Antwort-Funktion oder einer automatisch angehängten Signatur – insgesamt hält er für private E-Mails einen ähnlichen Ratschlag bereit: „In seinen privaten E-Mails kann selbstverständlich jeder so schreiben, wie es ihm beliebt, sofern er sicher ist, dass es dem Empfänger genauso beliebt“ (ebd.: 242). Aufschlussreicher noch ist das Fazit seiner Beschäftigung mit E-Mails:

„Klarheit ist gefordert! Gute Lesbarkeit, lieber eine zu große Schrift als eine zu kleine, ganz normale Sätze mit Subjekt, Prädikat, Objekt, Kommas und einem Punkt am Ende, ein Mindestmaß an Höflichkeit und vor allem: nichts, was blinkt und grell ist, flackert oder pulsiert oder auf sonst eine Art und Weise geeignet wäre, das Auge des Empfängers zu beleidigen. Wer sich an einen ihm persönlich nicht bekannten Adressaten wendet und auf eine Antwort hofft, sollte sich um ein gewisses Maß an Verbindlichkeit bemühen. Fröhlichkeit ist dabei keinesfalls unangebracht, Förmlichkeit aber auch nicht. Eine E-Mail ist wie eine Visitenkarte, sie verrät weit mehr über uns als ihr schierer Inhalt.“ (Ebd.: 246)

Betrachtet man diese Ratschläge genauer, so unterscheiden sie sich deutlich von den klassischen Briefstellern oder auch von der früheren, allgemeineren Ratgeberliteratur. An die Stelle konkreter Anweisungen sind Hinweise getreten, die eher – in einer Umdeutung der Grice'schen Konversationsmaximen (vgl. Grice 1979) – als kommunikationsethische Prinzipien verstanden werden können, die unsere kommunikativen Erwartungen maßgeblich steuern. Auch Ulrich Püschel orientiert sich in seinem Buch „Wie schreibt man gutes Deutsch?“ an Grice:

„Nicht die fast unüberschaubare Zahl von Textmustern mit ihren jeweiligen stilistischen Besonderheiten wird ausgebreitet, auch nicht eine Auswahl dieser Textmuster. Stattdessen werden solche sprachlichen Erscheinungen behandelt, die immer eine Rolle spielen, wenn es um gutes Deutsch geht, und zwar ganz unablässig vom konkreten Schreibenanlass.“ (Püschel 2000: 32)

Solche Prinzipien findet Püschel im Grice'schen Kooperationsprinzip sowie in den vier Maximen Quantität, Qualität, Relevanz und Modalität, die er als Orientierungspunkte seiner Stillehre ansieht.

Typisch für neue Kommunikationsweisen und die damit verbundenen neuen Textsorten, die meist Modifikationen der traditionellen Textsorten darstellen, ist die Herausbildung eigener Normen und Konventionen. Häufig ist dabei eine Unsicherheit der Schreiber/-innen hinsichtlich der tradierten Normen zu beobachten (vgl. Eichhoff-Cyrus 2000: 60). Diese Prozesse werden häufig begleitet von Thematisierungen eben dieser Konventionalisierungsprozesse.

In der Internetkommunikation können die sog. Netiketten als Versuch der Nutzer/-innen angesehen werden, sich selbst Normen für den kommunikativen Umgang miteinander zu setzen. Angelika Storrer und Sandra Waldenberger (1998) haben speziell in Bezug auf Netiketten zur E-Mail-Kommunikation gezeigt, dass diese sich im Spannungsfeld von präskriptiven Normen moralisch-ethischer Art – Storrer/Waldenberger sprechen hier von Regeln vom Typ Knigge (vgl. Storrer/Waldenberger 1998: 71ff.) – und typischen Erwartungen von Sprachbenutzern und Sprachbenutzerinnen bzw. Empfehlungen, die diesen für das Verfassen von E-Mails gegeben werden, bewegen. Letztere bezeichnen sie als Regeln vom Typ Grice (ebd.: 67ff.). Während diese sich vor allem daran orientieren, die Kommunikation zu erleichtern und besonders auf Verständlichkeit zielen (ebd.: 71), sind die Regeln vom Typ Knigge anders zu bewerten:

„Die Regeln, die wir dem Typ Knigge zugeordnet haben, bringen die Wertvorstellungen der ‚Internet-Gemeinde‘ deutlich zum Ausdruck: die freie Meinungsäußerung, den kostenlosen Austausch von Informationen und anderen Ressourcen sowie die Toleranz gegenüber abweichenden Meinungen

und Randgruppen. Netiketten setzen auf Selbstverantwortlichkeit, auf Einsicht und Kooperationswillen der Beteiligten und auf die Möglichkeit, grobe Verstöße gegen die Netikette durch netzinterne Maßnahmen zu sanktionieren.“ (Ebd.: 75)

Eine typische Form der Reaktion auf Verstöße gegen die Netikette stellt das sog. Flaming dar, was als strengste Sanktionsmaßnahme den Ausschluss eines Users bzw. einer Userin vorsieht.

Thim-Mabrey (2002) konstatiert in ihrer Untersuchung zu modernen Brief- und E-Mail-Ratgebern sowie entsprechenden Netiketten allerdings, dass viele Ratgeber ebenso wie Netiketten die E-Mail in erster Linie als elektronischen Brief auffassen und sich dementsprechend an der Brieftradition orientieren:

„In allen Fällen zeigt sich aber, trotz teilweiser anderer Füllung, eine implizite und explizite Fortschreibung traditioneller Normwerte von der herkömmlichen Briefratgebung in die Netikette. Daraus wäre als vorläufiger Schluss zu ziehen, dass dieses ganz neue Medium, mit seinen scheinbar ebenfalls ganz neuen und erläuterungsbedürftigen Gepflogenheiten, aus der Sicht der Netikette-Ratgebung doch überwiegend [...] den alten Normwerten unverändert verpflichtet ist bzw. verpflichtet wird.“ (Thim-Mabrey 2002: 135)

Grundsätzlich muss bei der Betrachtung von E-Mails und dem darin realisierten Sprachgebrauch zwischen formellen und privaten E-Mails unterschieden werden.¹ Während sich die formellen E-Mails hinsichtlich der jeweiligen Normen stark an den entsprechenden Briefpendants orientieren, so wie es auch Sick (2005) empfiehlt, gelten für private E-Mails wesentliche freiere Konventionen, die sich einerseits an Verständlichkeit, andererseits daran orientieren, was gegenseitig akzeptiert wird. Ersetzen manche private E-Mails eher einen Notizzettel oder eine mündliche Antwort per Telefon oder gar vis-a-vis, so sind das die Maßstäbe, an denen sie gemessen werden sollten. Sind sie kommunikativ erfolgreich, so müssen die gewählten sprachlichen Mittel als angemessen beurteilt werden. Torsten Siever sieht hierin einen Ausdruck von Sprachökonomie, die „mit zunehmender Privatheit ansteigt, aber dennoch gemessen an anderen computervermittelten Kommunikationsformen nur dezent in Erscheinung tritt“ (Siever 2006: 77).

Wie schwierig die Aufstellung von Normen ist, zeigt sich bei der E-Mail-Kommunikation noch im Hinblick auf eine andere Erscheinung. Vor allem in privaten E-Mails, aber auch in formelleren kann

¹ Für eine genauere Betrachtung von E-Mails ist selbstverständlich eine weitergehende Ausdifferenzierung in einzelne Textsorten und die damit verbundenen Konventionen und Normen notwendig. Dementsprechend verändert sich auch die Bewertung der eingesetzten sprachlichen Mittel.

man in bestimmten Fällen eine Art von Wechsel des Kommunikationsmodus beobachten. Entsprechend dem traditionellen Briefwechsel gibt es auch einen E-Mail-Wechsel. Allerdings zeigt sich dabei, dass mitunter eine Beinahe-Synchronizität der Kommunikation erreicht wird, wie sie für die Chatkommunikation kennzeichnend ist. So werden vor allem in Fällen einer schnellen Reaktion auf die eigene Mail, verbunden mit dem Wissen, dass der Mailpartner gerade online ist, Mails geschrieben, die knappe Antworten auf die erfolgte Reaktion darstellen. In solchen Fällen wird vielfach die Anrede weggelassen. Grußformel und Unterschrift bleiben manchmal erhalten – wenn auch verkürzt –, werden aber auf keinen Fall mehr als obligatorisch angesehen. Dieser Wechsel im Kommunikationsmodus von der vergleichsweise formal gestalteten E-Mail hin zur schnellen schriftliche Notiz unter stärkerer Einbeziehung konzeptionell mündlicher Elemente ist jedoch nicht nur in privaten, sondern auch in formelleren E-Mails zu beobachten. Vor allem wird dabei die Reply-Funktion genutzt, was z. B. Sick (2005: 236) kritisiert: „Das Erstellen eines Antwortformulars kostet uns nur einen Mausklick, aber es nimmt uns nicht das Nachdenken darüber, ob der empfangene Text wirklich noch mal in Gänze mitverschickt werden muss.“ Doch auch hier gilt: Wenn es nur um die schnelle Antwort geht, was durchaus der kommunikativen Höflichkeit geschuldet ist, den Mailpartner nicht unnötig lange auf die Antwort warten zu lassen – da er oder sie auch nicht mit Sicherheit wissen kann, ob der/die Partner/Partnerin weiterhin online ist –, so ist eine solche Verfahrensweise nicht nur akzeptabel, sondern angemessen.

Ähnliche Überlegungen können auch für die Groß- und Kleinschreibung gelten. Ein genereller Verzicht auf Großschreibung ist in der E-Mail-Kommunikation zumindest bislang nicht zu beobachten. Ob ein solcher Verzicht als unhöflich oder unangemessen zu beurteilen ist, bleibt letztlich der individuellen Beurteilung überlassen. Der Verzicht auf Großschreibung in E-Mails mag bei längeren Texten leserunfreundlich, bei einer Kurzmitteilung jedoch der Schnelligkeit geschuldet sein.

Die E-Mail-Kommunikation entlastet die ‚alten‘ (metallinen) Postfächer stark, hat aber zu einem rapiden Anschwellen ihrer elektronischen Pendants geführt. Dies ist nicht allein auf die unzähligen Spam-, Junk- und sonstigen Werbemails oder gar Viren-Attacken per E-Mail zurückzuführen. Handler (2002) konstatiert denn auch eine Entwicklung, die sich als negativ erweisen könnte, zwar nicht in Hinblick auf den konkreten Sprachgebrauch, sondern eher auf das kommunikative Handeln insgesamt: „Die E-Mail scheint aber auch zu Dialogizität zu verleiten, wo sie wenig angebracht und hilfreich ist; nämlich dort, wo es zu ‚Verkommunizierung‘ von provisorischen oder peripheren

Handlungselementen kommt“ (ebd.: 162). Als Beispiele nennt Handler eine Einladung zu zwei Vorträgen, die insgesamt 5 Mails benötigt, oder Erfahrungen aus der universitären Praxis, wie viele E-Mails gewechselt werden, bis ein sowieso institutionell geregelter Vorgang wie das Ausstellen und Abholen eines Leistungsnachweises kommuniziert ist:

„Mit einem Hang zur Kommunikations-Romantik ließe sich die Idee einbringen, es gebe damit eben mehr ‚Aushandeln‘ und ‚partizipativeres Kommunizieren‘. Demgegenüber müssen sich solche Sprachhandlungen aber auch die Frage nach Organisationskompetenz, Professionalität und Angemessenheit gefallen lassen. [...]“

Es wäre somit zu ergänzen, dass in vielen Fällen auch die Überlegung, ob überhaupt eine Mail geschrieben werden soll, durchaus zu ersprießlichen Auswirkungen auf den Stil von Kommunikation führen kann.“ (Ebd.: 163)

4 Chatkommunikation: Tippen, wie einem der Schnabel gewachsen ist?

Stärker noch als der E-Mail-Kommunikation haftet der Chatkommunikation² der Makel an, Ausdruck von sprachlicher Armut und Beliebigkeit zu sein. Doch wie im Fall der E-Mail-Kommunikation ist hier eine differenzierte Betrachtungsweise angebracht. Da grundsätzlich zwischen selektierten und unselektierten Chats, unabhängig von einer jeweils möglichen Moderierung, unterschieden werden muss, zeigen sich hier deutliche Unterschiede im Sprachgebrauch. Selektierte Webchats, die in aller Regel auch moderiert sind, orientieren sich sehr stark an orthographischen und den jeweils spezifischen kommunikativen Normen (vgl. Diekmannshenke 2005). So zeigen z. B. Politikchats überwiegend sprachlich komplexe Chatbeiträge, in denen die Schreiber und Schreiberinnen viel Wert auf angemessene Anredeformen und eine dem Gegenstand angemessene sprachliche und orthographische Gestaltung ihres Beitrags legen sowie einen weitgehenden Verzicht auf Alltagssprachliches üben. Die Orientierung an schriftsprachlichen Konventionen wird deutlich erkennbar:

Jens: Liebe Frau Merkel, sind sie bereit, auch deutsche Soldaten notfalls in den Krieg zu schicken ? Bitte um kurze und präzise Antwort ... danke sehr.
[...]

² Hier sollen ausschließlich Webchats untersucht werden. Für die ebenfalls beliebte und verbreitete IRC-Kommunikation gilt trotz einiger kleiner Unterschiede Entsprechendes.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

Freundchen: Sehr geehrte Frau Merkel, mit großer Sorge verfolge ich als junger Mensch die Thematik Altersvorsorge. Welches Konzept ist Ihrer Meinung nach entscheidend, damit wir als junge Bevölkerung nicht nur Einzahler sondern in 40 Jahren auch Empfänger bleiben?

(politik-digital v. 5.2.2003).

Dieser Befund gilt jedoch nicht für unselektierte Webchats. Neben der fehlenden Formalität der meisten dieser Chats spielt vor allem die Schnelligkeit des Chatgeschehens eine wichtige Rolle. So ähneln diese Chats kommunikationsstrategisch Alltagsgesprächen, in denen die jeweiligen sozialen Beziehungen und Aktivitäten im Vordergrund stehen und die Kommunikation synchron erfolgt. Dementsprechend können diese Chats als konzeptionell hochgradig mündlich (vgl. Koch/Oesterreicher 1994; Dürscheid 2003) angesehen werden, hier jedoch von „getippten Gesprächen“ zu reden, wie dies gelegentlich in der Literatur geschehen ist, trifft nicht zu. So entfällt z. B. die Möglichkeit simultanen Sprechens ebenso wie einige weitere wesentliche Charakteristika von Gesprächen.³ Auffällig ist allerdings die von den Chatern/Chaterinnen bewusst gewählte Nähe zur Mündlichkeit. Man könnte deshalb auch von einer inszenierten Mündlichkeit sprechen.

Will man diese zwar schriftlich realisierten, konzeptionell aber eher mündlichen Texte beurteilen, so können die Normen und Konventionen, die üblicherweise für Texte gelten, nur bedingt als Maßstab fungieren. Vorrangiges Ziel der jeweiligen Chatbeiträge ist die Initiierung und Aufrechterhaltung der Kommunikation und darüber hinaus der jeweiligen sozialen Beziehung. Anders als im klassischen Alltagsgespräch findet diese Kommunikation jedoch im rein virtuellen Chatroom statt, in dem zugleich weitere Chatter/-innen agieren. Anders als in der Face-to-Face-Situation wird die Adressierung nicht durch non-verbale Mittel wie körperliche Zuwendung zum Gegenüber, Blickkontakt usw. unterstützt, sondern muss explizit mit sprachlichen Mitteln erfolgen. Zudem kommt es in Chats, in denen viele Chatter/-innen gleichzeitig aktiv sind, zu einem Auseinanderreißen der einzelnen Dialogparts durch die übrigen, ebenfalls auf den Monitor ausgegebenen Chatbeiträge der anderen Teilnehmer/-innen. Um dieses Auseinander-

³ Selbstverständlich kann das Schreiben der Chatbeiträge simultan erfolgen, die Technik verhindert jedoch eine simultane Ausgabe am Bildschirm. Hier erscheinen die Beiträge erst dann, wenn sie vom Schreiber abgeschickt und vom Server auf die Monitore ausgegeben werden. Dies lässt übrigens grundsätzlich eine Überarbeitung des eigenen Beitrags noch während des Produktionsprozesses zu, ohne dass die Kommunikationspartner dies erkennen, ein weiterer wichtiger Unterschied im Vergleich zum Gespräch.

reißen, welches das Aufrechterhalten der Kommunikation erschwert, raum-zeitlich nicht zu weit gehen zu lassen, versuchen die Chatter/-innen möglichst schnell auf den Beitrag des jeweiligen Chatpartners bzw. der Chatpartnerin zu reagieren. Vor diesem Hintergrund wird es offensichtlich, dass Kleinschreibung und eine große Toleranz gegenüber Verstößen gegen Orthographienormen diesem kommunikativen Ziel untergeordnet werden. Auch Personen, denen zweifellos orthographische Kompetenz unterstellt werden kann, unterlaufen Tippfehler, wie der folgende Ausschnitt aus dem Chat von Rhein-Zeitung Online am 5. September 2005 anlässlich der Bundestagswahl mit Politikern/Politikerinnen aus Rheinland-Pfalz zeigt. Die inhaltliche Diskussion zwischen Politikern/Politikerinnen und Chattern/Chatterinnen leidet darunter nicht.

[Andrea Nahles] firewall: Der Personalschlüssel wurde im Zusammenhang mit den Ganztagschulen in Rheinland-Pfalz deutlich erhöht. Die Ausbildung von Kindergartenleiterinnen für die pädagogische Betreuung von unter 3-jährigen auf Fachhochschulniveau gehoben (Remagen) – also, das immer noch mehr wünschenswert ist, will ich nicht bestreiten, aber die Landesregierung hat hier finanziell massive Schwerpunkte gesetzt und das ist auch gut so.

[Volker Wissing] An Gottlieb: Das verbietet unsere Verfassung.

[Josef Winkler] an eifelduell: Wenn ich bei Quiz-Sendungen mitmachen will, dann bewerbe ich mich bei Jauch.

(Chat von RZ Online am 5.8.2005 [Unterstreichungen von mir; HJD]).

Den Gegenüber nicht allzu lange auf eine ‚Antwort‘ warten zu lassen, ist hier die Maxime des kommunikativen Handelns. Dass entgegen vielfacher Annahme orthographische Normen nicht vollständig suspendiert sind, zeigen Selbstkorrekturen bzw. selbstkritische Äußerungen:

[Flameboy] @beide: Beherrschen Sie das Zehn-Finger-Tip-System? :D [...]

[Julia Kloeckner] @flameboy Nee, mir fällt auch gleich mein Zeigefinger ab [...]

[Sabine Baetzing] @Flameboy: na ja, so la la... entschuldigt die Tippfehler... ;) (Chat von RZ Online am 13.8.2005).

Entsprechende Äußerungen nach Beendigung des ‚offiziellen‘ Teils des Chats belegen, dass sich die Chatter/-innen der Problematik durchaus bewusst sind, schnelle Antworten auf ihre Beiträge aber wichtiger finden als die Beherrschung entsprechender Schreibtechniken und die absolute Beachtung der Orthographie:

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

[opti] Auch meine Fragen wurden nicht alle beantwortet, aber wenn frau so viel auf einmal lesen und beantworten soll.....

[...]

[diderot] stimmt, du hast ja ein Feuerwerk von Fragen abgeschossen ☺

[alibaba] Richtig. Und wenn man nicht blind tippen, schreiben ohne zu denken a la Alibaba, und gleichzeitig die nächste frage lesen kann ☺

[opti] Ich ahte eben viele Fragen ☺☺

(Chat von RZ Online am 13.8.2005).

5 Gästebücher, Newsgroups, Foren, Weblogs

Die Befunde für E-Mail- und Chatkommunikation lassen sich weitgehend auch auf die übrigen internetbasierten Kommunikationsweisen übertragen. Da die jeweiligen Beiträge, je nach Ausprägung und Nutzung unterschiedlich, zwischen E-Mail- und Chatkommunikation positioniert sind, zeigen sie denn auch deren unterschiedliche Erscheinungsweisen. Prägen eher E-Mail-dominierte Züge die Beiträge, so finden sich auch die dominanten sprachlichen Mittel privater E-Mail-Kommunikation, ähneln sie jedoch schnellen, flüchtigen Einträgen, die vor allem eine kurze und oft witzig gestaltete Antwort auf einen vorherigen Eintrag darstellen, so finden sich entsprechend mehr sprachliche und graphostilistische Mittel, die typisch für die Chatkommunikation sind. Viele Einträge in elektronischen Gästebüchern, Newsgroups oder Foren weisen jene Flüchtigkeit oder Oberflächlichkeit auf, die viele Textexemplare der internetbasierten Kommunikationsweisen kennzeichnen. Leidet bei aller Toleranz jedoch die Verständlichkeit, wird dies von anderen Usern/Userinnen angemahnt:

>Und Gardner auf den halt ich
>für das was er verdient
>am wenigstens aus der Mannschaft,
>die ich ansonsten als sehr
>stark und ausgeglichen einschätze.

Was willst Du uns damit sagen???
Ich jedenfalls verstehe es nicht.

u. a.w.g. Danke
(Internet-Forum der Telekom Baskets Bonn; 18.3.2007).

Ein weiteres Beispiel für den selbstreflexiven Umgang mit dem eigenen und fremden Sprachgebrauch in internetbasierten Kommunikationsweisen findet sich in den Einträgen und Beiträgen des Bremer *Sprachblogs*. Einerseits fallen die Einträge durch ein stark schriftsprachlich

orientiertes, elaboriertes Deutsch auf. Andererseits werden sprachkritische Äußerungen selbst wiederum kritisch beleuchtet und diskutiert:

Learnings in Demut

Wie die meisten Sprachwissenschaftler bin ich ein radikaler sprachlicher Deskriptivist. [...]

Aber hauptsächlich bin ich Deskriptivist, weil die präskriptiven Impulse, die natürlich auch mich von Zeit zu Zeit befallen, sich meistens als Schnellschüsse meinerseits herausstellen.

So sitze ich z. B. heute morgen beim Frühstück und surfe nebenbei ein bisschen durch die Bloglandschaft, als ich das hier lese:

Dazu muss ich erläutern, dass ich im Laufe der Zeit mit mehreren studentischen Gruppen unterschiedliche Einsatzszenarien ausprobiert habe. Ein paar Learnings (eine erste Sammlung): ...

„Ein paar Learnings“ — das weckt präskriptive Gelüste. Was mich hier stört ist nicht die Tatsache, dass der Autor ein englisches Lehnwort verwendet (obwohl es ein Wort wie „Erkenntnisse“ oder „Einsichten“ wohl auch getan hätte). Nein, was mich stört ist, dass dieses Lehnwort so klingt als ob es entweder (a) gar kein echtes Lehnwort sondern nur ein billiges „Imitat“ ist, oder noch schlimmer, als ob es sich (b) um ein inhaltsleeres Schlagwort handelt, das sich findige Unternehmensberater und/oder Medienmacher und/oder Kommunikationsmenschen ausgedacht haben, um die Tatsache zu übertünchen, dass sie eben *nichts* gelernt haben.

Eine Google-Suche zeigt schnell, dass das Wort im englischen Sprachraum durchaus zu finden ist. Meine Theorie mit dem Imitat ist also schon einmal vom Tisch. Dafür bestätigt sich schnell meine zweite Vermutung — das Wort taucht genau in den unternehmerischen, medienmachenden, kommunikationsmenschelnden Zusammenhängen auf, in denen ich es vermutet habe.

Veröffentlicht von Anatol Stefanowitsch am 14. März 2007 um 08:56 Uhr in Kurz Notiertes.

Kommentieren | Trackback

6 Kommentare zu „Learnings in Demut“

1. Thomas Pleil hat geschrieben:

Herzlichen Dank für die lehrreiche Auseinandersetzung, die mich (obwohl ich den Begriff wohl nicht ganz so verkehrt eingesetzt habe) zu Recht daran gemahnt, mit (Pseudo-)Anglizismen zurückhaltender zu sein. Da ich mich täglich sehr viel im Internet bewege, wo der Wechsel zwischen englisch und deutsch laufend stattfindet und wo sich (ein altes Argument, ich weiß) für vieles Neue nur englische Begriffe einbürgern, lösen sich manchmal auch beim Schreiben Sprachgrenzen nahezu auf. Dennoch: Ich bemühe mich um Besserung!

Am 14. März 2007 um 09:14 Uhr | [Permalink](#)

(Sprachblog; <http://www.iaas.uni-bremen.de/sprachblog/2007/03/14/learnings-in-demut/#more-44>; 18.3.2007).

Die kommunikative Absicht, eine sachliche Diskussion zu führen, in der der selbstreflexive Umgang mit Sprache thematisiert wird, wirkt sich deutlich erkennbar auf die Wahl der sprachlichen Mittel aus. Was nicht heißt, dass die Diskutanten nicht bei einer anderen Kommunikationsweise im Internet auch andere sprachliche Mittel wählen würden.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

Internetbasierte Kommunikationsweisen wie Chat und Foren bieten zumeist jugendlichen Usern und Userinnen einen Platz für den spielerischen und kreativen Umgang mit Sprache. So

„werden von der Norm abweichende Schreibweisen und die spielerischen Handlungen, die mittels Informatikstrukturen ausgedrückt werden, als lustig empfunden und positiv gewertet. Die Tatsache, dass sich in einigen ersten Beiträgen weitaus weniger jugend- und umgangssprachliche Elemente, Regionalismen und internettypische Schriftsprachverwendungen finden und dass diese Beiträge eher schriftsprachlich konzipiert wurden, spricht aber dafür, dass den Teilnehmern bewusst ist, dass bestimmte Themen und Anlässe einen gesonderten Sprachgebrauch erfordern. Die Verwendungen von Kraftausdrücken werden weitgehend toleriert und nur dann abgelehnt, wenn ein tatsächlicher Konflikt vorliegt. In diesem Falle werden sie als niveaulos abgelehnt. Gegenüber Fehlern herrscht eine recht hohe Toleranz vor. Rechtschreibfehler [...] sind aber relativ selten.“ (Moers 2006: 294)

6 SMS⁴ – der Untergang der Schriftkultur?

Am 11. November 2006 meldet Spiegel Online: „Uv got 2 b joking!“ In Neuseelands Schulen dürfen SMS-Abkürzungen und andere ähnliche Sprachgebrauchsweisen auch in Klassenarbeiten verwendet werden, ohne dass dies als Fehler angerechnet wird: „Sind neuseeländische Schulen toleranter gegenüber sprachlichen Entwicklungen – oder kapitulieren sie vor dem grammatischen Verfall?“ (Spiegel Online v. 11.11.2006). Neben internetbasierten Kommunikationsweisen gilt vor allem der Sprachgebrauch in der SMS-Kommunikation als Indikator des Sprachverfalls bei Jugendlichen. Die im Spiegel-Bericht genannten Bedenken des neuseeländischen Lehrerverbandes drücken eine ähnliche Haltung aus: „Die Lehrer zeigten sich allerdings besorgt, sollte diese Umgangssprache in der geschriebenen Sprache alltäglich werden“ (Spiegel Online v. 11.11.2006). Das Unverständnis vieler angesichts solcher Zeichengebrauchsweisen ist in aller Regel im Nichtverstehen entsprechender Texte oder Teiltexthe begründet. SMS-Texte sind jedoch keine öffentlichen Texte, sondern dienen allein der Kommunikation zwischen einzelnen Sprachteilnehmern und -teilnehmerinnen. Von ihnen Allgemeinverständlichkeit zu fordern, lässt die kommunikativen Bedingungen vollständig außer Acht. Niemand würde ernsthaft Kriterien, die für hochgradig normierte und in der öffentlichen bzw. institutionellen Kommunikation verwendete Textsorten durchaus sinnvoll sein können, auf Privatgespräche, Notizzettel oder Liebesbriefe übertragen wollen. Wer früher einen Notizzettel auf dem Frühstückstisch

⁴ SMS (short messageservice) meint ursprünglich den Dienst, nicht die Kommunikationsweise, wird aber inzwischen allgemein für diese verwendet.

oder am Kühlschrank hinterlassen hat mit einer Botschaft wie *bring doch bitte noch Butter mit oder komm heute 1 h später*, ist hoffentlich nicht von seinem Partner oder seiner Partnerin dafür gerügt worden, dass es sich nicht um einen vollständigen Satz handle, dass ein Punkt am Satzende fehle und demzufolge am Satzanfang großzuschreiben sei. Und ein Hinweis auf die Förderung des Sprachverfalls dürfte ebenfalls ausgeblieben sein. Heute hat vielfach die SMS den Notizzettel ersetzt, was die Hersteller von selbstklebenden Notizzetteln ärgern und die Telekommunikationsgesellschaften freuen wird. Den Sprachverfall wird diese Entwicklung nicht beschleunigen.

Hi [Kosename]! Kannst
du bitte noch
Sachen für
T.-Salat
mitbringen & But-
ter, Schnittlauch
, ger. Gouda & Sa-
hne? Bis später!
(Private SMS)

Wenn SMS-Schreiber/-innen einander verstehen, wird die kommunikative Aufgabe optimal gelöst. Der verstärkte Rückgriff auf Abkürzungen und Akronyme, auf Smileys, der teilweise zu beobachtende Verzicht auf Gruß- und Verabschiedungsformeln oder auch ein teilweiser oder vollständiger (bei kürzeren Texten) Verzicht auf Interpunktion und Großschreibung ist zum einen der immer noch technischen Begrenztheit des Umfangs einer einzelnen SMS geschuldet, zum anderen Ausdruck eines informellen Kommunikationsstils, der der schnellen Rückmeldung im Dialog den Vorrang vor elaborierten, ausformulierten Texten gibt. Eine in Zukunft denkbare Erhöhung der per SMS zu versendenden Zeichen wird manche dieser Phänomene möglicherweise wieder verschwinden lassen, vielleicht wird aber auch eine andere, neue Kommunikationsweise die SMS in ihrer jetzigen Form ablösen.

7 Ausblick und Fazit

Was heute noch als Neue Medien bezeichnet wird, ist in einigen Jahren vielleicht schon durch andere neue Formen abgelöst worden. Momentan erfreuen sich virtuelle Welten besonderer Beliebtheit. Dies gilt nicht nur für Online-Computerspiele wie *World of Warcraft*, sondern auch für Simulationen einer ‚anderen‘ Lebenswelt. Mehr als 4,5 Millionen User/-innen tummeln sich derzeit bereits in *Second Life* (vgl. Langer 2007: 3) und neben den dort möglichen Aktivitäten wie Shop-

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

pen oder dem Besuch virtueller Lehrveranstaltungen oder Musikkonzerte werden sich vielleicht auch neue Kommunikationsweisen etablieren. Welche sprachlichen Normen und Konventionen, aber auch welche alltäglichen sprachlichen ‚Umgangsformen‘ sich dort etablieren werden, ist derzeit noch nicht absehbar.

Die Ablösung alter und das Aufkommen neuer Medien ist das Schicksal aller Medien und Kommunikationsweisen, wobei die alten jedoch nicht verschwinden, sondern sich unter den neuen Bedingungen verändern. Medien sind die Bedingung der Möglichkeit von (sprachlicher) Kommunikation. Die internetbasierten Kommunikationsweisen, ihre Textsorten und die realisierten Texte sowie der individuelle Sprachgebrauch im Internet sind Teile des Sprachwandels, jedoch nicht deren Grund oder Anlass. Solange die Sprachbenutzer/-innen ihre kommunikativen Bedürfnisse und Absichten mit Hilfe des Deutschen befriedigen können, wird kein Sprachgebrauch in den internetbasierten Kommunikationsweisen einen Sprachverfall einleiten, verstärken oder gar beschleunigen. In einer optimistischeren Sicht eröffnen die neuen Kommunikationsweisen hingegen kreative Möglichkeiten des Umgangs mit Sprache:

„Medial schriftliche Medienkommunikation, sei es Email, Chat oder SMS, bietet zudem die Möglichkeit einer Überlegtheit innerhalb der Spontaneität, da die Interaktanten grundsätzlich mehr Zeit zur Ausformulierung ihrer Beiträge haben als bei direkter mündlicher Kommunikation. Dadurch kann ein höherer Grad an Schlagfertigkeit, Humor und Sprachgewandtheit erarbeitet werden, der die Kommunikationspartner füreinander interessanter macht.“ (Androutsopoulos/Schmidt 2002: 75)

Das Deutsch am Ende des 21. Jahrhunderts wird zweifellos ein anderes sein als das am Ende des 19. und das am Ende des 20. Jahrhunderts. Es wird nicht besser und nicht schlechter sein, weder in einer Betrachtung der ‚gesamten‘ Sprache noch im Blick auf einzelne Kommunikationsweisen und -sorten. Und die Frage, was ein gutes Deutsch sein wird und wie es aussehen kann oder gar soll, wird sich immer wieder neu stellen. Vermutlich wird sich eine endgültige Antwort dann auch nicht finden lassen.

8 Literatur

- Androutsopoulos, Jannis/Schmidt, Gurly 2002: SMS-Kommunikation: Ethnographische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 36, 49-79.
- Diekmannshenke, Hajo 2002: „und meld‘ dich mal wieder!“ Kommunizieren mittels Postkarte. In: Eva Lia Wyss/Ulrich Schmitz (Hrsg.): *Briefkommunikation im 20. Jahrhundert*. Duisburg (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Bd. 64), 93-124.

- Diekmannshenke, Hajo 2005: Mitwirkung von allen? Demokratische Kommunikation im Chat. In: Jörg Kilian (Hrsg.): Sprache und Politik. Deutsch im demokratischen Staat. Wiesbaden-Mannheim-Zürich (= Duden Thema Deutsch, Bd. 6), 258-277.
- Diekmannshenke, Hajo 2006: „Ich war auch hier!“ Elektronische Gästebücher. In: Peter Schlobinski (Hrsg.): Von *hdl* bis *cul8r*. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien. Mannheim u. a. (= Duden Thema Deutsch, Bd. 7), 249-264.
- Dürscheid, Christa 2003: Medienkommunikation im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Theoretische und empirische Probleme. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 38, 37-56.
- Eichhoff-Cyrus, Karin M. 2000: Vom Briefsteller zur Netikette: Textsorten gestern und heute, in: Dies./Rudolf Hoberg (Hrsg.): Die deutsche Sprache zur Jahrhundertwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mannheim u. a. (= Duden Thema Deutsch, Bd. 1), 53-62.
- Grice, H. Paul 1979: Logik und Konversation, in: Georg Meggle (Hrsg.): Handlung, Kommunikation, Bedeutung. Frankfurt/Main, 243-265 [zuerst engl. 1975].
- Handler, Peter 2002: E-Mail zwischen Stil und Lifestyle. In: Arne Ziegler/Christa Dürscheid (Hrsg.): Kommunikationsform E-Mail. Tübingen, 143-167.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf 1994: Schriftlichkeit und Sprache. In: Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. 1. Hbbd. Berlin-New York, 587-604.
- Langer, Ulrike 2007: Viel Kommerz im zweiten Leben. In: Bonner General-Anzeiger v. 17./18. März 2007, 3.
- Moers, Michaela 2006: Sprache und Kommunikation Jugendlicher im Internet. Untersuchungen in Chats und Foren. In: Martin Wengeler (Hrsg.): Linguistik und Kulturwissenschaft. Hildesheim u. a. (= Germanistische Linguistik 182-183), 272-301.
- Püschel, Ulrich 2000: Wie schreibt man gutes Deutsch? Eine Stilfibel. 2. völlig neu bearb. Aufl. Mannheim u. a.
- Ratgeber 2005: Ratgeber Briefe, E-Mails, SMS. Königwinter.
- Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten 1998: Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen. Opladen.
- Schreiber, Matthias 2006: Deutsch for sale. In: Der Spiegel 40, 182-198.
- Sick, Bastian 2005: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Folge 2. Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Köln.
- Sick, Bastian 2006: Kein Bock auf nen Date? In: Spiegel Online v. 19. April 2006; <http://www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/0,1518,411958,00.html> [29.1.2007].
- Siever, Torsten 2006: Sprachökonomie in den „Neuen Medien“. In: Peter Schlobinski (Hrsg.): Von *hdl* bis *cul8r*. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien. Mannheim u. a. (= Duden Thema Deutsch, Bd. 7), 71-88.
- Storrer, Angelika/Waldenberger, Sandra 1998: Zwischen Grice und Knigge: Die Netiketten im Internet. In: Hans Strohner/Lorenz Sichelschmidt/Martina Hielscher (Hrsg.): Medium Sprache. Frankfurt/Main u. a., 63-77.
- Thim-Mabrey, Christiane 2002: Zwischen Netikette und Briefstellern: „Wie schreibt man E-Mails heute?“ In: Arne Ziegler/Christa Dürscheid (Hrsg.): Kommunikationsform E-Mail. Tübingen, 127-142.
- „Uv got 2 b joking!“ Neusprech in Neuseeland. In: Spiegel Online v. 11.11.2006; <http://www.spiegel.de/schulspiegel/wissen/0,1518,447458,00.html> [29.1.2007].
- Zimmer, Dieter E. 1997: Schöne Gruse aus dem Netz. Über die rechte Schreibung in der E-Mail. In: Dieter E. Zimmer: Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber. Reinbek, 272-292.

NINA JANICH

Da werden Sie geholfen? Zur Frage eines „guten“ Deutsch in der Werbung

1 Werbung als Quelle für Unwörter?

Seit 1991 werden jährlich mit dem „Unwort des Jahres“ einzelne oder mehrere Ausdrücke des öffentlichen Sprachgebrauchs als menschenverachtend, diskriminierend oder aus ideologischen Gründen verunklarend und euphemistisch öffentlich gerügt.¹ Jede/Jeder Interessierte an der deutschen Sprache aus dem In- und Ausland darf im Rahmen dieser sprachkritischen Aktion Vorschläge einsenden. Die Anzahl der Einsendungen beläuft sich dabei inzwischen auf weit über 2000 pro Jahr („Unwort 2006“ vom Januar 2007: 2247 Einsendungen mit 1130 verschiedenen Vorschlägen). Unter diesen Einsendungen finden sich seit Jahren regelmäßig Wörter und Ausdrücke, die durch die Werbung geprägt wurden, wie *saubillig* (2006), *Du bist Deutschland*, *It's your Heimspiel* (beide 2005 und 2006), *Cerealien* (2001-2003), *Geiz ist geil, unkaputtbar* (beide seit 2002 jährlich). Die Gründe für die Einsendungen reichen offensichtlich von der Kritik an Normverstößen (*unkaputtbar*) über die Kritik an Fremdsprachlichem (*It's your Heimspiel*, *Cerealien*) und die Kritik am Stilniveau (*saubillig*) bis hin zur Kritik an den Inhalten und den Argumentationsstrategien von Werbung (*Du bist Deutschland*, *Geiz ist geil*). Die eigentlichen Kriterien für ein Unwort (diskriminierend, euphemistisch oder grob verschleiernd) treffen damit allerdings auf keines der Beispiele zu.

Was diese Einsendungen jedoch zeigen und was sich in den Anfragen bei Sprachberatungsstellen zu „Fehlern“ in der Werbesprache² ebenso bestätigt wie in den Aktivitäten des Vereins deutsche Sprache

¹ Siehe <http://www.unwortdesjahres.org>.

² Vgl. z. B. Sprachdienst 43/4 (1999), 155: Anfrage: „Die König-Brauerei wirbt in allen Medien mit dem Slogan: ‚König Pilsner, das König der Biere‘. Diese unmögliche grammatische Konstruktion tut nicht nur weh, sondern sie stellt einen Tiefschlag gegen die deutsche Sprache dar. Bitte teilen Sie mir mit, was Sie davon halten, wie so etwas erklärbar ist und warum es von den Medien überhaupt angenommen wird.“ Auszug aus der Antwort der Gesellschaft für deutsche Sprache: „Die gleiche Frage wurde uns schon mehrfach gestellt; ganz offensichtlich bewegt ‚das König‘ die Gemüter der Nation [...]“

(VdS) gegen Anglizismen in der Werbung,³ ist, dass Werbesprache in der Bevölkerung unter sprachkritischer Perspektive ambivalent, wenn nicht gar negativ eingeschätzt wird. In Diskussionen mit sprachinteressierten Laien kommen weitere Vorwürfe gegen Werbung hinzu, wie zum Beispiel der der Humorlosigkeit oder der nichtssagenden Pseudoargumentation von Werbebotschaften.

Wie sieht es also aus mit dem Deutsch in der Werbung? Gibt es ein „gutes“ Deutsch in der Werbung überhaupt? Und: sollte es ein solches geben? Für eine Beantwortung dieser Fragen muss zuerst diskutiert werden, welche Funktion Sprache in der Werbung hat und was unter stilistischen Gesichtspunkten unter „gut“ eigentlich zu verstehen wäre. Anzumerken bleibt zuvor noch, dass es im Folgenden um die Sprache geht, die sich in Werbekommunikaten findet, also zum Beispiel in Anzeigen oder Radio- und Fernsehspots. Die Sprache der Werbemacher dagegen, also die sehr stark englisch geprägte Fachsprache in der Werbebranche, bleibt ausgeklammert – sie wäre sicherlich eine eigene Untersuchung wert.

2 Verschiedene Perspektiven auf Stil in der Werbung

In Stilistik und Rhetorik werden seit Jahrhunderten unterschiedliche Stilauffassungen vertreten und diskutiert, die hier nicht im Detail erläutert werden können.⁴ Im Kern kann man diese Diskussion aber so zusammenfassen, dass sich der sehr komplexe Begriff des „Stils“ sowohl auf das WIE beziehen kann, d. h. auf die spezifische, im Text und durch Sprache ausgedrückte Form sprachlichen Handelns, als auch auf das WAS, d. h. auf durch die sprachliche Form implizit vermittelte (sekundäre) Informationen über die Situation, die Selbstdarstellung des Textproduzenten, die Art der Beziehungsgestaltung und das Verhältnis des Textproduzenten zur Sprache.

Grob gesprochen sind mindestens drei Akzentuierungen des Stilbegriffs zu unterscheiden:

- 1) *Strukturalistische, sprachimmanente Stilauffassungen*: Solche Stilauffassungen legen den Fokus auf die sprachliche Ausdrucksseite und fassen Stil als Redeschmuck und „Kleid der Gedanken“ (rhetorisch: *ornatus*) auf. Stil ist damit die bewusste und zweckorientierte Auswahl aus sprachlichen Mitteln, die sich zum Beispiel als „Abweichung“

³ Vgl. z. B. <http://www.vds-ev.de/denglisch>, hier besonders Punkt XIV (Abrufdatum 13.03.2007).

⁴ Vgl. ausführlicher z. B. die Stilistik-Einführungen von Fix u. a. (2001), Sandig (1986; 2006) oder Sowinski (1991).

von sprachlich Erwartetem manifestieren kann. Ziel einer solchen Stilistik ist es, Stilmerkmale auf allen Ebenen des Sprachsystems zu erfassen und zu beschreiben und diesen Stilwerte zuzuordnen (wie *erhaben, gehoben, neutral, vulgär* o. Ä.) bzw. aus der Kombination von Stilmitteln „Stile“ abzuleiten.

- 2) *Funktionale Stilauffassungen*: Funktionale Ansätze gehen davon aus, dass sich aufgrund außersprachlicher Bedingungen unterschiedliche Funktionalstile herausbilden (z. B. des öffentlichen Verkehrs, der Wissenschaft, der Publizistik und Presse, der Alltagsrede und des Privatverkehrs sowie der Belletristik). Diese Funktionalstile entstehen aus einer jeweils spezifischen Kombination von dominanten Stilzügen, die wiederum durch bestimmte Stilelemente quantitativ und qualitativ charakterisiert werden können.
- 3) *Pragmatische und kommunikative Stilauffassungen*: Die Erkenntnis, dass die sprachliche Wahlmöglichkeit bei Formulierungsprozessen einerseits stark durch Kontexte eingeschränkt ist, dass andererseits die sprachliche Form von Äußerungen auch etwas über den Sprecher, sein Verhältnis zur Welt, zu seinem Kommunikationspartner und zu sich selbst aussagt, führt zu pragmatischen und kommunikationsorientierten Auffassungen, die die soziale Dimension von Stil einzubeziehen versuchen. Solche Auffassungen können, semiotisch erweitert, auch auf visuelle Aspekte wie beispielsweise Bilder und Typographie ausgedehnt werden (vgl. Fix 2004).

Wenn man nun diese im Grunde aufeinander aufbauenden und zunehmend integrativen Ansätze auf Werbung zu beziehen versucht, zeigt sich, dass sich die Vielfalt der Sprachgebrauchsweisen in Werbetexten über unterschiedliche Stilbegriffe interpretieren lässt und dass sich auf diesem Weg für Sprache in der Werbung vielschichtige Funktionen nachweisen lassen.

2.1 Werbestil als „Kleid der Gedanken“ und sprachliche Abweichung

Betrachtet man Stil in der Werbung vorwiegend unter dem Aspekt der Auswahl sprachlicher Ausdrucksmittel, dann zeigt sich, dass vor allem der spezielle Fokus der sog. Abweichungsstilistik ergiebig ist, die Stil vorwiegend als Abweichung von Erwartetem charakterisiert. Unter einer solchen Perspektive lassen sich sowohl von Sprachkreativität zeugende Wortspiele und andere gelungene Ausdrucksformen professioneller Sprachkompetenz finden als auch Formulierungen, die unverständlich sind oder von mangelndem Sprachgefühl zeugen.

Beispiele für mehr oder weniger tiefsinnige Sprachspiele finden sich in Werbung zuhauf. So wirbt die ARAG Rechtsschutzversicherung mit Schlagzeilen wie

- (1) *Ein Bild von einem Arzt. Körperverletzung durch unnötiges Röntgen?*
- (2) *Erblast oder Erbgut? Schwachstellen beim letzten Willen.*
- (3) *Freispruch im Straßenverkehr? Mobil telefonieren im Ausland.*
- (4) *Recht bei Links. Wer schützt mich im Internet?*
- (5) *Renovierungspflicht? Wenn der Vermieter bei blauen Wänden rot sieht.*
- (6) *Schöne Bescherung oder nicht? Habe ich Anspruch auf Weihnachtsgeld?*
- (7) *Von einem, der auszog. Welche Rechte habe ich bei Eigenbedarf?*

So wird mit der Klangähnlichkeit bzw. -identität (Homonymie und Homonymie) von *rechts/links* vs. *Recht/(Hypertext-)Links* (Bsp. 4) gespielt, mit der semantischen Undurchsichtigkeit (Idiomatizität) und dem Wörtlichnehmen (Remotivation) von Komposita wie *Erbgut* 'Gene' vs. 'geerbtes Gut, Reichtum'; Bsp. 2) oder *Freispruch* ('Rechtsurteil' vs. 'freier Spruch = kostenloses Telefonat'; Bsp. 3) sowie mit feststehenden Wendungen, intertextuellen Anspielungen und geflügelten Worten (Phraseologismen), deren Witz ebenfalls darin besteht, dass neben ihrer übertragenen Bedeutung durch den Kontext auch ihre wörtliche Lesart aktiviert wird: so bei *Ein Bild von einem Arzt* ('schöner Mann' vs. 'ein Bild, das ein Arzt mit Röntgentechnik erstellt'; Bsp. 1), ... *bei blauen Wänden rot sieht* ('wütend werden' vs. 'rote Farbe sehen, wo eigentlich blaue ist'; Bsp. 5), *Schöne Bescherung* ('Unglück, Desaster, Unordnung' vs. 'Bescherung mit Geschenken an Weihnachten'; Bsp. 6) oder *Von einem, der auszog* (Anspielung auf Märchentitel *Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen* – durch Verkürzung und Kontext entsteht die Bedeutung 'aus einer Wohnung ausziehen' neben dem ursprünglichen 'in die Welt hinausziehen'; Bsp. 7). Phraseologismen eignen sich aufgrund ihrer häufigen Idiomatizität ausgesprochen gut für werbesprachliche Spielereien (vgl. auch Janich 2005a): Durchlaufend durchgehalten ist dies beispielsweise in einem Anzeigentext einer Zahnarzt-Vereinigung, der mehrere remotivierte Phraseologismen einsetzt, die zudem vorwiegend aus dem zum Thema passenden Bildbereich 'Gesicht, Mund' stammen:

Textbeispiel 1

(Schlagzeile:) *Wenn Sie sich einen Zahn zulegen, wird es ab 2005 endlich gerecht zugehen.*

(Anzeigentext:) *Uns ärgert es seit Jahren, dass unsere Patienten ihren Kassenzuschuss beim Zahnersatz verlieren, wenn sie sich für modernere Behandlungsmethoden entscheiden. Dagegen haben wir nicht nur immer wieder den Mund aufgemacht, sondern auch den längeren Atem bewiesen. Ab dem 1. Januar 2005 können Sie sich endlich für die Therapie entscheiden, die Ihnen am besten zu Gesicht steht – ohne*

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

Ihren Zuschuss zu verlieren. Mehr Erfolgsmeldungen finden Sie bei Ihrem Zahnarzt oder unter www.prozahn.de/zahnersatz

(Slogan:) Uns geht's um die Substanz. Ihre Zahnärzte

Auch die Financial Times Deutschland wirbt in ihren Anzeigen mit sprachlich kreativen Schlagzeilen:

- (8) *Lesen Sie Tacheles*
- (9) *Trenne nie Politik und Wirtschaft*
- (10) *Verlangen Sie mehr Gehalt. Auch von Ihrer Zeitung.*
- (11) *Wir schreiben, womit Sie rechnen müssen.*

Phraseologismen werden modifiziert (**Lesen Sie Tacheles* statt *Reden Sie Tacheles*; Bsp. 8) und zusätzlich visuell umgesetzt (**Trenne nie Politik und Wirtschaft* [obwohl vor allem inhaltlich gemeint, hier auch als zusammengeschriebenes Wort] statt *Trenne nie <st>...*; Bsp. 9) oder es wird mit der Mehrdeutigkeit (Polysemie) von *Gehalt* ('Einkommen' und 'Inhalt'; Bsp. 10) oder den semantischen Gegensätzlichkeiten (Antonymie) von *wir/ihr* und *schreiben/rechnen* gespielt (Bsp. 11).

Je besser die Wörter oder Phraseologismen auch semantisch zur Botschaft der Anzeige oder dem Produkt passen, desto größer ist in der Regel der Werbeeffect. So können sich subtile Interpretationsspielräume ergeben, z. B. wenn es in einer Schlagzeile für den Geländewagen Fiat Sedici heißt:

- (12) *Der SUV für alle, die bei „Kies“ und „Schotter“ an Straßenbeläge denken.*

Diese Aussage lässt sich auch als das leicht überhebliche und damit für die Zielgruppe möglicherweise nur umso reizvollere Statement lesen: 'Nur wer finanziell so unabhängig ist, dass er bei *Kies* und *Schotter* nicht an Geld denken muss, kann sich diesen Wagen auch leisten'.

Ein letztes Beispiel soll zeigen, dass Werbung auch mit dem werbetypischen Sprachgebrauch selbst spielt, ihn gekonnt persiflieren bzw. umdeuten kann: Seit Februar 2007 kann man in Anzeigen und auf Plakaten zu Aktbildern von Frauen zwischen 50 und 60 lesen:

- (13) *Zu alt für eine Anti-Age-Anzeige.*

*Aber das hier ist nicht Anti-Age. Es ist pro-age. Denn Schönheit kennt kein Alter.
Neu. Dove pro-age. Eine Pflegeserie für anspruchsvolle Haut*

Die in der Kosmetikwerbung weit verbreitete Argumentation 'Schutz gegen Hautalterung', die sich sprachlich in Produktnamen zum Beispiel in dem Zusatz *Anti-Age* niederschlägt, wird hier aufgegriffen und

letztlich als Form von Diskriminierung gegen ältere Menschen interpretiert: Alter lässt sich letztlich nicht leugnen und nicht vermeiden, also tut diese Pflegeserie endlich etwas für das Alter – im Gegensatz zur Konkurrenz.

Doch es gibt auch Gegenbeispiele. Der Zwang zur Originalität, um sich von anderer Werbung abzuheben und überhaupt Gehör zu finden, führt auch zu sprachlichen Missgriffen:

- (14) *Schönheit ist unbezahlbar. Bis heute.* (Anzeige für den Škoda Fabia)
- (15) *Frischer Wind bei Chrysler*
- (16) *Wer ist schneller als er?* [dazu Abbildung von Lucky Luke] – *Jeder Bürohengst, der den DAB Sekunden-Handel nutzt.*

Bei der Schlagzeile im Beispiel 14 wurden von den Werbetextern offensichtlich wenig werbewirksame semantische Implikationen übersehen. Beabsichtigt ist wohl die Aussage, dass man für einen erschwinglichen Preis – so zumindest der Fließtext – ein Auto bekommt und damit zugleich den unbezahlbaren Wert von Schönheit (eben des Autos). Die Aussage lässt aber auch den Schluss zu, dass entweder das beworbene Modell unbezahlbar (weil schön) ist – oder nicht schön (weil bezahlbar). Der Phraseologismus *frischer Wind* in Beispiel 15 impliziert, dass vorher eine muffige und von Stagnation geprägte Atmosphäre geherrscht haben muss – eine Botschaft, die wohl auch nicht beabsichtigt ist. Und in Beispiel 16 wurden bei dem Versuch, im Bild der Anspielung auf Lucky Luke zu bleiben, die negativen Konnotationen des Ausdrucks *Bürohengst* übersehen, der im Werbetext dem Rezipienten immerhin zur Identifikation dienen soll (weil der Bürohengst noch schneller ist als Lucky Luke, der bekanntlich schneller zieht als sein eigener Schatten).

Neben unpassenden Anspielungen und übersehenen negativen Konnotationen können Werbetexte natürlich auch schlicht durch sprachliche Unverständlichkeit an Überzeugungskraft verlieren.

- (17) *Der neue Nissan Qashqai. Urban Proof. Der erste Kompakt-Crossover, der die Stadt zum Spielplatz macht. [...] Nissan SHIFT_convention*

Das Beispiel soll nicht dazu dienen, die Verwendung von Anglizismen in der Werbesprache per se zu kritisieren – es gibt zahlreiche Beispiele in der Werbung, die zeigen, wie kreativ mit der englischen Sprache bzw. mit dem Code-Switching zwischen Englisch und Deutsch gespielt werden kann (vgl. die Plakate der Berliner Stadtwerke der 90er Jahre mit *We kehr for you* oder *Saturday Night Feger* oder andere Beispiele in Greule/Janich 2001 oder Janich 2001). Im Beispiel 17 werden jedoch Anglizismen gewählt (und auch ernst genommen!), die nicht unbe-

dingt zum englischen Grundwortschatz deutscher Muttersprachler gehören und auch noch in elliptischen, sprachlich verdichteten Konstruktionen verwendet, so dass vom Produktnamen *Qashqai* mit seiner fremden Lautung und Schreibung über die Zuschreibungen *Urban Proof* und *Kompakt-Crossover* bis zum Slogan *SHIFT_convention* die zentralen Bestandteile des Werbetextes schwer bis unverständlich bleiben.

Ein etwas schwieriger zu bewertender Fall sind Verstöße gegen grammatische Normen, z. B. gegen korrekten Satzbau oder Wortbildungsregeln des Deutschen, wie dies bei den unter Punkt 1 zitierten Beispielen häufig der Fall ist: *unkaputtbar*, *Das König der Biere*, aber auch *frischwärts*, *Deutschlands meiste Kreditkarte*, *Da werden Sie geholfen*, *Überallster* oder *Verehrte SteckdosInnen* (ausführlich dazu Janich 2001). Man könnte schlichtweg dafür plädieren, all diese Beispiele einfach zu ignorieren, da es sich eigentlich auch um Sprachspiele und sowieso um jeweils isolierte sprachliche Erscheinungen handelt, die sich nicht im allgemeinen Sprachgebrauch durchsetzen werden. Selbst wenn Slogans wie *Da werden Sie geholfen* durchaus in gleicher Weise wie geflügelte Worte in der Alltagssprache Verwendung finden, ist es mehr als fraglich, ob solche grammatischen Verstöße auf andere Verben oder Formulierungen als die in der Werbung vorkommenden übertragen werden. Eine „Gefahr“ für die deutsche Sprache ist durch einen solchen Sprachgebrauch in der Werbung demnach wohl nicht zu befürchten. Zu unterscheiden sind diese gezielten Abweichungen in jedem Fall von unfreiwilligen und unbewussten Fehlern in Grammatik und Orthographie, wie man sie manchmal in Kleinanzeigen oder auf Geschäftsaufschriften und -plakaten finden kann. Diese sind schlichtweg mangelnder Sprachkompetenz oder auch nur Nachlässigkeit geschuldet und bestrafen sich selbst dadurch, dass sie bei den Rezipienten allenfalls Kopfschütteln oder Grinsen auslösen. Ob sie wirklich einer sprachkritischen Auseinandersetzung wert sind, könnte erst eine quantitative Untersuchung belegen, die die Häufigkeit solcher Fehler und ggf. eine sprachkritisch zu beachtende Zunahme nachweist.

2.2 Werbestil als funktionaler sprachlicher Ausdruck

Geht man – aufbauend auf einer strukturalistisch-sprachimmanenten Perspektive – von einer funktionalstilistischen Sicht auf Werbung aus, dann zeigt sich, dass Werbesprache im Rahmen der persuasiven Gesamtfunktion von Werbung verschiedene Teilfunktionen übernimmt (ausführlich dazu Stöckl 1997: 71-77). Die gelungenen Sprachspiele haben Aufmerksamkeit erregende, Interesse weckende und die Attraktivität des Werbetextes steigernde Funktion; bei semantischer Überein-

stimmung mit der inhaltlichen Aussage können sie auch zur Imageförderung und argumentativen Verdichtung beitragen. Diese Funktionen können umso besser erfüllt werden, je stimmiger das Bild ist, das sich aus Ausdrucks- und Inhaltsseite einer Werbebotschaft ergibt.

Rhetorische Prinzipien einer „guten“ Textgestaltung spielen also nur dann eine Rolle, wenn sie für die verfolgten Werbezwecke auch als förderlich angesehen werden (ausführlich dazu Janich [im Druck]): Angemessenheit (*aptum*) kann, versteht man sie als Zielgruppenadäquatheit, durchaus als zentraler Maßstab für alle Werbetexte gelten. Allerdings spielt hier, wie bereits angesprochen, auch die produktbezogene Angemessenheit, umgesetzt auf thematischer Ebene im Sinne einer kohärenten und stimmigen Markenkommunikation, eine immer wichtigere Rolle. Klarheit und Verständlichkeit (*perspicuitas*) sind zwar gewisse Voraussetzungen, will man, dass die zentrale Botschaft auch „rüberkommt“, doch muss *perspicuitas* nicht dadurch erreicht werden, dass alle Elemente des Textes klar und verständlich sind: Gerade Mehrdeutigkeit, Vagheit und Verrätselung sind beliebte Effekte der Werbetextgestaltung, die – wie gezeigt – mit Hilfe von Sprachspielen, einer entsprechenden Wortwahl und intertextuellen Anspielungen erreicht werden. Auch der Einsatz fachsprachlicher und pseudofachsprachlicher Elemente, z. B. in Kosmetik- und Technikwerbung, dient keinesfalls immer der sachlichen und nachvollziehbaren Information, sondern häufig eher der Inszenierung von Wissenschaftlichkeit, Glaubwürdigkeit oder technischem Knowhow (vgl. Janich 2005b: 161-163). Sprachliche Richtigkeit und „Reinheit“ (*puritas*) und damit das, was viele Alltagssprecher unter „gutem Deutsch“ verstehen, haben für Werbetexte dagegen kaum Bedeutung – ganz im Gegenteil kann Aufmerksamkeit (wenn auch nicht immer Zustimmung, wie die Reaktionen vieler Alltagssprecher beweisen; s.o.) gerade durch Ungrammatizität, sprachlichen Normenverstoß und Code-Switching erreicht werden.

2.3 Werbestil als soziale Botschaft

Betrachtet man Werbetexte nun noch unter einer kommunikativ-pragmatischen Perspektive, dann zeigt sich, dass der inszenierte und hochgradig künstliche Charakter von Werbesprache weitere Wirkungsdimensionen aufweist: Werbestil bietet in diesem Sinne über eine ausdrucksseitige Attraktivität hinaus auch auf inhaltlich-argumentativer Ebene Identifikationsangebote. Ja, mit einem semiotisch erweiterten Stilbegriff lässt sich Werbesprache gar als eine Art symbolischer Manifestation eines Lebensstils verstehen, der an die Marke gebunden ist und gleichsam käuflich miterworben werden kann. Stil kann die Bot-

schaft also durch einen kommunikativen Zweitsinn erweitern und – wird er perfektioniert – durch seine Gestalthaftigkeit selbst Warencharakter annehmen. Auch hier gibt es gelungene und weniger gelungene Beispiele: Einerseits liegen die Vorteile einer solchen komplexen sprachlichen Gestaltung darin, dass semiotisch dichte Argumentationen erzeugt werden können, ohne dass Werbung dabei auf platte Explizitheit zurückgreifen und wörtlich zum Kauf auffordern muss. Die Nachteile bzw. Gefahren einer solchen Vertextungsstrategie zeigen sich andererseits in fehlender Authentizität oder in Stilbrüchen, die zu Unstimmigkeiten führen. Für das Schwanken zwischen beiden Polen sei ein umfangreicheres Beispiel angeführt und ausführlicher analysiert.⁵ Es handelt sich dabei um einen Werbefrieder der Sparkasse Aue-Schwarzenberg aus dem Jahr 2002 (zit. nach Fix 2004: 46).

Textbeispiel 2:

Hi Benno,
herzlichen Glückwunsch! Ab heute zählst du zur Community der Specker! Was ist das? Ganz einfach: Die Sparkasse Aue-Schwarzenberg startet ab Freitag, 16.8., die krasse Initiative SPECK.
Was das genau heißt, verklickern wir dir kurz.

Deine SPECK-Card: Um diese stylische Karte zu bekommen, musst du nur den Antrag unten ausfüllen, kurz zu deiner Sparkassen-Geschäftsstelle sprinten und ihn dort abgeben. Ab dem 5. September ist die kostenlose SPECK-Card dann in deiner Geschäftsstelle abholbereit!

Deine Möglichkeiten: Mit dieser Karte kannst du bei SPECK-Partnern, die du zukünftig im Internet findest, phatte Rabatte absahnen! Bei den zukünftigen SPECK-Events kommst du mit der SPECK-Card teilweise sogar kostenlos an den Start. Sie wird also deine Eintrittskarte für viele Möglichkeiten sein. Doch das ist lange nicht alles! Unter www.s-peck.de kriegst du nicht nur freshe Infos von der SPECK-Redaktion, sondern kannst auch kostenlos SMS in Überlänge und mit beliebigem Absender verschicken. Nebenbei kannst du im SPECK-Web noch die SPECK-Card optisch abchecken.

Jetzt kommt's viel heftiger: Ende Oktober öffnet die SPECK-Base für die SPECK-Community ihre Tore. Die SPECK-Base (in Sparkassen-Fachkreisen auch Jugendgeschäftsstelle genannt) findest du in Aue, Schneeberger Str. 29 (direkt am Busbahnhof). Hier kannst du kostenlos surfen, phatte Partys feiern, an der Flirtwand deine Kontaktdaten abliefern und natürlich dein Bank-Business tätigen. Außerdem werden hier konkrete Workshops zu den verschiedensten Themen durchgeführt. Also fix Memberantrag ausfüllen, in deiner Sparkassen-Geschäftsstelle abgeben und schon gehörst du zur großen SPECK-Community.

DEIN SPECK-TEAM

⁵ Ein weiteres Beispiel, eine Mercedes-Anzeige, bei der ein elaborierter und kultivierter Stil ausdrucks- wie inhaltsseitig zu einem sehr stimmigen Bild führt, findet sich ausführlich analysiert in Jarich (2006).

Zur Analyse:

1) Sprachwahl: Der Werbebrief ist geprägt von zwei Registern, einem adressatenbedingten jugendsprachlichen und einem absenderbedingten institutionensprachlichen Register. Zum jugendsprachlichen Sprechstil zählen z. B. die zahlreichen englischen Ausdrücke wie *Hi, Community, stylish, sprinten, SPECK-Events, fresh, abchecken, SPECK-Web, SPECK-Base, surfen, phatte Partys, Flirtwand, Bank-Business, Workshops, Memberantrag* sowie weitere umgangssprachliche, als jugendsprachlich interpretierbare Ausdrücke wie *krass, verklickern, absahnen, an den Start kommen, Jetzt kommt's viel heftiger, konkret, also fix*. Dem jugendsprachlichen Register stehen Ausdrücke gegenüber, die mehr oder weniger typisch für Verwaltungs- und Institutionensprache sind: *den Antrag unten ausfüllen, Sparkassen-Geschäftsstelle, Ab dem 5. September ist die kostenlose SPECK-Card [...] in deiner Geschäftsstelle abholbereit, Rabatte, kostenlos SMS in Überlänge und mit beliebigem Absender verschicken, in Sparkassen-Fachkreisen auch Jugendgeschäftsstelle genannt (hier wohl gemildert durch einen selbstironischen Unterton), Workshops zu den verschiedensten Themen durchgeführt, (Member)antrag ausfüllen, in (deiner) Sparkassen-Geschäftsstelle abgeben*.

2) Funktionalstil: Die dominant jugendsprachlich orientierte Wortwahl wird auf pragmatischer Ebene dadurch unterstützt, dass bei Jugendlichen vorausgesetzte Kommunikations- und Umgangsweisen imitiert werden bzw. dass der Text strukturell und in Bezug auf seinen Komplexitätsgrad an der Zielgruppe der Jugendlichen orientiert ist: Der Adressat wird durchgängig geduzt, der Text ist mit erklärenden Zwischenüberschriften klar gegliedert, metakommunikativ explizit (*Was das genau heißt, verklickern wir dir kurz. – Doch das ist lange nicht alles!*) und erklärt Schritt für Schritt, was zu tun ist. Der Duktus ist emphatisch und wirkt mit seinen vielen Ausrufezeichen und kurzen Sätzen fast etwas atemlos, zumindest aber an gesprochener Sprache orientiert.

3) Lebensstil-Manifestation durch sozialen Zweitsinn: Aufbauend auf den aufgelisteten sprachlich-strukturellen Merkmalen und diese integrierend, werden inhaltlich-argumentative Aspekte des Textes dazu genutzt, die SPECK-Card zu einem für Jugendliche begehrlichen Produkt zu machen: Sprachlich wie inhaltlich wird ein typisch jugendlicher Lebensstil evoziert, der als Identifikationsangebot unmittelbar an die SPECK-Card gebunden ist: So werden jugendliche Bedürfnisse angesprochen wie Geld zu sparen (*phatte Rabatte, kostenlos*) und trotzdem unbegrenzt Internet und Handy benutzen zu können

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

(kostenlos surfen, kostenlos SMS in Überlänge und mit beliebigem Absender), zu einer Gemeinschaft zu gehören (Community der Specker, Memberantrag) und in diesem Rahmen etwas zu erleben (SPECK-Events), die Gelegenheit zu haben zu flirten und zu feiern (Kontaktaten an der Flirtwand, phatte Partys) sowie von den Erwachsenen ernst genommen zu werden (freshe Infos von der SPECK-Redaktion, dein Bank-Business tätigen).

An diesem Beispiel lassen sich demnach die vielschichtigen Dimensionen von Stil sehr gut zeigen, wobei die – möglicherweise aus inhaltlichen Gründen unvermeidbaren – Stilbrüche durch den ständigen Registerwechsel und der fast übertriebene Einsatz jugendsprachlicher Mittel die stilistische Authentizität und Einheitlichkeit beeinträchtigen (was zum Beispiel ein Kriterium für „schlechtes“ Deutsch in der Werbung sein könnte). Abgesehen von den Stilbrüchen auf der Ausdrucksebene ist der Text pragmastilistisch jedoch dicht und stimmig. Offensichtlich hat er auch zu großer Nachfrage geführt – ob nun deswegen, weil die Erwartungen an einen institutionellen Brief durch zielgruppenspezifische (und damit werbetypische) sprachliche Abweichungen erfolgreich durchbrochen wurden (so Fix 2004: 45) oder schlicht weil die SPECK-Card ein für Jugendliche von der Sache her sehr reizvolles Angebot darstellt, sei dahingestellt.

3 Fazit: „Gutes Deutsch“ und die Funktion von Werbesprache

Was ist also nun auf die Frage zu antworten, ob es in der Werbung „gutes Deutsch“ gebe? Man könnte nach den bisherigen Ausführungen und Beispieldiskussionen folgende, nicht ganz trennscharfe Positionen vertreten:

- a) Gutes Deutsch in der Werbesprache ist, was sich im Wesentlichen mit dem allgemeinen Stilempfinden der Alltagssprecher deckt, unabhängig davon, ob sich Abweichungen davon funktional begründen lassen. Zum entsprechenden Stilideal gehört zum Beispiel die Verwendung korrekter grammatischer Strukturen, der Verzicht auf unnötige Mode-Anglizismen, unverständliche Pseudofachsprache oder vulgäre Ausdrücke sowie die Wahl semantisch sinnvoller und vor allem auch sinnhafter Ausdrucksweisen.
- b) Für Werbesprache sollten prinzipiell die rhetorischen Prinzipien gelten, die für jede rhetorisch gute Rede zu gelten haben: Angemessenheit, Klarheit und Verständlichkeit sowie sprachliche Richtigkeit, maßvoll kombiniert mit rhetorischem Schmuck – sie lassen sich

funktional an die Kommunikationssituation anpassen, so dass die persuasive Funktion von Werbetexten rhetorisch unterstützt werden kann und dennoch zugleich ein gewisses Stilniveau gewahrt bleibt.

- c) Werbesprache ist eine inszenierte und künstliche Sprachform, die verschiedene persuasive Teilfunktionen zu erfüllen hat. Wenn man also die Funktion von Werbung im kapitalistischen System als solche akzeptiert, dann sind stilistische Vorgaben im Sinne eines „guten“ Deutsch kaum vertretbar; dann ist „gute“ Werbesprache diejenige, die erfolgreich im Sinne der Werbeintention ist, egal wie viel Fremdsprachliches, Ungrammatisches, Sinnentleertes oder Verschleiernendes vorkommt.

Die erste Position scheint mir mit Blick auf Unwort-Vorschläge, Sprachberatungsanfragen, Sprachglossen in den Medien und VdS-Aktivitäten die bei sprachinteressierten Laien am häufigsten vertretene zu sein, die jedoch an der Funktionalität von Werbung und letztlich auch an der Vorstellung eines emanzipierten und sprachbewussten Verbrauchers, der sich dieser Funktionalität bewusst ist, vorbeigeht.

Ich neige den letzten beiden Positionen zu. Die Prinzipien der Rhetorik sind bewährte Orientierungsmaßstäbe, und wenn man Werbung eine gewisse gesellschaftliche Verantwortung dafür zuweist, was sie und wie sie es kommuniziert, dann kann man Werbung gegenüber durchaus gewisse sprachkritische Ansprüche vertreten (z. B. Verzicht auf inhaltsleere und verschleiernde Plastikwörter, die den Verbraucher für dumm verkaufen oder tatsächlich möglicherweise irreführend sind, wenn sie sich einer Überprüfung entziehen, vgl. Janich 2001). Letztlich sollte aber Werbesprache in ihrer eigenen Funktionalität gesehen und akzeptiert werden, will man nicht gegen Werbung als solche eine Lanze brechen. Die Gefahren eines „schlechten“ Werbedeutsch für die Alltagssprache scheinen mir vergleichsweise gering zu sein, zumal schlecht gemachte Werbetexte dem Risiko unterliegen, genau dadurch keine besondere oder gar nur negative Aufmerksamkeit zu finden. Umso häufiger sind gut gemachte Werbetexte („gut“ im Sinne von sprachschöpferisch, effektiv und persuasiv wirksam) dazu geeignet, zum Beispiel über Sprachspiele unterschiedlichster Art das kreative Potenzial von Sprache zu veranschaulichen und dadurch, dass sie Aufmerksamkeit erregen, anregend oder gar sprachkultivierend zu wirken.

Kritikwürdig an Werbetexten scheint mir daher weniger die Sprachverwendung zu sein als vielmehr manche der Werte und Vorbilder, mit denen argumentiert wird (wie Geiz, Neid und egoistischer Hedonis-

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

mus oder eindimensionale Schönheitsideale für Mann und Frau). Dies ist aber nicht mehr eine Frage des guten Deutsch, sondern des guten Stils im weitesten, gesellschaftlich relevanten Sinn.

4 Literatur

- Fix, Ulla 2004: Stil gibt immer etwas zu verstehen. Sprachstile aus pragmatischer Perspektive. In: Der Deutschunterricht 56, 1, 41-50. [In überarbeiteter Fassung auch in: Eva Neuland (Hrsg.): Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt/Main u. a. (= Sprache – Kommunikation – Kultur 4), 245-258.]
- Fix, Ulla u. a. 2001: Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Frankfurt/Main u. a.
- Greule, Albrecht/Janich, Nina 2001: ...da weiß man was man hat? Verfremdung zum Neuen in der Werbesprache. In: Gerhard Stöckel (Hrsg.): Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel. Berlin-New York (IdS-Jahrbuch 2000), 258-279.
- Janich, Nina 2001: *We kehrt for you* – Werbeslogans und Schlagzeilen als Beitrag zur Sprachkultivierung. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 34, 63-81.
- Janich, Nina 2005a: Wenn Werbung Sprüche klopft. Phraseologismen in Werbeanzeigen. In: Der Deutschunterricht 57, 5, 44-53.
- Janich, Nina 2005b: Werbesprache. Ein Arbeitsbuch. 4., unveränd. Aufl. Tübingen.
- Janich, Nina 2006: Stil als Ware – Variation in der Werbung. In: Eva Neuland (Hrsg.): Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven für den Sprachunterricht. Frankfurt/Main u. a. (= Sprache – Kommunikation – Kultur 4), 189-202.
- Janich, Nina im Druck: Rhetorisch-stilistische Eigenschaften der Sprache von Werbung und Public Relations. In: Ulla Fix/Andreas Gardt/Joachim Knappe (Hrsg.): Rhetorik und Stilistik. Berlin-New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft).
- Sandig, Barbara 1986: Stilistik der deutschen Sprache. Berlin-New York.
- Sandig, Barbara 2006: Textstilistik des Deutschen. 2., völlig neu bearb. und erw. Aufl. Berlin-New York.
- Sowinski, Bernhard 1991: Stilistik. Stiltheorien und Stilanalysen. Stuttgart.
- Stöckel, Hartmut 1997: Werbung in Wort und Bild. Textstil und Semiotik englischsprachiger Anzeigenwerbung. Frankfurt/Main u. a.

JOSEF KLEIN

Gepflegt kontra funktionsgerecht? Deutsch in der Politik

1 Kritik an politischem Sprachgebrauch

Die Studienräte der 50er Jahre meinten genau zu wissen, was gutes Deutsch sei: Sprechen in ganzen Sätzen, Dialektfreiheit, Meiden umgangssprachlicher und vulgärer Ausdrücke, deutliche Aussprache. Für schriftliche Texte galt darüber hinaus die Orientierung an einem bildungsbürgerlichen Stilspektrum etwa zwischen Hermann Hesse und der Wochenzeitung „Christ und Welt“. Auch heute gilt solches vielen Sprachfreunden als gepflegtes Deutsch. Die Politikergeneration von Bundeskanzlerin Angela Merkel und Außenminister Frank-Walter Steinmeier kommt diesem Ideal eines ‚gepflegten Deutsch‘ näher als Konrad Adenauer oder Franz-Josef Strauß. Keine aufstrebende Nachwuchspolitikerin, kein ehrgeiziger Jungpolitiker fällt heute durch Dialektismen, Syntax-Probleme, Nuscheln oder – es sei denn gezielt als Provokation – durch Vulgarismen auf.

Dennoch wird die Sprache der Politiker/-innen heute mehr kritisiert als vor Jahrzehnten. Sicherlich ist der Verdacht nicht ganz von der Hand zu weisen, dass dies weniger einer angeblichen Verhunzung der sprachlichen Sitten durch das politische Personal als einer allgemeinen Zunahme der Distanz zur „politischen Klasse“ zu verdanken ist. Allerdings bezieht sich Kritik an der Sprachpraxis der Politik heute weniger auf formale Stileigenschaften, sondern vor allem auf das Verhältnis sprachlicher Formen und rhetorischer Praktiken zum Informationsgehalt, zur Wahrheit und zum ethisch Vertretbaren.

Auch im ersten Jahrzehnt der Bundesrepublik Deutschland gab es schon politisch orientierte Sprachkritik jenseits des ästhetisierenden Blicks auf formale Stilmerkmale. 1957 veröffentlichten Sternberger, Storz und Süskind den viel beachteten Band „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“. Sie prangerten den Gebrauch von Wörtern an, denen nach Meinung der Autoren der Ruch des Nationalsozialismus anhaftete. Ein Jahr später erschien Karl Korn's „Sprache in der verwalteten Welt“. Darin übte der Chef des Feuilletons der FAZ Fundamentalkritik an der angeblich inhumanen Art und Weise, wie in der Verwaltungssprache – und damit partiell auch in politisch üblichen Sprachgebräuchen – die Welt begrifflich gefasst wird. (Zur sprachwissenschaftlichen

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

Kritik an diesen frühen bundesrepublikanischen Zeugnissen von Kritik an politischem Sprachgebrauch vgl. von Polenz 1964 und 1982.)

Wie berechtigt ist Kritik an politischer Sprache und Rhetorik heute? Schauen wir uns zunächst an, was derzeit – im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts – am politischen Sprachgebrauch vornehmlich kritisiert wird. Dabei sollen vereinzelte Performanz-Schwächen von Spitzenpolitikern, z. B. Aussetzer eines nervösen Kanzlerkandidaten bei der Wortfindung im TV-Interview, wie sie gern von Kabarettisten aufgegriffen werden, nicht einbezogen werden. Relevanter ist – häufig pauschal vorgetragene – Kritik folgender Art:

Politiker reden viel, aber sagen wenig. Sie gefallen sich in abgedroschenen Phrasen. Sie produzieren Sprechblasen. Sie reden um den heißen Brei herum. Sie lenken vom Thema ab. Sie werfen Nebel.

Gegeißelt werden auch Abstraktheit und Unverständlichkeit von Politikeräußerungen.

Daneben gibt es Kritik an sprachlichem Imponiergehabe, an Vorliebe für „Plastikwörter“ und Anglizismen, wie sie allerdings nicht nur auf die Politik, sondern auf weite Bereiche des öffentlichen Kommunizierens bezogen wird.

Spezifischer für die „politische Klasse“ sind Vorwürfe, die den Grenzbereich zwischen Sprache und Moral betreffen: einerseits das Schönen unangenehmer Dinge mit sprachlichen Mitteln (Euphemismen), andererseits verbale Diskriminierung und verzerrende Polemik. Das schürt, wie auch gebrochene Wahlversprechen, den Ruf der Unglaubwürdigkeit von Politikern.

Wenn man dieses Spektrum der Kritik systematisiert und auf seinen Kern zurückführt, so handelt es sich überwiegend um ein Unbehagen, das den Umgang mit den Hauptgeboten einer universellen Ethik des ernsthaften, sachbezogenen Kommunizierens betrifft:¹

- Rede informativ!
- Rede wahrhaftig!
- Rede fundiert!
- Rede zum Wesentlichen!
- Rede klar und verständlich!

¹ Zur Rationalität der Normen (1)–(5) und ihrer grundlegenden Bedeutung für informationsbezogenes Kommunizieren siehe Grice (1975), der seine (etwas komplexer formulierten) „Maximen“ allerdings nicht für eine kommunikationsethische Untersuchung nutzt, sondern mit ihrer Hilfe Phänomene erklären will, die traditionell unter dem Begriff des „uneigentlichen Sprechens“ (Ironie, Metapher etc.) gefasst werden.

Wie Recht haben die Kritiker? Parteien und Politiker haben ein breites Adressatenspektrum kommunikativ zu bedienen. Darüber, was informativ, was wahr, was fundiert, was relevant und verständlich ist, können durchaus unterschiedliche Vorstellungen bei Anhängern und Gegnern, Experten und Laien, Betroffenen und Nicht-Betroffenen, Interessierten und Uninteressierten, bei Menschen mit unterschiedlicher ideologischer Orientierung und/oder unterschiedlicher Gruppenzugehörigkeit existieren. Die einen nennen *Sozialabbau*, was bei den anderen *Sicherung des Standorts Deutschland* heißt (sog. „Bezeichnungskonkurrenz“), und die einen definieren den Begriff *sozial* als „alles, was Arbeit schafft“ und die anderen als „sozialstaatliche Transferleistungen“ (sog. „Bedeutungskonkurrenz“). Darum gibt es trotz der universellen Geltung der grundlegenden kommunikationsethischen Gebote keinen allgemeinverbindlichen Maßstab für ihre Erfüllung. Dementsprechend müssen Politiker/-innen auch dann, wenn sie aus ihrer eigenen Sicht informativ, wahrhaftig, fundiert, zum Wesentlichen, klar und verständlich reden, damit rechnen, dass ihnen von Andersdenkenden mit der gleichen ehrlichen Überzeugung Normverstöße vorgeworfen werden: irreführende Begriffsbildung, falsche Wortwahl u. Ä. Das ist ein wesentlicher Teil demokratischer Auseinandersetzung (vgl. Wengeler 2005: 191f.).

Dass die Einhaltung universeller Kommunikationsgebote Politikern vielfach nicht abgenommen wird, hat noch einen weiteren Grund. Sie sind Vertreter von Parteien, die hart miteinander konkurrieren. Neben und gegebenenfalls im Konflikt mit den kommunikationsethischen Grundnormen stehen für Politiker/-innen strategische Maximen, deren leitendes Prinzip ein Partikularinteresse ist: der Vorteil für die eigene Person, Gruppierung oder Partei. Die wichtigsten sind die folgenden:

- Stelle die eigene Position positiv dar!
- Demonstriere Leistungsfähigkeit und Durchsetzungskraft!
- Halte dir Operationsspielräume offen – auch wenn du dich festlegen musst!
- Mache dir durch deine Rede in relevanten Gruppen möglichst viele geneigt, vor allem aber möglichst wenige zu Gegnern!
- Stelle die gegnerische Position als ablehnenswert dar!

Nur wer in tendenziell totalitärer Verblendung überzeugt ist, dass es das *eine* unbezweifelbar richtige und wahre politische Großkonzept für alle relevanten Fragen gebe, wird den Wettbewerb zwischen unterschiedlichen politischen Konzepten und die damit notwendig verbundenen Einseitigkeiten und rhetorischen Strategien ablehnen. Unter den

Bedingungen demokratischen Wettbewerbs ist es im Hinblick auf eine möglichst breite Akzeptanz des politischen Systems funktionsgerecht, dass Politiker/-innen beide Gebotskataloge beachten und dass sie auch dann, wenn es schwer wird, beide gleichzeitig zu befolgen, eine Sprache finden, die keinen Verrat an den kommunikationsethischen Prinzipien bedeutet.

2 Kommunikative Vielfalt

Um Funktionsgerechtigkeit als Kriterium zur Beurteilung des politischen Umgangs mit der Sprache einzuführen, bedarf es allerdings der Beachtung einiger weiterer Bedingungen, unter denen politische Kommunikation stattfindet:

Es gibt kaum ein anderes Feld, auf dem solch hohe kommunikative Multi-Kompetenz erforderlich ist wie in der Politik (vgl. Holly 1990). Der Beruf des Politikers/der Politikerin bedeutet, im Schnittpunkt politisch-institutioneller, ressort-fachlicher, medialer und basis-populärer Kommunikationsprozesse zu stehen. Der politische Wortschatz ist eine – je nach situationeller Anforderung unterschiedliche – Mischung aus Institutions-, Ideologie-, Ressort- und Alltagsvokabular (Dieckmann 1969: 50, Klein 1989a: 4ff.).

Groß ist die stilistische Spannbreite zwischen öffentlichem, teilöffentlichem und vertraulichem Reden in der Politik. Parteitage, parlamentarischer Schlagabtausch, Beitrag im Kabinett, im Fachausschuss, im Parteivorstand, informeller Austausch mit Fraktionskolleginnen und -kollegen, Interview in einer Elitezeitung oder im heimischen Lokalblatt, 30-Sekunden-Statement in Fernsehen oder Hörfunk, Verhandlungen mit Koalitionspartnern oder innerparteilichen Gruppierungen, Abtasten mit Interessenvertretern, Bürgergespräche und Sprechstunden im Wahlkreis etc. – jede dieser Situationen stellt spezifische sprachlich-kommunikative Anforderungen (vgl. Klein 2001).

Auch im Bereich der schriftlichen Texte ist das Spektrum breit: vom ressortbezogenen Fachbeitrag über den Beitrag zum Parteiprogramm, den Rechenschaftsbericht o.Ä. bis zum Leserbrief und zur Wahlkreis-korrespondenz mit ihren vielen Facetten.

Und überall gilt: Politiker sprechen in ihrer jeweiligen Funktion zwar nicht als Privatpersonen, sondern als Repräsentanten einer politischen Gruppierung und/oder als Träger eines öffentlichen Amtes. Gleichwohl erwartet man von ihnen zu Recht so etwas wie eine ‚persönliche Note‘, so dass in ihrem Reden politische Herkunft, Amt und Individuum erkennbar sein müssen.

Auf der Adressatenseite haben Politiker es nicht nur entsprechend der Vielzahl der Kommunikationssituationen mit einer Fülle unterschiedlicher Adressaten zu tun. Es kommt zweierlei hinzu: Erstens erfordern vor allem die medienöffentlichen Situationen, dass unterschiedliche Publikumsegmente gleichzeitig angesprochen werden (sog. „Mehrfachadressierung“ vgl. Kühn 1995) – was u. a. dazu (ver)führt, vage und mehrdeutige Begriffe so zu verwenden, dass möglichst viele Adressaten sich positiv angesprochen fühlen (vgl. Bergsdorf 1985), auch wenn die einen bei Schlagwörtern wie *soziale Verantwortung* an Sozialtransfers und andere an Chancen für mehr Arbeitsplätze denken. Zum Zweiten verteilt sich die Vielzahl möglicher Adressaten auf drei Hauptgruppen: die eigene politische Gruppierung, den politischen Gegner und die Bürgerinnen und Bürger außerhalb der politischen Institutionen. Das bedingt sehr unterschiedliche Modi des sprachlichen Umgangs: eine Rhetorik der Identifikation mit der eigenen Gruppierung, eine Rhetorik des Attackierens gegenüber dem Gegner und eine Rhetorik des Werbens um die Bürgerinnen und Bürger. Da zur Gewinnung von Wählerstimmen letztere besonders wichtig ist, sind der Eigenlob-Rhetorik und der gegnergerichteten Diskreditierungsrhetorik insoweit Grenzen gesetzt, als deren extreme Formen vor allem bei den umworbenen Wechselwählern auf wenig Sympathie zu stoßen pflegen.

Das alles muss man berücksichtigen, wenn man der Sprache der Politik im Allgemeinen und der Sprachpraxis von Politikerinnen und Politikern in Besonderen Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Darum entpuppt sich manche Kritik an politischem Sprachgebrauch bei genauem Hinsehen als oberflächlich und unbeleckt von Kenntnis der Kommunikationsbedingungen.

Die Qualität sprachlicher Kommunikationspraxis bemisst sich vor allem an ihrer funktionalen Angemessenheit und Leistungsfähigkeit in der jeweiligen Kommunikationssituation. Das bedeutet z. B.:

- Unterschiedliche Medien verlangen unterschiedliche Sprachstile. In einem Aufsatz oder einem Interview in einer überregionalen ‚Elitezeitung‘ ist bildungssprachlich-analytischer Stil gefordert. Bei Kundgebungen auf großen Plätzen mit mehreren tausend Zuhörern erwartet man eine Rede mit Emotionen, Appellen und Pathos, mit kraftvollen Bildern und erhobener Stimme. Bei Talkshows dagegen sind Zimmerlautstärke, Schlagfertigkeit, gegebenenfalls auch umgangssprachliche Lockerheit und andere Merkmale von Unterhaltbarkeit gefragt – wer da pathetisch wird, macht sich leicht lächerlich.

- Reden und Schrifttexte, in denen ein politisches Handlungskonzept vorgestellt wird, sollten ein Argumentationsspektrum enthalten, das – entsprechend einer ungeschriebenen Regel für politische Diskurse generell (vgl. Klein 2003) – mindestens Lage- und Datenanalyse, Zielsetzung, handlungsleitende Prinzipien und Überlegungen zur Durchführbarkeit und zu den Konsequenzen umfasst. Sofern man sich damit nicht ausschließlich an Experten wendet, die das jeweilige Thema auf hohem Abstraktionsniveau zu behandeln gewöhnt sind, sollten sprachliche Mittel der Konkretisierung und Verlebendigung wie Vergleiche, Metaphern und Beispiele nicht fehlen.
- Steht bei sog. „Statements“ wenig Raum oder Zeit zur Verfügung, haben die Leser oder Zuhörer nicht nur Anspruch auf eine kurze, aber inhaltlich klare Aussage, sondern auch auf eine knappe Begründung – selbst wenn diese nur aus dem wichtigsten der infrage kommenden Argumente bestehen kann.
- In Wahlkämpfen und in der Öffentlichkeit des Parlamentsplenums ist es geradezu eine Regel, den politischen Gegner hart zu attackieren. In den nichtöffentlichen Ausschusssitzungen der Parlamente werden die unterschiedlichen Standpunkte dagegen nüchtern erörtert. – Plenumspolemik gilt dort als unprofessionell.
- Ähnliches gilt für Verhandlungen. Über den Verzicht auf Polemik hinaus erfordern sie Formulierungen, die einerseits Festigkeit des Standpunktes, andererseits im richtigen Moment Beweglichkeit und Kompromissbereitschaft signalisieren. Hier ist es auch wichtig, die Kunst des „Reformulierens“ zu beherrschen, d.h. das eigene Verständnis der Positionen des Gegenüber zu artikulieren, um sicher sein zu können, dass man einander richtig verstanden und die Äußerungen der/des anderen richtig eingeordnet hat (vgl. Steyer 1997).
- Das Sprachniveau hat den Wissens- und Verstehensvoraussetzungen der Adressaten und den Stilanforderungen des jeweiligen Situationstyps angemessen zu sein. Wer in der Bürgersprechstunde mit Hilfe suchenden Menschen von geringer schulischer Bildung oder – das andere Extrem – im parlamentarischen Fachausschuss im Dialog mit Experten kein anderes sprachliches Register beherrscht als im Ideologenkreis seines jeweiligen Parteiflügels, ist als Politiker/-in in einer modernen Demokratie fehl am Platze. Hier zeigt sich übrigens, wie unangemessen und obsolet das Ideal eines variantenfreien ‚gepflegten Deutsch‘ für alle Gelegenheiten ist.

3 Beispiele schlechten politischen Sprachgebrauchs

Die funktional bedingten Zwänge politischer Sprachkommunikation sind ein guter Grund, sich gegen politikbezogene Sprachkritik auf Beckmesser- oder Stammtischniveau zu wenden. Sie sind allerdings kein Grund, den Missbrauch sprachlicher Techniken zu eindeutigen Sünden gegen die oben genannten kommunikationsethischen Maximen zu ignorieren – auch wenn man gegenüber Parteien und ihren Repräsentanten bei geringen Verstößen nicht allzu kleinlich sein sollte, zumal wenn diese den politischen Gegner treffen, der in einer Demokratie ja die Chance hat, solche Sünden anzuprangern und zu korrigieren. Dabei ist allerdings zuzugeben: Eine trennscharfe Grenze zwischen gravierenden und geringen Verstößen lässt sich mit intersubjektiver Übereinstimmung nur schwer ziehen. Denn dies ist vielfach eine Frage der politischen Perspektive und der kommunikationsethischen Toleranz. Gleichwohl gibt es Fälle, über deren Verstoßcharakter kaum plausible Zweifel bestehen dürften. Solche liegen vor allem dann vor, wenn sprachliche Techniken dazu benutzt werden,

- die Adressaten in wichtigen Fragen in die Irre zu führen (vgl. Heringer 1990),
- Personen(gruppen), vor allem solche, die über keine kommunikative Waffengleichheit verfügen, zu diskriminieren,
- Personen(gruppen), die Anspruch auf Information haben, den Zugang dazu zu erschweren – wobei dies allerdings manchmal unbeabsichtigt geschieht, z. B. wenn aus Gedankenlosigkeit, Imponiergehabe oder Fehleinschätzung der Adressaten schwerverständlich formuliert wird.

Derartigen Verstößen werden wir uns nun anhand exemplarischer Fälle zuwenden. Denn was ethisch vertretbare politische Sprachverwendung ist, lässt sich besonders gut ex negativo deutlich machen.

Apodiktische Lüge und Spiel mit der Inkompetenz von Adressaten
Der gravierendste Verstoß ist die Nutzung sprachlich-suggestiver Techniken zur Behauptung oder Insinuation von Sachverhalten wider besseres Wissen. Am brutalsten ist apodiktisches Diffamieren des Typs *Die SPD ist der Untergang Deutschlands* (Bundeskanzler Konrad Adenauer). Im Bundestagswahlkampf 2005 liest man in einem Zeitungsinterview mit Bundeskanzler Schröder eine Variante dieses Typs. Im Rahmen einer konzentrierten Diffamierungskampagne gegen den politisch unerfahrenen Kandidaten der CDU/CSU für das Amt des Finanz-

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

ministers, Kirchhof, zielt Schröder auf oberflächliche oder mathematisch inkompetente Leser, denen er die Identität prozentualer und absoluter Beträge weiszumachen versucht, indem er sich echauffiert:

„Und in der Steuerpolitik wollen Herr Kirchhof und Frau Merkel, dass alle einen einheitlichen Steuersatz von 25 Prozent bezahlen. Man muss sich das einmal vorstellen, dass der Generaldirektor genau so viel bezahlt wie die Putzfrau.“ (Aachener Nachrichten v. 10.9.2005: 2)

Verwischung von Mehrdeutigkeit

Raffinierter ist die Nutzung der Mehrdeutigkeit von Begriffen zur Suggestion von Wahrheitswidrigem, so im polarisierenden Slogan der CDU im Bundestagswahlkampf 1976 *Freiheit statt Sozialismus* mit *Freiheit* als Synonym für CDU/CSU und *Sozialismus* für die SPD. Unter Ausnutzung der Namensgleichheit von „demokratischem Sozialismus“, zu dem sich die SPD in ihrem Grundsatzprogramm bekennt, und dem (damals mehrheitlich mit *Sozialismus* assoziierten) kommunistisch-leninistischen *Sozialismus* des Typs DDR wird suggeriert, dass es eine freiheitsfeindliche Gesamtformation „Sozialismus“ nach DDR-Muster gebe, zu der die SPD gehöre – und das, obwohl die deutsche Sozialdemokratie eine große Tradition im Kampf um Freiheitsrechte hat, die außerhalb von Wahlkämpfen auch von der Union nicht bestritten wird.

Relevanzverschiebung u. Ä.

Es gibt vielerlei rhetorische Techniken der Wahrheitsbeugung oder -verwischung mit Wirksamkeitschancen vor allem unter den Bedingungen flüchtiger Rezeption mündlicher Rede. Das reicht von irreführenden Vergleichen und Metaphern über Tautologien, die man durch Formulierungsvarianten zu kaschieren versucht, und Ausweichen vom Konkreten ins Allgemeine bis zur raffinierten thematischen Relevanzverschiebung. Ein besonders unverfrorenes und erfolgreiches Beispiel für den letztgenannten Kniff konnten die Zuschauer des TV-Duells zwischen Bundeskanzler Schröder (SPD) und seiner Herausforderin Merkel (CDU) im Bundestagswahlkampf 2005 erleben – unverfroren, weil Schröder dabei voll auf sachliche Inkompetenz und emotionale Ansprechbarkeit beim Publikum setzte, und erfolgreich, weil die verblüffte Kontrahentin die Volte nicht angemessen parieren konnte:

Schröder: „[...] ich glaube, dass wir einen Riesenfehler machten, wenn wir [...] das täten, was dieser Professor aus Heidelberg [Kirchhof, J.K.] vorgeschlagen hat, nämlich die Rentenversicherung ähnlich aufzubauen wie die Kfz-Versicherung. Damit sagt der Mann doch, man müsse Menschen genau so behandeln wie Sachen. Das zeigt, dass er die wirkliche Beziehung zur Lebenswirklichkeit verloren hat.“ (<http://bundesregierung.de/bpaexport/interview/88/884088/multi.htm>)

Abgesehen davon, dass Schröder das berufsgruppen-diffamierende Stereotyp vom lebensfremden Professor bedient, ignoriert er, was in der Sache relevant ist: die Versicherungsstruktur und ihre Finanzierungsart. Stattdessen stellt er einen abstrusen moralischen Zusammenhang her – als ob es um eine ethisch verwerfliche Gleichsetzung von Mensch und Kraftfahrzeug ginge – der ihm Gelegenheit gibt, sich besorgt, ja entrüstet zu geben.

Euphemismen

Der Verwischung von Aspekten eines Sachhalts, die bei wichtigen Adressatengruppen unliebsam sein könnten, dienen Euphemismen, d. h. sprachliche Schönfärberei durch Bezeichnungen, die dieselben oder andere Aspekte positiv hervorheben. *Freiwillige Ausreise*, ein ausländer- und asylrechtlicher Terminus, der 2006 von der Linguistenjury um Horst Dieter Schlosser zum „Unwort des Jahres 2006“ erklärt wurde, ist dafür ein Beispiel. Die Bezeichnung wird verwendet, wenn ein zum Aufenthalt nicht berechtigter Ausländer Deutschland verlässt, ohne durch Polizei mit körperlicher Gewalt dazu gezwungen zu werden. Dass dem normalerweise erheblicher behördlicher Druck vorausgegangen ist, der die Betroffenen de facto zur Ausreise zwingt, wird durch das Attribut *freiwillig* verschleiert. Indem in der Bezeichnung relevante Information vorenthalten, ja konterkariert wird, liegt ein Fall von Irreführung der nicht-fachlichen Öffentlichkeit vor.

Freiwillige Ausreise ist genau so wenig „ungepflegtes Deutsch“ im eingangs skizzierten formal-ästhetischen Sinne wie die zuvor präsentierten Beispiele – eher handelt es sich um unanständiges Deutsch bzw. linguistisch genauer gefasst: um unanständige Verwendungen der deutschen Sprache.

„Denglisch“

Auf den Zusammenhang zwischen Modernitätsambitionen der Akteure und Problemen der Klarheit, Verständlichkeit und Glaubwürdigkeit des Gesagten verweisen die beiden Beispiele kritikwürdiger politischer Sprachpraxis, denen wir uns abschließend zuwenden.

Manche Leser/-innen werden hier vielleicht die Schelte sogenannter „Plastikwörter“ (Pörksen 1988) erwarten. Deren Schmähung ist unter linguistischen Aspekten allerdings vielfach überzogen, weil siekennt, dass es einen legitimen Bedarf der Sprachgemeinschaft gibt, abstrakte Bezeichnungen für komplexe Zusammenhänge, die als wichtig empfunden werden, wie *Kultur*, *Struktur*, *ökologisch* u. Ä. auch ohne das genaue Bedeutungswissen von Experten zu benutzen und sie so im allgemeinen Sprachverkehr zu entpräzisieren – mit der sprachgeschicht-

lich uralten Folge einer mehr oder weniger starken Bedeutungsdiffundierung außerhalb der Fachsprache.²

Hier geht es vielmehr um das Mischen englischer und deutscher Sprachelemente („Denglisch“) mit der Prätentation von Modernität – was übrigens nicht mit einer pauschalen Anglizismen-Kritik verwechselt werden sollte. Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts lieferte die Politik in Deutschland zwei ziemlich spektakuläre Beispiele: Kanzler Schröders Reform-Bezeichnung *Agenda 2010* und die Terminologie der sog. „Hartz-Reformen“. Abgesehen davon, dass beide miteinander verwobenen politischen Konzepte aus inhaltlichen Gründen nicht populär waren und sind, hat das gewählte Begriffsarsenal den politischen Promotoren keineswegs geholfen, sondern die Irritationen vergrößert.

Agenda 2010

Am 14. März 2003 stellte Bundeskanzler Schröder in einer Regierungserklärung vor dem Deutschen Bundestag ein Reformprogramm mit einigen insbesondere für die SPD schwer akzeptierbaren Änderungen in der Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik vor und nannte es sogleich *Agenda 2010*.³ Der Ausdruck *Agenda* in Verbindung mit einer Jahres- oder Jahrhundertzahl als Bezeichnung für ein politisches Großvorhaben war nicht neu. So war auf der Umweltkonferenz von Rio 1992 die *Agenda 21* beschlossen worden. Wenig später bezeichnete die EU ihre Perspektivplanung als *Agenda 2000*. Das waren internationale Programme. Die Benutzer dieser Bezeichnungen waren und sind im Wesentlichen Berufspolitiker, Diplomaten und Spitzenbeamte.

Für die Bezeichnung *Agenda 2010* herrschten andere Gebrauchsbedingungen: Adressaten waren die Bürger/-innen Deutschlands in ihrer Gesamtheit. Hier wäre allgemeinverständliches Deutsch gefragt gewesen, nicht fachsprachliches Englisch.⁴ Damit war der unmittelbare Zugang zu dem Projekt mit Identifikationschancen per Sprache verbaut.

2010, der zweite Bestand der Wortschöpfung, bot – anders als der Bestandteil *Agenda* – eigentlich gute Verständlichkeitschancen. Denn das ist eine Jahreszahl in deutscher Sprache. Sie bezeichnet das Jahr, in dem die Reformen Deutschland in Europa *wieder an die Spitze* gebracht

² Dass es auch hier schwer genießbare Übertreibungen gibt, sei zugegeben, z. B. wenn x-Beliebiges als *nachhaltig* bezeichnet wird, weil das Wort „aktuell“ ist, gut klingt und man es sich hinter dieser Wortfassade glaubt leisten zu können, Zeiträume, Umfang und operative Festlegungen im Dunkeln zu lassen.

³ Deutscher Bundestag. Stenographischer Bericht. 15. Wahlperiode, 32. Sitzung. Berlin, Freitag, den 14. März 2003: S. 2481 D. Elektronisch unter www.Bundestag.de.

⁴ Ob bei der Wahl der Bezeichnung sprachhistorischer Hintersinn eine Rolle gespielt hat (lat. *agenda* = 'das, was getan werden muss'), ist unbekannt.

haben sollten.⁵ Aber merkwürdigerweise nutzte der Kanzler diese Verständlichkeitschance nicht. Er sprach 2010 nicht als Jahreszahl *zweitausendzehn* aus, sondern wie eine x-beliebige Nummer: *zwanzigzehn*. Damit wird der politische Sinn des Zahlwortgebrauchs von Anfang an unhörbar und unverständlich. *Agenda zwanzigzehn* – das dürfte für den klassischen SPD-Wähler, Facharbeiter oder Frührentner um die 60, zunächst geklungen haben wie ein Elektronikzusatzgerät mit Bestellnummer aus dem Versandhaus-Katalog. Zentrale Programmwörter können begeistern oder kaltlassen. *Agenda 2010* hat das Gros der Menschen kaltgelassen. Für eine bedeutende Minderheit wurde der Begriff – neben *Hartz IV* – zum Reiz- und Hasswort der zweiten Regierungsperiode Schröder (vgl. Klein 2007b).

Hartz-Sprache⁶

Als Konsequenz aus dem sog. Vermittlungsskandal der Bundesanstalt für Arbeit setzte die Bundesregierung Anfang 2002 eine „Kommission Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt“ – nach ihrem Vorsitzenden als ‚Hartz-Kommission‘ bezeichnet – ein, die Vorschläge zur Reform der Arbeitsmarktpolitik erarbeiten sollte. Die Kommission, die im August 2002 ihren Bericht vorlegte und deren Vorschläge einschließlich der Terminologie weitgehend in die sog. *Hartz-Gesetze I-IV* übernommen wurden, stellte einen doppelten Anspruch: Innovationen in der Sache und Innovationen in der öffentlichen sprachlichen Darstellung.

Stoßrichtung etlicher Wortschöpfungen war es, das Image von Verwaltung – und damit die Assoziation bürokratischer Schwerfälligkeit – abzustreifen und marktwirtschaftliche Dynamik zu signalisieren. Es begann mit dem *Umbau* und der Umbenennung der „Bundesanstalt für Arbeit“ in „Bundesagentur für Arbeit“ und der „Arbeitsämter“ in „Agenturen für Arbeit“. Es wurden *Personal-Service-Agenturen* und *Job-Center* eingerichtet. Die Arbeitslosen werden zu *Kunden*. Aus Vermittlung wurde *Fallmanagement*, aus Vermittlern wurden *Fallmanager*. Es sollte *Job-Floater* geben, und ergänzend zu klassischen sozialversicherungspflichtigen Beschäftigungsverhältnissen wurden *Ich-AG*, *Mini-* und *Midi-Job* kreiert. Voran ging den *Hartz-Gesetzen* schon das *Job-AQTIV-Gesetz* – hier ist die Schreibweise der Witz.

Wörter, die in neue Bereiche übertragen werden, bringen das Flair ihrer Herkunft mit. Das Vokabular der Hartz-Sprache stellt einen Mix

⁵ Deutscher Bundestag. Stenographischer Bericht. 15. Wahlperiode, 32. Sitzung. Berlin, Freitag, den 14. März 2003: S. 2481 D.

⁶ Leicht veränderter Auszug aus Klein (2007a).

aus Management- und Werbesprache dar. Mit Management-Begriffen wie *Fallmanager* und *Personal-Service* will man die Suggestion der Überlegenheit marktwirtschaftlichen Denkens gegenüber staatlicher Bürokratie (*-anstalt*, *-amt* etc.) für die eigenen Vorhaben nutzen. Originell-provokative Metaphorik wie *Ich-AG* und englische Ausdrücke wie *Center* statt *Stelle*, *Service* statt *Dienst*, *Job* statt *Arbeit/Arbeitsplatz/Beruf* und regelwidrige Schreibweisen wie *JobCenter* und *Job-AQTIV-Gesetz* sind Stilelemente der Werbesprache. Sie sollen Lockerheit und Internationalität signalisieren – das Gegenteil des Stereotyps von Behäbigkeit und Provinzialität deutscher Amtsstuben.

Allerdings: Politische Rhetorik hat nur dann eine Chance auf Glaubwürdigkeit und Wirksamkeit, wenn erstens die Adressaten den Eindruck haben, dass das Gesagte zur Wirklichkeit passt, und zweitens den viel versprechenden Worten – zumindest auf die Dauer – erfolgreiche Taten folgen. Mit beidem haperte es. Werbesprache passt nicht zum Anwendungsbereich. Sie gehört zur Welt des Konsums. Man hatte nicht erkannt, dass – wichtiger als der Oberflächeneindruck von Lockerheit und Internationalität – Werbesprache in ihrer semantischen Tiefenstruktur Situationen der Freiheit symbolisiert, der freien Auswahl sorgenfreier Konsumenten mit der Perspektive sofortiger Befriedigung ihrer Wünsche. Um als realitätsadäquate Botschaft der Hoffnung empfunden zu werden, ist dies zu weit entfernt von Situationen der Arbeitslosigkeit, insbesondere der Langzeitarbeitslosigkeit mit bedrückender Dauersorge, mit Zwang zu Konsumverzicht und – in vielen Regionen und für große Alters- und Berufsgruppen – mit Chancenlosigkeit auf einem Arbeitsmarkt ohne Arbeitsplätze. Kein Wunder, dass dieser Sprachstil von Anfang an kritische Stimmen herausforderte.

Die „Hartz-Sprache“ als ganze trug den Charakter eines Versprechens. Die Management-Elemente der Hartz-Sprache suggerierten sogar, es werde bei dessen Einlösung besonders zügig und effizient zugehen. Dazu kam, dass die Akteure der Rot-Grünen Koalition sich angesichts hoch bleibender und steigender Arbeitslosenzahlen in ihrer politischen Not immer wieder hinreißen ließen, kurzfristige Wirkungen zu beschwören, obwohl im Kommissionsbericht lediglich von mittel- und langfristigen Wirkungen die Rede war. Damit hatten die Akteure sich selbst eine Glaubwürdigkeitsfalle gestellt, aus der sie sich spätestens Anfang 2005, als die Zahl der Arbeitslosen die 5-Millionen-Grenze überschritt, nicht mehr befreien konnten.

4 Mehrdimensionales Bewerten

Vor allem im deutschen Sprachraum hat sich in den letzten Jahrzehnten die Politolinguistik als Teildisziplin der Sprachwissenschaft entwickelt (vgl. Burkhardt 1996). Sie ist dabei einer Vielzahl funktionsbedingter Ausprägungen, Varianten und Facetten politischen Sprachgebrauchs auf die Spur gekommen, und sie hat, motiviert durch kommunikationsphilosophische Anregungen ebenso wie durch die öffentliche Kritik an der „Politikersprache“, Sonden einer kommunikationsethisch orientierten Sprachkritik entwickelt. Vor diesem Forschungshintergrund, der hier skizzenhaft präsent war, erweist sich das normative sprachästhetische Konstrukt eines formal bestimmten „gepflegten Deutsch“ als zu schmalbrüstig, um ein geeigneter Maßstab zur Bewertung politischer Sprachpraxis zu sein. Dennoch: In einer Sprachwelt, in der bildungs- und medienbedingt regionale und soziale Sprachmerkmale und -barrieren innerhalb des Gesamtkomplexes „Deutsch“ geringer geworden sind und weiterhin werden, ist die problemlose Beherrschung der Hochsprache und ihrer phonetischen, grammatischen und lexikalischen Regeln eine Basisbedingung für die Teilnahme an politischer Kommunikation zumindest oberhalb der Kommunalpolitik. Da dies selbstverständlich geworden ist, gibt es hier fast nur dann Anlass für politikbezogene Sprachkritik, wenn man Deutsch durch sachlich nicht gerechtfertigte Anglizismen „stört“ oder auch wenn man die semantischen Regeln für präzise Begriffe allzu sehr plastikwortartig diffundiert. In politischer Sprachverwendung das „aptum“, das sprachlich Angemessene, zu realisieren, bedeutet, einen je spezifisch auszutarierenden Ausgleich zwischen formalen Stilsprüchen an ‚ordentliches Deutsch‘, funktionalen Anforderungen der Kommunikationssituation und kommunikationsethischen Prinzipien zu finden.

5 Literatur

- Bergsdorf, Wolfgang 1985: Über die Schwierigkeit des politischen Sprechens in der Demokratie. In: Rainer Wimmer (Hrsg.): Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf, 184-195.
- Burkhardt, Armin 1996: Politolinguistik. Versuch einer Ortsbestimmung. In: Josef Klein/Hajo Diekmannshenke (Hrsg.): Sprachstrategien und Dialogblockaden. Berlin-New York, 75-100.
- Burkhardt, Armin 2003: Das Parlament und seine Sprache. Studien zu Theorie und Geschichte parlamentarischer Kommunikation. Tübingen.
- Diekmann, Walther 1969: Sprache in der Politik. Heidelberg.
- Grice, Herbert Paul 1975: Logic and Conversation. In: Peter Cole/Jerry L. Morgan (eds.): Speech Acts. (Syntax and Semantics. Vol. 3.) New York-San Francisco-London, 41-58.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

- Heringer, Hans Jürgen 1990: Über die Mannigfaltigkeit der Lügenbeine. Mannheim.
- Hermanns, Fritz 2002: Dimensionen der Bedeutung. Ein Überblick. In: Alan D. Cruse/Franz Hundsnißscher/Michael Job/Peter Rolf Lützeier (Hrsg.): Lexikologie. Lexicology. 1. Halbbd. Berlin-New York, 87-102.
- Holly, Werner 1990: Politikersprache. Berlin-New York.
- Klein, Josef 1989a: Wortschatz, Wortkampf, Wortfelder in der Politik. In: Josef Klein (Hrsg.): Politische Semantik. Opladen, 3-50.
- Klein, Josef 1989b: Wie sag ich's meinem Volke (nicht)? Über die Sünden der Politiker gegen Wahrheit und Wahrhaftigkeit und die sprachlichen Mittel ihrer Kaschierung. In: Sprachreport 89, H. 1, 14-21.
- Klein, Josef 2000: Textsorten im Bereich politischer Institutionen. In: Klaus Brinker/Gerd Antos/Wolfgang Heinemann/Sven F. Sager (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. 1. Halbbd.: Textlinguistik. Berlin-New York, 731-755.
- Klein, Josef 2001: Gespräche in politischen Institutionen. In: Klaus Brinker/Gerd Antos/Wolfgang Heinemann/Sven F. Sager (Hrsg.): Text und Gesprächslinguistik. 2. Halbbd.: Gesprächslinguistik, Berlin-New York, 1589-1606.
- Klein, Josef 2003: Politische Rede. In: Gert Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 6. Tübingen, 1465-1521.
- Klein, Josef 2007a: Hartz-Sprache. In: Stephan Habscheid/Michael Klemm (Hrsg.): Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation. Tübingen.
- Klein, Josef 2007b: Hartz IV, Agenda 2010 und der „Job-Floater“. Die Bedeutung der Sprache in Veränderungsprozessen. In: Werner Weidenfeld (Hrsg.): Reformen kommunizieren. Herausforderungen an die Politik. Gütersloh.
- Korn, Karl 1958: Sprache in der verwalteten Welt. Frankfurt/Main.
- Kühn, Peter 1995: Mehrfachadressierung. Tübingen.
- Saxer, Ulrich 2007: Politik als Unterhaltung. Konstanz.
- Sternberger, Dolf/Storz, Gerhard/Süskind, Wilhelm E. 1957: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Hamburg.
- Steyer, Kathrin 1997: Reformulierungen. Tübingen.
- Strauß, Gerhard/Haß, Ulrike/Harras, Gisela 1989: Brisante Wörter von *Agitation* bis *Zeitgeist*. Berlin-New York.
- Tenscher, Jens 2002: Talkshowisierung als Element moderner Politikvermittlung. In: Jens Tenscher/Christian Schicha (Hrsg.): Talk auf allen Kanälen. Wiesbaden, 55-71.
- Polenz, Peter von 1964: Sprachkritik und Sprachwissenschaft. In: F. Handt (Hrsg.): Gefrorene Sprache in einem gefrorenen Land. Berlin, 102-113.
- Polenz, Peter von 1982: Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Hans Jürgen Heringer (Hrsg.) 1982: Holzfeuer im hölzernen Ofen. Tübingen, 70-93.
- Pörksen, Uwe 1988: Plastikwörter. Stuttgart.
- Wengeler, Martin 2005: „Streit um Worte“ und „Begriffe besetzen“ als Indizien demokratischer Streitkultur. In: Jörg Kilian (Hrsg.): Sprache und Politik. Mannheim, 177-194.
- Wimmer, Rainer 1990: Maximen einer kommunikativen Ethik – ihre Begründung und ihre Anwendung in der Praxis. In: Karl Ermert (Hrsg.): Sprachliche Bildung und kultureller Wandel. Loccum Protokolle 56, 129-172.

Ist gutes Deutsch heutzutage schon das weniger schlechte Deutsch? Einige Überlegungen zu der Frage nach dem guten Deutsch im schulischen Unterricht

1 Problemlage

Aus dem Abstand von einigen Jahren dürfte auch dem bildungspolitischen Laien klar geworden sein, dass der „PISA-Schock“ von 2001¹ nicht nur strukturelle Fragen der Schul- und Lernorganisation betraf, sondern bis heute in weit höherem Maße die inhaltliche Substanz der wichtigsten Schulfächer berührt. Die methodische Neuorientierung einiger Kernfächer in den neu entwickelten Curricula,² die Einführung des Zentralabiturs und die Auflösung der Orientierungsstufe in manchen Bundesländern sowie die bundeseinheitliche Abschaffung des 13. Schuljahres, obwohl schon z. T. vor PISA beschlossen, zeigen insgesamt die hektischen Veränderungsbemühungen und Reaktionen der Kultusbürokratie an. Damit einher gingen zumeist eine pejorative Einschätzung von bestimmten „weichen“ Fächern und deren Schuldzuweisung wegen ihrer z. T. mangelhaften PISA-Ergebnisse. Hierbei war insbesondere der Deutschunterricht hinsichtlich der Ergebnisse in den Bereichen Lesekompetenz und Textverständnis in die Kritik geraten.

2 Sprachnorm versus umgangssprachliche Abweichungen

Für den kritischen Fachwissenschaftler und Fachdidaktiker hatte sich aber schon lange vor dem „PISA-Schock“ die krisenhafte Seite des Faches Deutsch offenbart und vermehrt zu Überlegungen über die „Qualität“ des Faches geführt.³

Ausgehend von der gesprächsanalytischen Wende der Linguistik seit den frühen 80er Jahren fanden Ergebnisse in die Lehrbücher, zumeist in die der gymnasialen Oberstufe, Eingang, die Antworten auf aktuelle Fragen geben wollten und sich kritisch mit den Problemen der

¹ Zu den wichtigsten, das Fach Deutsch betreffenden Aspekten vgl. Ludwig (2002); dazu wiederum Kammler (2002).

² Z. B. die starke Betonung von handlungs- und produktionsorientierten Verfahren auch in der Abituraufgabenstellung.

³ Vgl. dazu die informative Studie von Eikenbusch (2001); dort weiterführende Literaturhinweise.

herkömmlichen grammatischen Norm, des Fremdwortgebrauchs, hier bes. der Amerikanismen, einer möglichen Veränderung der deutschen Syntax, den Sprachvarietäten (Frage: „Schüler- und Jugendsprache auch im Unterricht?“) und den Herausforderungen des gegenwärtigen, von der standardsprachlichen Norm abweichenden gesprochenen Deutsch auseinandersetzen. In diesem Zusammenhang spielte neben der ausufernden Übernahme von englischen Begriffen in der IT-Werbung insbesondere der kreativ-spielerische Umgang mit sprachlichen Norm- und Tabubrüchen in der Werbung (bis hin zu gossensprachlichen Wendungen) allgemein eine große Rolle. Solche bewusst eingesetzten sprachlichen Mittel prägten und prägen nachhaltig den Sprachgebrauch in der Alltagskommunikation insbesondere junger Leute, wie sie jeder Lehrer auf dem Pausenhof hören kann: *Ich bin geholfen worden; ...weil, das ist...; downloaden; USB-Stick; saublöd; affengeil; Geiz ist geil* u. Ä.

Unter diesen knapp skizzierten Umständen (mediales Lebensumfeld der Schüler, Verunsicherung durch die Rechtschreibreform etc.) wird es für den Deutschlehrer, auch wenn er solche „Varietäten“ aufgreift und in seinen Unterricht sinnvoll zu integrieren vermag, schwieriger als früher, die standardsprachliche Norm begründet im Unterricht durchzusetzen.

Zugleich enthielten manche Untersuchungen zu diesem Themenkreis oft auch eine Kritik an der angeblich mangelhaften Leselust der Schüler, an einem zu exzessiven Zeitverlust durch das Surfen am Computer und an anderen bildungsfernen außergeleiteten Interessen. Auch dem schulischen Lehrpersonal blieben Vorwürfe hinsichtlich unzureichender Forderungen an die Schüler und an sich selbst nicht erspart. Die Mitte der 90er Jahre einsetzende Kanondiskussion zeigte schon in nuce die Unzufriedenheit mit der schulischen Ausrichtung des Faches Deutsch, das sich zudem von der Fachwissenschaft allein gelassen fühlte.⁴

Im Grunde genommen liefen die fachbezogenen Kritikpunkte auf eine einzige Fragestellung hinaus: Nach welchem Sprachnorm- und Litteraturnormverständnis hat im Rahmen des Bildungsprozesses der Deutschunterricht auf den jeweiligen Schulstufen stattzufinden, damit die Schüler befähigt werden, u. a. die angestrebten Lernziele zu erreichen, d. h. eine reflexive Sprachkompetenz zu entwickeln und ein gutes, normgerechtes Deutsch zu erlernen?⁵ Ob ein solcher Unterricht

⁴ Vgl. exemplarisch dazu die medien- und kulturwissenschaftlichen Themen der Germanistentage seit den 90er Jahren und die Kritik an der Entwicklung des Faches in den Medien insgesamt. Vgl. dazu u. a. die „Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes“ (u. a. März 1997; H. 2-3/2003).

⁵ Auf die Wichtigkeit der Sprache für die intellektuelle Welterfassung weist mit guten und knappen Beispielen u. a. Weisgerber (1998) hin.

auch zu einem dauerhaften, „gepflegten“ Sprachgebrauch beiträgt, wie es der Untertitel dieses Sammelbandes suggeriert, hängt von vielen, lebensbiographisch in der Schulzeit noch gar nicht überschaubaren Faktoren ab, da eine lebenslange sprachliche Weiterentwicklung des (Hoch)schulabsolventen unterstellt werden muss. Im Folgenden sollen einige Aspekte angeführt werden, die den Komplex „gutes Deutsch im Schulunterricht“ beleuchten. Dabei wird schwerpunktmäßig das Fach Deutsch angesprochen, wenngleich auch das „gute Deutsch“ gerade in den naturwissenschaftlichen Fächern hinsichtlich seines fachsprachlich engeren Zuschnitts nicht ausgeblendet werden darf. Im Deutschunterricht wird besonders unter Berücksichtigung des didaktischen Dreiecks: Schüler-Lehrer-Studententema die Frage nach dem „guten Deutsch“ zu diskutieren sein.⁶ Hier sei angemerkt, dass meine folgenden Überlegungen sich im wesentlichen auf die Unterrichtsarbeit am Gymnasium und auf die Praxis der Referendarausbildung beziehen.

3 Amtliche Vorgaben: Was gilt als gutes Deutsch?

In allen überschaubaren amtlichen Vorgaben zum schulischen (Deutsch)unterricht gilt als ausgemachte Zielnorm die „Hinführung zur Standardsprache“ (Hochholzer 2002: 87), noch genauer gesagt: Dem schulischen Deutschunterricht werden die Normen der geschriebenen Standardvarietät des Deutschen zu Grunde gelegt (so zutreffend Kilian 2006: 74). Wenn inzwischen auch „neuere“ Methoden, Arbeitsbereiche und Themen den Lehrplänen hinzugefügt wurden, so ist diese o. g. Normsetzung als solche bislang noch nicht in Frage gestellt worden. So wird weiterhin implizit unter Standardsprache oder Standardvarietät auch so ein Begriff wie „hochdeutsche Allgemeinsprache“ subsumiert (EPA 2002, Präambel). Auffällig ist auch, dass explizit jede genauere Festlegung dessen, was unter „Sprachnorm“ zu verstehen ist, vermieden wird. Auch der Hinweis auf „gutes Deutsch“ selbst fehlt. Die Gründe mögen vielfältig sein: Einerseits geben sie dem Lehrer die Freiheit, den Normbegriff weiter zu fassen, was partiell unter jugendpsychologischen Bedingungen in der schulischen Alltagskommunikation auch notwendig ist, andererseits bedeutet diese Unschärfe aber auch ein „Sich-nicht-festlegen-Wollen“, das unter dem Gesichtspunkt der Korrekturleistungen und der Notengebung

⁶ Auf die schriftlichen und mündlichen Arbeitsbereiche, die in den jeweiligen Jahrgangsstufen die Kernkompetenzen der Schüler entwickeln sollen (und die Widerspiegelung in den Lehrbüchern finden), kann hier im Einzelnen nicht eingegangen werden. So viel aber sei gesagt, dass alle Rahmenpläne der Bundesländer in etwa dieselben Bereiche abdecken.

dem Lehrer die grenzwertigen Entscheidungen (meist gegen seinen Willen) selbst überlässt. In den meisten Richtlinien und ähnlichen Vorgaben wird dem Lehrer die übliche, d. h. gängige Sprachnorm als Richtschnur anempfohlen. Und damit dürfte wieder die Dudenorm ins Spiel kommen. Diese bisher angesprochene Problematik, die nicht nur hinsichtlich der Wissensvermittlung für die Schüler wichtig werden kann, sondern auch auf Kosten des Deutschlehrers geht, der „in Korrekturbergen versinkt“, wird noch verschärft durch die organisatorischen Rahmenbedingungen, unter denen heute Schule und Unterricht stattfinden: Die Zensuren müssen immer stärker „justizierbar“ sein, denn nicht nur in den kleineren Klassen, unter den „sorgsamem Blicken“ aufstiegsorientierter Eltern, sondern spätestens seit der Einführung des Zentralabiturs werden Abweichungen von der Standardnorm und deren entsprechende Bewertungen genauer registriert, d. h., auch zulässige Abweichungen sind zeitraubender zu begründen.

4 Veränderte Lehrerrolle

Wenn Sprache „einen wesentlichen Anteil am Bildungsprozess des Einzelnen und an der Gestaltung sozialer Beziehungen“ besitzt (Nieders. KuMi 1990: 4), dann müssen auf den verschiedenen Schulstufen nicht nur Sprachvarietäten und Textarten besprochen und ihre funktionalen Differenzen im Reflexionsprozess erarbeitet werden, sondern es müssen auch im Bereich der wissenschaftlichen und didaktischen Forschung verstärkt die konkreten sprachlichen Interaktionen vor Ort, d. h. im Unterricht, analysiert und die Ergebnisse für die Lehrerbildung und für amtliche Vorgaben nutzbar gemacht werden. Es fällt auf, dass über die Sprache des Lehrers in dieser Hinsicht schon viel publiziert wurde,⁷ jedoch in den bereits genannten amtlichen Vorgaben dazu kaum Hinweise zu finden sind. Auch über das Korrekturverhalten des Lehrers mündlichen Schülerbeiträgen gegenüber ist darin kaum berichtet worden. Dementsprechend werden Korrekturvorgänge im muttersprachlichen Unterricht eher auf inhaltliche, ggf. auf übungsspezifische Darstellungsformen bezogen. Da das Verständnis der Lehrerrolle heute zunehmend das eines „Moderators“ ist, besteht wohl, besonders bei jüngeren Kolleginnen und Kollegen, eine „Korrekturhemmung“ gegenüber mittleren bis starken mündlichen Abweichungen von der Standardsprache durch Verwendung von Elementen

⁷ Vgl. die im „dt. bildungsserver“ angegebene umfangreiche Literatur zur „Lehrersprache“ (auch in unterschiedlichen Fächern).

aus dem Bereich der groben Umgangssprache, der Jugendsprache oder des Schülerjargons.⁸

Auch kann zum Korrekturverhalten bei mündlichen Schülerbeiträgen festgestellt werden, dass hier neuerdings didaktische Ansätze zu verzeichnen sind, die interessanterweise Einflüsse aus dem Bereich Deutsch als Fremdsprache aufnehmen⁹, weil hier das „gute Deutsch“ i. S. v. „richtigem“, d. h. normgerechten Deutsch gelehrt wird. Dabei wird allerdings die sprachliche Vorbildfunktion des Lehrers in allen Fächern wie selbstverständlich vorausgesetzt, was so allerdings nicht immer gilt.¹⁰ Man kann generaliter sagen, dass nach den amtlichen Vorgaben „gutes Deutsch“ im schulischen Unterricht heißt: Der Lehrer beherrscht, spricht und lehrt die gängige Dudenorm – und die Schüler werden dazu angehalten, gemäß dieser Norm zu schreiben und (möglichst) zu sprechen.

5 Wie verwirklicht man „gutes Deutsch“ im schulischen Unterricht?

Es wird immer wieder betont, dass Lesefähigkeit und Textverstehen, die sog. Lesekompetenzen, sowie präzises Ausdrucksvermögen grundlegend für alle Fächer seien,¹¹ jedoch dem Deutschunterricht darüber hinaus noch besondere Aufgaben zukommen. Er soll Fähigkeiten fördern und entwickeln, „sich strukturiert, zielgerichtet und sprachlich korrekt zu artikulieren“ und soll damit die Schüler in die Lage versetzen, „die erforderlichen Schreibformen und -techniken zu beherrschen“ (EPA 2002: 3). Zudem müsse durch einen angemessenen Umgang mit Texten die „Entwicklung der Fähigkeit zum Textverständnis, zur Texterschließung, zum schriftlichen und mündlichen Darstellen komplexer Zusammenhänge und zur sprachlichen Reflexion“ (ebd.: 3) als Bestandteil dieser Aufgaben gesehen werden.¹²

Die Vorbildfunktion von Literatur, gemeint ist zumeist die „gute und bewährte“ Schullektüre, wird immer wieder besonders hervorgehoben.¹³ Schüler erhalten in der Auseinandersetzung mit Literatur

⁸ Bei langjährigen konkreten Unterrichtsbeobachtungen habe ich als Fachleiter diese Erfahrungen gemacht.

⁹ Vgl. Kühn (2002), der – wie sein Titel schon anzeigt – unter den Eindrücken von PISA den Muttersprachendidaktikern Anregungen aus dem Bereich DaF gibt.

¹⁰ Vgl. Fritzsche (1996: 82f.).

¹¹ Vgl. EPA (2002: 4).

¹² Vgl. die unterschiedlichen Arbeitsbereiche, Arbeitsformen und Aufgabentypen in den Rahmenplänen der Bundesländer; vgl. dazu auch Anm. 6.

¹³ Den meisten Rahmenplänen sind sog. „Literaturempfehlungen“ angefügt, die, nach Schuljahrgängen geordnet, wichtige Jugendbücher, erzählende Lang- und Kurztexte und dramatische Texte nennen.

Einblicke in „verschiedene Weltansichten“, erschließen sich „differenzierte ästhetische Vorstellungen“ und gewinnen „Einblicke in literarische Traditionen“ (alle: Kerncurriculum 2006: 8). Bei diesen Prozessen im Rahmen der literarischen Unterrichtsarbeit soll, natürlich verstärkt durch einen systematisch angelegten Grammatikunterricht, „vorbildliches“ Sprachverhalten eingeübt werden. Hier sind Bezüge zur Kanondiskussion erkennbar. Diese Sprachnorm also, die in gewissem Maße auch Elemente der Literatursprache berücksichtigt, wäre in Ansätzen die Norm der geschriebenen und gesprochenen Standardvarietät des Deutschen für den schulischen Unterricht. Die Behandlung von unterschiedlichen Sprachvarietäten im Deutschunterricht diene dann der erklärten Zielsetzung, die eigentliche „Hintergrundfolie“, nämlich die „gute Standardsprache“, durch kontrastive methodische Verfahren um so eingehender zu beleuchten und zu reflektieren. In dieser Hinsicht erhält der Aufgabenbereich „Reflexion über Sprache“ hier seinen eigentlichen Bedeutungs- und Begründungszusammenhang. Da Forschungen zur Jugendsprache gezeigt haben, dass diese Sprachvarietät als „Gruppenabzeichen dient“ und in ihrer Funktion eine „Abgrenzung nach außen“ und eine „Identifikation nach innen“ beinhaltet (Kemper 2001: 58), wird das System der Standardsprache also stets vorausgesetzt und quasi als Hintergrund sichtbar. Viele Unterrichtseinheiten, die diese Thematik der Sprachvarietäten behandeln, verzeichnen besonders in der Sekundarstufe I große Lernerfolge.¹⁴

Eine weitere Möglichkeit, durch kontrastive Methoden und Fremderfahrungen die Sprachkompetenz der Schüler zu erweitern, wären phraseologisch ausgerichtete Übungen.¹⁵

Ein Thema im Rahmen der Sprachreflexion, das in den letzten Jahren zunehmend und vorwiegend in die Oberstufen-Lehrbücher Eingang gefunden hat, ist das von „Sprachnorm vs. Sprachwandel“. Es werden hier nicht nur am Beispiel exemplarischer Texte Fragen zum Wandel von Sprache angesprochen, sondern auch aktuelle Aspekte gegenwärtiger Sprachveränderungen (Denglisch, Amerikanismen, IT- und Werbesprache etc.) bis hin zur Frage des Verlustes „unserer Sprache“ thematisiert. Solche Unterrichtssequenzen fördern letztlich, so erhofft man, über eine erhöhte Sprachsensibilität und -reflexion auch das Normbewusstsein für „gutes“ Deutsch.

¹⁴ Das haben verschiedene Arbeiten gezeigt, die im Rahmen des Zweiten Staatsexamens bei mir angefertigt wurden, u. a. zu den Themen: „Veränderungen in der deutschen Sprache“ (Klasse 11); „Jugendsprache“ (Klasse 9); „Kanak Sprak“ (Jg. 13).

¹⁵ Vgl. Vesper (2006); dort weiterführende Literatur.

6 Sprachnorm und schulische Interaktion

Ein neuerer Aspekt, der in den letzten Jahren verstärkt in den Fokus didaktischer und unterrichtspädagogischer Forschung geraten ist, bezieht sich auf die Besonderheit und Komplexität der Gesprächsformen innerhalb der schulischen Lehr-Lern-Kultur (vgl. Berkemeier/Pfennig 2001: 48). In diesem schulischen Interaktionsprozess werden den Schülern im Allgemeinen die zugrunde liegenden standardsprachlichen Normen quasi implizit im Prozess des Unterrichtsgeschehens vermittelt. Es wird richtig angemerkt, dass eine „Vielzahl von schulisch relevanten Kommunikationsformen [...] noch gar nicht in den Fokus linguistischen Interesses gerückt“ sei (ebd.). Demgemäß muss der Blick gleichermaßen auf das (Sprach)verhalten des Lehrers und der Schüler gerichtet werden: Sein Strukturierungsverhalten, seine Sprechanteile („Lehrersprechzeit“), sein Aufforderungsverhalten, sein Reaktionsverhalten auf Schülerimpulse¹⁶ und, besonders neu im Forschungsinteresse, das kognitive Niveau von Fragen.¹⁷ Die Bedeutung der Lehrersprache und ihre „Vorbildwirkung“ (Fritzsche 1996: 82) sowie die des Lehrers allgemein wurden schon häufiger, auch in älteren Studien, hervorgehoben. In letzter Zeit aber wird verstärkt das Konzept des „Lernen durch Lehren“ entwickelt, das die Moderation vor der Klasse und die Präsentation der Ergebnisse durch die Schüler propagiert.¹⁸ Dabei muss allerdings i. S. der Erziehung zu einem „guten Deutsch“ als sehr wichtig erachtet werden, dass die sprachlichen Normen des mündlichen Sprachgebrauchs und die Regeln der Gesprächsführung mit den Schülern reflektiert und i. S. einer Einigung festgehalten werden. Hier sind „Verträge“ mit den Klassen möglich.

Eine weitere sinnvolle Möglichkeit, die Sprech- und Gesprächskultur der Schüler zu fördern, sind Versuche, in Form von Arbeitsgemeinschaften an den Schulen die rhetorischen Fähigkeiten der Schüler zu erweitern. Die neuere didaktische Entwicklung, die von starren, lernzielorientierten Rahmenplänen wegführt hin zu einer Konzeption der Kompetenzförderung und -erweiterung der Schüler in Form von „Bildungsstandards“ (vgl. Kerncurriculum 2006: 5f.), erleichtert diesen Prozess. Zudem muss bedacht werden, dass, wie fast alle fixierten Abituranforderungen belegen, die Fähigkeit der schriftlichen und mündlichen Prüfungssituation, d. h. auch die Präsentation der Ergebnisse in

¹⁶ Vgl. dazu u. a. Gage/Berliner (1986: 636ff.).

¹⁷ So neuerdings bei Schäfers (2006a; 2006b).

¹⁸ Vgl. dazu ausführlicher Berkemeier/Pfennig (2001) mit den dargestellten Methoden.

der mündlichen Prüfung, stärker bewertet werden. So heißt es z. B. bei der Beschreibung der erwarteten mündlichen Prüfungsleistung: „Der Vortrag soll sprachlich präzise und normgerecht, fachsprachlich sicher und im Ausdruck differenziert gestaltet sein“ (EPA 2002: 74). Bei den Bewertungskriterien zu den schriftlichen Abituraufgaben heißt es u. a. für die Begründung der Note „gut“: „Die Leistung wird mit ‚gut‘ beurteilt, wenn [...] die sprachlich-stilistische Gestaltung der Arbeit flüssig, korrekt und verständlich, der Aufbau klar gegliedert sind“ (ebd.: 64). Für die Begründung der Note „ausreichend“ werden folgende Bewertungskriterien angegeben: „Die Leistung wird mit ‚ausreichend‘ beurteilt, wenn [...] Aufbau und Stil verständlich, die sprachliche Gestaltung weitgehend fehlerfrei sind“ (ebd.: 64).

7 Abschließende Hinweise

Da es sehr schwer bis nahezu unmöglich ist, die obigen Bewertungskriterien begrifflich eindeutig zu definieren (was heißt z. B. „präzise“ oder „differenziert“ in der jeweiligen Prüfungssituation?), bleibt nur eine wissenschaftlich fundierte und didaktisch abgesicherte Konsensbildung, die nicht nur in den Fachgruppen und (Prüfungs)kollegien herbeigeführt, sondern ebenfalls schon in der 1. und 2. Phase der Lehrerbildung angesprochen werden müsste.¹⁹ Die Fragen nach den Normen und den Bewertungskriterien bei der Förderung von Rede- und Gesprächsfähigkeit der Schüler werden auch aus diesen Gründen in letzter Zeit verstärkt gestellt und es wird im Rahmen der schulischen Gesprächsforschung nach Antworten gesucht.²⁰

Auch wenn in der letzten Zeit unter dem Eindruck der PISA-Ergebnisse viel von Bildungsstandards, Kompetenzstufen, Kernlehrplänen, Parallel- und Vergleichsarbeiten (so der Titel eines Beitrags von Bremerich-Vos 2003) die Rede ist, bleibt doch das Problem der (unlösbaren?) verschütteten Sprachnormdiskussion (Neuland 1998: 10) über die Frage, was die Gesellschaft erwartet, wenn sie „gutes Deutsch“ im schulischen Unterricht einfordert. Hierin offenbart sich ein gesellschaftlicher Grundwiderspruch: Einerseits wird von Schule allgemein und vom Deutschunterricht insbesondere erwartet, dass die Erziehung zum „gu-

¹⁹ Erste Schritte, die zumindest in der 1. Phase stattfinden, wären: gemeinsames Erstellen von typischen, mehrteiligen Aufgabenstellungen zu unterschiedlichen Text- und Arbeitsformen, die die Anforderungsbereiche I – III berücksichtigen; gemeinsame Aufsatzkorrekturen und -bewertungen; Analyse von Videosequenzen zur mündlichen Präsentationen und zu rhetorischen Phasen; Simulation von Prüfungssituationen u. Ä.

²⁰ Vgl. Fiehler (1998: 53ff.); Kindt (1999: 26ff.); Beste (2003: 263ff.).

ten Deutsch“ i. S. der deutschen Standardvarietät erfolgreich vollzogen wird, andererseits werden „Sprachverletzungen“, d. h. krasse Normverstöße, im gesellschaftlichen Umfeld, insbesondere durch die Werbung, in hohem Maße hingenommen. Durch eine Reflexion über das tatsächliche Sprachverhalten²¹ oder mittels schulischer Lektüre ist eine Auflösung dieses Widerspruchs allein nicht möglich. Hinzu kommen muss letztlich über die Spracherziehung hinaus eine Konsensbildung innerhalb der Gesellschaft über den Wert von Sprachpflege und ihrer Akzeptanz.

Im Sinne einer solchen Zielsetzung wären weitere wissenschaftlich orientierte linguistische, soziologische und unterrichtspädagogische Forschungsprojekte nützlich und zu begrüßen.

8 Literatur

- Berkemeier, Anne/Pfennig, Lothar 2001: Gesprächsformen innerhalb schulischer Lehr-Lern-Kultur. In: *Der Deutschunterricht* 6, 48-57.
- Berkemeier, Anne 2002: Sprachbewusstsein und Unterrichtswirklichkeit: Produktive Umsetzungsmöglichkeiten. In: *Der Deutschunterricht* 3, 11-17.
- Beste, Gisela 2003: Sprechen und Zuhören, Mündlichkeit. In: Michael Kämper van der Boogaart (Hrsg.): *Deutschdidaktik. Leitfaden für die Sekundarstufe I und II*. Berlin, 263-273.
- Bremerich-Vos, Albert 2003: Bildungsstandards, Kompetenzstufen, Kernlehrpläne, Parallel- und Vergleichsarbeiten. In: *Deutschunterricht* 5, 4-10.
- Eikenbusch, Gerhard 2001: *Qualität im Deutschunterricht der Sekundarstufe I und II*. Berlin.
- EPA 2002 = Einheitliche Prüfungsanforderungen in der Abiturprüfung Deutsch. (Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 01.12.1989 i.d.F. vom 24.05.2002).
- Fiehler, Reinhard 1998: Bewertungen und Normen als Problem bei der Förderung von Gesprächsfähigkeiten. In: *Der Deutschunterricht* 1, 53-64.
- Fritzsche, Joachim 1996: *Zur Didaktik und Methodik des Deutschunterrichts*. Bd 1: Grundlagen. Stuttgart.
- Gage, Nathaniel L./Berliner, David C. 1986: *Pädagogische Psychologie*. 4. völlig neu bearb. Aufl. Weinheim-München.
- Hochholzer, Rupert 2002: Dialektgebrauch im Deutschunterricht. Anmerkungen zu geschlechtstypischen Differenzen bei Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern. In: *Der Deutschunterricht* 3, 84-89.
- Kämper, Heidrun 2001: Jugendsprache um 1900 und die schöne Literatur. In: *Der Deutschunterricht* 1, 47-58.
- Kammler, Clemens 2002: Rezepte ohne Beipackzettel. Zu Otto Ludwigs Vorschlägen für eine Reform des Deutschunterrichts nach PISA. In: *Der Deutschunterricht* 6, 91-93.
- Kerncurriculum 2006 = Niedersächsisches Kultusministerium (Hrsg.) 2006: *Kerncurriculum für das Gymnasium. Schuljahrgänge 5-10. Deutsch*. Hannover.
- Kilian, Jörg 2006: Standardnorm versus „Parlando“ in Schüler/innen-Chats. Kontrastiv-kritische Spracharbeit im Bereich mündlich und schriftlich entfalteter Schriftlichkeit. In: *Der Deutschunterricht* 5, 74-83.

²¹ Vgl. dazu auch Berkemeier (2002: 11-17, bes. 17).

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

- Kindt, Walther 1999: Was sollte man in der Schule über Argumentation lernen? Überlegungen aus der Sicht neuerer Argumentationsforschung. In: *Der Deutschunterricht* 5, 26-36.
- Kühn, Peter 2002: PISA und die Lesekompetenz. Wie die Muttersprachendidaktik von der Fremdsprachendidaktik (Deutsch als Fremdsprache) profitieren kann. In: *Der Deutschunterricht* 4, 91-95.
- Ludwig, Otto 2002: PISA 2000 und der Deutschunterricht. In: *Der Deutschunterricht* 2, 82-85.
- Neuland, Eva 2002: Sprachbewusstsein – eine zentrale Kategorie für den Sprachunterricht. In: *Der Deutschunterricht* 3, 4-10.
- Nieders. KuMi 1990 = Niedersächsisches Kultusministerium (Hrsg.) 1990: Rahmenrichtlinien für das Gymnasium gymnasiale Oberstufe. Deutsch. Hannover.
- Schäfers, Stefanie 2006a: Aufgabenstellungen als Sprechakte des *Aufforderns*. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 4, 424-448.
- Schäfers, Stefanie 2006b: Hindernis oder didaktischer Trick? – Indirekte *Aufforderung* in schulischen Aufgabenstellungen. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 4, 450-472.
- Sommer, Hartmut 1981: Grundkurs Lehrerfrage. Ein handlungsorientiertes einführendes Arbeitsbuch für Lehrer. Weinheim-Basel.
- Vesper, Wilhelm 2006: Hahn, Henne, Ei – Wir denken und leben in Bildern. Plädoyer für eine Phraseodidaktik. In: Dieter Cherubim/Wilhelm Vesper (Hrsg.): *Henne oder Ei. Ein linguistischer Blumenstrauß für Helmut Henne zum 70. Geburtstag*. Göttingen (= Göttinger Beiträge zur Sprachwissenschaft 12), 63-68.
- Weisgerber, Bernhard 1998: Sprachnorm und Sprachwandel. Anmerkungen unter vornehmlich sprachdidaktischem Aspekt. In: *Der Deutschunterricht* 3, 67-70.

Bookstore

+2 01203603638



germanbooks1

UTA HAASE

Was ist gutes Deutsch im Bereich Deutsch als Fremdsprache aus der Perspektive der Interkulturellen Kommunikation?

1 Einleitung

Im Zeitalter der Globalisierung, Massenmigrationen, des hochtechnisierten, immer schneller werdenden Informationsaustausches zwischen den Menschen wird der Austausch mit anderen Kulturen als eine Folge zunehmender Mobilität zu einer Herausforderung. Interkulturalität ist ein wirtschaftlich und gesellschaftlich relevantes Thema geworden. Die Kommunikation zwischen Angehörigen verschiedener Kulturen in Geschäftsverhandlungen, internationalen Kooperationen oder Begegnungen verläuft selten reibungslos. Interkulturelle Kompetenz ist daher heute ein wichtiger Bestandteil der persönlichen und beruflichen Qualifikation.

Mit Beginn der 1990er Jahre hat das Konzept der „Interkulturellen Kompetenz“ auch in die deutschsprachige Fremdsprachendidaktik Einzug gehalten und als neues, umfassendes Lernziel Eingang in die Lehrpläne des Deutsch als Fremdspracheunterrichts gefunden. Über reines Faktenwissen in der Landeskunde und die sprachliche Qualifikation hinaus umfasst Interkulturelle Kompetenz differenziertes Wissen über die größtenteils ungeschriebenen Verhaltens- und Kommunikationsmuster der anderen Kultur, die sich vor allem in „vielfältigen Alltagspraktiken von Gesprächsführung, Höflichkeitsformeln, im Verhalten beim Essen und Trinken, in der Gestik und Mimik etc. ausdrücken“ (Volkmann/Stierstorfer/Gehring 2002: 7). Neben der Ausbildung dieser (sprach)kulturellen Komponente verfolgt das Konzept des interkulturellen Lernens auch bildungspolitische und ethische Lernziele wie die Förderung von Sensibilität dem Fremden gegenüber, die Fähigkeit zur Selbstreflexion über die eigene Kultur, zu Empathie und Toleranz.

Einer Antwort auf die Frage, „Was ist gutes Deutsch im Bereich Deutsch als Fremdsprache aus der Perspektive der Interkulturalität bzw. der Interkulturellen Kommunikation?“ kann man sich m. E. nur unter Zuhilfenahme des Kompetenzbegriffes und auf der Grundlage der Einbeziehung der Forschungsergebnisse zur Interkulturellen Kommunikation nähern. Ist gutes Deutsch im Bereich Deutsch als Fremd-

sprache vor dem Hintergrund der Forderung nach dem interkulturell kompetenten Fremdsprachen-Lerner jenes Deutsch, das zu einer gelungenen, unmissverständlichen, konfliktfreien, auf gegenseitiger Achtung und gegenseitigem Verständnis beruhenden Kommunikation zwischen Angehörigen verschiedener Sprachen und Kulturen beiträgt?

Zweifelsohne ist diese Frage mit „Ja“ zu beantworten. Doch wie ist dieses Deutsch beschaffen? Dem Deutsch-als-Fremdsprache-Lerner steht (noch) kein Wörterbuch der Interkulturellen Kommunikation zur Verfügung, in welchem er nachschlagen kann, wie er sich dem (sprach)kulturellen Kontext seines Kommunikationspartners entsprechend angemessen verhält, welches Wort oder welche Redewendung er z. B. in einem bestimmten Kontext besser meiden sollte, um Konflikte oder ambivalente Situationen zu umgehen.

Ein russischer Student begrüßte mich nach meinem Urlaub mit den Worten: „Oh, Sie haben einen schönen Urlaub und gutes Wetter gehabt! Sie sehen so bräunlich aus!“ Der als Kompliment gedachte Satz würde keiner Frau schmeicheln, wenn sie nicht wüsste, dass *bräunlich* in diesem Kontext wohl für 'leicht gebräunt' steht und es sich bei dieser Formulierung um einen sprachlichen Fehler handelt. Diese Formulierung ist zwar kein sprachnormgerechtes und damit gutes Deutsch, sie geht m. E. jedoch nicht auf eine linguistische oder situationale Interferenz zurück und verstößt damit auch nicht gegen die bereits angedeuteten, kulturgeprägten Kommunikationskonventionen der anderen Kultur. Anders verhielte es sich bei folgendem, allerdings konstruierten, Beispiel. Würde mich ein chinesischer Student nach dem Urlaub mit dem Satz: „Sie sind aber dick geworden!“ begrüßen, wäre dies ebenfalls kein gutes, mich erfreuendes Deutsch, obwohl es sich dabei um einen grammatisch, lexikalisch-semantisch und lautlich korrekt formulierten Satz handeln würde. Aufgrund meiner Kenntnisse zur Interkulturellen Kommunikation wüsste ich jedoch, dass mir ein Kompliment gemacht wurde, da in China das Dicksein mit gesundem Aussehen gleichgesetzt wird (vgl. Günthner 1989: 436).

Einen Zugang zur Beschreibung dessen, was gutes Deutsch in DaF aus interkultureller Sicht ist, ermöglicht das Konzept der Interkulturellen Kompetenz. Mit seiner Hilfe können die Kenntnisbereiche (Fertigkeiten und Haltungen eingeschlossen) theoretisch erfasst werden, die einen Deutsch-als-Fremdsprache-Lerner befähigen, gutes, d. h. auch dem (sprach)kulturellen Kontext angemessenes Deutsch zu verwenden. Das Konzept der interkulturellen Kompetenz wiederum kann nur auf der Grundlage der Forschungsergebnisse zur Interkulturellen Kommunikation „mit Leben gefüllt“ bzw. umgesetzt werden, denn sowohl die Kommunikationsbefähigung durch den Lehrenden als auch

die Kompetenz auf der Seite des Lernenden setzen Wissen voraus. Dem Lehrenden obliegt es dann selbstverständlich noch, dieses Wissen durch geeignete Methoden zu vermitteln.

Angesichts dieser Prämisse ist es erforderlich, im Folgenden einen knappen Einblick in die Ansätze der Erforschung Interkultureller Kommunikation und in das fremdsprachendidaktische Konzept der Interkulturellen Kompetenz zu geben sowie deren wechselseitige Verknüpfung aufzuzeigen.

2 Aspekte der Interkulturellen Kommunikation

Die Anfänge der Thematisierung des Zusammenhangs von Sprache und Kultur innerhalb verschiedener Forschungstraditionen der Sprachwissenschaft und Kulturanthropologie reichen bis in das 19. Jahrhundert zurück. Die Erforschung Interkultureller Kommunikation im 20. Jahrhundert weist neben anthropologischen Ansätzen (vgl. Hall 1959, 1984; Hofstede 1993) sozialpsychologische (vgl. Hinnenkamp 1989) und konversationsanalytische Arbeiten (vgl. Günthner 1993) sowie Ansätze aus den Bereichen der kontrastiven Pragmatik (vgl. House 1996) und der interpretativen Soziolinguistik (vgl. Gumperz 1982) auf.

Unter Interkultureller Kommunikation verstehen Knapp/Knapp-Potthoff (1990: 62) „die interpersonale Kommunikation zwischen Angehörigen verschiedener Gruppen, die sich im Blick auf die ihren Mitgliedern jeweils gemeinsamen Wissensbestände und sprachlichen Formen symbolischen Handelns unterscheiden“. Redder/Rehbein (1987: 18f.) bezeichnen die Kommunikation zwischen Aktanten verschiedener Gesellschaften und verschiedener Sprachen als interkulturelle Kommunikation im weiteren Sinn, wobei sich einer der Aktanten auf eine fremde Sprache einlassen muss, und somit vertraute Handlungsformen problematisch und Präsuppositionen des sprachlichen Handelns brüchig werden. Mögliche Missverständnisse sind letztlich das Resultat einer missglückten interkulturellen Verständigung und können unterschiedlichen Ursprungs sein. Eine junge deutsche Frau, die in Frankreich der Norm entsprechend mit *Mademoiselle* angesprochen wird, wird dies heute befremdlich finden, wenn sie unangebrachterweise die Bedeutung des deutschen *Fräulein* auf das französische Wort überträgt. Die in China zu Beginn eines Gespräches mit einer fremden Person üblichen Fragen nach *Einkommen*, *Ehestand* und *Kindern*, die dem Aufbau einer vertrauten Atmosphäre dienen sollen, können bei deutschen Sprechern ebenfalls zu Irritationen führen.

Selbst das Sprechen derselben Sprache schützt nicht vor Missverständnissen. Redder/Rehbein (1987: 17) sprechen diesbezüglich von In-

terkultureller Kommunikation im engeren Sinn, die „kulturelles Handeln zwischen verschiedenen Aktanten und Aktantengruppen einer Gesellschaft und einer Sprache ist“, wobei die „kulturellen Apparate der Beteiligten differieren“.

E. Oksaar versteht unter Interkultureller Kommunikation den „gegenseitigen Verständigungsprozess durch Senden und Empfangen von informationstragenden Zeichen unter Beteiligten aus unterschiedlichen Kulturen und Sprachgemeinschaften“. Ihr Gelingen setzt voraus, dass die Kommunikationsteilnehmer wissen, wie „verbale, parasprachliche und nonverbale informationstragende Einheiten situationsadäquat zu verwenden und Kultureme durch Behavioreme zu realisieren sind“ (Oksaar 2003: 32f.). Interkulturelle Kommunikation ist demnach sowohl interkulturelle verbale Kommunikation, die immer von parasprachlichen, aber auch von nonverbalen Komponenten sowie von extraverbalen Variablen wie Zeit, Raum, Proxemik, sozialen Aspekten etc. begleitet wird. Interkulturelle Kommunikation ist aber auch interkulturelle nonverbale Kommunikation, die die verbale nicht nur begleitet oder ergänzt, sondern auch substituieren kann.

Die Erforschung von Problemen der Interkulturellen Kommunikation steht zunächst vor der Aufgabe, Kultur zu erfassen und kulturelle Differenzen zu beschreiben. Anthropologische Ansätze ermitteln Dimensionen von Kulturen, wie z. B. Machtdistanz, Individualismus, Maskulinität, Unsicherheitsvermeidung, Kontextbezug sprachlicher Äußerungen, Einstellungen zu Zeit und Raum etc. (vgl. Hofstede 1997; Hall 1984), mit deren Hilfe nationale Unterschiede erfasst werden sollen. H. J. Heringer bezeichnet dieses Wissen um Aspekte, Dimensionen und Kontraste von Kulturen eher als Basiswissen für die Interkulturelle Kommunikation, das wie eine kulturwissenschaftliche Beschreibung von außen erscheint und für den Sprachnutzer nicht ohne Weiteres in die aktuelle Kommunikation übertragbar sei (vgl. Heringer 2004: 158).

Aus dem Bereich der Psychologie interkulturellen Handelns kommt das Konzept der Kulturstandards, das ebenfalls dazu dienen soll, die Vielfalt einer Kultur überschaubarer und vielleicht lehrbar zu machen, um Missverständnisse zwischen Angehörigen verschiedener Gesellschaften und verschiedener Sprachen zu vermeiden. Kulturstandards sind „alle Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens und Handelns, die von der Mehrzahl der Mitglieder einer bestimmten Kultur für sich persönlich und andere als normal, selbstverständlich, typisch und verbindlich angesehen werden“ (Thomas 1993: 382) und auf deren Grundlage eigenes und fremdes Verhalten beurteilt und reguliert wird.

Bei der Realisierung bestimmter Sprechakte wie dem BEGRÜßEN, ANREDEN, VERABSCHIEDEN, KRITISIEREN, ENTSCHULDIGEN

etc. kann es häufiger zu Kommunikationsproblemen kommen, die im Rahmen eines weiteren wissenschaftlichen Konzepts als Rich Points (vgl. Agar 1994) oder Hot Spots bzw. Hotwords (vgl. Heringer 2004: 162-174) bezeichnet werden. Das Konzept der Critical Incidents, das auf der Annahme beruht, dass die Handlungsweisen der Menschen verschiedener Kulturen in bestimmten Situationen differieren und es zu Critical Incidents kommt, d. h. zu Erlebnissen oder Vorfällen, die für Kommunikationspartner aus verschiedenen Kulturen unangenehm, ambivalent oder konfliktreich sind (vgl. Heringer 2004: 204), ist didaktisch aufbereitet worden und hat seit langem Eingang in die interkulturelle Trainingspraxis gefunden.

3 Interkulturelle Kompetenz

Mit Beginn der 1990er Jahre wird die deutschsprachige kommunikative Didaktik zu einer interkulturellen erweitert. An die Stelle des Begriffs der „Kommunikativen Kompetenz“ rückt die „Interkulturelle Kompetenz“ als neues globales Lernziel für den Fremdsprachenunterricht.

Dell Hymes (1972) hatte Kommunikative Kompetenz als das grammatische, soziokulturelle und praktisch verfügbare Wissen eines Sprechers sowie seine Fähigkeiten zum Gebrauch der Sprache definiert. Bei Canale und Swain (1980) umfasst Kommunikative Kompetenz eine grammatische, soziolinguistische, diskursive und strategische Komponente. Die soziolinguistische Kompetenzkomponente schließt dabei schon die Fähigkeit des Sprechers ein, Äußerungen in kulturellen Kontexten zu produzieren und zu interpretieren. „Kommunikative Kompetenz“ als übergreifendes Lernziel für den Fremdsprachenunterricht in den 70er und 80er Jahren versteht sich als das in Form von Lehr- und Lernzielen antizipierte Resultat des Fremdsprachenunterrichts, dessen messbare Größe sich in der Fähigkeit des Lerners äußert, eine andere Sprache als seine Muttersprache für die Kommunikation zu nutzen. Die Komponenten der Kompetenz ergeben sich aus den Teilzielen für den Fremdsprachenunterricht, die traditionell in drei Bereiche gegliedert werden: Wissen (kognitive Komponente), Einstellungen/Haltungen (affektive Komponente) und sprachpraktische Fertigkeiten (könnensspezifische Komponente).

Das „Richtziel für den Fremdsprachenunterricht“ (Neuner 2001: 807) der Gegenwart ist „Interkulturelle Kommunikationsfähigkeit“ und umfasst wiederum drei Dimensionen:

- eine pragmatische Dimension (Fähigkeiten und Fertigkeiten)
- eine kognitive Dimension (Kenntnisse)
- eine affektive Dimension (Haltungen, Einstellungen).

Die pragmatische Dimension beinhaltet die rezeptiven Fertigkeiten Hören und Lesen sowie das produktive Sprechen und Schreiben, welche im Zusammenhang mit der Vermittlung grammatischer, lexikalisch-semantischer, orthographischer und lautlicher Kenntnisse entwickelt werden sollen. Die kognitive Dimension schließt neben den o. g. Kenntnissen der Regeln des Sprachsystems auch die im Rahmen einer Kommunikativen Didaktik (vgl. Pauldrach 1987; Neuner 1994) stärker in den Mittelpunkt rückenden Kenntnisse des Zusammenhangs von Sprachfunktion und Sprachgebrauch ein. Kognitive Lehr- und Lernziele beziehen ebenso landeskundliches Wissen ein. Die neuere Fachliteratur fasst Sprachwissen und landeskundliches Wissen unter dem Begriff „deklaratives Wissen“ zusammen und erweitert die Wissenskomponente der „Interkulturellen Kommunikationsfähigkeit“ außerdem um den Aspekt des „prozeduralen Wissens“, welches Lerntechniken und -strategien einschließt (vgl. Rampillon 1995).

Die affektive Dimension erlangt im Konzept der „Interkulturellen Kommunikationsfähigkeit“ insofern eine neue Qualität, als affektives Lernen über alle anderen, notwendigen Einstellungen gegenüber dem Fremdsprachenlernen hinaus nun den Lerner auch für den Umgang mit einer fremden Kultur qualifizieren soll.

Kritik erfährt das Konzept der „Interkulturellen Kompetenz bzw. Kommunikationsfähigkeit“ der deutschen Fremdsprachendidaktik aus Richtung der Kontrastiven Pragmatik. House kritisiert, dass Interkulturelle Kompetenz sehr häufig rein affektiv – verhaltensorientiert („Vorurteile abbauen“, „zu Toleranz fähig sein“, „ethnozentrische Sichtweisen vermeiden“) gesehen wird, die sprachliche und sprachpraktische Komponente jedoch eine untergeordnete Rolle spielen und somit das Verständnis von Interkultureller Kompetenz zu einseitig, zu idealistisch und zu ideologisch sei (vgl. House 1998: 63). Hätte, House zufolge, eher die Chomsky'sche Konzeption von kommunikativer Kompetenz in der deutschen Fremdsprachendidaktik an Einfluss gewonnen, wäre aus der Konzeption keine „Mainstream“-Variante geworden, in der die affektive Komponente im Vordergrund steht. Nach House beinhaltet die kommunikative Kompetenz in dem oben beschriebenen Sinn (Dell Hymes, Canale und Swain) alles, was mit Interkultureller Kompetenz noch gemeint sein könnte, weshalb der Begriff „Interkulturelle Kompetenz“ überflüssig sei. Um sowohl die Bedeutung der sprachlichen als auch der sprachpraktischen Komponente herauszustellen und zugleich dem affektiven Aspekt gerecht zu werden, spricht House von kommunikativ-interkultureller Kompetenz und versteht darunter die „Beherrschung des Sprachgebrauchs“, d. h. der Verwendung von „Sprache-in-Funktion-in-Situation-in-Kultur“ (House 1998: 65).

Selbstverständlich erschöpft sich der konfliktfreie Umgang mit einer fremden Kultur nicht allein in einer emotionalen Komponente, die sich auf Seiten des Fremdsprachenlernalters durch Offenheit, Toleranz, Empathie und Kommunikationsbereitschaft zeigen sollte. Diese ist m. E. jedoch das Fundament interkultureller Kommunikation. Letztere verläuft nicht mit dem Ziel der Angleichung oder Anpassung der Kulturen, sondern zielt auf Verstehen und Verständnis. Wissen ist dafür aber ebenso die Voraussetzung. Somit funktioniert die Basis interkultureller Kommunikation, d. h. die Fähigkeit zur Vermittlung zwischen eigener und fremder Kultur, zu Empathie und Toleranz nur in Verbindung mit den Wissenskomponenten, die, wie die Geschichte der Erforschung interkultureller Kommunikation zeigt, weder leicht zu fassen noch mühelos in ein lehrbares didaktisches Konzept zu bringen sind. Der erfahrene Fremdsprachenlehrende vermag einzuschätzen, inwiefern diese Synthese in der Praxis auf der Grundlage curricularer Vorgaben und Lernzielbeschreibungen umzusetzen ist.

Dem übergeordneten Lernziel „Interkulturelle Kompetenz“ bzw. „Interkulturelle Kommunikationsfähigkeit“ (Neuner 2001: 807) sind verschiedene Lernziele nachgeordnet. Interkulturelles Lernen zielt auf eine Kombination des Erwerbs kognitiver Kenntnisse mit dem affektiver Steuerungsmechanismen sowie den Regeln operativen Handelns (vgl. Hackl/Langner/Simon-Pelander 1998: 6). Dem entsprechen die drei Lernzielbereiche:

- Soziokulturelle Sensibilisierung und Perspektivenwechsel, d. h.
 - Einsicht in die Spezifika der Kommunikation unter und mit Deutschsprachigen sowie die
 - Bereitschaft und Fähigkeit zur Empathie
- Vermittlung von Strategien zum selbständigen Wissenserwerb, d. h.
 - Informationsstrategien
 - Strategien zur Texterschließung
- Methoden und Verfahren zur Integration von Vorwissen, Wahrnehmungen und neuem Wissen.

4 Aspekte der Vermittlung interkultureller Kompetenz im DaF-Unterricht

Ist „Interkulturelle Kompetenz“ mit den ihr zugrunde liegenden Dimensionen und darauf aufbauenden nachgeordneten Lernzielen ein für den modernen Fremdsprachenunterricht realisierbares Lernziel? Der Umsetzung der Zielsetzungen „Einsicht in die Spezifika der Kommunikation unter und mit Deutschsprachigen“ sowie „Befähigung zur

Empathie“ sollte m. E. der Oksaar'sche Kompetenzbegriff zugrunde gelegt werden. Sie spricht von interaktionaler Kompetenz, über die eine Person verfügt, wenn sie in der Lage ist, in „Interaktionssituationen verbale, parasprachliche und nonverbale kommunikative Handlungen zu vollziehen und zu interpretieren gemäß den soziokulturellen und sozialpsychologischen Regeln einer Gruppe oder einer Gesellschaft, unter Beachtung der extraverbalen Behavioreme“ (Oksaar 2003: 43). Die Vermeidung so genannter situationaler Interferenzen sollte ein Schwerpunkt eines auf die Vermittlung sprachkulturellen Wissens zielenden methodischen Konzeptes sein. Situationale Interferenzen sind kulturbedingte „Abweichungen von den pragmatischen Konventionen der Situation, die verbale, parasprachliche, nonverbale und extraverbale Einheiten betreffen“ (ebd.: 142f.). Situationale Interferenzen treten häufig bei kulturspezifischen Realisierungen der ANREDE, der BEGRÜßUNG, des DANKENS, der KOMPLIMENTE, des Kommunikationsstils (Direktheit – Indirektheit, Explizitheit – Implizitheit, Reden – Schweigen etc.) auf.

Das Aufzeigen bzw. Bewusstmachen solcher kulturbedingten kommunikativen Unterschiede in einem modernen, interkulturellem Lernen verpflichteten Fremdsprachenunterricht würde der Forderung nach einem sprachbezogenen Ansatz bei der Vermittlung interkultureller Kompetenz gerecht werden. Die sprachorientierte Vermittlung interkultureller Kompetenz benötigt jedoch Wissen auf Seiten des Lehrenden bezüglich der sprachlich-kulturellen Phänomene, „die in Form und Funktion in Mutter- und Fremdsprache/Fremdkultur voneinander abweichen, bei denen strukturelle Muster in unterschiedlicher Weise konventionalisiert sind, so dass in einem Diskurs zwischen Mitgliedern verschiedener Sprach- und Kulturgemeinschaften Missverständnisse auftreten können“ (House 1998: 65f.).

Kontrastiv-pragmatische Analysen, wie sie von House in den 1980er Jahren für das Sprachenpaar Deutsch–Englisch und nachfolgend bezogen auf sieben verschiedene Sprachen durchgeführt wurden, sind eine Quelle für empirisch ermitteltes Wissen, welches dann die Basis für die didaktisch-methodische Umsetzung im Fremdsprachenunterricht ist (vgl. House 1989, 1996; vgl. auch Günthner 1993 – Analysen deutsch-chinesischer Gespräche).

Die von House vorgeschlagenen unterschiedlichen Lernkonzepte wie das „Cognitive Teaching“, das „Experimental Teaching“ oder „Critical Teaching“ sind m.E. wertvolle methodische Ansätze für sprachbezogenes interkulturelles Lernen. In ihnen finden sich auch die unterschiedlichen Konzepte und Ansätze der Erforschung der Interkulturellen Kommunikation wieder, wie das der Rich Points, der Critical

Incidents oder der Situationalen Interferenzen. In der so genannten vierten, der interkulturell ausgerichteten Lehrwerksgeneration sind diese methodischen Konzepte ansatzweise verarbeitet worden. Zu wenig Berücksichtigung findet m. E. noch der individuelle, interkulturell geprägte Lernprozess, d. h. die Hinwendung zur Beobachtung und Analyse des eigenen Lernprozesses (z. B. durch Lernertagebücher, Tonband- oder Videoaufzeichnungen authentischer Gespräche, Berichte über kritische interkulturelle Situationen etc.). In den Lehrwerken wird interkulturelles Lernen oft über die Bearbeitung und den damit verbundenen Vergleich von vorgegebenen Kulturstandards angestrebt. Nur in Verbindung mit individuellen Erfahrungen lässt sich jedoch die Lernzielforderung der soziokulturellen Sensibilisierung und des Perspektivenwechsels umsetzen.

5 Fazit

Interkulturelle Kompetenz ist also keineswegs leicht zu fassen. Die traditionelle Dreiteilung in Kenntnisse, Fertigkeiten und Einstellungen, die auch dem oben beschriebenen „Richtziel für den Fremdsprachenunterricht“ (Neuner 2001: 807) zugrunde liegt, lässt die komplizierte Verbindung von sprachlichem, landeskundlichem und sprachkulturellem Wissen nicht erkennen bzw. nur erahnen. Hinzu kommt, dass auch die affektive Komponente einen engen Bezug zur sprachkulturellen Wissenskomponente hat, sich nur in Verbindung mit dieser entfalten kann und keineswegs isoliert zu vermitteln ist.

Die Frage „Was ist gutes Deutsch im Bereich Deutsch als Fremdsprache aus der Perspektive der Interkulturellen Kommunikation?“ lässt sich, wie beschrieben, nur auf Umwegen beantworten. Gutes Deutsch in Deutsch als Fremdsprache aus der Perspektive der Interkulturellen Kommunikation ist das Deutsch, das ein interkulturell kompetenter Fremdsprachenlerner nutzt. Ein interkulturell kompetenter Sprecher des Deutschen als Fremdsprache wäre somit ein sprach- und sprachkulturwissender, landes- und kulturkundliches Wissen besitzender, Sprachfertigkeiten sowie Lerntechniken und -strategien beherrschender, empathischer und toleranter Sprachnutzer.

6 Literatur

- Agar, Michael H. 1994: *Language Shock. Understanding the Culture of Conversation*. New York.
- Canale, Michael/Swain, Merrill 1980: *Theoretical Bases of Communicative Approaches to Second Language Teaching*. In: *Applied Linguistics* 1, 1-47.
- Gumperz, John J. 1982: *Discourse Strategies*. Cambridge.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

- Günthner, Susanne 1993: Diskursstrategien in der interkulturellen Kommunikation. Analysen deutsch – chinesischer Gespräche. Linguistische Arbeiten. Tübingen.
- Günthner, Susanne 1989: Interkulturelle Kommunikation. In: Info DaF Bd. 16, Heft 4, 431-447.
- Hackl, Wolfgang/Langner, Michael/Simon-Pelander, Hans 1998: Landeskundliches Lernen. In: Fremdsprache Deutsch, H. 18, 5-12.
- Hall, Edward T. 1959: The Silent Language. New York.
- Hall, Edward T. 1984: Verborgene Signale. Über den Umgang mit Franzosen. Hamburg.
- Heringer, Hans Jürgen 2004: Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte. Tübingen.
- Hinnenkamp, Volker 1989: Interaktionale Soziolinguistik und Interkulturelle Kommunikation: Gesprächsmanagement zwischen Deutschen und Türken. Tübingen.
- Hofstede, Geert 1993: Interkulturelle Zusammenarbeit. Kulturen – Organisationen – Management. Wiesbaden.
- Hofstede, Geert 1997: Lokales Denken, globales Handeln. Kulturen, Zusammenarbeit und Management. München.
- House, Juliane 1989: Politeness in English and German: The Functions of please and bitte. In: Shoshana Blum-Kulka/Juliane House/Gabriele Kasper (eds.): Cross-Cultural Pragmatics: Requests and Apologies, Norwood, 96-123.
- House, Juliane 1996: Contrastive Discourse Analysis and Misunderstanding: the Case of German and English. In: Marlis Hellinger/Ulrich Ammon (eds.): Contrastive Sociolinguistics. Berlin, 345-361.
- House, Juliane 1998: Kontrastive Pragmatik und interkulturelle Kompetenz im Fremdsprachenunterricht. In: Wolfgang Börner/Klaus Vogel (Hrsg.): Kontrast und Äquivalenz. Beiträge zu Sprachvergleich und Übersetzung. Tübingen, 62-88.
- Hymes, Dell 1972: On Communicative Competence. In: John B. Pride/Janet Holmes (eds.): Sociolinguistics. Harmondsworth, 269-293.
- Knapp, Karlfried/Knapp-Potthoff, Annelie 1990: Interkulturelle Kommunikation. In: Zeitschrift für Fremdsprachenforschung 1, 62-93.
- Neuner, Gerhart 1994: Aufgaben und Übungsgeschehen Im Deutschunterricht. In: Fremdsprache Deutsch, H. 10, 6-13.
- Neuner, Gerhart 2001: Curriculumentwicklung und Lehrziele Deutsch als Fremdsprache. In: Gerhard Helbig/Lutz Götze/Gert Henrici/Hans-Jürgen Krumm (Hrsg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 2. Halbbd., Berlin-New York (= HSK 19.2), 797-827.
- Oksaar, Els 2003: Zweitspracherwerb. Wege zur Mehrsprachigkeit und interkulturellen Verständigung. Stuttgart.
- Pauldrach, Andreas 1989: Eine unendliche Geschichte. Anmerkungen zur Situation der Landeskunde in den 90er Jahren. In: Fremdsprache Deutsch „Landeskunde“, H. 6, 4-14.
- Rampillon, Ute 1995: Lernen leichter machen. Deutsch als Fremdsprache. München.
- Redder, Angelika/Rehbein, Jochen 1987: Zum Begriff der Kultur. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 38, 7-21.
- Thomas, Alexander 1993: Psychologie interkulturellen Lernens und Handelns. In: Alexander Thomas (Hrsg.): Kulturvergleichende Psychologie. Göttingen, 377-424.
- Volkman, Laurenz/Stierstorfer, Klaus/Gehring, Wolfgang 2002: Vorwort. In: Laurenz Volkman/Klaus Stierstorfer/Wolfgang Gehring (Hrsg.): Interkulturelle Kompetenz: Konzepte und Praxis des Unterrichts. Tübingen, 7-9.

Was ist gutes Deutsch im Bereich Deutsch als Fremd-/Zweitsprache?

1 Einleitung

Fragt man nach gutem Deutsch in Deutsch als Fremd-/Zweitsprache, stellt sich bereits nach erstem Überlegen heraus, dass es durchaus mehrere Kulissen gibt, vor deren Hintergrund das Beantworten der Frage inszeniert werden könnte. Das Bemühen, für diese Frage nur eine einzige und zudem befriedigende Lösung anzubieten, muss scheitern. Sicherlich liegt es nahe, ein Statement zu formulieren, in dem es heißen könnte, von gutem Deutsch in DaF/DaZ sei dann zu sprechen, wenn der L2-Sprecher¹ über einen hohen Grad der Zielsprachenkompetenz verfüge. Abgesehen von den unterschiedlichen Auffassungen, mit denen dieser Begriff ausgefüllt wird, scheint die Thematik etwas aspektreicher zu sein. Eine der Ursachen hierfür ist in der Mehrdeutigkeit der für die Frageformulierung genutzten Begrifflichkeiten zu suchen. Aufgrund dieser Mehrdeutigkeit werden unterschiedliche Assoziationen provoziert, von denen eine jede die Richtung vorgibt, in die das Denken gelenkt wird: *Deutsch* spezifiziert den allgemeinen Begriff *Sprache*, der nicht nur unter sprachtheoretischem Aspekt mehrere Interpretationsansätze zulässt (System/Tätigkeit, Kompetenz/Performanz, Input/Output, Lehrersprache/Lernersprache) in der Hinsicht, dass ein bestimmter Sprachmodus (Deutsch) zu einem festgelegten (sicherlich gegenwärtigen) Zeitpunkt gemeint ist. *Gutes Deutsch* zielt auf den Gesichtspunkt der Bewertung dieses Sprachmodus und den mit diesem im Zusammenhang stehenden kontrovers diskutierten Normbegriff als dem Maßstab der Bewertung. „Deutsch als Fremd-/Zweitsprache“ drückt zunächst nur aus, dass sich die Frage auf die historische deutsche Sprache als L2 bezieht, die in unterschiedlichen Kulturkontexten (in muttersprachlicher Umgebung des L2-Lerners bzw. in einem der Zielsprachenländer) erworben² wird. Ob der Erwerbsprozess ungesteuert (natürlich) oder gesteuert (unterrichtsgelenkt) erfolgt, lässt sich aus der Frageformulierung noch nicht ableiten.

¹ Nur aus Gründen der Vereinfachung wird das generische Maskulinum zur Bezeichnung beider Geschlechter verwendet.

² Gegenwärtig wird in der Fachliteratur noch kein geeigneter Oberbegriff angeboten, mit dessen Hilfe sowohl ungesteuerte als auch gesteuerte „Sprachaneignungsprozesse“ erfasst werden. In diesem Beitrag wird *Erwerben* in diesem weiten Sinne gebraucht.

Lernort und Steuerungsgrad sind jedoch vor dem Hintergrund der Forschungsergebnisse der Sprachlehr- und -lernforschung wichtige Faktoren, die im Kontext des L2-Erwerbs zur Modifizierung der Norm(en)auffassung und damit zur Spezifizierung der Antwort auf die Ausgangsfrage führen: Sowohl in ungesteuerten als auch in gesteuerten Spracherwerbsprozessen vergeben Menschen das „Gütesiegel“. Diese Tatsache sowie Faktoren wie Lernort, Beurteilungskompetenz, Lehr- und Lernziele, Lernstand, Lehr- und Lerntraditionen etc. sollten die Antwortsuche unbedingt gedanklich begleiten.

Nach diesen einleitenden Gedanken werden die genannten Faktoren in der Funktion möglicher Blickwinkel genutzt, aus denen die Frage, was gutes Deutsch in DaF/DaZ ist, betrachtet und beantwortet werden könnte. Einige der in dieser Hinsicht denkbaren Antworten werden thesenartig zusammengetragen und in jeweils knapper Form ausgeführt.

2 Fünf Perspektiven – fünf Antworten

2.1 Gutes Deutsch in DaF/DaZ ist keine Eigenschaft der als System gedachten deutschen Sprache, sondern eine Eigenschaft der Sprachtätigkeit

Gutes Deutsch zielt auf den Gegenstand Sprache, speziell auf den deutschen Sprachmodus. Die „Güte“ einer Sprache „entäußert sich“ jedoch nicht im System, in den generell für die Kommunikation zur Verfügung stehenden sprachlichen Mitteln, sondern erst auf der Ebene der Sprachtätigkeit, die als Ausführung des Systems (executio) angesehen werden kann. Allerdings hat „gutes Deutsch“ nur einen Aspekt der Sprachtätigkeit im Fokus. Ausschließlich die im Ergebnis produktiver Sprachtätigkeit kreierten mündlichen und schriftlichen Texte lassen sich unter bestimmten Bedingungen mit diesem Attribut versehen. Resultate rezeptiver zielsprachlicher Kommunikationstätigkeiten lassen sich bezüglich ihrer erzielten Verstehens- und Verarbeitungsergebnisse ebenfalls nur auf dem Weg einer mündlichen oder schriftlichen Sprachproduktion bzw. aufgrund eines nichtsprachlichen Handelns ermitteln. Ergebnisse rezeptiver Sprachprozesse können somit nur Urteile wie *Verstehen*, *Missverstehen* bzw. *Nichtverstehen* erhalten.

2.2 Gutes Deutsch in DaF/DaZ ist Ausdruck einer hohen Fremd-/Zweitsprachenkompetenz

Soll ein Zusammenhang zwischen gutem Deutsch und dem Sprachkompetenzbegriff hergestellt werden, so impliziert dies eine Auseinandersetzung mit den Zielen (d. s. antizipierte Ergebnisse), die sowohl den ungesteuerten als auch den gesteuerten L2-Erwerbsprozess beeinflussen. Seine Ziele definiert der institutionell gesteuerte Sprachunterricht im Laufe seiner Geschichte aufgrund der jeweiligen ökonomischen und (bildungs)politischen Aufgaben. Der Erkenntniszuwachs in den mit dem Fach verknüpften Bezugswissenschaften trägt des Weiteren maßgeblich dazu bei, dass der Kompetenzbegriff rückblickend eine nicht unbedeutende Entwicklung genommen hat. Ausgehend vom alltagssprachlichen Verständnis des Wortes *Kompetenz* (Befähigtsein zu einem bestimmten Tun) sollten auch beide Komponenten, das zielsprachliche Handeln sowie alle hierfür erforderlichen Voraussetzungen, in die Zielformulierung einfließen. Die Geschichte der Methoden des gesteuerten Spracherwerbs dokumentiert jedoch, dass die Sprachkompetenz entweder mit dem verfügbaren Sprachwissen (GÜM) oder eher mit dem Sprachkönnen (DM, ALM, AVM) identifiziert wurde. Spätestens seit der pragmatischen Wende in der Linguistik wird der Kompetenzbegriff als ein untrennbarer Zusammenhang zwischen Wissen und Können definiert, wobei das Wissen nicht nur auf die Kenntnis des Sprachsystems reduziert wird. Insbesondere die Konzepte interkulturellen Lernens sowie das Language-Awareness-Konzept trugen maßgeblich zur Konkretisierung aller das zielsprachliche Wissen konstituierenden Komponenten bei (vgl. Leisinger 1966; Hüllen 1974; Wolff 1990; Heyd 1991 und 1997; Rampillon/Zimmermann 1997; Huneke/Steinig 1997; Rickheit/Sichelschmidt/Lorenz 2002). Als richtungsweisend in programmatischer Hinsicht muss der bereits im Jahr 2001 vom Europarat für kulturelle Zusammenarbeit veröffentlichte Gemeinsame europäische Referenzrahmen für Sprachen angesehen werden. Fremdsprachenexperten aus 40 Ländern konnten zum Thema Mehrsprachigkeit und Kompetenz nach mehrjähriger Diskussion ein Material vorlegen, das die Entwicklung kommunikativer Sprachkompetenzen in den größeren Zusammenhang mit so genannten allgemeinen Kompetenzen stellt. Der dem Referenzrahmen zugrunde liegende handlungstheoretisch orientierte Ansatz sieht Sprachlerner und Sprachverwender als sozial Handelnde an, die in unterschiedlichsten Umgehungen und Handlungsfeldern Kommunikationsaufgaben zu bewältigen haben: „Sprachverwendung – und dies schließt auch das Lernen einer Sprache mit ein – umfasst die Handlungen von Menschen,

die als Individuen und als gesellschaftlich Handelnde eine Vielzahl von Kompetenzen entwickeln, und zwar allgemeine, besonders aber kommunikative Sprachkompetenzen“ (Gemeinsamer europ. Referenzrahmen 2001: 21). Das Urteil, ein Fremd-/Zweitsprachler zeichne sich durch gutes Deutsch aus, durch eine gute kommunikative Kompetenz des deutschen Sprachmodus, entsteht aufgrund der Beobachtung, dass der L2-Lerner (L2-Verwender) eine große Vielfalt zielsprachlich zu bewältigender Kommunikationsaktivitäten wie ein Native Speaker meistert, was die Vermutung einschließt, er verfüge intuitiv oder aber reflektiert über all das Sprachwissen, über die Kenntnis all der Regulativen (Normen), weil sich dies im Prozess seines erfolgreichen zielsprachlichen Handelns äußert. Die kommunikative Sprachkompetenz lässt sich als Summe verschiedener (linguistischer, soziolinguistischer und pragmatischer) Teilkompetenzen verstehen, wobei Wissens- und Könnensaspekte in ihrem untrennbaren Zusammenhang gedacht werden. Auf die Beantwortung der Frage, welche Deskriptoren die Fremd- oder Eigenevaluation der erreichten Zielsprachenkompetenz steuern sollten, muss an dieser Stelle verzichtet werden (vgl. Jürke 2000; Lennon 2000; Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen 2001).

2.3 Gutes Deutsch in DaF/DaZ ist ein Merkmal des zielsprachlichen Inputs, auf dessen Grundlage das Erlernen der Zielsprache Deutsch erfolgt

Sowohl in ungesteuerten als auch in gesteuerten L2-Erwerbsprozessen gelangt der Lerner durch Sprache zu Sprache. Wenn man der L1 = L2-Hypothese (Identitätshypothese) folgt, so lassen sich hinsichtlich der Art und Weise, wie Menschen ihre Muttersprache und weitere Sprachen erwerben, Parallelen registrieren. In beiden Fällen – jedoch in modifizierter Form – stellen sich u. a. nach Klein 1992 (vgl. auch Apeltauer 2001) der Erwerb der Muttersprache wie auch die ungesteuerten und gesteuerten L2-Erwerbsprozesse als ein vierfacher zu bewältigender Problemlösungsprozess dar, dessen Verlauf für jedes mit normalem Sprachlernvermögen ausgestattete Individuum typisch ist. Neben biologischen Voraussetzungen, Lernalter, Motivation und bereits verfügbarem Wissen entscheiden vor allem die Quantität und die Qualität des sprachlichen Inputs darüber, wie, wann und mit welchem Resultat das L1- bzw. das L2-Lernen bewältigt werden. In einer ersten wichtigen Lernphase, die auch „stille Periode“ (Verstehensphase) genannt wird, löst der Lerner vor dem Hintergrund seines angeborenen Grammatikprogramms (language acquisition device/LAD) das sogenannte Analyseproblem.

„Das Verstehen wahrgenommener Sprache gilt als zentraler und gemeinsamer Ausgangspunkt für den Erwerb der Zweit-, Fremd- und Muttersprache. Beim Verstehen bauen AnfängerInnen das der jeweiligen Sprache zugrundeliegende komplexe Struktursystem unbewusst nach, um es nach einer gewissen Dauer zur Produktion von Äußerungen anzuwenden.“ (Buttaroni 1997: 190)

Aber nicht nur Sprache im Sinne sprachlicher Zeichen wird wahrgenommen, sondern auch paralinguale (Intonation, Lautstärke, Rhythmus, Tempo) und nonverbale Zeichen (Mimik, Gestik) müssen in ihrem Zusammenwirken mit sprachlichen Daten erfasst und über Hypothesenbildung hinsichtlich ihrer Bedeutung interpretiert werden. Das zweite Problem lässt sich als Syntheseproblem beschreiben: Bereits erfolgreich analysierte Elemente zielsprachlichen Inputs werden durch imitatives, reproduktives und schließlich produktiv-kreatives Manipulieren als Ausdrucksmöglichkeiten zur Realisierung kommunikativer Absichten erprobt. Im Unterschied zum L1- und zum ungesteuerten L2-Erwerb fällt im gesteuerten L2-Erwerb die Auseinandersetzung mit dem Analyse- und dem Syntheseproblem zeitlich zusammen. Dies geschieht in Verbindung mit der Bewältigung des dritten, des Einbettungsproblems. Der Lerner versucht in zunehmend besserem Maße, sein zielsprachliches Handeln situationsgerecht einzustellen, indem er hierfür mehr oder weniger bewusst und gelungen eine sprachlich korrekte und der Situation angemessene Auswahl aus den bereits gelernten fakultativ zur Verfügung stehenden sprachlichen Varianten trifft. Das eigentliche Vorankommen auf dem Weg von seiner Herkunftssprache bis zum Erreichen einer hohen Fremd-/Zweitsprachenkompetenz geschieht aufgrund der Auseinandersetzung mit dem vierten, dem Vergleichsproblem: Neuer sprachlicher Input und die Realisierung unterschiedlichster Sprachhandlungssituationen führen über die Methode des Vergleichs und vor dem Hintergrund bereits erworbener Wissensbestände, das Funktionieren zielsprachlicher Normen betreffend, zum angestrebten Lernfortschritt. Im Unterschied zum Erwerb der Muttersprache sowie zum ungesteuerten L2-Erwerb ist der sprachliche Input (als eine wesentliche das Lernen beeinflussende Determinante) im gesteuerten L2-Erwerb spezifischer Art: Der Lerner hat in diesem Lernkontext keinen direkten Zugang zu der äußerst komplexen Zielsprache in ihrer totalen Authentizität. Statt dessen wird ihm erstens die nach bestimmten Parametern sorgfältig „vorsortierte“ Zielsprache in Form einer Lehrer- und „Lehrwerksprache“ vorgesetzt. Einfluss auf die Auswahl der als Input für das Lernen angebotenen Sprachdaten, auf den Grad der Intensität sowie die Reihenfolge ihrer Vermittlung im Unterricht nehmen Aspekte wie Lehr- und Lernziele,

Schwierigkeitsgrad des Lernstoffes, Interferenzprobleme, das Zeitbudget, die Lernerinteressen, der Lernort, die konkreten institutionellen Bedingungen, der Lernstand u. a. Des Weiteren leben Lehrer- und Lehrwerksprache zu einem nicht unerheblichen Teil von linguistischen und pädagogisch motivierten Instruktionen (die das Funktionieren der deutschen Sprache betreffenden Erklärungen, expliziten Strukturübungen, Fehlerkorrekturen etc.). Den Wert dieser so genannten negativen Evidenz für die Bewältigung der vor allem ersten Lernphase (stille Periode) bezweifeln u. a. Felix/Hahn (1985). Weiterhin scheint es – sicherlich auch in Abhängigkeit vom Lernort (DaF bzw. DaZ) – keineswegs unerheblich zu sein, ob die Lehrenden über die Zielsprache Deutsch als eine L2 oder aber als L1 verfügen. Unabhängig von diesem zusätzlich zu beachtenden Aspekt hat der Lerner in beiden Fällen keinen direkten Kontakt mit authentischer Zielsprache, sondern er ist auf unterrichtssprachlichen Input angewiesen, der auf jeden Fall selbst als eine Interlanguage zu charakterisieren ist. Herabsetzung des Sprechtempos, Überartikulation, einfache Wortwahl, zahlreiche Wiederholungen, zum Teil umständliche Paraphrasierungen, unkomplizierte syntaktische Satzstrukturen, übertriebener Einsatz nonverbaler Mittel, gut gemeinte, absichtlich produzierte Normverstöße u. a. sind bekannte Merkmale einer Interlanguage, die L1-Sprecher nicht nur im Unterricht, sondern auch in natürlichen Kommunikationssituationen Zielsprachenlernern anbieten in dem Glauben, sich sprachlich auf den Lerner „einpegeln“ zu müssen. Da der L2-Erwerb nicht nur als ein zielsprachliches Interagieren zwischen Lehr- und Lernperson(en), sondern auch unter den Lernern selbst stattfindet, wirkt deren zielsprachlicher Output, deren Interlanguage, zusätzlich als eine Quelle zielsprachlichen Inputs. Gerade zu Beginn des Fremd-/Zweitsprachenlernprozesses orientiert sich der Lerner am Sprachvorbild. Dieser Umstand lässt die Schlussfolgerung zu, dass zielsprachlicher Input in „gutem“ Deutsch über eine wichtige Funktion als lernfördernder Faktor verfügt. Der Vermutung, der Lerner könne bereits zu Beginn seines Kontaktes mit der Zielsprache durchaus auch aus unvollständigem und inkorrektem Input (i. S. geltender Regeln und Normen) aufgrund seiner angeborenen generellen Sprachlernfähigkeit zu angestrebten Lernresultaten gelangen, wird hier nicht zugestimmt. Diese Fähigkeit entwickelt sich erst allmählich und auf der Basis bereits reflektierten zielsprachlichen Wissens.

2.4 Gutes Deutsch in DaF/DaZ weist der Zielsprachenlerner dann auf, wenn die Lehrperson es als ein solches beurteilt

Die Formulierung „gutes Deutsch“ impliziert aufgrund des „Gütesiegels“ die Vorstellung, jemand könne – auf einem „Richterstuhl“ sitzend – eine verlässliche Einschätzung der Sprache (des zielsprachlichen Outputs) vornehmen. In unterrichtsgesteuerten Lernprozessen übernimmt die Lehrperson (ggf. auch die Lerngruppe) die Funktion des externen Monitors, insbesondere dann, wenn der interne Monitor noch nicht funktionstüchtig ist. Entscheidungen darüber, ob und inwiefern die zielsprachlichen Versuche des Lerners korrekt oder fehlerhaft, angemessen oder unangemessen sind, trifft die Lehrperson aufgrund ihrer subjektiven Normenkenntnis bzw. -auffassung. Abgesehen von der unterschiedlichen Bewertungskultur und von der Schwierigkeit, einerseits möglichst objektive Bewertungsmaßstäbe für die Leistungsmessung und -einstufung anzulegen, andererseits pädagogisch motiviert zu evaluieren, scheint die konkrete Bewertungssituation ein zusätzlicher Aspekt zu sein, der die Objektivität der Beurteilung in Frage stellt: Lehrpersonen, deren Muttersprache nicht mit der Zielsprache identisch ist (dies ist insbesondere in DaF-Spracherwerbssituationen erwartbar), bewerten strenger als Lehrpersonen mit Deutsch als Muttersprache. Sie achten bei der Bewertung von Sprachleistungen sehr viel stärker als Native Speakers auf die lexikalische und noch stärker auf die grammatikalische Korrektheit. Lehrpersonen mit Deutsch als Muttersprache haben eher das Erreichen oder Nichterreichen intentionaler Aspekte im Fokus sowie den Gesichtspunkt der erwartbaren Wortwahl. Es ist demzufolge anzunehmen, dass sich die unterschiedliche Bewertungspraxis, die „Vorliebe“ bezüglich der Konzentration auf ausgewählte Aspekte der Sprachleistung, die der Lerner mit seinen aus verständlichen Gründen erwartbaren fehlerhaften Textprodukten erzielt, auch in einer unterschiedlichen Auffassung dessen spiegeln, was als gutes Deutsch in Deutsch als Fremd-/Zweitsprache anzusehen sei. Mit aller gebotenen Vorsicht lässt sich vermuten, dass sich Lehrpersonen mit Deutsch als L2 am Grad der Einhaltung von Systemnormen i. e. S. (speziell der fixierten standardsprachlichen Normen) orientieren, während Lehrpersonen mit Deutsch als L1 eher dazu neigen, den korrekten Gebrauch pragmatisch-kommunikativer Normen als Maßstab für „gutes“ Deutsch anzulegen.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

- 2.5 Gutes Deutsch in DaF/DaZ produziert ein Zielsprachenlerner dann, wenn seine Interlanguage dem für diese Lernphase erwartbaren Level entspricht

Maßstab für die Beurteilung der Fremd-/Zweitsprachenkompetenz ist vielfach die Beurteilung des grammatischen Könnens, über das der Lerner verfügt. Während er bei der zielsprachlichen Textproduktion unterschiedliche Strategien nutzen kann, um beispielsweise Defizite im Bereich des Wortschatzes auszugleichen, die sich in der zielsprachlichen Textproduktion äußern, indem er zu synonymischen Varianten oder Paraphrasierungen greift, gilt der Grad der Beherrschung grammatischer Regeln und Normen als ein sicheres Indiz für die Einstufung der Lernersprache als gutes, weniger gutes oder gar schlechtes Deutsch. Fehlervermeidungsstrategien stehen dem Lerner im grammatischen Bereich kaum zur Verfügung. Der Grammatikerwerb, der die Kenntnis und Anwendung der systemimmanenten Regeln der Flexionsmorphologie und der Syntax einschließt, ist ein wesentlicher Baustein für die Entwicklung der generellen Fremd-/Zweitsprachenkompetenz.

Seit etwa 20 Jahren wird in der wissenschaftlichen Literatur die Vermutung geäußert, die Elemente der Grammatik einer Sprache (i. e. S.) würden sowohl in ungesteuerten wie auch in unterrichtsgelenkten L2-Erwerbsprozessen auf gleiche Weise erworben, wie dies bei Kindern hinsichtlich ihres L1-Erwerbs geschehe, nämlich als beobachtbarer progressiver Verlauf ganz bestimmter Erwerbsphasen. Wenn man die Annahme aufgrund der in der Erwerbspraxis gewonnenen eigenen Beobachtungen unterstützt, so sollte/dürfte die Frage nach „gutem“ Deutsch in DaF/DaZ nicht isoliert von diesem Aspekt beantwortet werden. Ein L2-Sprecher produziert dann gutes Deutsch (und dies sollte aufgrund des Sachwissens, über das die Lehrperson zu dieser Problematik verfügt, Berücksichtigung finden), wenn seine Lernersprache (speziell sein grammatisches Können) dem Niveau entspricht, dem es aufgrund der Existenz natürlicher Erwerbssequenzen (vgl. Felix 1982; Clahsen/Meisel/Pienemann 1983; Ellis 1989; Klein 1992) nur (bzw. erst) entsprechen kann. Verschiedene sich auf unterrichtsgesteuerten L2-Erwerb beziehende Studien führten zu dem Befund, dass eine nach den Prinzipien der Stoffauswahl, -akzentuierung und -progression didaktisch aufbereitete Grammatikvermittlung den Prozess des Spracherwerbs zwar begleitet, der Lerner jedoch auf diesem Weg keineswegs schneller zu einem qualitativ besseren Output gelangt. Das individuelle Grammatiklernen folgt eigenen Gesetzen, die als notwendig zu durchlaufende Erwerbssequenzen beschrieben werden. Soll das gram-

matische Können als Indiz für gutes Deutsch möglichst effektiv bis zur automatisierten Beherrschung der Regeln entwickelt werden, so hätte dies zur Folge, dass L2-Lerner im Interesse der Vermeidung unnötiger Lernschwierigkeiten nicht mit „vorsortiertem“ sprachlichen Input, sondern mit „natürlicher“ Sprache versorgt werden sollten. Implizite Lernprozesse entscheiden von selbst darüber – so die mehrfach als zutreffend bestätigte Annahme – welche Elemente des sprachlichen Angebotes zum jeweiligen Zeitpunkt schon, noch nicht bzw. noch nicht ausreichend be- bzw. verarbeitet werden können. Hypothesen darüber, wie Deutsch „funktioniert“, brauchen für ihre Internalisierung Zeit, vielfältige Erprobungsmöglichkeiten und diese vor allem eine sach- und lernergemäße Bewertungskultur. Die Anerkennung regelgeleiteter Erwerbsverläufe schließt ein, „gutes“ Deutsch zu messen an dem, was unter L2-erwerbsmäßigen Gesichtspunkten als „gutes“ Deutsch definiert werden kann. Kriterien hierfür zu finden, gehört sicherlich zu den Aufgaben, für deren Lösung es noch geeigneter Vorschläge bedarf. Zudem scheint es auch problematisch zu sein, eine Position zu der Frage zu beziehen, welchen Einfluss das Lernalter oder die Charakteristik der Herkunftssprache hinsichtlich der Generalisierbarkeit der zunächst nur durch punktuelle Untersuchungen gewonnenen Ergebnisse haben könnten.

3 Fazit

Bei der Bewertung, was gutes Deutsch in DaF/DaZ ist, orientiert man sich zunächst an den Anforderungen, die man traditionell auch an einen L1-Sprecher (Deutsch) stellt. Man erwartet, dass er über die den deutschen Sprachmodus betreffenden Kenntnisse verfügt, die ihn dazu befähigen, im Prozess der sprachlichen Interaktion akzeptable Texte zu produzieren. Akzeptabel sind Texte dann, wenn sie unter Berücksichtigung der kommunikativen Situation sowohl sprachlich korrekt als auch angemessen in Bezug auf das gewählte Sprachregister der Erwartungshaltung des Rezipienten gerecht werden (vgl. u. a. Hartung 1977; Königs 2000; Veith 2002).

Da jeder Spracherwerbsprozess (L1, L2 ... Ln) nicht kontextlos erfolgt, sondern von verschiedenen äußeren und inneren Faktoren begleitet wird, die u. a. über Inhalt, Verlauf und Ergebnis des Spracherwerbs entscheiden, kann ein pauschales Urteil, was gutes Deutsch in DaF/DaZ ist, nur unter Bezugnahme auf jeweils ausgewählte Faktoren beantwortet werden: Gutes Deutsch in DaF/DaZ liegt dann vor, wenn der L2-Sprecher die in muttersprachlicher bzw. zielsprachlicher kultureller Umgebung anfallenden Kommunikationsaufgaben lösen kann.

Dafür setzt er im Prozess der zielsprachlichen Interaktion die Vielfalt seines intuitiv verfügbaren bzw. seines reflektierten Wissens über den deutschen Sprachmodus so erfolgreich zur Realisierung seiner Kommunikationsabsichten ein, dass seine Sprachleistung der Erwartenshaltung des bewertenden Subjekts entspricht, das selbst eine hohe Zielsprachenkompetenz aufweist. In der Erwartenshaltung des bewertenden Subjekts sollte zum Ausdruck kommen, dass es Kenntnis hat von den Faktoren, die an der Entstehung zielsprachlicher Leistungen beteiligt sind und demzufolge unbedingt zur modifizierten Beurteilung der Leistung führen müssen. Dass die Beurteilung der Sprachleistungen in der ungesteuerten wie auch in der gesteuerten Spracherwerbssituation in einer solchen Weise vorgenommen werden sollte, dass die Motivation zum erfolgreichen Weiterlernen nicht verloren geht, versteht sich von selbst.

4 Literatur

- Apeltauer, Ernst 2001: Zweitspracherwerb als Lerneraktivität: Lernersprache-Lernprozesse-Lernprobleme. In: Gerhard Helbig/Lutz Götter/Gert Henrici/Hans-Jürgen Krumm (Hrsg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbbd. Berlin-New York, 679-680.
- Börner, Wolfgang/Vogel, Klaus (Hrsg.) 2000: Normen im Fremdsprachenunterricht. Tübingen.
- Buttaroni, Susanna 1997: Fremdsprachenwachstum. Sprachpsychologischer Hintergrund und didaktische Anleitungen. Ismaning.
- Clahsen, Harald/Meisel, Jürgen/Pienemann, Manfred 1983: Deutsch als Zweitsprache. Der Spracherwerb ausländischer Arbeiter. Tübingen, 97-157.
- Ellis, Rod 1989: The study of Second Language Acquisition. Oxford, 223-238.
- Felix, Sascha 1982: Psycholinguistische Aspekte des Zweitspracherwerbs. Tübingen, 69-95.
- Felix, Sascha/Hahn, Angela 1985: Natural processes in classroom second-language learning. In: Applied Linguistics Vol. 6, No. 3, 223-238.
- Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen. Herausgegeben vom Goethe-Institut Inter Nationes, der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (KMK), der Schweizerischen Konferenz der Kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) und dem österreichischen Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (BMBWK). Berlin-München-Wien-Zürich-New York 2001.
- Hartung, Wolfdietrich 1977: Zum Inhalt des Normbegriffs in der Linguistik. In: Normen in der sprachlichen Kommunikation. Berlin (= Reihe Sprache und Gesellschaft 11), 9-69.
- Heyd, Gertraude 1991: Deutsch lehren. Grundwissen für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Frankfurt/Main, 41-46.
- Heyd, Gertraude 1997: Aufbauwissen für den Fremdsprachenunterricht. (DaF). Ein Arbeitsbuch. Tübingen, 27-33.
- Hüllen, Werner 1974: Linguistik und Englischunterricht. Didaktische Analysen. Heidelberg, 53-85.
- Huneke, Hans-Werner/Steinig, Wolfgang 1997: Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. Berlin, 90-142.

- Jürke, Erhardt 2000: Leistungsbewertung in der kommunikationsorientierten Sprachenausbildung – Ein Modell zur Bewertung freier Textproduktionen. In: Börner/Vogel (Hrsg.), 149-164.
- Klein, Wolfgang 1992: Zweitspracherwerb. Eine Einführung. Königstein/Is., 74-151.
- Königs, Frank G. 2000: Wer bestimmt die Richtung? Überlegungen zum Normbegriff aus fremdsprachendidaktischer Sicht. In: Börner/Vogel (Hrsg.), 83-97.
- Leisinger, Fritz 1966: Elemente des neusprachlichen Unterrichts. Stuttgart, 94-99.
- Lennon, Paul 2000: Die Bewertung mündlicher Sprachkompetenz. In: Börner/Vogel (Hrsg.), 165-176.
- Rampillon, Ute/Zimmermann, Günther 1997: Strategien und Techniken beim Erwerb fremder Sprachen. Ismaning, 38-46.
- Rickheit, Gert/Sichelschmidt, Lorenz/Strohner, Hans 2002: Psycholinguistik. Die Wissenschaft vom sprachlichen Verhalten und Erleben. Tübingen, 51-76.
- Veith, Werner H. 2002: Soziolinguistik. Ein Arbeitsbuch. Tübingen, 184-199.
- Wolff, Dieter 1990: Zur Bedeutung des prozeduralen Wissens bei Verstehens- und Lernprozessen im schulischen Fremdsprachenunterricht. In: Die Neueren Sprachen 89, 6, 610- 625.



Gut und schön, schön und gut
20 Fragmente zur Frage: Was ist gutes Deutsch
in Literatur?¹

1

Nicht ärgern, sagt meine Schwiegermutter gerne, Ärger macht hässlich. Manchmal ärgert sie mich gerade mit solchen Sprüchen. Was guckst du so böse? Aber warum sollte ich nicht böse gucken? Weil ich dann böse *bin*? „Ich weiß doch: nur der Glückliche / Ist beliebt. Seine Stimme / Hört man gern. Sein Gesicht ist schön“ (Brecht 1975: 743, Schlechte Zeit für Lyrik).

So stellt sich unsere Kultur das vor: Das Innen zeige sich außen, das Außen verrate das Innere. Die Physiognomik hat daraus ein ganzes psychologisch-anthropologisches Konzept entwickelt: Auch das Hässliche ist ein Versprechen dessen, wie es innen aussieht. Das gilt für alle kulturelle Performanz. *Talis oratio, qualis vita*: so sieht es der antike Topos. „Le style est l’homme même“ (Buffon 1753, vgl. Möller 2004). Wie viel faul sein muss im Staate Dänemark, wie sehr die soziale und politische Ordnung zerstört sein muss, das könnte nicht deutlicher ausgedrückt werden als durch Hamlets Antwort an Ophelia:

HAMLET: Haha! Seid Ihr tugendhaft?

OPHELIA: Gnädiger Herr?

HAMLET: Seid ihr schön?

OPHELIA: Was meint Eure Hoheit?

HAMLET: Daß, wenn ihr tugendhaft und schön seid, Eure Tugend keinen Verkehr mit Eurer Schönheit pflegen muß.

OPHELIA: Könnte Schönheit wohl bessern Umgang haben als mit der Tugend?

HAMLET: Ja freilich: denn die Macht der Schönheit wird eher die Tugend in eine Kupplerin verwandeln, als die Kraft der Tugend die Schönheit sich ähnlich machen kann.

(Hamlet, III, 1, in: Shakespeare 2005: 522f.).

Hamlets Welt ist aus den Fugen. Darstellung und Bedeutung brechen auseinander. Ophelia aber folgt dem kulturell eingespielten Modell.

¹ Herzlichen Dank an Katja Malsch, Rebekka Meyer, Markus Pahmeier und Sarah Skupin für anregende Hinweise. Meine Notizen wurden teilweise bereits veröffentlicht in Braungart (2004).

Nach ihm kann man das eine nicht haben ohne das andere, das Schöne nicht ohne das Gute, das Erscheinende nicht ohne seine Bedeutung. Wer heute ein Visum für die USA haben will, braucht ein Bild seines Gesichtes, das nicht lächelt. Vom Innen soll es nichts verraten; es soll auch nicht mehr so tun, als wüsste es davon, weil das Innere sowieso nicht verlässlich ist. Größer könnte das Misstrauen eines verunsicherten Staates kaum sein. Diese Biometrie sieht im Menschen nur eine *natura corrupta*, der man grundsätzlich alles zutrauen muss.

2

Man sagt eher, etwas sei gut (oder schlecht) formuliert. Man sagt nicht so leicht, etwas sei schön (oder gar hässlich) formuliert. Die Schönheit von Sprache ist kulturell so relativ, dass sie am ehesten noch für das Sprechen und Hören behauptet wird. Etwas klingt schön. Das Französische, sagt man, klinge schön. Sprache wird im mündlichen Gebrauch sinnlich. In der mündlich realisierten Sprache hat man schon immer die Verbindung zur Musik gesehen, so bei Herder oder in der Romantik. Und doch sagt man selbst für das Mündliche gerne: Etwas klingt gut.

Gut und schön: In sprachlichen Formeln, Redewendungen, Sprichwörtern können kulturelles Wissen und menschliche Erfahrungen kondensieren. Manchmal sind sie vielleicht klüger, als wir es ihnen zutrauen. *Schön und gut* sagen wir, wenn wir etwas vorher Gesagtes bilanzieren wollen. Doch wir meinen gerade nicht, dass die Sache damit ein Bewenden haben soll. *Gut und schön, schön und gut*: Jetzt muss ein *aber* folgen; jetzt kommt erst das eigentliche Problem. Das Schöne und das Gute bilden in unserer, vom griechischen Denken geprägten Tradition eine so kompakte Einheit, dass sie leicht zur handlichen Formel werden.

Das Gute und das Schöne gehören seit der Antike unverbrüchlich zusammen. Im griechischen Ideal der Kalokagathie verbinden sich Ethisches und Ästhetisches. Im 18. Jahrhundert wird daraus das Moralisch-Schöne der schönen Seele. Die griechisch-platonische Metaphysik denkt das Schöne objektiv als Teilhabe an der Idee des Schönen und als erfahrbaren Ausdruck der sinnvollen Seinsordnung in ihrer ideellen Schönheit. Darum ist das erscheinende Schöne auch ‚gut‘. Dies begründet ein Verständnis des Zeichens, das bis heute bedeutsam geblieben ist und das Innen und das Außen, das Verborgene und das Sichtbare als einen notwendigen Zusammenhang auffasst. Das Sichtbare, Wahrnehmbare, Äußere verspricht also einen Ein-Blick ins Innere: bis in die Frühe Neuzeit hinein in einem ontologischen Sinne als Ein-Blick in die Ordnung der Welt, des Kosmos, der Schöpfung. *Mens sana in corpore sa-*

no. Wem wäre einst der Sportlehrer nicht mit solchen Sprüchen auf die Nerven gegangen?

Die philosophische Ästhetik (Kant) subjektiviert das Schöne zwar zu einem grundlegenden Moment ästhetischer Erfahrung. „Bei mir biste scheen“: Mit diesem Song, der aus einem jiddischen Musical stammt, gelang den Andrew-Sisters, der ersten Frauengruppe in der Pop-Geschichte, der Durchbruch. ‚Schön‘ wird man für jemanden durch den Blick der Liebe.

Und doch tritt das Schöne uns noch immer mit einem gleichsam objektiven Anspruch entgegen: Was schön ist, verspricht etwas Gutes, und was uns gut dünkt, kann doch nicht hässlich sein. Dafür gibt es auch ‚objektive‘ Gründe. Schönheit und Stärke versprechen, so würde die Evolutionsbiologie argumentieren, reproduktiven Erfolg.² (So hat es schon Burke gesehen.) Gute Literatur ist schöne Literatur. Selbst die industrielle Gestaltung will eher die ‚Gute Form‘, nicht bloß die ‚schöne‘.³ Die Frage nach dem guten Deutsch in Literatur schließt die Frage nach dem ‚guten‘ Sinn und der ‚guten‘ Bedeutung der Literatur notwendig ein. Es gibt keinen guten Satz in einem wirklich faschistischen Roman, keinen einzigen. Die für die ästhetische Moderne häufig und programmatisch behauptete Lösung des Ästhetischen vom Ethischen und damit auch vom Schönen⁴ ist vom Leser, aber auch von der Literatur selbst so radikal nie vollzogen worden. Die moralische Freiheit, die sich z. B. Baudelaires Schönheitskult nimmt, ist für Stefan George, der Baudelaires Lyrik so eindrucksvoll übersetzt hat, nicht einmal die eigentliche Herausforderung. Aber von den „abschreckenden und widrigen bilder[n] die den Meister eine zeit lang verlockten“, distanziert er sich (George 1982ff.: SW XIII/XIV, 5, Vorrede). Baudelaires Gedicht „Benediction“, ‚Segen‘, sei, so George, das eigentliche „einleitungsge-dicht der BLUMEN DES BÖSEN“ (ebd.): Sakralisierung der Kunst will George, nicht Provokation und ästhetische Überbietung um jeden Preis.

² Das in der amerikanischen Literaturwissenschaft bereits intensiver diskutierte Konzept der ‚Biopoetik‘, auf das ich hier nur andeutend hinweisen kann, beginnt auch in Europa Fußzufassen. Winfried Menninghaus (2003) hat einen Versuch zur Vermittlung von Evolutionsbiologie und historischer Ästhetik und Poetik vorgelegt. Vgl. auch Eibl (2004); außerdem viele der Beiträge in: Zymner/Engel (2004); Eibl/Zymner (2007) – Mein ‚Bedenken‘ an und zu solchen Ansätzen, die unbedingt diskutiert werden müssen, richtet sich auf die Frage nach dem ‚ästhetischen Sinn‘, der biologische, kulturelle, aber immer auch ‚jemeinige‘ Dimensionen hat und deshalb kaum evolutionsbiologisch operationalisierbar ist.

³ So das Gestaltungsprinzip der Firma Braun, das weltberühmt wurde.

⁴ Vgl. Jauß (Hrsg.) (1968).

Die Frage nach dem guten Deutsch in der Literatur hat ja etwas Philistreses. Und erst recht die nach dem ‚gepflegten‘ Deutsch! Das schmeckt doch sehr nach dem ‚guten Buch‘, womöglich für die ‚Hand des Schülers‘ oder ‚unserer Jugend‘. Gegen Schmutz und Schund! Eine Erblast, die zurückreicht bis in die Zeiten der Volksaufklärung und der kirchlichen Leseförderung des 19. Jahrhunderts.⁵ Dass man solche historischen Belastungen bei der Frage mithört, ist kein Zufall. Es gibt keine ‚gute Sprache‘ ohne eine ‚gute Semantik‘. Aber was ist das nun?

Das mehr oder weniger ‚gute Deutsch‘ eines Satzes, einer Passage ist nicht viel wert, wenn der ganze Text nicht viel wert ist. Gewiss: Adjektivsüchtige Autoren gehen uns auf die Nerven, weil sie meinen, uns keinen Spielraum zugestehen zu können. Aber manchmal erscheinen solche Adjektivballungen dann doch sinnvoll. Die systematische Variation der *verba dicendi* (*betonte er, warf sie ein, entgegnete man*) gehörte eher in die journalistische Klippschule der sonntäglichen Werbezeitungen, nicht in die Literatur. Aber manchmal differenziert solche Variation die Sprecherrollen und dynamisiert den Text. Stumpf durchgeführte Parataxe ödet an. Aber manchmal ist die Erzeugung von Trauer und Monotonie ganz angebracht (vgl. Büchner, „Woyzeck“; etwa im Märchen der Großmutter). Eine sich selbstzweckhaft spreizende Hypotaxe zeigt, dass es einer offenbar nötig hat. Aber manchmal muss und will die poetische Sprache in besonderer Weise auf sich aufmerksam machen (vgl. Jean Paul).

Das ist zu fragen: Wozu, warum, in welchem Kontext? „Ich zitterte vor Begierde nach dem Zusammenhange“, sagt der indiskrete Erzähler in Grillparzers Meister-Erzählung „Der arme Spielmann“, als er die seltsame und konfuse Musik des „alten, leicht siebzehnjährigen Mannes“, eines künstlerischen „Originals“, hört. Es ist eine Musik „außer allem Zusammenhange“. Der „Zusammenhang“ ist dann die ganze Geschichte, die wir erzählt bekommen (Grillparzer 1979: 8f.).

Wer etwas vom guten „Deutsch in Literatur“ verstehen möchte, muss also Texte in ihrer Gesamt-Gestalt zu verstehen versuchen. Vereinzelte schlechte Formulierungen und Sätze lassen wir der Literatur in gewissen Grenzen durchgehen, wenn das Ganze etwas taugt. Zu viele schlechte Sätze machen einen guten Text unmöglich. Die Grenze aber ist nicht definierbar. Schlechte Sätze fallen auf, weil sie dem ganzen Text nicht angemessen sind. Man kann das gute Deutsch in Literatur deshalb nicht abstrakt definieren, sondern nur seine textuellen Bedingungen umreißen.

⁵ Vgl. etwa: Salzmann (1785).

Wer also von gutem oder schlechtem Deutsch in Literatur sprechen will, muss über gute oder schlechte literarische Texte sprechen. Aber auch hier gilt: ‚Schlecht‘ oder ‚gut‘ in welcher Hinsicht?⁶ Das ist die Frage. Textspezialisten, Lehrer wie Wissenschaftler, sind primär, so könnte man sagen, zuständig für die ‚gute‘ oder ‚schlechte‘ Machart, für Fragen des Stils, allgemeiner: der Gestaltung. Nur: Nie gibt es bedeutungslose Macharten und Gestaltungen,⁷ weil es keine bedeutungslose Sprache gibt. Also müssen sich literaturwissenschaftliche Textexperten auch mit Sinn und Unsinn von Texten auseinandersetzen.

Wenn eine Gebrauchsanweisung so geschrieben ist, dass ich von den Risiken und Nebenwirkungen nichts verstehe, dann brauche ich sie nicht. Sie ist dann in einem vergleichsweise einfachen ‚Sinne‘ nicht ‚gut‘. Aber diese pragmatische Gebrauchsfunktion ist bei den Texten, die wir üblicherweise als ‚literarische‘ bezeichnen, nicht unbedingt zentral. Literarische Texte ‚brauchen‘ wir zwar wohl, ‚gebrauchen‘ sie aber doch eher in den selteneren Fällen so wie Gebrauchsanweisungen.⁸ Dennoch gibt es literarische Texte und auch noch in der Moderne, die sich fast wie Gebrauchsanweisungen für ein gelingendes Leben lesen. Goethe etwa hat solche Texte geschrieben. Der erbauliche Gebrauch ist auch literarischen Texten der Moderne nicht von vornherein fremd und äußerlich. „Was lernen wir daraus? – Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!“ (Hebel 1961: 40). So schließt Johann Peter Hebels Kalendergeschichte „Kindesdank und -undank“ (1804). Goethe

⁶ Der Zusammenhang mit Fragen (literarischer) Wertung ist offensichtlich; vgl. die Übersicht in Stenzel (2003) (dort weitere wichtige Literaturhinweise auf Stenzels eigene formale Wertungstheorie mit ihrer Unterscheidung zwischen Funktionen – ein Text ist gut für etwas – und Kriterien, durch die dies realisiert bzw. beobachtbar wird).

⁷ Zu einem hermeneutischen Verständnis der ‚Macharten‘ von Literatur vgl. Kurz (1999).

⁸ Als literarische Texte sollen zunächst einmal, ganz formal, die Texte gelten, die im Rahmen kultureller Kommunikation als literarische anerkannt werden. ‚Kommunikation‘ impliziert: Das kann sich ändern. Dieses Anerkennungs- und Kommunikationssystem ‚Literatur‘ bildete sich geschichtlich allmählich heraus und war seit dem Ende des 18. Jahrhunderts als ein solches wahrnehmbar. Heute zählen wir natürlich auch Texte zur Literatur, die zu ihrer Entstehungszeit z. B. als magisch-rituelle Texte verstanden und benutzt wurden. Ob und in welcher Hinsicht es etwa ein Bewusstsein von Literarizität in der Antike gegeben hat, ist eine schwierige Frage. Wenn seit 386 v. Chr. alte, schon einmal im Rahmen der Dionysien gespielte Tragödien wiederaufgeführt wurden, kann man dies wohl als Ausdruck ästhetisch-literarischer Wertschätzung verstehen, die nun eine größere Rolle zu spielen beginnt und allmählich die kultische Funktion der Tragödie verdrängt.

und Hofmannsthal, Kafka und Brecht, Benjamin und Bloch haben den badischen Theologen und großen literarischen Kleinmeister sehr geschätzt. Trotz seiner Erbaulichkeiten.

5

Alle Kultur braucht und beruht auf Unterscheidung. Unterschiedenes ist gut, sagt Hölderlin. Die Unterscheidung zwischen guten und schlechten Texten beansprucht, das Wichtige vom Unwichtigen trennen zu wollen. Wer diese Unterscheidung auf dem Gebiet der Literatur nicht gelten lassen will, verweigert sich einem basalen kulturellen Handlungstyp, den wir generell als für unser Überleben notwendig anerkennen und ständig in Anspruch nehmen, ob wir es nun wissen oder nicht. Warum sollte jedoch auf dem Gebiet der Literatur (und dem der Künste) von vornherein überhaupt nicht sinnvoll sein, was ansonsten überlebensnotwendig ist?

Kulturelle Unterscheidungen wie die zwischen guten und schlechten Texten gibt es, weil sie ‚gebraucht‘ werden. Alle kulturellen Gegenstände, Äußerungen und Handlungen, auch die der Literatur, gibt es, weil sie gebraucht werden: weil wir sie in irgendeiner Weise nötig haben.⁹ Ich möchte dieses ‚Gebraucht-Werden‘ keineswegs nur einfach funktionalistisch verstanden wissen. Viel wichtiger ist, gerade aus der Sicht von Literatur und Kunst, die Konstitution kulturellen Sinns. Sinn: Das ist ein Tabu-Wort der modernen Literaturwissenschaft. Und doch weist es auf das eigentliche Zentrum literaturwissenschaftlicher und literaturdidaktischer Beschäftigung mit Literatur hin: Sie muss sich mit der ästhetischen Konstitution kulturellen Sinns befassen. Unterscheidungen wie die zwischen guten und schlechten Texten der Literatur helfen, kulturellen Sinn zu konstituieren. Dazu gehört gewiss auch, besonders in der Literatur der Moderne, die literarische Gestaltung und die durch sie mögliche ästhetische Erfahrung von Sinnabstinenz.

6

Beim praktischen Umgang mit Texten hilft die klare Dichotomie zwischen guten und schlechten Texten jedoch nicht immer viel: Wohin gehören etwa Pearl S. Buck, Ernst Wiechert, wohin Werner Bergengruen, dieser Autor einer ganzen Generation? Man benötigt weitere Differen-

⁹ Zu den verschiedenen Kulturbegriffen und kulturwissenschaftlichen Forschungskonzepten, die zurzeit in der Diskussion sind, vgl. die hervorragende Überblicksdarstellung von Fauser (2004).

zierungen, Spezifizierungen, Hinsichten, Zwischenstufen: ein Mehr-oder-weniger im Hinblick auf etwas, ein Mehr-oder-weniger ästhetischer Komplexität und ästhetischer Elaboriertheit. Das bringt Unsicherheiten mit sich. Wir hätten die Welt gewiss oft gerne einfacher, eben, zum Beispiel, dichotomisch. Aber Unsicherheiten sind ja, wenn man sie als Offenheiten versteht, nicht nur bedrohlich; sie sind womöglich auch das Salz jeder Kommunikation – in der Literatur wie im Leben.

Auf eine einfache Formel gebracht: Gute Texte sind in der Regel ästhetisch komplexe Texte; schlechte Texte sind in der Regel ästhetisch banale Texte. Nicht sehr überraschend, wird man sagen. Auch wenn dieses Kriterium ästhetischer Komplexität schwierig ist und nicht leicht zu handhaben, so kommt man jedoch nicht ohne es aus. An guten Texten können sich die Generationen und Zeiten abarbeiten.

7

Für das Terrain der Literaturgeschichte bis, sagen wir, etwa 1970 ist der in jüngster Zeit wieder heftig diskutierte Kanon durchaus eine einigermaßen brauchbare Krücke, um sich zu orientieren: Wirklich schlechte Texte gehören nicht zum Kanon, obwohl es im existierenden Kanon Grenzfälle gibt – um so häufiger, je näher man der Gegenwartsliteratur kommt.

Was immer man gegen Kanonisierungsprozesse einwenden mag: Sie haben sich vollzogen, und sie vollziehen sich nicht zufälligerweise. Die Literaturgeschichte irrt nicht so maßlos. In Kanonisierungsprozessen setzen sich nicht bloß die kulturell hegemonialen Kreise und Schichten durch. Kanonisierungsprozesse haben nicht nur mit der Macht von Literatur- und Bildungsinstitutionen zu tun, sondern durchaus ebenso mit literarischer Qualität. Wirkliche Neuentdeckungen sind in der Literaturgeschichte überhaupt schwer möglich. Literarische Qualität bleibt auf Dauer nicht verborgen, wenn es nur so etwas wie eine einigermaßen offene, einigermaßen funktionierende literarisch-kulturelle Kommunikation gibt. Zu ihr gehört allerdings die fortwährende kritische Sichtung des Kanons.¹⁰

8

Wer von schlechten Texten spricht, wertet. Nur zu! Keine Angst! Das soll man tun, auch wenn man sich dadurch exponiert. Wertung ist

¹⁰ Zur aktuellen Diskussion: Heydebrand (Hrsg.) (1998); Bogdal/Kammler (Hrsg.) (2000); Kaiser/Matuschek (Hrsg.) (2001); Neuhaus (2002).

nämlich unvermeidbar. So wie man bekanntlich nicht nicht-kommunizieren kann, so kann man auch nicht nicht-werten. Auch wer nicht wertet, wertet: Alles ist ihm dann offenbar gleich gut oder gleich schlecht. Noch einmal: Soll etwa für die Literatur nicht gelten, was für alle anderen Lebensbereiche völlig selbstverständlich gilt? Niemand zweifelt daran, dass nicht jeder Mann oder jede Frau zu einem passen könnte und man selbst nicht zu jedem oder jeder. Das ist so evident, dass man darüber keine Worte verlieren muss. Niemand zweifelt daran, dass man in dem einen Haus lieber wohnen möchte als in einem andern. Dass es in der Praxis schwierig genug ist, die richtige Wahl zu treffen, ist dagegen kein Einwand. Wir wählen und werten trotzdem.

Wir wählen immer aus und tun dies auch bei unserer Entscheidung für literarische Texte. Dieses tun, heißt oft: jenes nicht tun. Lehrpläne beanspruchen, genau dies regeln zu können. Wenn sie dabei etwa meinen, es genüge, Texte – Romane, Dramen – in Auszügen zu lesen, werten sie. Wer Texte nur unter einer stoff-, motiv- oder problemgeschichtlichen Fragestellung lesen lässt („Der Kindsmord in der Literatur von/bis“; „Das Problem des Krieges in der Literatur von/bis ...“; „Eltern-Kind-Konflikte in der Literatur von/bis ...“; „Schulkonflikte in der Literatur des ...“), wertet. Man muss dann wenigstens angeben, wozu eine solche Lektüre gut sein soll. Zum Beispiel um dem darbindenden Religions- oder Sozialkundeunterricht aufzuhelfen. Zum Beispiel um die Schüler oder Studenten dort abzuholen, wo sie vermeintlich oder tatsächlich stehen. Zwar ist im hermeneutischen Prozess die ‚richtige‘, also wirklich in den Text hineinführende Fragestellung die halbe Miete. Etwas anderes aber ist die konsequente Pragmatisierung der Literaturvermittlung. Der Literaturunterricht lässt sich aus der wertenden Entscheidung für ein primär pragmatisches Verständnis von Literatur kaum begründen, weil das verfehlt wird, was Schüler sonst nirgendwo systematisch lernen: wie Sinn ästhetisch konstituiert wird.

Die Konjunktur, die, wenn ich mich nicht täusche, die ‚kritische‘ Kinder- und Jugendliteratur zurzeit im schulischen Unterricht zu erleben scheint, müsste auch ästhetisch motiviert sein, nicht nur dadurch, dass man Erziehungshilfen braucht, die den (oft elenden) Alltag der Schüler doch meist nur verdoppeln: Arbeitslosigkeit der Eltern, Drogen, düstere Perspektiven für den eigenen Lebensweg. Durch bloße Wiederholung ist symbolische Bearbeitung kaum möglich. Es sind zwei verschiedene Fragen: Was entbehrt die Gesellschaft? Welche Irrwege geht sie? Welche Versäumnisse leistet sie sich? Welche Verletzungen fügt sie zu? Oder aber: Was sind gute und schlechte Texte? Was ist der ‚Sinn‘ von Literatur? Literarische Sozialisation in den Bildungsinstitutionen heißt bis heute oft: Verpflichtung auf das Dogma, Litera-

tur habe ‚kritisch‘ zu ‚hinterfragen‘. Aber wozu dann Literatur? Warum sagt man seine Kritik nicht frei heraus?

Man muss also, grundsätzlich, angeben können, warum man sich mit literarischen Texten, seien sie nun gut oder schlecht, befassen soll. Wer sich bei seiner institutionellen Vermittlung von Literatur davor drückt, macht seine Arbeit nicht richtig. Niemals kann man die Verantwortung für das, was man tut, einfach delegieren, auch nicht an Lehrpläne.

9

Will man zwischen guten oder schlechten Texten in der Gegenwartsliteratur unterscheiden, betritt man, wie gesagt, besonders unsicheres Terrain. Man hat nicht hinreichend Abstand zur Sprache und fühlt sich unsicher. Die Kommunikationsspiele des Literatursystems haben den Text noch nicht intensiver durchleuchtet und in Beziehung zu anderen Texten gesetzt. Die „Bestimmungsleistungen“ sind noch nicht abgeschlossen.¹¹ Wie steht es z. B. mit Paulo Coelho, dem Hermann Hesse unserer Tage, und seinem „Alchimisten“? Ein vielverkauftes Buch und ein Renner in den Oberstufen. Aber doch ein ziemlicher Kitsch.

Wertungskriterien, die einfach von anderen kulturellen Diskursformen übernommen werden könnten, sind bei der Gegenwartsliteratur noch weniger leicht zur Hand; Wertungskriterien, die aus dem kulturellen ‚Teilsystem‘ Literatur stammen, sind bei der Gegenwartsliteratur noch wenig konsolidiert.

10

Der entscheidende Paradigmenwechsel für die Wertungsgeschichte der Literatur vollzieht sich, oft untersucht und viel beschrieben, im 18. Jahrhundert. Etwas vergrößernd gesprochen: Bis zu diesem Paradigmenwechsel gilt ein Text dann als schlecht, wenn er in seinem sozialpragmatischen Vollzug nicht leistet, was er leisten soll. Mit einem Leich-Carmen soll das Begräbnisritual auf angemessene Weise begangen werden. Man sagt dann üblicherweise nicht, dass der Verblichene ein starker Zecher war. Die Rhetorik fordert diese Situationsangemessenheit mit der Kategorie des Aptum, dem ein Text zu genügen hat.¹²

¹¹ Jürgen Stenzel bezieht sich bei seiner Wertungstheorie (Anm. 6) auf dieses Konzept des Psychologen Peter Robert Hofstätter.

¹² Wie man gegen das Aptum verstoßen und wie daraus unfreiwillige, entritualisierende Komik entstehen kann, lässt sich schön beim schwäbischen Pfarrer Michael von Jung (1839) beobachten; Helmut Thielicke hat 1976 eine Auswahlgabe der Grablieder herausgegeben.

Das gilt noch für literarische Texte bis weit in das 18. Jahrhundert hinein. Als heutiger Leser muss uns das nicht interessieren (als Wissenschaftler und Lehrer schon), sondern nur, ob einem Text auch heute noch etwas abzugewinnen ist. Auch der historisch ferne Text muss uns beschäftigen.

Mit der Durchsetzung der Literalität seit dem 16. und bis ins 18. Jahrhundert wird der Vollzug, wird die Realisierung des Textes ins Subjekt verlagert. Die Einbildungskraft des Lesers hat den Text nun im Subjekt ‚real‘ werden zu lassen. Das eröffnet große, bislang nie dagewesene Spielräume für den individuellen Gebrauch und die individuelle Deutung. Die (oft religiös motivierte) Kritik z. B. am Liebesroman fürchtet, dass der Leser durch seine Lektüre auf dumme Gedanken kommen könnte. Eine der deutlichsten kritischen Stellungnahmen bringt der calvinistische Pfarrer Gotthard Heidegger (1666–1711) in „Mythosopia Romantica oder Discours von den so benannten Romanen“ (1698) vor. Heidegger argumentiert moralisch-ästhetisch: „Bey mir“, sagt er, „waltet kein Zweiffel / es haben sehr vil der Roman-Schreiber under frembden Larven ihre eigene Liebes-Sprüng ausgesetzt / um mit der Wiederholung derselben sich um etwas zubelustigen“ (Heidegger 1969: 55). Für Heidegger ist der Roman wegen seiner fiktionalen Kraft moralisch fragwürdig; er kann zu imaginativen Prozessen stimulieren, die die Sinnlichkeit reizen und dann nicht mehr kontrollierbar sind:

„Denn die Romans setzen das Gemüth mit ihren gemachten Revolutionen / freyen Vorstellungen / feurigen Ausdrückungen / und andren bunden Händeln in Sehnen / Unruh / Lüsterheit und Brunst / nehmen den Kopff gantz als in Arest / setzen den Menschen in ein Schwitzbad der Passionen / verderben folgens auch die Gesundheit / machen Melancholicos und Duckmäuser / der Appetit vergeth / der Schlaff wird verhinderet und walzt man sich im Beth herum / als wie die Thür im Angel / den zu andrem tüchtig gewesten Geist machen sie träg und überdrüssig / betauben und belästigen das Gedechtnuß (indem solche Sachen allzeit eh haften / als etwas fruchtbares) verhindern Geschäft und studiern / und endlich an statt Wissenschaft beyzubringen scharren sie etwas zusammen / das schlimmer ist als jede Ohnwissenheit [...]“ (Ebd.: 70f.)

Der Romanleser „entrinnet“ gerne „nach Utopien“ (ebd.: 81). Er verschwendet dabei nicht nur seine Zeit; er verscherzt auch seine Seelenheil. Das ist natürlich das stärkste Argument gegen die ‚innere Performanz‘, die die Literalität ermöglicht und braucht. Die kritischen Argumente Heideggers zielen alle auf die sozial und gesellschaftlich grundlegenden Werte, die durch das Lesen von Romanen in äußerste Gefahr geraten. Das gilt insbesondere, wen wundert’s, für Liebe und Sexualität.

Man muss nicht unbedingt so weit gehen und von der Konstitution des modernen Subjekts aus dem Geist des Medienwechsels sprechen. Dennoch braucht literale Literatur ein Subjekt, das in seinem ‚Innern‘ etwas mit ihr macht. Sonst bleibt der literale Text irrelevant: eine bloße Printsache. Die lesenden Menschen erreicht ein Text nur, wenn er ihrer Einbildungskraft zu tun gibt und ihre Herzen und ihren Verstand beschäftigt. Das kann ein Autor allein durch die Beherrschung des rhetorischen Systems nicht garantieren. Darin, dass der Text im Innern des Lesers wirklich ‚eingebürgert‘ werden muss, unterscheidet sich Literatur von allen anderen kulturellen Äußerungsformen. Gelingt diese Einbürgerung nicht, sind literarische Texte nichts als „words, words, words“.

11

All dies hat allerdings noch viele weitere Gründe und ist selbst ein überaus komplexer Prozess: Zum Beispiel entwickelt das 18. Jahrhundert mit der Idee von Authentizität als Ausdruck von Individualität ein Konzept, das mit der Universalisierung von Kommunikation korreliert. Rhetorische Figuren wie Ellipsen, Anaphern, Hyperbeln sollen schon im Sturm und Drang Authentizität suggerieren und bleiben dafür eine Möglichkeit der literarischen Fiktion.

Authentizität und Individualität wollen der sich zunehmend durchsetzenden massenmedialen und universalen Kommunikation gewissermaßen ein Korrektiv entgegensetzen. Die Exklusivität der besonderen Kommunikation in der Liebe¹³ und in den Künsten mit ihrer programmatischen Schwierigkeit und Dunkelheit sind von nun an besonders prominente Refugien von Individualität und Authentizität. Sie sind zugleich auch die Refugien des Geheimnisvollen. Im 18. Jahrhundert etabliert die Ausdifferenzierung der Künste zu autonomen kulturellen Teilsystemen Originalität und Individualität als ihre oberste unterscheidende, ästhetische Diskursregel. Die ästhetische Moderne und ihre Theorie haben gegen Authentizität, geheimnisvolle Individualität und Originalität förmlich ankämpfen müssen, um der Kunst ihre Künstlichkeit, ihre Gemachtheit, ihren inszenatorischen und konstruktiven Charakter zurückzugewinnen (so Poe in seiner Poetik, so etwa auch Adorno in seiner „Philosophie der neuen Musik“). Die programmatische Schwierigkeit, Dunkelheit, ja Unverständlichkeit der Literatur, die zum Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Qualitätskriterium wird und ihre Sakralisierung befördert, und der anderen Künste

¹³ Dazu: Luhmann (1982).

hat das freilich eher noch verstärkt, weil es die formale Artistik verstärkt hat. Wer könnte heute von sich wirklich sagen, er verstünde etwas von avantgardistischer neuer Musik? Die Künste sind deshalb in der Moderne eine besondere Herausforderung für alle öffentliche, transparente Kommunikation. Sie sind so auch eine besondere Herausforderung für die Bildungsinstitutionen Schule und Universität.

12

Noch immer leben wir in einer schriftbasierten Kultur. Muten wir uns selbst und denen, die sich in den Bildungsinstitutionen ausbilden sollen, ästhetische Komplexität nicht zu, kappen wir eine Dimension, die gerade einer literalen Kultur jedoch besonders zukommt, in der man sich üben muss und die sich in literarischen Texten besonders zeigt. Das moderne Subjekt, das beschäftigt sein will, braucht Texte, die es so beschäftigen, dass es sich selbst begreifen lernt (was schwierig ist) und über sich selbst hinauskommt (was noch schwieriger ist). Schlechte Texte sind Texte, die dies kaum oder gar nicht leisten. Schlechte Texte erreichen keine subjektive Allgemeinheit: Sie gehen mich nicht wirklich an und andere auch nicht. Schlechte Texte ermöglichen keine weiteren Erfahrungen als die, die man sowieso schon immer macht.

13

Kant sagt, das Kunstwerk gebe viel zu denken. Es gibt, über die historischen Gründe hinaus, viele weitere Gründe dafür, auch biologische, dass es uns Menschen tatsächlich angemessener ist, lieber viel zu denken als wenig. Wie die Beine müssen auch die Gehirnzellen ‚bewegt‘ werden. „L’homme n’est pas seulement un animal, mais un animal qui raisonne“ (Diderot). Aber auch die Einfachheit, das Geordnete und Strukturierte ist uns angemessen. Wir sind neurologisch immer auch auf Mustererkennung, also auf Wiedererkennung angelegt, sonst könnten wir uns auf die vielfältigen Erfahrungen unseres Lebens und unserer Welt gar nicht so schnell und zielgerichtet einstellen, wie es oft erforderlich ist. Die Balance macht’s, im Leben wie in der Kunst: zwischen Originalität, Komplexität, Innovation, Abweichung vom Gewohnten einerseits und Wiedererkennbarkeit, Struktur, Ordnung, Einfachheit andererseits. Aus keinem Pol allein kann man eine Ästhetik bzw. Poetik konstruieren und ein sinnvolles Leben leben. Das eine führte in eine Ästhetik bzw. Poetik der Unverständlichkeit, das andere in Kitsch und Trivialität. Das eine führt in ‚eventuelle‘ Hektik und Nervosität, das andere in Monotonie und Langeweile.

Sophokles' „Philoktet“ ist einfach und komplex zugleich. Das Drama sieht für die Griechen zwei Handlungsmöglichkeiten vor und hält sie lange Zeit offen: ob man den Bogen samt seinem Meister Philoktet nach Troja mitnehmen sollte, um den unseligen Krieg zu beenden. Oder ob man dazu bloß den Wunder-Bogen benötige. Die eine Lösung hebt den archaischen Kampf des Helden samt seinem Werkzeug, den Kampf Mann gegen Mann hervor. Sie impliziert aber auch, dass zum Kampf das Leid und der leidende Mensch gehören, nicht nur die heroische Größe. Die Wunde gehört zum Menschen. Das Leid ist mitten unter den tatkräftigen Menschen; es lässt sich nicht dauerhaft aus der Gemeinschaft ausschließen. Das Leid individualisiert zugleich: Die stinkende Wunde zeichnet Philoktet mindestens ebenso sehr aus wie seine Kunst des Bogenschießens. – Die andere Lösung, nur den Bogen mitzunehmen und Philoktet mit seiner stinkenden Wunde zurückzulassen, würde allein auf die technische, instrumentelle Kriegsführung setzen. Das wäre wohl die modernere Lösung. Am Ende entscheidet sich das Drama für die erste Option; Philoktet gibt sein Sträuben auf und folgt Odysseus auf das Schiff. Aber diese Entscheidung wird erst durch den Eingriff des (Halb)gottes Herakles möglich. Für die Griechen selbst gibt es beide Optionen. Sie können sich aus eigener Kraft nicht entscheiden.

An dieser Geschichte zeigt sich, dass eine Begründung ästhetischer Komplexität von moderner Literalität und Subjektivität her allein eben doch nicht genügt. Die Griechen finden aus sich selbst heraus keine angemessene Lösung. Die Situation, in der sie sich befinden, ist komplexer, als dass sie sie einfach lösen könnten. Das Leben selbst ist komplexer, als dass es sich immer einfach leben und gestalten ließe. Das religiöse Wissen kommt zum kulturellen, sozialen, technischen und anthropologischen hinzu.

Behauptet ist damit, dass das Kriterium ästhetischer Komplexität einen ‚Sitz im Leben‘ hat. Noch einmal Kant: „Die schönen Dinge zeigen an, daß wir in die Welt passen.“ Solche Literatur und solche Kunst, die auf alle Welthaltigkeit verzichtet und einen Lebensbezug ganz preisgibt, wird schnell willkürlich oder gar banal. Sie hat dann buchstäblich nichts mehr zu sagen. Zur Kunst der Vermittlung von Literatur gehört, dem, was Literatur zu sagen hat, Aufmerksamkeit zu schenken und Geltung zu verschaffen, ohne sie gleich völlig pädagogisch in Dienst zu

nehmen. Gute Texte fordern auch ihren selbstzweckhaften Vollzug, der in der Lage ist, ihre Individualität anzuerkennen; schlechte nicht. Hier haben wir übrigens, scheint mir, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen einer naturwissenschaftlichen und einer kunstwissenschaftlichen und ästhetisch ausgerichteten Argumentation. Die Naturwissenschaften müssen sich mit dem Allgemeinen, dem Gesetzmäßigen, der Regel befassen. Die Kunstwissenschaften müssen das Individuelle als ein solches erkennbar machen. Auch alles geschichtliche Begreifen hat darin seinen eigentlichen Sinn. Man muss genau daran auch im Jahr der Geisteswissenschaften erinnern. Die Kunst- und Geisteswissenschaften sind nicht bloße Geschichtswissenschaften. Das macht meines Erachtens entscheidend die Ethik der Kunstwissenschaften aus: dass sie das Individuelle würdigen können. Sonst verstehen sie nichts. Oder jedenfalls nicht viel.

16

Der ästhetische Diskurs, insbesondere der der Literatur, ist uns Menschen gemäß. Wir haben es nötig, uns komplex auszudrücken, Mehr- und Vieldeutigkeiten zu formulieren, die sich nicht auflösen lassen. Wir können zum Beispiel lieben und hassen zugleich, uns fürchten und Mut fassen, etwas als richtig und falsch in einem erfahren. Das Argument ist oben schon gefallen, und es ist ganz einfach: Bräuchten wir diesen Diskurs nicht, so hätten wir ihn nicht. Auch die Logik kultureller Evolution ist nicht willkürlich. Insofern ist Literatur als solche Anthropologie. Sie sagt in ihrer spezifischen Struktur und Verfasstheit etwas darüber, was wir sind und wie wir sind und was wir nötig haben.¹⁴ Literatur ist das Medium, das es uns ermöglicht, wie kein anderes Medium sonst, uns in unserem Dasein in der Welt und in unserem Gegenüber-Sein zur Welt, also auch in unserem Subjekt-Sein, über uns selbst zu verständigen. Wir können so an der Kommunikation teilhaben, in der wir erst als Subjekte wahrgenommen werden.¹⁵ Wenn diese These richtig ist, kann man leicht seine Schlüsse ziehen, was es über uns sagte, träfe die Behauptung vom Ende der Literatur zu.

¹⁴ Zum Problem von Literatur und/als Anthropologie vgl. die sehr klare, kritische Diskussion bei Wolfgang Riedel (2004).

¹⁵ Ich lehne mich hier ein wenig an den imponierenden system- und medientheoretischen Versuch von Oliver Jahraus (2003) an.

17

Das Kriterium ästhetischer Komplexität gilt ganz offensichtlich ebenfalls für die Texte, die vor dem ästhetischen Paradigmenwechsel des 18. Jahrhunderts entstanden sind. Es erklärt (wenn auch nicht allein) ihre fortwährende Rezeption. Wohl kaum jemand wird bestreiten, dass die Dramen des Sophokles heute noch etwas zu sagen haben, weil sie bis heute noch viel zu denken geben (können). „Man kann“, so weit sogar geht Gadamer (1986: 87), „nicht bezweifeln, daß die großen Zeiten der Geschichte der Kunst solche waren, in denen man sich ohne alles ästhetische Bewußtsein und ohne unseren Begriff von ‚Kunst‘ mit Gestaltungen umgab, deren religiöse oder profane Lebensfunktion für alle verständlich und für niemanden nur ästhetisch genußreich war.“ „Nur ästhetisch genußreich“ – das gibt es auch bis heute nicht. Jeder ästhetische ‚Genuss‘ ist – in welcher Form auch immer – verstehender ‚Genuss‘. Jeder Verstehensakt bezieht das literarische (künstlerische) Gebilde auf das, was wir schon sind und was wir in das Verstehen mitbringen.

18

Wären dann schlechte Texte solche, die unsere Einbildungskraft nicht in Bewegung setzen, die uns nicht beschäftigen, die nicht viel zu denken geben? Das wäre wohl eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung. Offensichtlich gibt es herausragende ästhetische Gegenstände und Äußerungen, bei denen nicht Komplexität, Bewegung, Unruhe als zentrale ästhetische Erfahrungen anvisiert werden. An Werken der bildenden Kunst und der Architektur ist das leichter zu erläutern, weil sie, im Wortsinne, evident sind. Man kann beim griechischen Tempel und bei der romanischen Basilika schwerlich behaupten, dass die zentrale ästhetische Erfahrung, die sie ermöglichen, die Erfahrung ästhetischer Komplexität, zumindest: ästhetischer Kompliziertheit ist – auch wenn sie tatsächlich komplexer sind, als sie scheinen mögen; der Kundige kann das leicht zeigen. Sie vor allem als ästhetisch komplex beschreiben zu wollen, wäre ihnen aber unangemessen. Die wunderbaren Bilder Mark Rothkos verdanken sich einem komplexen Entstehungsprozess. Aber ihre ästhetische Anmutung ist die des Ruhigen, Meditativen, nicht die des Herausfordernden und Komplexen. Das erfährt jedoch nur der, der das gierige Haben-Wollen des rasch verstehenden Besitzergreifens in sich zu mäßigen weiß.

Und offensichtlich gibt es Texte, die ihren Reiz gerade in ihrer förmlich ausgestellten, inszenierten Einfachheit haben. Die Sehnsucht nach

dem Einfachen, Nicht-Komplexen, zumindest: Nicht-Komplizierten, nach dem Elementaren durchzieht die Geschichte der Kunst und der Literatur seit der Antike. Sie zeigt sich auch und gerade in der beschleunigt zunehmenden Komplexität der Moderne (vgl. Schöttker 1999). Man kann diese Sehnsucht so verstehen, dass es für uns Menschen nicht nur die Bewegung, das Schweifen, die Unruhe geben möge, sondern auch einmal das Nach-Hause-Kommen. Gute Texte kennen diese Spannung und halten sie aus, schlechte nicht. Brechts Werk hat diesen ästhetischen Grundzug des Einfachen, das ziemlich schwierig werden kann.¹⁶ Der Kitsch verspricht dagegen nur Heimat ohne Fremde. Darauf beruht seine triviale Faszinationskraft.¹⁷

19

Zwei Beispiele für zugleich einfache und komplexe Texte:

Zunächst ein japanisches Tanka (Tanka sind zweigliedrige Fünfzeiler mit der Silbenfolge 5, 7, 5, 7, 7):

Das In-der-Welt-sein
Läßt sich womit vergleichen?
Als sei im Frühlicht
Ein Boot hinausgerudert
Das keine Spur zurückläßt.

(Aus: Tanka. Japanische Fünfzeiler 1996: 201)

Dieses Tanka stammt aus der „ältesten erhaltenen Anthologie japanischer Lyrik“ (so Jan Ulenbrook im Nachwort, ebd.: 205), dem im achten Jahrhundert herausgegebenen „Manyōshū“, es wurde von dem Tanka-Dichter Manzei um 700 n. Chr. verfasst. Die Eingangsfrage ist hochrhetorisch; sie eröffnet viele Tanka. Mit ihr hat man häufig einen Dichterwettstreit begonnen.

Das Gedicht geht aufs Ganze. Es wirft eine grundsätzliche, ja: die grundsätzliche Frage schlechthin auf. Und es beansprucht, eine Antwort auf sie zu geben. Es übernimmt damit die Aufgabe der Literatur, die kein kultureller Diskurs sonst – außer dem der Religion – auf eine so komplexe Weise übernehmen kann: nämlich unsere Welt und unsere Existenz zu deuten. (Literatur wirft nicht nur Fragen auf, und sie hinterfragt nicht nur. Sie gibt auch Antworten, freilich: ästhetische!) Das Bild, mit dem das Gedicht das „In-der-Welt-sein“ deuten will, ist ganz einfach und doch unaufhebbar doppeldeutig, hoffnungsfroh und melancholisch und beides zugleich. Genutzt wird die auch in der west-

¹⁶ Vgl. Braungart (2006; dort weitere Literaturhinweise).

¹⁷ Zu diesem grundsätzlichen Problem vgl. Braungart (2002; 2004).

lichen Literatur seit der Antike so wichtige Existenzmetapher der Schifffahrt (vgl. Frank 1979). Ein ganzes Universum von Texten ist damit aufgerufen. Das Boot unseres Lebens fährt im frühen, heraufkommenden Licht hinaus, obwohl es keine Spur hinterlässt. Das ist die eine mögliche Antwort auf die Eingangsfrage. Das Boot unseres Lebens fährt im frühen, heraufkommenden Licht hinaus, aber es hinterlässt keine Spur. Das ist die andere.

Sarah Kirsch, von der das zweite Beispiel-Gedicht stammt, hat sich oft vom japanischen Haiku anregen lassen:

Ein Bauer

Ein Bauer mit schleifendem Bein
Ging über das Kohlfeld, schwenkte den Hut
Als wäre er fröhlich. (Kirsch 1979: 47)

Der Dreizeiler ist ein Als-ob-Gedicht, wie man es in der deutschen Literatur der Moderne häufiger antreffen kann (vgl. Krummacker 1965). Freilich wählt Sarah Kirsch im Schlussvers den Konjunktiv II: Was hat dieser Bauer auch den Hut zu schwenken, wo er doch mit seinem „schleifenden Bein“ über das „Kohlfeld“ geht! Der Konjunktiv II wird als Wunschform und als Irrealis gebraucht. Unsere Umgangssprache unterscheidet zudem schon länger nicht mehr scharf zwischen Konjunktiv I und II. Auch in diesem Gedicht kann man nicht scharf unterscheiden. Sollte ein Bauer nicht fest auf seinem Grund und Boden stehen oder wenigstens rüstig ausschreiten? Will es das Klischee nicht so? Aber: Nicht bloß ‚Feld‘, sondern „Kohlfeld“. Das drohende Klischee wird durch Konkretion vermieden.

20

Gut und schön, schön und gut: In der heutigen, sich individualistisch und pluralistisch, womöglich auch postmodern begreifenden Gegenwartskultur ist vieles möglich, und es ist darum besonders schwer, Sinnvolles über gutes Deutsch in Literatur zu sagen. Wer es dennoch tun will, muss über gute und schlechte Literatur nachdenken wollen. Das heißt: über die ästhetische Komplexität von Texten und ihren inneren Zusammenhang. Also über die Struktur und Eigentümlichkeit von Literatur, die dann etwas taugt, wenn sie auf angemessene Weise von der Komplexität des Subjekts, der Welt und des Lebens spricht und die es uns so ermöglicht, uns besser zu verstehen und über uns selbst hinauszukommen. Die Beschäftigung mit solcher Literatur muss gepflegt werden, will also eine ‚gepflegte‘ sein. Sie ‚pflegt‘ nämlich unser Den-

ken und unser Empfinden; sie ‚pflegt‘ auch unsere sprachliche Aufmerksamkeit; sie ist der besonders ‚gepflegte Sprachgebrauch‘ unserer Kultur. Leisten kann das auch der einfache literarische Text, wenn er nur gut ist. Aber kaum der schlechte. Das schließt auch den Text aus, der reflexionslos die Sprache des Alltags nur wiederholt und sich in Augenblicksaufnahmen erschöpft. Das schließt vielleicht auch den Text aus, der, weil er alles zu sagen beansprucht, schamlos ist und deshalb nichts mehr zu denken gibt. Das schließt schließlich den Text aus, dem alles gleich-gültig ist und der uns deshalb gleichgültig lässt.

21 Literatur

- Bogdal, Klaus-Michael/Kammler, Clemens (Hrsg.) 2000: (K)ein Kanon. 30 Schulklassiker neu gelesen. München (= Oldenbourg-Interpretationen 100).
- Braungart, Wolfgang (Hrsg.) 2002: Kitsch. Faszination und Herausforderung des Banalen und Trivialen. Tübingen (= Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 112).
- Braungart, Wolfgang 2004: Tabu, Tabus. Mit Anmerkungen zum Tabu ästhetischer Affirmation. In: Wolfgang Braungart/Klaus Ridder/Friedmar Apel (Hrsg.): Wahrnehmen und Handeln. Perspektiven einer Literaturanthropologie. Bielefeld, 297-327.
- Braungart, Wolfgang 2004: Gute Texte, schlechte Texte. In: Ute von Bloh/Friedrich Vollhardt (Hrsg.): Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 51, Themenheft ‚Schlechte Literatur‘.
- Braungart, Wolfgang 2006: Brechts Poetik des ‚Chinesischen‘. Eine These. In: Maoping Wei/Wilhelm Kühlmann (Hrsg.): Deutsch-chinesische Literaturbeziehungen. Vorträge eines im Oktober 2003 in Shanghai International Studies University abgehaltenen bilateralen Symposions. Shanghai, 236-260.
- Brecht, Bertolt 1975: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Bd. 9. Frankfurt/Main.
- Eibl, Karl 2004: Animal poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie. Paderborn.
- Eibl, Karl/Zymner, Rüdiger (Hrsg.) 2007: Im Rücken der Kultur. Paderborn (im Druck).
- Fauser, Markus 2004: Einführung in die Kulturwissenschaft. 2. Aufl. Darmstadt (Einführung Germanistik).
- Frank, Manfred 1979: Die unendliche Fahrt. Ein Motiv und sein Text. Frankfurt/Main.
- Gadamer, Hans-Georg 1986: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Bd. 1. 5. Aufl. Tübingen.
- George, Stefan 1982ff.: Sämtliche Werke in 18 Bänden [Hrsg. von der Stefan-George-Stiftung]. Bearbeitet von Georg Peter Landmann und Ute Oelmann. Stuttgart.
- Grillparzer, Franz 1979: Der arme Spielmann. Erzählung. Nachwort von Helmut Bachmaier. Stuttgart (= UB 4430).
- Hebel, Johann Peter 1961: Poetische Werke. Nach den Ausgaben letzter Hand und der Gesamtausgabe von 1834. München.
- Heidegger, Gotthard 1969: Mythoscopia Romantica oder Discours von den so benannten Romanen. Faksimileausgabe nach dem Originaldruck von 1698. Hrsg. von Walter Ernst Schäfer. Bad Homburg-Berlin-Zürich.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

- Heydebrand, Renate von (Hrsg.) 1998: *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*. Stuttgart-Weimar (= Germanistische Symposien-Berichtsbände 19).
- Jahraus, Oliver 2003: *Literatur als Medium. Sinnkonstitution und Subjekterfahrung zwischen Bewußtsein und Kommunikation*. Weilerswist.
- Jauß, Hans Robert (Hrsg.) 1968: *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*. München (= Poetik und Hermeneutik, 3).
- Jung, Michael von 1839: *Melpomene oder Grablieder. Zwei Bändchen, jedes hundert Grablieder enthaltend. Mit zwanzig Melodien*. Ottobeuren.
- Kaiser, Gerhard R./Matuschek, Stefan (Hrsg.) 2001: *Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*. Heidelberg (= Jenaer Germanistische Forschungen N.F 9).
- Kirsch, Sarah 1979: *Rückenwind*. Ebenhausen b. München.
- Krummacker, Hans-Henrik 1965: *Das ‚Als ob‘ in der Lyrik. Erscheinungsformen und Wandlungen einer Sprachfigur von der Romantik bis zu Rilke*. Köln-Graz (= Kölner Germanistische Studien 1).
- Kurz, Gerhard 1999: *Macharten. Über Rhythmus, Reim, Stil und Vieldeutigkeit*. Göttingen (= Kleine Reihe V&R 4013).
- Luhmann, Niklas 1982: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/Main.
- Menninghaus, Winfried 2003: *Das Versprechen der Schönheit*. Frankfurt/Main.
- Möller, Melanie 2004: *Talis oratio – qualis vita. Zu Theorie und Praxis mimetischer Verfahren in der griechisch-römischen Literaturkritik*. Heidelberg.
- Neuhaus, Stefan 2002: *Revision des literarischen Kanons*. Göttingen.
- Riedel, Wolfgang 2004: *Literarische Anthropologie. Eine Unterscheidung*. In: Wolfgang Braungart/Klaus Ridder/Friedmar Apel (Hrsg.): *Wahrnehmen und Handeln. Perspektiven einer Literaturanthropologie*. Bielefeld, 337-366.
- Salzmann, Christian Gotthilf 1785: *Moralisches Elementarbuch nebst einer Anleitung zum nützlichen Gebrauch desselben*. Neue verbesserte Auflage. Leipzig.
- Schöttker, Detlev 1999: *Reduktion und Innovation. Die Forderung nach Einfachheit in ästhetischen Debatten zwischen 1750 und 1995*. In: Gerhard von Graevenitz (Hrsg.): *Konzepte der Moderne*. Stuttgart-Weimar (= Germanistische Symposien, Berichtsbände XX), 331–349.
- Shakespeare, William 2005: *Sämtliche Werke. Erste Abteilung. Dramatische Werke. III. Tragödien*. Übersetzt von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck. Darmstadt.
- Stenzel, Jürgen 2003: *Wertung*. In: Jan-Dirk Müller (Hrsg.): *Reallexikon der Deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. III. Berlin-New York, 837-840.
- Tanka. *Japanische Fünfzeiler. Ausgewählt und aus dem Urtext des Manyōshū, Kokinwakashū und Shinkokinwakashū übersetzt von Jan Ulenbrook*. Stuttgart 1996 (UB 9611).
- Zymner, Rüdiger/Engel, Manfred (Hrsg.) 2004: *Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder*. Paderborn (= Poetogenese – Studien zur empirischen Anthropologie der Literatur 2).

Zum (,guten') Stil in Fachtexten

1 ,Guter' Fachstil?

„Normen sind nicht statisch“, schreibt Els Oksaar, „bei Werturteilen wie ,gut' – ,schlecht' in bezug auf Sprache müssen wir auch wissen, nach welchen Kriterien sie aufgestellt sind [...]“ (Oksaar 1986: 111). Was also ist ein stilistisch ,guter' Fachtext? Wer bestimmt die Anforderungen und Regeln dafür? Gibt es ihn überhaupt? Aus linguistisch fach-kommunikativer Sicht sollten z. B. fachsprachliche Benennungen möglichst klar, eindeutig und noch dazu motiviert sein, so dass beim Lesen oder Hören der Textsinn leicht erfasst werden kann. Der Satzbau sollte übersichtlich, der ,rote Faden' im Text erkennbar, die Argumentation stimmig sein. Gibt es aber eine Verständlichkeit für alle? Erfordern komplexe Sachverhalte nicht eine ebenso komplexe Darstellung? Ist nur ,gutes' Fachdeutsch für deutsche und auch nichtdeutsche Leserinnen und Leser zugänglich? Gibt es stilistische Universalien? Ist zur Beurteilung einer fachlichen Formulierung Berufung auf das Sprachgefühl angebracht?

Generelle Antworten auf solche Fragen zu geben, ist für die Vielzahl an Fachtexten und Fachtextsorten unmöglich. Dazu ist die Fachkommunikation von Fach zu Fach zu unterschiedlich, zu differenziert in ihren Rahmenbedingungen, ihren Zielsetzungen und Ausprägungen.

Fachsprachen sind vor allem Ausdruck kooperativen Handelns in den Fächern, sie setzen voraus, dass die Kooperationspartner sie erlernen, anerkennen und gebrauchen. Ihr Gebrauch ist häufig normativ, sie sind in erster Linie aber Kommunikationsinstrument unter Fachleuten. Ihr instrumentaler und funktionaler Charakter gilt vor allem dann, wenn Fachsprache fachintern, also im Kreis der Fachleute, verwendet wird. Als Kommunikationsmittel unter Fachleuten sind sie Bestandteil einer Fachkommunikation, die zunächst nicht auf Außenstehende ausgerichtet ist. Ihre strukturellen Eigenheiten werden in den Fächern tradiert und kommen in Fachtexten zum Ausdruck, die sich in zahllose Fachtextsorten aufgliedern. Allein von daher ist es utopisch, vom ,guten' Fachtext zu sprechen. Seine erwünschten Eigenschaften aber lassen sich beschreiben und erklären sowie in entsprechenden Stilnormen fassen, die jedoch immer nur für bestimmte Fachtexte Geltung haben.

Fachtexte – und damit meine ich in diesem Beitrag einzig den geschriebenen Fachtext – gelten aus der Sicht von Laien stilistisch gemeinhin als ,trocken', ,blutarm' und schwer- oder unverständlich. Mit

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

solchen Charakterisierungen wird aus der Außensicht beschrieben, wie Fachtexte auf Laien wirken und welche angeblichen Defizite vor dem Hintergrund gemeinsprachlicher Stilnormen bestehen.

Dabei wird übersehen, dass Fachtexte zumeist eigenen Stilnormen folgen. Deren Hauptprinzip lässt sich schon aus der Definition von Fachsprache erkennen, die – über alle Forschungsrichtungen hinweg – beschrieben wird als ‚sach- und gegenstandsbezogenes, optimales Verständigungsmittel unter Fachleuten‘:

„Als fachsprachenspezifische und damit obligatorische Merkmale des Fachtextes gelten die Verwendung des Fachwortschatzes, eine mehr oder weniger streng determinierte Syntax und die Makrostruktur des Textes. [...] Die Stilqualitäten eines Fachtextes resultieren aus einer Gesamtwirkung von Stilzügen [...] und Stilfiguren. Sie unterstützen die pragmatische Funktion des Textes.“ (Gläser 1998: 206)

Dieses Leitprinzip führt zu einer – mehr oder weniger starken – Objektivierung der Sprache im Fach. Im Vordergrund dieser Sprache stehen ihre Funktionalität und ihr instrumentaler Charakter:

„Tatsächlich gebraucht der Fachmann die von ihm mitsamt dem Fach beherrschte Fachsprache oft mit einer unleugbaren ‚Funktionslust‘, etwa wie man ein gut beherrschtes Werkzeug handhabt oder ein Musikinstrument spielt. Das muß mit Imponierlust und Exklusivitätstendenz zu tun haben. Man unterstellt das viel zu oft und unbedenklich, als gäbe es gar nicht so etwas Unschuldiges wie die Freude am Erkennen und am wohl gelungenen Meistern der Materie.“ (Ickler 1987: 11)

Ickler nimmt hier den funktionalen Sprachgebrauch der Fachleute zu Recht in Schutz, vor allem den Sprachgebrauch im fachinternen Bereich. Man bezeichnet in diesem Zusammenhang Fachsprachen auch als Funktionalstil, also als eine primär funktions- und situationsbezogene Sprech- und Schreibweise. Sobald sich Fachleute jedoch an die Öffentlichkeit wenden, gelten andere Anforderungen und Stilnormen. Von ihnen soll hier aber nicht die Rede sein.

2 Einige Hauptanforderungen an ‚gute‘ Fachtexte

Hauptanforderungen an Fachtexte ergeben sich aus der von Ickler (1987) beschriebenen ‚Funktionslust‘. Wegen ihrer Tendenz zu objektivieren, zählen dazu generell Genauigkeit in der Darstellung, Aktualisierungen (d. h. Dekomposition, Zerlegung des Gegenstandes in Einzelelemente), Abstraktheit, Entpersönlichung, Neutralität, Ökonomie, Verständlichkeit, Formalisierung, Internationalisierung und Identitätsstiftung. Als fachsprachenspezifisch anzusehen sind da-

bei neben der Verwendung spezieller Lexik (Fachwortschatz) eine mehr oder weniger determinierte Syntax und eine bestimmte Makrostruktur der Texte. Letztere äußert sich in divergierenden, teilweise kulturgebundenen Fachtextsortenstilen (z. B. Technischer Bericht, Gerichtsurteil), auf deren einzelsprachliche Ausprägung z. B. bei der Translation Rücksicht zu nehmen ist. Die genannten Merkmale decken sich zum großen Teil mit jenen Antworten, die Els Oksaar von 20 Graduierten auf die Frage „Was ist gutes Wissenschaftsdeutsch?“ erhalten hat: An erster Stelle stand Verständlichkeit, es folgten:

- logische Gedankenführung
- eindeutige und klare Formulierungen
- Schlichtheit und Sachlichkeit
- Abkehr von esoterischem Sprachgebrauch
- genaue Definition
- Verwendung der Begriffe (Oksaar 1986: 103)

Im folgenden sollen einige dieser fachsprachentypischen, aber durchaus nicht in allen Fächern, Fachtexten und Fachtextsorten gleichermaßen vorhandenen Sprach- und Textelemente, exemplarisch beschrieben und an Beispielen verdeutlicht werden. Sie machen zumindest fachintern einen ‚guten‘, d. h. in erster Linie funktionstüchtigen Fachtext aus. Solche Elemente übergreifend in einer Fachtextstilistik zusammenzufassen, bleibt aber bis heute ein Desiderat (vgl. Spillner 1996: 5ff.).

1) Genauigkeit

Genauigkeit in der Darstellung heißt vor allem Beschreibungsgenauigkeit. Hier geht es um Genauigkeit und Eindeutigkeit der verwendeten Fachwörter, um Fachwortdefinitionen und Terminologisierungen. Fachleute bemühen sich, Gegenstände, Sachverhalte und Handlungszusammenhänge möglichst genau, bezogen auf ein Fachsystem und eindeutig zu benennen. Ideal ist nicht die Eindeutigkeit, sondern die Eineindeutigkeit (d. h. nur eine Bezeichnung für eine fachliche Gegebenheit). Vagheit, Synonymie und Polysemie werden als störende Faktoren betrachtet, erweisen sich jedoch in entsprechenden Fachkontexten meist als unproblematisch.

Stilistisch bedeutet dieser Exaktheitsanspruch eine prinzipielle Wiederholung fachlicher Termini statt ihrer Variation. Gegenstände, Sachverhalte oder Handlungszusammenhänge eindeutig und möglichst einnamig zu benennen, widerspricht damit dem gemeinsprachlichen Prinzip stilistischer Wortvariation, erweist sich aber unter funktionalem Aspekt als ebenso wichtiges Stilprinzip. Häufig anzutreffen ist dabei die Verwendung der fachsprachlichen Vollform und als ‚Variation‘

die nachfolgende Verwendung einer Kurzform (z. B. *Helium-Neon-Gas-laser* > *Laser*).

Die gelegentliche Durchbrechung des Prinzips einnamiger Benennung führt nicht unbedingt zu kommunikativen Missverständnissen, sondern kontextbezogen zu einer eher systematischen Polysemie und Synonymie, wie sich u. a. bei der Herausbildung neuer Fachbegriffe beobachten lässt. So zeigt das von Roelcke angeführte Beispiel für Kants philosophischen Begriff *Erkenntnißvermögen* zwölf (teil)äquivalente Bezeichnungen, die auf der Assoziativität menschlichen Denkens beruhen:

Erkenntnißfähigkeit, Erkenntnißkraft, Erkenntnißquelle, Fähigkeit, Gemüth, Gemüthskraft, Kraft, Organ, Quell, Vermögen, Vernunft und Vorstellungskraft (Roelcke 1999: 64).

2) Begrifflichkeit

Häufiger als in standardsprachlichen Texten ist auch die Einführung von Begriffen und Definitionen in Fachtexten anzutreffen, wobei alle Möglichkeiten des Definierens (Nominal-, Realdefinition, genetische Definition usw.) genutzt werden. Ein Beispiel:

„Meßprinzip

Werden zwei elektrische Leiter verschiedener Werkstoffe (Thermopaar) an einem Ende leitend verbunden, z. B. verschweißt, verlötet oder verschraubt, so entsteht an den freien Ende eine elektromotorische Kraft/Thermospannung in mV, deren Wert proportional der Temperaturdifferenz ist, die zwischen der Verbindungsstelle (Meßstelle) und den freien Enden (Vergleichsstelle) des Thermopaars herrscht (Seebeck-Effekt). Die Größe der Thermospannung ist abhängig von den beiden Werkstoffen, aus denen das Thermopaar hergestellt ist.“ (Jesse 1980: 32)

Entscheidend für einen ‚guten‘ Fachtext ist für viele Fachleute die Wahl der treffenden Begriffsbezeichnung. Der Zoologe Rupert Riedl verdeutlicht diesen zentralen Prozess der Benennungsbildung für sein Fach wie folgt:

„Da gibt es in meinem Fach Regeln. Wir haben seit Linné eine binäre oder binominale Nomenklatur oder Taxonomie. Wir benennen ein Individuum nach der Gattung, in die es gehört, und nach der Art. Der Gattungsname soll möglichst griechisch, der Artnamen möglichst Lateinisch sein. Die kluge Regel dabei ist, deskriptiv zu benennen. Wenn ich eine Form finde – ich mache jetzt einen Spaß – von der ich weiß, sie gehört in eine Gattung, in der alle Individuen getupfte Bäuche haben, dann werde ich die Gattung ‚*Punctiventris*‘ nennen. Und wenn die spezielle Spezies und nur diese fliegen kann, dann heißt das ‚*punctiventris volitans*‘.“ ([Wieser] 1987: 168)

Integrationsstiftend und international motiviert sieht dagegen Manfred von Ardenne die Namensgebung bei Pionierentwicklungen. Er betont,

„daß es bei der Entwicklung neuer Methoden, Erfindungen und Entdeckungen darauf ankommt, dem betreffenden Objekt einen guten, kurzen und fachlich kennzeichnenden Namen zu geben. Wünschenswert ist, daß die gewählte fachliche Bezeichnung leicht oder wenig verändert in andere Sprachen, insbesondere in die englische Sprache übersetzt werden kann. Die Wahl einer guten Fachbezeichnung hat sich weltweit eingeführt und ist eine Art Prioritätenschutz, der sogar hohe wirtschaftliche Bedeutung erlangen kann.“ (Ardenne 1980: 174)

„Gute“ Fachbegriffe lassen sich also systematisch bilden und sind vor allem anschaulich, leicht merk- und aussprechbar, gut ableitbar, übersetzbar, möglichst unverwechselbar, dazu sprachökonomisch.

3) Objektivierung – Distanzierung/Entpersönlichung

Im Mittelpunkt von Fachtexten steht der Gegenstand, das fachliche Objekt. Ihm gilt die uneingeschränkte und möglichst vorurteilslose, unpersönlich gehaltene Darstellung. Was dem Sachstil in Fachtexten daher nahezu völlig fehlt, sind schmückende und wertende Wörter und Wendungen. Adjektive zum Beispiel dienen im „guten“ Fachtext der unterscheidenden Beschreibung, benennen distinktive Merkmale. Als Relationsadjektive können sie die Beziehung zwischen Gegenständen ausdrücken und werden in dieser Funktion zunehmend eingesetzt (z. B. *konjunkturbedingte* –/ *saisonale Arbeitslosigkeit*).

Distanz zum Gegenstand gilt als Grundanforderung fachlichen Schreibens. Ein extremes Beispiel bietet die Fachtextsorte „Ärztebericht“. Sie verzichtet auf jeden Persönlichkeitsbezug und reiht, einem festgelegten Gesamtschema folgend, nur erhobene Fakten aneinander:

„Befunde: Beckentiefstand rechts von gut 1,5 cm, s-förmige Verkrümmung der WS, erheblicher DS über dem lumbosacralen Übergang jedoch keine radikuläre Symptomatik. DS über C2/3 rechts betont, mäßiger DS über C1, kein Hinweis auf radikuläre Symptomatik. Clavikelhochstand rechts, eingeschränkte Elevation und Abduktion um jeweils 20 Grad gegenüber der Gegenseite. Druckschmerzhafter Verlauf der lateralen Clavikulahälfte.

Röntgen: 1. WS in 2 Ebenen: Mäßige Hyperlordose, fragliche Unterbrechung der Interarticularportion L5/S1 links. Auch in der Seitenaufnahme Auflockerung der Interarticularportion. Insgesamt lotrechter Aufbau [...]“ (Stolze 1999: 136)

Im Vergleich zur Standardsprache wird hier von stilistischer Neutralität gesprochen, doch ist diese objektivierende Sprache selbst ein Stilzug.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

In der Zeitschrift „Fachsprache“ hat der leitende Redakteur Josef Wieser mehrfach in Interviews versucht, Fachwissenschaftler dazu zu bewegen, über ihre eigene Sprache zu sprechen. In einem solchen Interview äußert sich der Physiker Herbert Pietschmann in Bezug auf den Sachverhalt der Entpersönlichung wie folgt:

„Wissenschaftliche Texte bemühen sich, den Gegenstand möglichst konzentriert darzustellen. Man will bewußt von jedem persönlichen Beiwerk absehen. Der Autor wissenschaftlicher Texte will auch möglichst kurz schreiben und wendet sich in erster Linie an Fachkollegen.“ ([Wieser] 1987: 169)

Dieser Verzicht auf ‚persönliches Beiwerk‘ ging in der deutschen Wissenschaftssprache so weit, dass lange Zeit das Personalpronomen *ich* aus der Fachliteratur nahezu verbannt war. Noch 1994 wird von einem „Ich-Tabu“ gesprochen und konstatiert, dass in wissenschaftlichen Texten „weit über 90% aller finiten Verben in der 3. Person“ (Kretzenbacher 1994: 27) stehen. Stattdessen wurde – und wird teilweise immer noch – der pluralis modestatis (*wir, uns, unser*) gebraucht. Daneben gibt es weitere unpersönliche Ausdrucksweisen wie die synonyme Passivkonstruktion (*Es wird darauf hingewiesen...*), den Konjunktiv (*Es sei noch erwähnt...*) oder die Konstruktion in der dritten Person (*Der Autor ist der Meinung...*).

Diese auktoriale Verwendung der Form *wir* erscheint uns heute zwar veraltet, sie wird zumindest aber noch dann gebraucht, wenn Leserinnen und Leser mit einbezogen werden (z. B. *Wir wissen heute...; wir haben im letzten Kapitel gesehen...*). Zu Recht wird für den Gebrauch des Bescheidenheits-Plurals deshalb ‚Fingerspitzengefühl‘ gefordert:

„Wenn ein Autor neben sich steht, indem er seine Person zu einer dritten Person (Singular) macht, muß das nichts Schlechtes sein. Ob es sogar etwas Gutes ist, entscheidet weithin der Geschmack.“ (Walter 2002: 205)

Damit wird auf jene grundsätzliche Polyvalenz der Stilelemente im fachsprachlichen Diskurs verwiesen, die beim Lesepublikum zu unterschiedlichen Stileffekten führen kann. Für juristische Texte gibt Tonio Walter dazu folgende Empfehlungen:

„Im Hintergrund bleibt er [der Verfasser], sofern er berichtet, von einer Gesetzeslage, Dogmengeschichte, fremdem Recht, einer Rechtsprechung, Literaturmeinung und was nicht allem. In den Vordergrund tritt er, wenn es zu kritisieren gilt – eine Auffassung, Rechtslage – oder Entscheidungen zu treffen, in einem Meinungsstreit oder zwischen verschiedenen Möglichkeiten, ein neues Problem zu lösen.“ (Walter 2002: 200f.)

Im Zeichen des Sprachwandels scheint die

„Ich-Form heute generell langsam weiter vorzudringen, daneben begegnet vor allem die Passivform, gelegentlich – und fächerspezifisch stark divergierend – die Konjunktivform. Wo aber Teiltex-te, die essentielle wissenschaftliche Information vermitteln sollen, ist der Stil so referentiell wie möglich.“ (Kretzenbacher 1994: 28)

Ähnliche Beobachtungen gelten für das Französische, während im Englischen Unpersönlichkeit weniger strikt zum Ausdruck kommt.²

4) Sprachökonomie

Möglichst viel Information durch möglichst wenig Worte wiederzugeben, ist nach Eggers (1973: 51) eine Tendenz der modernen Sprache schlechthin. In Fachtexten werden solche Möglichkeiten der Informationskomprimierung häufig und gerne angewendet. Diese syntaktische Komprimierung entspricht dem fachlichen Bestreben nach Präzision und Knappheit der Aussage und äußert sich im Ersatz des finiten Verbs durch verkürzende Formen. Zu ihnen gehören z. B. Nominalisierungen, Appositionen, Partizipial- und Gerundialkonstruktionen, Infinitive mit Satzwert, Ellipsen, Parenthesen. Dadurch werden Aussagen enger aufeinander bezogen und Redundanzen abgebaut. Auch hier gilt wieder, dass die einzelnen Fächer und Fachtextsorten recht unterschiedlichen Gebrauch von solchen Möglichkeiten machen. E. Beneš (1981) hat sie für die wissenschaftlichen Fachsprachen statistisch untersucht und ausführlich dargestellt.

Beispiel:

„Linienverwaschungsfunktion von Röntgenfilm-Verstärkungsfolien-Kombinationen wurden an CaWO_4 - und Seltenen-Erden-Systemen gemessen. Der Einfluß photographischer Effekte wie Intermittenz-Schwarzschild-Effekt auf den Verlauf der Schwärzungskurven und damit indirekt auf die Linienverwaschungsfunktionen wurde untersucht. Es konnte gezeigt werden, daß auch die Strahlenqualität der einfallenden Röntgenstrahlen die Linienverwaschungsfunktion verändern kann: Durch Strahlung mit einem hohen Anteil an Photonen, deren Energie höher als die K-Kante des Systems liegt, werden weitreichende K-Photonen erzeugt, die zur Verbreiterung der Linienverwaschungsfunktion führen.“ (Optik 74, 1986, H. 3, 83)

² Zur „Ich“-/ „Wir“-Perspektive deutscher, englischer und bulgarischer Autoren vgl. jetzt die umfassende Studie von Vassileva (2006).

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

Aber auch nichtwissenschaftliche Fachtexte nutzen diese Komprimierungsmöglichkeiten (wie hier u. a. Klammerzusätze, Nominalisierungen):

„Lötverfahren

Nach der Arbeitstemperatur unterscheidet man folgende Lötverfahren:

Weichlöten (unter 450 °C)

Hartlöten (über 450 °C)

Ob eine Verbindung weich oder hart zu löten ist, richtet sich nach der erforderlichen Festigkeit der Lötnaht und nach den zu verbindenden Grundwerkstoffen (Tab. 234.3). Blei z. B. kann aufgrund seiner Schmelztemperatur von 327 °C nur weichgelötet werden.“

(Grundstufenlehrwerk *Technologie für Installation und Metallbau*, bearb. von G. Baur u. a., Hannover 1987: 23)

5) Nominalisierungen – Beispiel: Funktionsverbgefüge

Ein immer wieder genanntes Stilmerkmal von Fachtexten ist der Gebrauch von Nominalisierungen im Zusammenhang mit Funktionsverbgefügen. Von der Sprachkritik wurde dieser Gebrauch – fälschlicherweise – als überhöht erachtet und vor allem an Beispielen aus der Verwaltungssprache dargestellt. So weist bereits vor einhundert Jahren z. B. der Verwaltungsfachmann Anton Rothe in seinem Vortrag über den Kanzleistil hin auf

„[...] die überhand nehmende Gewohnheit, einfache Zeit- und Vorwörter durch substantivische Verbindungen zu umschreiben. Kanzleiüblich heißt es nicht: vorlegen, sondern: zur oder gar in Vorlage bringen, nicht: erwägen, sondern: in Erwägung ziehen, nicht: wegfallen, sondern: in Wegfall kommen, nicht: hierdurch wird das Publikum irre geführt, sondern: hierdurch erfolgt eine Irreführung des Publikums, nicht: zur Vorbereitung, sondern: zum Zweck oder zum Behuf der Vorbereitung, nicht: durch Gesetz, sondern im Wege des Gesetzes [...]“ (Rothe 1897: 24)

Auch Eduard Schill weist in seinem Werk „100 Fehler des Amtsstils“ ([1911]) auf die zunehmende Bildung solcher Funktionsverbgefüge (bei ihm „Zeitwörtersprache“) hin und veranschaulicht dieses Monitum durch zahlreiche Beispiele wie „Der Eigentümer will diesen Platz der Bebauung durch mehrere Einfamilienhäuser zuführen“ (Schill 1911: 73).

Ebenso kritisieren Werner Bloch und Johannes Rohr in ihrem „Buch wider das Beamtendeutsch“ (1922) den Gebrauch von Funktionsverbgefügen in der Verwaltungssprache. Das Werk ist sprachpflegerisch und sprachkritisch konzipiert und will einen „Strauß hübschlackierter Kanzleiblüten“ darbieten, um dem Leser unterhaltsam vor Augen zu führen, „was daran vom Uebel ist“ (ebd.: 5). Entsprechend sind die Beispiele gewählt worden, z. B. in Teil 1 zu den Funktionsverbgefügen, die meist *Streckformen* genannt wurden:

„Was tut ein Gesuch im Dienstwege? Nun, was soll es schon tun; es wird mit ihm etwas getan:

es wird weitergeleitet, es wird genehmigt, es wird abgelehnt –

so denkt der harmlose Neuling. Ja, Kuchen! Es *findet* was! Wie von ungefähr findet es Weiterleitung, findet Genehmigung, findet Ablehnung.

Ein lustiges Fundamt!

[...]

Und so weiter – und so weiter – alles Esel, die sich strecken lassen [...]. Greisenhaft mutet diese Sprache an. Aber zum Glück ist es gar keine *Sprache*; denn wer *spricht* so? Es ist bloßes, stark holzschliffvermisches Papierdeutsch.“ (Bloch/Rohr 1922: 131f.)

Es brauchte rund 50 Jahre, bis Hildegard Wagner in ihrem Buch zur Verwaltungssprache gezeigt hat, dass diese Kritik an inhaltsleeren Verben, nominalen Umschreibungen und mangelnder Anschaulichkeit von falschen Voraussetzungen ausgeht und die eingangs betonte Funktionalität von Fachtexten, hier: Verwaltungstexte, nicht berücksichtigt:

„Es beruht aber weitgehend nicht auf sprachlicher und stilistischer Unfähigkeit der Schreiber, sondern auf der Eigenart der Verwaltungstätigkeit selbst, wenn der Stil nicht lebendig und anschaulich ist. Im Zentrum der Verwaltungsaussage steht der ‚Begriff‘, während die Vorgangsaussage nur satzwerpig ist.“ (Wagner 1972: 84)

Inzwischen wurde festgestellt, dass Funktionsverbgefüge in zahlreichen anderen Fachtexten ebenso häufig auftauchen. Ihr Einsatz lässt sich darauf zurückführen, dass sie – typologisch betrachtet – gegenüber der einfachen Verbalform die Satzkomplexität erhöhen, unter funktionaler Perspektive aber insbesondere zur Erhöhung von Deutlichkeit, Kennzeichnung von Modalität, zu Nuancierungen, zur Veränderung der Mitteilungsperspektive, zur Anonymisierung und zur Differenzierung der Aktionsarten beitragen können. Hinzu kommt, dass für etliche Funktionsverbgefüge kein einfaches Verb vorhanden ist, z. B. für *Einspruch erheben*, *Hypothese bilden*, *Maßnahmen treffen*.

Wo Funktionsverbgefüge keine besondere Wirkung zeigen, könnte man sie allerdings ersetzen. Sie haben keinen semantischen Mehrwert. In diesem – und nur in diesem – Sinne nennt der Begründer der Terminologiewissenschaft, Eugen Wüster, die Verbindung „*die Heizung bewerkstellig(en)* (oder *bewirken, ausführen usw.*)“ (Wüster 1970: 94) als ersetzbare Stilvarianten für das einfachere, sprachökonomischere Verb *heizen*. Der Sprachkritiker Karl Korn konstruiert daraus einen falschen Zusammenhang, wenn er mit Bezug auf diese Feststellung Wüsters schreibt, es sei auffällig,

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

„daß Leute, die die Sprache technisch normen und rationalisieren wollen, für die alte, kräftige, verbale, das heißt die den Vorgang direkt und einzeln benennende Sprachform eintreten [...]. Vielleicht haben wir im allgemeinen einen Widerstreit der technischen gegen die verwaltende Rationalisierung anzunehmen.“ (Korn 1962: 22)

Und nach der Diskussion weiterer Beispiele aus Literatur, Psychologie und Philosophie resümiert er:

„Man wird gut tun, die Erscheinung der Verbzerstörung insgesamt vorsichtig zu beurteilen. Trotzdem scheint in den meisten Fällen die Deutung richtig, daß Sprachfiguren wie ‚zur Durchführung bringen‘ typische Erscheinungen des Sprachzerfalls sind.“ (Korn 1962: 25f.)

Es ist erstaunlich, wie zäh sich diese negative Bewertung von Funktionsverbgefügen sowohl in den allgemeinen wie fachbezogenen deutschen Stilratgebern (vgl. Böttcher 1988: 13ff.; Arbeitshandbuch Bürger-nahe Verwaltungssprache 1995: 13) hält, auch wenn die Sprachwissenschaft längst deutlich gemacht hat, welche differenzierenden Leistungen diese Sprachform vollbringen kann und – besonders in Fachtexten – auch vollbringt (vgl. z. B. Seifert 2004).

6) Textsorten und Stilkonventionen

Es gibt in den Fächern viele Textsorten, die mehr oder weniger standardisiert sind und auch Standardformulierungen enthalten. Zu ihnen gehören beispielsweise Patentschriften, Gerichtsurteile, Arztberichte, Geschäftsberichte, bestimmte Protokollformen, wissenschaftliche Aufsätze. Teilweise gibt es fachinterne, nationale oder internationale Vorgaben, wie solche Texte makrostrukturell zu gestalten sind.

So müssen z. B. Gerichtsurteile im Zivilprozess folgende Textkonventionen enthalten (§ 313 Abs. 1 ZPO):

„(1) Das Urteil enthält die Bezeichnung der Parteien, ihrer gesetzlichen Vertreter und der Prozeßbevollmächtigten, die Bezeichnung des Gerichts und die Namen der Richter, die bei der Entscheidung mitwirkten; den Tag, an dem die mündliche Verhandlung geschlossen worden ist; die Urteilsformel; den Tatbestand; die Entscheidungsgründe.“

Und wissenschaftliche Zeitschriften verlangen von ihren Autoren für die Textsorte ‚Abstract‘ ganz bestimmte, häufig stark voneinander abweichende, Strukturierungen.

Für den Bereich des Rechts verdeutlicht Christian Lucas an der Gegenüberstellung von Widerspruchsbescheid und Klage, wie je nach Textsorte unterschiedliche Sprachmittel Verwendung finden, die sich

stilistisch signifikant unterscheiden. Seine Empfehlungen gehen bis in sprachliche Details und Vorschriften, wie der folgende Textauszug verdeutlicht:

„III. Begründung

Die Begründung ist auch mit „Begründung“ zu überschreiben.

1. Sachverhaltschilderung

Zu Beginn ist der unstrittige Sachverhalt in historischer Reihenfolge im Imperfekt zu schildern; Fakten (noch bestehende Eigentumsverhältnisse etc.) im Präsens. Sodann ist in jedem Falle auf die getroffene Ausgangsverfügung (im Perfekt, üblicherweise nebst deren wesentlicher Gründe in indirekter Rede – ebenfalls im Perfekt) und den Widerspruch (Perfekt, auch mit den wesentlichen darin angeführten Gründen in indirekter Rede, *diese* jedoch im Präsens) einzugehen.

Der Ablauf sieht also schematisch folgendermaßen aus:

Im Widerspruchsbescheid	Zum Vergleich: Später in einer <u>Klage</u>
(Sachverhalt im Perfekt bzw Präsens:) Sie sind Eigentümer des Grundstücks ... Am ... <u>fiel</u> dort eine Mauer teilweise um.	(dito:) Der Kläger ist Eigentümer des Grundstücks ... Am ... <u>fiel</u> dort eine Mauer teilweise um.
(Von Beginn an Verfahrensgang im Perfekt:) Mit Ordnungsverfügung vom 1.3.2001 <u>hat</u> das Ordnungsamt der Stadt S Sie angewiesen, die Mauer abzustützen. Zu Begründung <u>hat</u> es ausgeführt, von der Mauer gehe eine Gefahr ... aus.	(Verfahrensgang bis zur Klageerhebung komplett im Imperfekt:) Mit Ordnungsverfügung vom 1.3.2001 <u>wies</u> das Ordnungsamt der Stadt S ihn <u>an</u> , die Mauer abzustützen. (Zur Begründung <u>führte</u> es <u>aus</u> , von der Mauer gehe eine Gefahr ... aus.)
(Lediglich die Begründung des Widerspruchs im Präsens wiedergeben:) Hiergegen <u>haben</u> Sie unter dem 15.3.2001 Widerspruch <u>erhoben</u> , mit dem Sie <u>geltend machen</u> , von der Mauer gehe schon deshalb keine Gefahr aus, weil ...	Hiergegen <u>erhob</u> der Kläger unter dem 15.3.2001 Widerspruch („mit dem er geltend <u>machte</u> , von der Mauer gehe schon deshalb keine Gefahr aus, weil ...)
Das Ordnungsamt <u>der</u> Stadt S <u>hat</u> Ihrem Widerspruch nicht gem. § 72 VwGO abgeholfen.	– (Nichtabhilfe durch Ausgangsbehörde nicht erwähnen!)
	Die Bezirksregierung <u>wies</u> den Widerspruch mit Bescheid vom 3.4.2001 zurück. (erst ab der Klageerhebung: Perfekt:) Der Kläger <u>hat</u> am 10.4.2001 Klage erhoben.
	(aber: Anträge und Begründungen dazu im Präsens:) Zur Begründung <u>trägt</u> er vor: Die Mauer sei ... Er habe ..., er sei ...

[...]"

Abb.1 Aufbau eines Widerspruchsbescheids (nach Lucas 2007, Auszug)

Verallgemeinernd ist festzustellen, dass bei Fachtexten im fachinternen Bereich die stilistische Wahl geringer ausfällt als z. B. im fachexternen Bereich oder in literarischen Texten. Einzelne Stilelemente machen indes nicht den ‚guten‘ Fachtext aus, sondern die Gesamtheit der Stiltzüge und Stilkonventionen, wie sie die fachliche Gemeinschaft pflegt. Das Arsenal der klassischen Rhetorik bleibt jedoch zumeist weitgehend ausgeblendet. Vielmehr muss in diesem Zusammenhang von einer ‚Entrhetorisierung‘ in Fachtexten gesprochen werden.

Darüber hinaus lassen sich kaum verallgemeinernde Aussagen treffen, da zwischen den Fächern und Teilfächern und innerhalb sowie zwischen den verschiedenen Textsorten erhebliche Divergenzen bestehen, die nur durch Einzeluntersuchungen geklärt werden können.

So weist z. B. Alfred Gerstenkorn in seiner Untersuchung von Fahrdienstvorschriften auf die großen sprachlichen Unterschiede innerhalb der Eisenbahnsprache hin:

„Es gibt also einen charakteristischen Unterschied zwischen der Sprache des Eisenbahnbetriebs und den Sprachen der Fachgebiete, die mit dem Bahnbetrieb verbunden sind: Die Betriebssprache drückt Regeln für das Verhalten von Mitarbeitern aus, die für ‚Züge fahren und Rangieren‘ verantwortlich sind. Die Sprache der ‚Anwendungsfächer‘ beschreibt hingegen technische, organisatorische und andere Mittel bzw. Voraussetzungen dafür.“ (Gerstenkorn 2006: 179)

Eine Stilistik der Fachsprachen sowie eine normative Merkmalsbeschreibung ‚guter‘ Fachtexte bleiben also eine Utopie, es lassen sich allenfalls übergreifende universelle sprachlich-stilistische Merkmale in Fachtexten angeben und beschreiben. Eine Stilkunde für bestimmte einzelne Fächer und Fachgruppen (z. B. Stilkunde für Juristen, Handbücher zur Verwaltungssprache, Stil in naturwissenschaftlichen Fachtexten) erscheint dagegen eher möglich, auch wenn in den vorliegenden Ratgebern nie die Gesamtheit des Faches und seiner Fachtextsorten behandelt wird.

7) Verständlichkeit

Ein Fachtext wird für andere Fachleute verfasst und von daher können die Autoren davon ausgehen, dass er auch für sie verständlich ist. Klarheit besteht nach Adelung immer dann, wenn die Einheit von Ausdruck und Gedanken besteht (Adelung 1974 [1785]: 127).

Unbehagen an Fachtexten empfinden vor allem Laien, da die Fachinhalte und die fachliche Diktion ihnen den Zugang zu Fachtexten versperren. Wird dieses Publikum als Adressat einer Veröffentlichung in den Blick genommen oder soll ein Text mehrfachadressiert gestaltet sein, gilt es, möglichst das themaspezifische Vorwissen der Adressaten zu bedenken und zu berücksichtigen. Denn hier gilt die Feststellung:

„Ob ein Fachtext leicht oder schwer verständlich ist, hängt nicht allein von seinen sprachlichen Gestaltungsmerkmalen ab, sondern auch von Merkmalen der betreffenden Leser [...].“ (Biere 1998: 403)

Darauf wird seit langem immer wieder hingewiesen, wie etwa eine Passage aus der Schrift „Kaufmannsdeutsch“ des Lehrers August Engels (4. Aufl. 1912) im Hinblick auf den Einsatz von Fachfremdwörtern zeigt:

„Der Professor an der Hochschule kann die Kette seines Vortrages mit einem starken Einschlage von Latein und Griechisch durchschießen und doch sicher sein, daß die frisch von den Bänken des Gymnasiums gekommenen Studenten ihm folgen; er darf aber den Vortrag nicht in derselben Form vor einer gemischten Zuhörerschaft aus den gebildeten Ständen halten, wenn er auf genügendes Verständnis rechnen will.“ (Engels 1912: 8)

Auch Juristendeutsch und die Sprache der Ärzte sind nach Meinung von Engels für die Laien

„ein schlimmes Ärgernis. Vom Lesen medizinischer Bücher werden sie dadurch gründlich abgeschreckt, und das ist eine Wohltat für sie, da viele Leute erfahrungsgemäß die Krankheiten zu haben glauben, über die sie lesen. Solange die Herren Ärzte unter sich reden, möge es ihnen bei ihrem barbarischen Sprachmischmasch wohl sein; das Übel besteht darin, daß sie ihn auch den Nichtfachleuten gegenüber beibehalten.“ (Engels 1906: 76)

Die Berücksichtigung eines solchen Adressatenbezugs wird zur Wahl bestimmter Stilmittel und Textstrukturen führen. Von Seiten der Psychologie und Kognitionswissenschaft wurden dazu verschiedene Optimierungskonzepte für öffentlichkeitsrelevante und didaktische Texte vorgeschlagen, die zunehmend auch von Fachleuten im öffentlichen Diskurs beachtet werden.

Diese Hinweise für die Gestaltung verständlicher Texte betreffen u. a. den Textaufbau, die Reduktion von Abstraktheit und Redundanz auf der lexikalischen Ebene, den angemessenen Satzbau (z. B. Vermeidung von überlangen Sätzen und Satzklammern, Abwechslung in den Satzkonstruktionen) und auf der Textebene ein durchsichtiges Kompositionsprinzip mit möglichst vielen Beispielen, Durchgliederung des Textes, Einbezug von Bildern und Anschluss an die Erfahrungswelt der Adressaten.

Inwieweit damit ein Wissenstransfer garantiert ist, muss bei unterschiedlich vorgebildetem Publikum offenbleiben. Schließlich müsste auch begründet werden, warum fachsprachliche Texte einen großen, über die Fachgemeinschaft hinausreichenden Leserkreis erreichen sollen.

8) Abkürzungen

Auffällig in der Fachkommunikation ist auch die Verwendung von Abkürzungen aller Art, die ausführlich Anja Steinhauer (2000) beschrieben hat. Zur Vermeidung von Aufwand wird an den verschiedensten Stellen gekürzt und Fugen werden auf besondere Weise markiert. Nach ihrer Form unterscheidet man z. B. Buchstabier- und Lesewörter, nach Art ihrer Bildung Kopf-, Schwanz- und Klammerformen oder Silbenwörter. Diese Abkürzungen werden deshalb gerne gebildet und verwendet, da sie sich mit anderen Wörtern zusammensetzen lassen und auf diese Weise zur Komprimierung beitragen. Problematisch kann dabei die Auflösung dieser Gebilde werden, wenn entsprechendes Vorwissen fehlt:

Beispiele (teilweise nach Satzger 2002):

- a) Buchstabierwörter: *HTML* (*Hypertext Markup Language*), *JDK* (*Java Development Kit*), *FTP* (*File Transfer Protocol*);
- b) Lautwörter: *LAN* (*Local Area Network*), *MUD* (*Multi User Dungeon*), *SEX* (*Software Exchange*);
- c) Silbenwörter: *ABEND* (*ABnormal ENDing*), *Fan-Fic* (*Fan-Fiction*), *Ellok* (*Elektro-Lokomotive*).

Beispiele aus der Schuhbranche (Schuhfertigung):

(*[Ober]Schaft*, *[Natur]Krepp*), (*Lack[leder]schuh*, *Vuka[nisierter]schuh*, *natur[leder]farbig*), (*Narben[seite]*, *Semiflex[ibel]*, *Zwieflex[ible]-Naht*), (*Cali[fornia]flexi[bel]*, *Bu[tadien]na[trium]*).

Bei der Buchstabierkürzung werden ganze Konstituenten eines Lexems bis auf ihren Anfangsbuchstaben gekürzt, wodurch Initialwörter (z. B. *Polyvinylchlorid* – *PVC*, *Polyurethan* – *PU*) entstehen, die ihrerseits Neubildungen erlauben: *PU-Beschichtung*, *PU-Kautschuk*, *PU-Kleber*, *PU-Schaum*, *PU-Schäummaschine*, *PU-Sohle*.

Schließlich finden sich Lesekürzungen bzw. Akronyme, die ebenfalls zu neuen Konstruktionen kombiniert werden können: *Led~~e~~r~~f~~aser* > *Lefa* > *Lefa-Hinterkappe*, *Lefa-Platten*; *Ethyl~~e~~n~~v~~inyl~~a~~cet~~a~~t* > *Eva* > *Eva-Sohle*, *Eva-Sandale*.³ Doch auch hier gilt, dass von Fach zu Fach erhebliche Unterschiede in der Bildung und Verwendung solcher Kurzformen vorzufinden sind.

³ Beispiele aus der Schuhbranche nach einer Seminararbeit von Sandra Plontke, s. jetzt auch ihren Beitrag: „Von Ago bis Zwicken. Die Fachsprache der Schuhfertigungstechnik in ihrer lexikalischen Vielfalt.“ In: *Muttersprache* 117, 2007: 60-74.

3 Zusammenfassung

Fachtexte werden für Fachleute geschrieben und unterliegen Anforderungen an ihre Gestaltung, die sich aus der Tradition der Fächer herleiten. Die dazu passende Expertensprache ist geprägt durch die Verwendung bestimmter sprachlicher Mittel. Sie resultiert aus allgemeinen Anforderungen, die von der Fachkommunikation verlangt werden wie Exaktheit, Begrifflichkeit, Ökonomie und Objektivierung. Gelegentlich entwickelt sich daraus ein Fachjargon, der zwar der Zielgruppe geläufig, für Außenstehende aber undurchdringbar ist. Der Fachtext darf jedoch nicht mit Kriterien beurteilt werden, die für die Standardsprache und die Literatursprache gelten (Beispiele: Funktionsverbgefüge, Stilvarianz).

Es sind insbesondere die Fachausdrücke, die für Laien das Textverständnis erschweren, da sie die dahinter stehende Begriffssystematik nicht kennen. Für sie bilden Fachsprachen oft eine Kommunikationsbarriere, die als Mittel der Einschüchterung oder von Herrschaftswissen interpretiert werden kann. Patentlösungen zur Überwindung dieser Barriere gibt es nicht, zumal Laien meist ein recht heterogenes Publikum darstellen. Für die Vermittlung von Fachwissen an dieses Publikum gilt, dass Reduktion und Umformulierung von Fachinhalten Grenzen haben:

„Auch wenn man nicht so weit gehen will zu behaupten, es gebe jeweils nur eine einzige dem jeweiligen fachlichen Sachverhalt angemessene sprachliche Form, eben die fachsprachlich korrekte, so muß man doch zweifellos konzedieren, daß es nicht beliebig viele gleichwertige Formulierungsalternativen gibt, mit denen ein Sachverhalt einmal mehr, einmal weniger fachsprachlich, einmal mehr, einmal weniger verständlich ausgedrückt werden könnte.“ (Biere 1998: 404f.)

Verschiedene VDI-Richtlinien haben versucht, Fachleuten Hilfe bei ihrer Textgestaltung zu geben (z. B. VDI-Richtlinie 2270 ‚Adjektivbildungen mit los und ...frei; Sprachlicher Ausdruck für Abwesenheit‘; 3771 ‚Zusammengesetzte Substantive in den technischen Fachsprachen; Determinativkomposita‘). Handreichungen und Ratgeber für einzelne Fächer helfen, dass Fachleute ihre Texte fachintern optimal (d. h. im Allgemeinen sachlich und nicht subjektiv) gestalten und fachextern – soweit erforderlich – an die jeweiligen Adressaten stilistisch und semantisch anpassen können (Fachwortgebrauch). Diese Vermittlungsproblematik war aber nicht Gegenstand dieses Beitrags.

Man sollte fachbezogenes Schreiben (und Sprechen) nicht mit allgemeinverständlichem Deutsch verwechseln. Fachtexte stehen in einem Ergänzungsverhältnis zur Standardsprache, gehorchen weitgehend ei-

genen Sprach- und Stilnormen. Diese Normen und die mit ihnen verbundenen Zusammenhänge zwischen Denkstil und Sprachstil richtig zu verstehen, erfordert Einsicht in das Wesen der Fachkommunikation. Wer vom ‚guten‘ Fachtext spricht, denkt meist an eine normative Stilistik. Das Hauptproblem einer solchen normativen Stilistik aber bleibt – wie eingangs ausgeführt – die Festlegung einer Stilsphäre, die als Norm für Fachtextproduzenten ausgegeben werden kann. Jede Fachtextsorte und jeder einzelne Fachtext aber beanspruchen ihren eigenen Wirkungs- und auch Geltungsbereich, den es zu berücksichtigen gilt.

4 Literatur

- Adelung, Johann Christoph 1774 [1785]: Über den deutschen Styl. 3 Teile in 1. Bd. Berlin 1785. Nachdruck Hildesheim-New York (Documenta Linguistica, Ergänzungsreihe).
- Arbeitshandbuch Bürgernahe Verwaltungssprache. Hrsg. Bundesstelle für Büroorganisation und Bürotechnik. 3. Aufl. Köln 1995.
- Ardenne, Manfred von 1980: Die Namensgebung bei Pionierentwicklungen. In: Fachsprache 2, H. 4, 174.
- Beneš, Eduard 1981: Die formale Struktur der wissenschaftlichen Fachsprachen in syntaktischer Hinsicht. In: Theo Bungarten (Hrsg.): Wissenschaftssprache. München.
- Biere, Bernd Ulrich 1998: Verständlichkeit beim Gebrauch von Fachsprachen. In: Lothar Hoffmann/Hartwig Kalverkämper/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin-New York (= HSK 14.1), 402-407.
- Bloch, Werner/Rohr, Johannes 1922: Das reine Amtsdeutsch. Ein Buch wider das Beamtendeutsch. Berlin.
- Böttcher, Joachim 1988: Gutes Deutsch kann jeder lernen. Der Leitfaden für Briefstil und richtiges Deutsch. Düsseldorf.
- Eggers, Hans 1973: Deutsche Sprache im 20. Jahrhundert. München.
- Engels, August 1906: Richtig Deutsch. Die Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Berlin-Leipzig (= Hilgers illustrierte Volksbücher 45).
- Engels, August 1912: Sprachverderbnis im Handelsdeutsch und ihre Bekämpfung. In: Kaufmannsdeutsch. Zwei Preisarbeiten des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Von August Engels und F. W. Eitzen. 4. Aufl. Berlin. 1-76.
- Gerstenkorn, Alfred 2006: Die originäre Sprache der Bahn und bahnverbundene Fachsprachen. In: A. Gerstenkorn u. a. (Hrsg.): Die Sprache der Bahn. Zur deutschen Eisenbahnsprache im europäischen Kontext. Frankfurt/Main, 171-193.
- Gläser, Rosemarie 1998: Fachsprachen und Funktionalstile. In: Lothar Hoffmann/Hartwig Kalverkämper/Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin-New York (= HSK 14.1), 199-208.
- Ickler, Theodor 1987: Objektivierung der Sprache im Fach – Möglichkeiten und Grenzen. In: Manfred Sprissler (Hrsg.): Standpunkte der Fachsprachenforschung. Tübingen (= Forum angewandte Linguistik 11), 9-38.
- Jesse, Andreas 1980: Physik-Fachsprache. Englisch – Französisch – Deutsch. Textbeispiele und Übersetzungen. Wiesbaden-Berlin.
- Korn, Karl 1962: Sprache in der verwalteten Welt. München.

- Kretzenbacher, Heinz L. 1999: Wie durchsichtig ist die Sprache der Wissenschaften? In: H.L. Kretzenbacher/H. Weinrich (Hrsg.): *Linguistik der Wissenschaftssprache*, Berlin-New York (= Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Forschungsbericht 10).
- Lucas, Christian 2007: Der Aufbau eines Widerspruchsbescheides. <http://www.jurafachtexte.de/Widerspruchsbescheid.pdf>, 04.03.2007.
- Oksaar, Els 1986: Gutes Wissenschaftsdeutsch – Perspektiven der Bewertungen und Problemlösungen. In: H. Kalverkämper/H. Weinrich (Hrsg.): *Deutsch als Wissenschaftssprache*. 25. Konstanzer Literaturgespräch. Tübingen (= Forum für Fachsprachen-Forschung 3), 100-118.
- Roelcke, Thorsten 1979: *Fachsprachen. Eine Einführung*. Berlin.
- Rothe, [Anton] 1897: *Über den Kanzleistil*. Erweiterter und ergänzter Vortrag. 7. Aufl. Berlin.
- Satzger, Axel 2002: Computer und (Fach-) Sprache. In: *Der Deutschunterricht* 5, 21-33.
- Schill, [Eduard] 1911: *Hundert Fehler des Amtstils*. Handbuch für Behörden und Beamte. 6. Aufl. München.
- Seifert, Jan 2004: Funktionsverbgefüge in der deutschen Gesetzessprache (18.-20. Jahrhundert). Hildesheim-Zürich-New York (= Germanistische Linguistik. Monographien 15).
- Spillner, Bernd (Hrsg.) 1996: *Stil in Fachsprachen*. Frankfurt/Main (= Studien zur Allgemeinen und Romanischen Sprachwissenschaft 2).
- Steinhauer, Anja 2000: Sprachökonomie durch Kurzwörter. Bildung und Verwendung in der Fachkommunikation. Tübingen (= Forum für Fachsprachen-Forschung 56).
- Stolze, Radegundis 1999: *Die Fachübersetzung. Eine Einführung*. Tübingen.
- Vassileva, Irena 2006: Author – Audience – Interaction. A Cross-Cultural Perspective. St. Augustin 2006 (= Sprachen und Sprachenlernen 316).
- Walter, Tonio 2002: *Kleine Stilkunde für Juristen*. München.
- [Wieser, Josef] 1987: Sachwissenschaftler über ihre Sprache. Interview mit Prof. Rupert Riedl und Prof. Herbert Piechmann. In: *Fachsprache* 9, H. 3-4, 167-170.
- Wüster, Eugen 1970: *Internationale Sprachnormung in der Technik, besonders in der Elektrotechnik*. 3. Aufl. Bonn.

Was ist gutes Deutsch in der Rechts- und Verwaltungssprache? Eine Gratwanderung zwischen Fachsprache und Verständlichkeit

1 Einleitung

Die Bitte, für diesen Band einen Beitrag mit dem auf den ersten Blick relativ unverfänglich klingenden Titel *Was ist gutes Deutsch in der Rechts- und Verwaltungssprache* beizusteuern, verdanke ich meiner Tätigkeit im Redaktionsstab der Gesellschaft für deutsche Sprache beim Deutschen Bundestag. Seit 1965 berät der Redaktionsstab nicht nur Bundestag und Bundesrat sowie Ministerien und Behörden, sondern ist auch gehalten, Gesetze auf ihre sprachliche Richtigkeit zu prüfen. Doch auch wenn es in § 42 Abs. 5 der Gemeinsamen Geschäftsordnung der Bundesministerien (GGO) unmissverständlich heißt:

„Gesetzentwürfe müssen sprachlich richtig und möglichst für jedermann verständlich gefasst sein [...] Gesetzentwürfe sollen die Gleichstellung von Frauen und Männern sprachlich zum Ausdruck bringen [...] Gesetzentwürfe sind grundsätzlich dem Redaktionsstab der Gesellschaft für deutsche Sprache beim Deutschen Bundestag zur Prüfung auf ihre sprachliche Richtigkeit und Verständlichkeit zuzuleiten“,

so ist eine Beteiligung der Sprachdienste des Redaktionsstabes in der Vergangenheit oftmals nur geschehen, um der Pflicht Genüge zu tun. In den seltensten Fällen haben sprachliche Empfehlungen und Argumente des Redaktionsstabes ein Gesetz tatsächlich verständlicher gemacht. Vor allem, wenn der Zeitpunkt einer sprachlichen Prüfung viel zu spät angesetzt ist und deshalb sprachliche Korrekturen am Gesetz bestenfalls kosmetischen Charakter haben können. Denn die zitierte Vorschrift in der GGO regelt nicht, in welchem Verfahrensstadium der Gesetzgebung eine sprachliche Bearbeitung und Kontrolle erfolgen sollte.

2 Verständliche Gesetze für alle?

Die Frage drängt sich jedoch auf, ob wir verständliche Gesetze hätten, wenn in Deutschland eine interdisziplinäre Auseinandersetzung zwischen linguistischem und juristischem Sachverstand selbstverständlich wäre? Schließlich wussten schon die Lateiner: *Lex iubeat*,

non doceat – das Gesetz soll befehlen, nicht lehren. Überhaupt: Können sich Jurisprudenz und Linguistik terminologisch verstehen und einigen? Oder ist (und bleibt) die Sprache der Juristen eine privilegierte Sprachanwendung, ein „Wissensmonopol“, fernab jeglicher Sprachteilhabe der Nichtjuristen?

Unbeeindruckt von den Einwänden der Linguistinnen und Linguisten hat die Rechtswissenschaft (zumindest in Deutschland) vielfach erstaunlich beratungsresistent auf ihrer eigenständigen Semantik beharrt, die sie vor allem mit der historischen Entwicklung des Rechts begründete. Und von der vermeintlichen Arroganz der Juristinnen und Juristen verärgert, hat sich die Linguistik zuweilen hinter ihrem Verständlichkeitskriterium verschanzte und der Rechtswissenschaft vorgeworfen, einer allgemein verständlichen Sprache nicht fähig zu sein. Angesichts der tiefen Bindung des Rechts an die Sprache erstaunt jedoch die in der Vergangenheit übliche Geringschätzung interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Rechtswissenschaft und Linguistik.

Dass dieses Problem somit alles andere als unverfänglich ist, zeigt sich im Untertitel meiner Überlegungen, denn einer Gratwanderung gleicht in der Tat, was den erwartet, der in Gesetzen schlüssigen Rat sucht für normorientiertes Verhalten, wie es so schön juristisch heißt. Allzu leicht können Ratsuchende abstürzen ins Nirwana von Formulierungen und Verweisungen, die sie auf den ersten Blick zu verstehen glauben, die aber im konkreten Fall etwas ganz anderes besagen. Resigniert überlässt man es schließlich den Fachleuten, sich um das Recht zu kümmern.

Ich würde mitnichten dem in zahllosen Prozessen heftig gebeutelten Émile Zola zustimmen, der sich einmal beklagt hat: „Was für eine barbarische Sprache doch die Sprache des Gesetzes ist!“ (Zola 1966: 156). Viel genauer legt da Kurt Tucholsky – dessen juristische Dissertation über *Die Vormerkung aus § 1179 BGB und ihre Wirkungen* immerhin mit einem *summa cum laude* bedacht wurde – den Finger in die sprachliche Wunde, wenn er feststellt, dass es „[...] hundert Arten Deutsch [gibt], und ich glaube nicht, dass ein guter Schriftsteller und ein schlechter Richter dieselbe Sprache sprechen“ (Tucholsky 1967: 57). Damit meint Tucholsky weder die der Juristensprache eigene Begrifflichkeit wie *unbestimmte Rechtsbegriffe*, *Legaldefinitionen*, *Generalklauseln*, *Regelbeispiele* oder *Ermessensspielräume* noch die sich daraus ergebenden Rechtsfolgen. Das Problem liegt in der Tat woanders. Es geht um die Verständlichkeit von Gesetzen. Gebote und Verbote, gesetzlich normiert, betreffen schließlich die Bürgerinnen und Bürger. Ein juristischer Text soll verständlich, zugleich aber auch unmissverständlich sein, zwei Eigenschaften, die leicht in Widerstreit geraten. Was zeichnet ein verständli-

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

ches Gesetz aus? Kurzer Satzbau, klare Formulierungen, (folge)richtige Bezüge und Satzperspektiven, Vermeidung des Nominalstils und langer Substantivklammern. Das alles mag zwar zum besseren sprachlichen Verstehen einer Rechtsvorschrift oder eines Gesetzes beitragen, aber gleichwohl auch zum besseren juristischen Verständnis? „Tatsächlich [...] wird nach linguistischer Bearbeitung die *rechtliche Botschaft* nicht, auch nicht teilweise, besser verstanden, sondern nur flotter gelesen, was etwas ganz anderes ist“ (Ogorek 2004: 300).

Nehmen wir zum Beispiel § 242 BGB:

„Der Schuldner ist verpflichtet, die Leistung so zu bewirken, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern.“

Diese Generalklausel regelt abstrakt eine – selbst für Juristen und Juristinnen unüberschaubare – Vielzahl von Sachverhalten und wird erst verständlich durch umfangreiche Rechtssprechung und Kommentierung (vgl. Fliedner 2001: 13ff.). Mit Sicherheit wird diese Norm aber nicht aufgrund des einfachen und kurzen Satzes verständlich(er) oder gar durch Abwesenheit fremder Begrifflichkeiten leicht(er) verstehbar. Denn:

„Juristische Auslegung ist [...] weniger eine Interpretation oder Bedeutungsbestimmung im herkömmlichen linguistischen oder alltagssprachlichen Sinn als vielmehr eine Vernetzung von Textstücken, Auslegungsaspekten, Sachverhaltselementen, Zweckerwägungen und rechtspolitischen Überlegungen innerhalb institutioneller Wissensrahmen. Diese institutionellen Eigenschaften der interpretativen Arbeit mit Gesetzestexten aber sind es, die es als fraglich erscheinen lassen, ob die Textualität des Rechts im Allgemeinen und die der Gesetzestexte im Besonderen als sehr spezifischer Fall institutionell wirksamer Fachtexte mit dem normalen und bisher verfügbaren linguistischen Begriffs- und Methodeninventar überhaupt zureichend erfasst und angemessen beschrieben werden können.“ (Lerch 2005: 172)

Schließlich ist das Gesetzbuch zwar ein wichtiger Teil, aber eben nur ein Teil im komplexen (und auch komplizierten) Rechtsgefüge. „Die Arbeit an Recht und mit Recht geschieht nicht allein in der Lektüre des Gesetzbuches, sondern im Vollzug des Verfahrens“ (Christensen/Lerch 2005: 101).

Zahlreiche Gesetze und sonstige Rechtsvorschriften verwenden den Begriff *Verwaltungsakt*. Wenn rechtsinteressierte Laien eine Definition dieses Begriffes suchen und schließlich im Verwaltungsverfahrensgesetz fündig werden, erklärt sich aus der Definition in § 35 VwVfG noch lange nicht die Rechtsfigur des Verwaltungsaktes. Denn um zu verstehen, was „jede Verfügung, Entscheidung oder andere hoheitliche Maßnahme, die eine Behörde zur Regelung eines Einzelfalles auf dem Ge-

biet des öffentlichen Rechts trifft und die auf unmittelbare Rechtswirkung nach außen gerichtet ist“, definitionsgemäß meint, bedarf es eines umfangreichen juristischen Verständnisses. Allein die Erläuterungen zur Begriffsdefinition umfassen in gängigen Kommentierungen zum Verwaltungsverfahrensgesetz über hundert Randbemerkungen.

Der Ruf nach verständlichen und nachvollziehbaren Rechtstexten ist vielmehr eine politische Forderung. „Es ist der Anspruch des Demokraten, der nicht auf Glauben oder Unterwerfung verwiesen sein will, sondern sich mit den normativen Erwartungen und Zumutungen des Gesetzgebers selbstständig und kritisch auseinander setzen möchte. Verlangen nach Allgemeinverständlichkeit als Verlangen nach Machtbegrenzung und Willkürschränken“ (Simon 2001: 409).

Wenn wir uns die Gesetzesnovellierungen der letzten Jahrzehnte anschauen, so wird man konstatieren, dass wir über Regelungsinhalte von Gesetzen und deren politischen Kompromissfindungen vor allem durch die Medien unterrichtet werden und bereits vorinformiert und aufgeklärt einem Rechtstext zu Leibe rücken können. Letztlich holen sich Betroffene ihre Informationen primär nicht aus den Gesetzen, sondern greifen auf andere Publikationen zurück: Gesetzeserklärungen von Behörden, die im Internet veröffentlicht werden bzw. in den Behörden selbst ausliegen – sämtlich in Alltagssprache gehalten; insbesondere leisten die Medien hierbei eine Art Übersetzungshilfe.

Schon zu Beginn der Kodifikation existierten ebenso viele verschiedene Meinungen wie Sprachauffassungen zur verbindlichen Formulierung von Gesetzen. Und so ist der Konflikt zwischen dem fachsprachlichen und dem umgangssprachlichen Charakter der Gesetzessprache so alt wie die Gesetzgebung selbst (vgl. Lerch 2001). Bereits 1643 verlangte Hermann Conring (1606–1681), der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte, man habe „das Recht in einer Sprache niederschreiben, die knapp, klar und vaterländisch ist“ (Conring 1967: 147f.). Und Friedrich der Große, dem Deutschen gegenüber eigentlich eher ambivalent, forderte in einer Kabinettsorder zur Ausarbeitung des Allgemeinen Landrechts: „Was die Gesetze [...] betrifft, so finde ich es unschicklich, dass solche grösstenteils in einer Sprache geschrieben sind, welche diejenigen nicht verstehen, denen sie doch zur Richtschnur dienen solle. Ihr müsst also vorzüglich dahin sehen, dass alle Gesetze für unsere Staaten und Unterthanen in ihrer eigenen Sprache abgefaßt werden“ (NCCM, Bd. 6, Sp. 1935ff.). Und obwohl das zur Regierungszeit König Friedrich Wilhelms II. abgeschlossene Allgemeine Landrecht durchaus als volkstümlich galt, befand es in der Folgezeit der Rechtslehrer und preußische Staatsminister Friedrich Carl von Savigny (1799 – 1861) „in Form und Inhalt eine [...] Sudeley“ (Stoll, Nr. 319) und forderte für die

Jurisprudenz eine abstrakt gehaltene Gesetzessprache. Der Jurist Bernhard Windscheid (1817–1892) war der festen Auffassung: „Gesetzbücher werden nicht für den Laien gemacht, sondern für den Richter. Der Wert eines Gesetzbuches liegt darin, dass es für den Richter verständlich ist. Der Laie braucht es nicht zu verstehen“ (zit. nach Günther 1898: 157, Fn. 224). Und selbst Gustav Radbruch (1878–1949), SPD-Justizminister in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts, befand, die Rechtsnorm habe nicht zu überzeugen, sondern lediglich zu befehlen; der Adressat müsse gehalten sein, „nicht zu rasonieren, sondern Order zu parieren“, deshalb sei „eine Hellhörigkeit verlangt, wie sie nur in langem beruflichen Verkehre mit dem Gesetz erworben wird“ (Radbruch 1913: 26).

3 Verständlichkeit und Missverständlichkeit

Die Forderung nach allgemeiner Verständlichkeit der Rechtssprache, nach transparenter Gestaltung von Rechtstexten und einer bürgernahe Verwaltungssprache ist vor allem im 20. Jahrhundert nicht nur von juristischen Laien, sondern gerade auch von den bei der Anwendung damit befassten Juristinnen und Juristen immer wieder erhoben worden. Die Kritik an der heutigen Rechtssprache und die Forderung nach verständlichen Gesetzen ist schnell geäußert und wohl eher populistisch intendiert. Welche Sprache sprechen und verstehen alle? Gibt es eine solche Sprache, und ist diese vielleicht die Umgangssprache und Alltagskommunikation?

In der Regel werden Gesetze von den an der Gesetzgebung beteiligten Experten und Expertinnen gemacht. Deren geballtes Fachwissen berücksichtigt eben nicht den Verständnishorizont der Anwender und die vom Gesetz Betroffenen. Der Anschein, dass das Formulieren von verständlichen Gesetzen eigentlich ganz einfach zu machen sei und es nur an Willen, Zeit und Kompetenz der Verantwortlichen fehle, trügt. Das Problem ist ein völlig anderes: Entweder liegt es

„an der oftmals komplexen Wirklichkeit, die es zu regeln gilt, oder an der Komplexität der Regelung selber, die – politisch fein austariert – möglichst viele Interessen berücksichtigen will. Es liegt aber auch an der spezifischen Funktion von Erlassentexten, die – im Spannungsfeld von Präzision, Abstraktion, Offenheit und Flexibilität, von Knappheit und Redundanzfreiheit – aus nichts anderem bestehen sollen als aus Sätzen, die einen Tatbestand und eine Rechtsfolge zu einem Paar verbinden und die sich aller beschreibenden, illustrierenden, erklärenden oder begründenden Ausführungen tunlichst zu enthalten haben.“ (Nussbaumer 2003: 112)

Dass Gesetze für alle verständlich sind, bleibt eine Utopie, weil sie der Gesetzgeber nie erfüllen kann. Aber: Ziel sollte bei aller Schwierigkeit im Verfassen von Gesetzen sein, dass diejenigen, die eine Frage durch Gesetzlektüre beantwortet haben möchten, zumindest erklärt bekommen, wonach sie suchen und sich nicht erst durch ein sprachliches Dickicht von nicht enden wollenden Sätzen und Paragraphen schlagen müssen. Denn Gesetzestexte sind oftmals schwerer verständlich, als es sein müsste.

Die landläufig grassierende Sprachkritik an Gesetzen, die sich in der Regel auf einzelne Wörter oder einzelne Satzkonstruktionen beschränkt, geht insofern an der Sache vorbei, weil sie nicht die Dimension eines Rechtstextes, den funktionalen Zusammenhang, beachtet. Eine Norm kann einfach und klar formuliert sein und trotzdem missverstanden werden. So heißt es in § 306 Abs. 2 Strafprozessordnung:

„Erachtet das Gericht oder der Vorsitzende, dessen Entscheidung angefochten wird, die Beschwerde für begründet, so haben sie ihr abzuhelpen; andernfalls ist die Beschwerde sofort, spätestens vor Ablauf von drei Tagen, dem Beschwerdegericht vorzulegen.“

Ein Blick in diverse Kommentare lehrt etwas anderes:

Die Einhaltung der Dreitagesfrist ist nicht zwingend vorgeschrieben, sondern es handelt sich um eine Sollvorschrift, die jedoch im Interesse der Verfahrensbeschleunigung nach Möglichkeit nicht überschritten werden sollte. Ihre Überschreitung hat keine unmittelbaren verfahrensrechtlichen Konsequenzen, solange nicht die Beschleunigung des Verfahrens gefährdet ist. Diese dem Rechtstext immanente Schlussfolgerung müssen Rechtskundige kennen, nicht aber Laien.

Aber auch rein sprachliche Mängel wie unstrukturierte Textgestaltung, unsaubere Gliederung, falsche und ungenaue Wortverwendungen, irreführende Satzungen, Detailversessenheit (möglichst keine Regelungslücke im Gesetz zulassen) tragen zur Ratlosigkeit bei Betroffenen bei. Zumindest die Beachtung sprachlicher Standards kann viel zur Verständlichkeit von Gesetzen beitragen und einen Zugang zu ihnen erleichtern. Und es ist häufiger die Missachtung oder Verletzung allgemeiner sprachlicher Standards als die juristische Durchdringung bestimmter Aussagen, die das Verständnis eines Gesetzestextes für den Adressaten erschwert. Wird ein Text entsprechend gegliedert, so haben Leserinnen und Leser bessere Chancen, zumindest sprachlich schneller zur juristischen Sachverhaltswirklichkeit Zugang zu finden. Ein Beispiel, das stellvertretend für viele andere stehen mag:

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

„Der Netzbetreiber hat Personen, die ein ernsthaftes Interesse an der Herstellung eines Netzanschlusses als Errichter einer Erzeugungsanlage oder als Anlagenbetreiber glaubhaft machen, auf Anfrage eine abschließende Liste der von ihm für die Prüfung eines Netzanschlussbegehrens mit dem Ziel der Anschlusszusage im Sinne von Abs. 5 benötigten Angaben und eine übersichtliche Darstellung der Netzauslastung zu übermitteln.“

Nach der sprachlichen Bearbeitung:

„Wenn Personen beabsichtigen, eine Erzeugungsanlage zu errichten oder zu betreiben, und sie dem Netzbetreiber glaubhaft vermitteln, dass sie ein ernsthaftes Interesse daran haben, einen Netzanschluss zu erhalten, hat er ihnen auf Anfrage zweierlei zu schicken:

1. eine abschließende Liste der Angaben, die er benötigt, um eine Anfrage wegen eines Netzanschlusses zu prüfen und schließlich eine Zusage für den Anschluss im Sinne von Absatz 5 zu geben;
2. eine übersichtliche Darstellung der Netzauslastung.“

4 Modelle in der Praxis

Das Bundesministerium für Justiz hat schon vor Jahren versucht, mit dem *Handbuch der Rechtsförmlichkeit* (HdR 1999) eine Gestaltungs- und Formulierungshilfe für diejenigen zu schaffen, die Rechtsvorschriften entwerfen. Das darin enthaltene Kapitel „Allgemeine Empfehlungen für das Formulieren von Rechtsvorschriften“ berücksichtigt auch sprachwissenschaftliche Erfahrungen zur Verständlichkeit von Texten.

Die dort enthaltenen Beispiele zeigen zweierlei: Zum einen ist es durchaus möglich, durch sprachliche Korrekturen (s. a. Langer et al. 1974: 29ff.) Gesetze für den Adressaten verständlicher zu formulieren. Andererseits lassen sich bestimmte Fachbegriffe in Gesetzen nun einmal nicht durch Umschreibungen, Erläuterungen, Analogien und Beispiele für einen allgemeinen Adressatenkreis erklären. Natürlich sollen Gesetze verständlich sein. Das bezieht sich sowohl auf die Sprache als auch auf den Regelungsinhalt. Deshalb sollten Anwender und Betroffene stärker am Gesetzgebungsverfahren beteiligt werden. Zeitgleich sollte von Anfang an der Rechtssetzungsprozess bereits im Entwurfsstadium sprachlich diskutiert und begleitet werden. Das, so scheint es, betrachtet der Gesetzgeber jedenfalls bis heute weitgehend als eine lässliche Sünde.

Nicht zuletzt geht die Gründung des Redaktionsstabes der Gesellschaft für deutsche Sprache beim Deutschen Bundestag auf eine Initiative des damaligen Bundestagspräsidenten Dr. Eugen Gerstenmaier zurück, der damit auch intendierte, dass sich der Gesetzgeber kritisch mit seiner eigenen Sprache auseinanderzusetzen habe. In der Folge

verfilzte allerdings diese löbliche Absicht im Gestrüpp von populistischer Regelungsflut, Konsensarrangements und dem Totschlagargument gegenüber jeder vernünftigen Abhilfe eines Mangels: Zeitdruck.

Doch scheint es gegenwärtig der Zeitgeist mit der deutschen Sprache besonders gut zu meinen. Populär gefasste Bücher über Sprachprobleme werden Bestseller, im Fernsehen erzielen Diskussionen über gutes Deutsch beachtliche Einschaltquoten; Workshops und Kolloquien, auf denen Fachleute aus Sprach- und Rechtswissenschaft möglichst unvoreingenommen ihre Standpunkte zum sprachlichen Status quo erläutern, sind inzwischen keine exotischen Veranstaltungen mehr. Und nicht zuletzt sitzt das Deutsche plötzlich auch im politischen Kontext wieder in der ersten Reihe.

Vor diesem Hintergrund ist die in letzter Zeit wieder verstärkt erhobene politische Forderung nach verständlichen Gesetzen und Verwaltungsvorschriften wohl mehr als nur ein medienwirksamer Schachzug. Seit Januar 2007 gibt es eine vom Bundesjustizministerium initiierte Arbeitsgruppe mit juristischem sowie linguistischem Sachverstand, die bereits im Anfangsstadium beim Verfassen von Gesetzen Einfluss auf sprachliche Verständlichkeit nehmen soll. Das gemeinsame Ringen um den besten und verständlichsten sprachlichen Ausdruck eines Textes zwingt dabei die Beteiligten, sehr differenziert die eigenen Argumente für oder gegen eine sprachliche Änderung abzuwägen. Ob diese Arbeitsweise dazu beiträgt, Gesetze neben der zweifellos besseren Lesbarkeit auch wirklich verständlicher zu machen, wird sich zeigen. Zumindest aber ist es eine praktizierte Auseinandersetzung mit Textstrukturen aus linguistischer und juristischer Perspektive und eine von vielen Möglichkeiten, den um Verständnis bemühten (juristischen) Laien am Rechtssetzungsprozess zu beteiligen.

Oder um es mit Cervantes zu sagen: „Lass dir nie einfallen, [...] Gesetze ohne anderer Rat zu machen; denn das pflegen die Dummen zu tun, die für scharfsinnig wollen gehalten werden“ (Cervantes 1972: 210).

Literatur

- Cervantes Saavedra, Miguel de 1972: *Don Quijote. Die denkwürdigen Abenteuer des tapferen Ritters von der traurigen Gestalt*. Berlin.
- Christensen, Ralph/Lerch, Kent D. 2004: *Performanz – Die Kunst, Recht geschehen zu lassen*. In: *Die Sprache des Rechts. Strukturen, Formen und Medien der Kommunikation im Recht*. Studien der interdisziplinären Arbeitsgruppe Sprache des Rechts der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Im Auftrag von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Hrsg. von Kent D. Lerch, 3 Bde. Bd. 3: *Recht vermitteln. Strukturen, Formen und Medien der Kommunikation im Recht*. Berlin-New York, 55-132.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

- Conring, Hermann 1967: *De Origine Iuris Germanici*. Helmstedt 1643; dt. von H. Hattenhauer/A. Buschmann (Hrsg.): *Textbuch zur Privatrechtsgeschichte der Neuzeit*. München.
- dtv-Brockhaus-Lexikon 1988: München.
- Fliedner, Ortlieb 2001: Gute Gesetzgebung. Welche Möglichkeiten gibt es, bessere Gesetze zu machen? FES-Analyse Verwaltungspolitik. Friedrich-Ebert-Stiftung, Dezember 2001.
- Friedrich II. 1780: Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 14. 4. 1780. In: *Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium praeique Marchicarum* (zit. NCCM), Bd. 6, Sp. 1925-2560.
- Handbuch der Rechtsförmlichkeit 1999: Empfehlungen des Bundesministeriums der Justiz zur einheitlichen und rechtsförmlichen Gestaltung von Gesetzen und Rechtsverordnungen nach § 38 Abs. 3 GGO II. Hrsg. vom Bundesministerium der Justiz, Köln [zit. HdR].
- Langer, Inghard/Schulz von Thun, Friedemann/Tausch, Reinhard 1978: *Verständlichkeit in Schule, Verwaltung, Politik und Wissenschaft*, München.
- Lerch, Kent 2001: Vom Bemühen, die Gesetze verständlicher zu machen: Eine unendliche Geschichte. In: *Rechtshistorisches Journal* 20, 635-643.
- Lerch, Kent 2005: Justitia im Bett des Prokustes. Sinn und Unsinn der linguistischen Analyse von Rechtstexten. In: Kent D. Lerch (Hrsg.): *Die Sprache des Rechts. Strukturen, Formen und Medien der Kommunikation im Recht. Studien der interdisziplinären Arbeitsgruppe Sprache des Rechts der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Im Auftrag von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*. 3 Bde., Bd. 3: *Recht vermitteln*. Berlin-New York, 169-182.
- Nussbaumer, Markus 2003: Gesetze verständlicher machen – aus der Praxis der Gesetzesredaktion in der Schweizerischen Bundeskanzlei. In: *Sprachspiegel* 4, 110-126.
- Ogorek, Regina 2005: Ich kenne das Reglement nicht, habe es aber immer befolgt! Metatheoretische Anmerkungen zur Verständnisdebatte. In: Kent D. Lerch (Hrsg.): *Die Sprache des Rechts. Studien der interdisziplinären Arbeitsgruppe Sprache des Rechts der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Im Auftrag von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*. 3 Bde. Bd. 1: *Recht verstehen. Verständlichkeit, Missverständlichkeit und Unverständlichkeit von Recht*. Berlin-New York, 297-305.
- Savigny, Friedrich Carl von 1929, Nr. 319: Brief an Arnim von 1816. Zit. nach Stoll, Adolf: Friedrich Carl von Savigny. Ein Bild seines Lebens mit einer Sammlung seiner Briefe in drei Bänden. Erster Band: Der junge Savigny, Berlin 1927. Zweiter Band: Friedrich Carl von Savigny 1810-1842, 1929 Dritter Band: Friedrich Carl von Savigny 1842-1861, 1939.
- Simon, Dieter 2001: Rechtsverständlichkeit. In: Kent D. Lerch (Hrsg.): *Die Sprache des Rechts. Studien der interdisziplinären Arbeitsgruppe Sprache des Rechts der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Im Auftrag von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*. 3 Bde. Bd. 1: *Recht verstehen. Verständlichkeit, Missverständlichkeit und Unverständlichkeit von Recht*. Berlin-New York, 405-411.
- Tucholsky, Kurt 1967: Die Tasse. In: *Deutschland, Deutschland über alles*. Berlin [Reprint].
- Zola, Émile 1966: Wie man heiratet. In: *Erzählungen*. Leipzig.

Was ist gutes Niederdeutsch?

1 Einleitung

Das Thema des Beitrages erfordert, sich mit verschiedenen Facetten der Fragestellung auseinanderzusetzen. Dazu gehört das in anderen Beiträgen bereits besprochene Problem, was eine ‚gute‘ sprachliche Äußerung sei, auf die Regionalsprache Niederdeutsch und ihre Varietäten (Dialekte) zu beziehen. Es stellt sich die Frage, ob Niederdeutsch überhaupt auch ‚gutes‘ Deutsch sein kann. Schließlich gilt es, die unterschiedlichen niederdeutschen Dialekte unter diesem Aspekt in den Blick zu nehmen, wobei im Folgenden immer soziolinguistische Perspektiven dominieren werden.

Stellte man die Frage „Was ist gutes Niederdeutsch?“ einem Sprecher dieser Sprachvarietät, lautete die Antwort wohl: „Gutes Niederdeutsch ist ‚reines‘, ‚unverfälschtes‘ Niederdeutsch, wie es von meinen Großeltern gesprochen worden ist.“ Gerade bei Laien herrscht der Topos vom Verfall der Muttersprache und dem vergangenen sprachlichen Ideal vor, wobei die Geschichte des Niederdeutschen dies unterstützt, zumal die Vitalität der Regionalsprache gegenwärtig gefährdet ist. Solche Wertungen basieren auf subjektiven Empfindungen, traditionellen Einstellungen ohne sprachwissenschaftliche Reflexionen. Dennoch sind sie in einer Sprachgemeinschaft als dem Niederdeutschen zugemessene Attitüden wirksam und können Sprachverwendung und damit auch Sprachwandel beeinflussen. Im Folgenden wird deshalb auch darauf zurückzukommen sein.

Die Autorinnen dieses Beitrages beziehen ‚gutes‘ Deutsch bzw. Niederdeutsch im Sinne eines sprachkritischen (und sprachpflegerischen) Konzeptes auf die Begrifflichkeiten ‚adäquate‘, ‚angemessene‘ und ‚erfolgreiche‘ Wahl und Verwendung sprachlicher Mittel. Es werden situative Aspekte eines Kommunikationsereignisses ebenso berücksichtigt wie funktionale und soziale. Innerhalb dessen kommt der Einhaltung sprachlicher Normen, die sich auf die jeweilige Varietät beziehen, große Bedeutsamkeit für das Gelingen einer Äußerung zu. Während für die Standardsprache kodifizierte und staatlich sanktionierte Normen bestehen, gibt es eine derartige Orientierung für das Niederdeutsche nur in begrenztem Maße. Zwar ist eine große Zahl von Grammatiken zu einzelnen Ortsdialekten erarbeitet und vor allem seit

dem 19. Jahrhundert veröffentlicht worden,¹ jedoch haben diese aus heutiger Sicht einen veralteten Sprachzustand erfasst, sind für Laien kaum zugänglich und als praktische Nachschlagewerke wenig geeignet. Dennoch hat die Sprachwissenschaft das Niederdeutsche als Forschungsgegenstand bis in die Gegenwart behandelt und immer wieder Versuche unternommen, dem Bedürfnis nach Beschreibung und Regelung bei allen Schwierigkeiten gerecht zu werden.

2 Niederdeutsch als ‚gutes‘ Deutsch im Vergleich zur Standardsprache

Die wissenschaftliche Behandlung des Faches Niederdeutsch ist die eine Seite, die heutige Verwendung und Sichtweise auf die niederdeutschen Varietäten durch die Sprecherinnen und Sprecher selbst eine andere. Deshalb sollen im Folgenden auch Überlegungen zum Bereich der sozialen Wertigkeit des Niederdeutschen im Mittelpunkt stehen. Diese Ausführungen beziehen sich auf den Vergleich mit der Standardsprache und auf den Vergleich der verschiedenen niederdeutschen Varietäten untereinander.

Nach groben Schätzungen sprechen heute 5 bis 6 Millionen Menschen in Deutschland Niederdeutsch, wobei die überwiegende Mehrheit zwei- oder mehrsprachig (Niederdeutsch, Umgangssprache und Standardsprache) ist. Die Einstellungen zum Niederdeutschen sind heute vor allem durch den Statuswechsel dieser Sprache beim Übergang vom Mittelniederdeutschen (Schriftsprache, Hansesprache) zum Neuniederdeutschen (mündliche Regionalsprache) bedingt, was eine Jahrhunderte währende Diskriminierung zur Folge hatte und noch nachwirkt.

Die eingangs gestellte Frage erfordert eine Analyse von Bewertungen oder von dem Niederdeutschen zugeschriebenen Attitüden. Das betrifft zunächst das Verhältnis des Niederdeutschen zur Standardsprache. Die folgenden Feststellungen beziehen sich auf Beobachtungen innerhalb des niederdeutschen Sprachraumes. Die Frage, welches Prestige das Niederdeutsche in den hochdeutschen Sprachgebieten besitzt, bedarf einer separaten Darstellung. Gegenwärtig erfährt das Niederdeutsche im Allgemeinen keine negative Beurteilung, ebenso wenig wie Personen, die Plattdeutsch sprechen. Häufiger zu beobachten ist, dass eine plattdeutsche Sprachkompetenz besonders geschätzt wird.

¹ Vgl. hierzu u. a. die Bibliographien von Wiesinger/Raffin (1982).

Diese allgemeine Charakteristik der gegenwärtigen Sprachsituation kann durch Ergebnisse der GETAS-Umfrage von 1984² untermauert werden. „Auf die Frage *Was halten Sie von der plattdeutschen Sprache?* antworten 70% mit sehr viel/viel, nur 9% halten von ihr gar nichts“ (Stellmacher 1987: 14). Allerdings wird eine Tendenz sichtbar, dass jemand, „der einen Dialekt nicht kennt, ihn auch wenig schätzt und andersherum: die positive Meinung zu einer Sprache wächst mit ihrer Beherrschung“ (ebd.: 15). Zieht man Informationen aus dem sprachpflegerischen Bereich hinzu, so ist zu erwähnen, dass es viele akademisch gebildete Menschen sind, die sich in der niederdeutschen Szene engagieren. Stellmacher vermutet, „daß es im mundartschwachen Südniedersachsen vor allem Sprecher mit höherer Bildung sind, die das Mundartliche pflegen. Insofern wäre der Weg des Niederdeutschen von der allgemeinen Sprache zum Kulturdialekt im Süden weiter ausgebaut als im Norden“ (1995: 58). Es kann geschlussfolgert werden, dass heute kaum Ursachen für eine Stigmatisierung des Niederdeutschen aufgrund der sozialen Stellung ihrer Sprecher existieren. Allenfalls käme eine Charakteristik als Sprache älterer Menschen in Frage – damit eine Bewertung durch Jüngere als ‚unmodern‘. Die GETAS-Befragung erbringt für Niedersachsen-Nord für die Jüngeren 70% Zustimmung zum Niederdeutschen, für die mittlere Gruppe 89% und für die Ältesten 90%. Im südlichen Landesteil liegen die Werte bei 48%, 75% und 78%. In Schleswig-Holstein ist das Verhältnis 58% in der jüngsten Gruppe zu 78% und 79% in den beiden älteren Befragungsgruppen (vgl. Stellmacher 1995: 87).

Eine positive Bewertung erfolgt heute durch Gebildete dann, wenn Niederdeutsch nicht die einzig beherrschte Varietät ist, sondern eine zusätzliche Sprache, die ein Codeswitching erlaubt. Die Verwendung des Niederdeutschen wird somit zu einer zusätzlichen sprachlichen Option, die Personen aus dem Durchschnittssprecherspektrum heraushebt.

Eine weitere soziale Determinante, die in einem engen Zusammenhang mit regionalsprachlichem Bewusstsein und dementsprechenden Bewertungen steht, ist die Ortsloyalität, regionales Traditionsbewusst-

² Diese repräsentative Umfrage erfolgte im Jahre 1984 flächendeckend im niederdeutschen Raum der Bundesrepublik Deutschland; sie war ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziertes und durch die Zusammenarbeit zwischen dem Institut für niederdeutsche Sprache in Bremen, den Fachvertretern für niederdeutsche Sprachwissenschaft an den Universitäten und der damals in Bremen ansässigen Gesellschaft für angewandte Sozialpsychologie (GETAS) getragenes Forschungsprojekt. Leiter des Projektes war Prof. Dieter Stellmacher. Über die Einordnung und zur Kritik an dieser Spracherhebung: Goossens (1986).

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

sein. In seiner Reflexion über die Diskussionen zur Europäischen Sprachenschutzcharta weist Menke auf die Funktionen des Niederdeutschen hin, die ihm durch die Sprecher zugemessen werden: „Mit dem Gebrauch der indominanten Sprachform bringen sie beispielsweise eine Lebensform, eine regionale Identität, eine geschichtliche Prägung oder etwa eine emotive Haltung (Vertrautheit etc.) zum Ausdruck“ (2001: 28).

Will man also die Frage, ob Niederdeutsch der Gegenwart auch ‚gutes‘ Deutsch im Vergleich zur Standardsprache sei, beantworten, so kann man es wie folgt versuchen:

Niederdeutsch ist eine historisch gewachsene Gesamtheit regionaler Varietäten mit spezifischen lautlichen, grammatischen und lexikalischen Merkmalen. Dem Niederdeutschen werden vorwiegend positive Attitüden zugemessen, so dass es in der Gegenwart nicht stigmatisiert wird. Sein ‚sprachlicher Mehrwert‘ besteht vor allem darin, dass Niederdeutsch nicht als Konkurrent zu hochdeutschen Varietäten angesehen wird, sondern dass es eine zusätzliche Ausdrucksoption bietet und regionale Bindung und Loyalität signalisiert.³ Niederdeutsch stellt eine spezifische Ausprägung und Verwendungsweise der deutschen Sprache dar, die sich wie die Verwendung hochdeutscher Varietäten oder der Standardsprache als ‚gut‘ im Sinne eines adäquaten, angemessenen und zweckmäßigen Sprachgebrauchs beschreiben lässt.

3 Niederdeutsche Varietäten im Vergleich

Je nördlicher die Sprachregion gelegen, als desto besser wird das dort gesprochene Niederdeutsch empfunden. „Dieser Sprachraum ist im großen und ganzen sprachlich einheitlich und noch verhältnismäßig fest im Plattdeutschen. [...] Unsere plattdeutschen Freunde gehen wohl immer von dem Standpunkt aus, daß das Nordniedersächsische eben das Plattdeutsche sei und überall verstanden würde“ (Wesche 1962: 157). Dieses sprachliche Selbstverständnis des Nord- und Ostseegebietes fehlt den Sprechern im Binnenraum. Stellmacher konstatiert für Niedersachsen, dass „die Sprache des Küstenraumes in beiden Landesteilen im Ansehen obenan“ steht (1995: 87f.), wobei diese Wertung im Süden noch stärker verbreitet ist als im Norden. Er schlussfolgert: „Das bekräftigt den Zusammenhang von niedrigem Mundartgebrauch und geringer Wertschätzung der Mundart, was auch die südniedersächsische Mundartschwäche erklärt.“ Besonders im ostfälischen Sprachraum begegnet man einer komplizierten Sprachsituation, auf Grund

³ Vgl. hierzu u. a. Birgit Kellner (2005: 27) oder Schröder (2004: 270-280).

derer diese niederdeutsche Varietät einerseits durch Sprecher der plattdeutschen Kernregionen, andererseits aber auch durch Selbstbeurteilung als ‚minderwertig‘ oder ‚weniger schön‘ bewertet wird. Das Ostwie das Westfälische⁴ grenzen in der Form von zahlreichen Isoglossenbündeln unmittelbar an den mitteldeutschen Sprachraum an und sind sprachgeschichtlich Rückzugsgebiete ohne „niederdeutsches Hinterland“, in dem niederdeutsch sprechende Einwohner diese Sprache als weniger selbstverständlich erleben. Es fehlt im Ostfälischen ein ‚Wirkgefühl‘ und ein entsprechendes Selbstbewusstsein, was einerseits politisch, andererseits aber auch sprachstrukturell begründet ist.⁵ Blume (1997: 44) vermutet, dass eine stärkere lautliche Zerklüftung dabei eine Rolle spielen dürfte. Er benennt einige sprachstrukturelle Besonderheiten des Ostfälischen, die u. a. in Schleswig-Holstein zu dem Irrglauben führen, dies seien mitteldeutsche Eigenheiten.⁶ Der aus diesem binnenniederdeutschen Sprachgebiet stammende Dialektologe Wesche beschreibt die Situation wie folgt:

„Das Ostfälische ist wohl am stärksten den hochdeutschen Einflüssen erlegen und in den Augen vieler ‚angekränkt‘. Unser Platt wird oft, auch von sehr ernsthaften Menschen, gar nicht mehr als wirkliches Platt betrachtet. Aber solange ich oder ein anderer meine Mundart als Plattdeutsch ansehen, sollten wir sie auch als solche anerkennen. Was von den Nordniedersachsen bei uns als missingsch estimiert wird, halten wir noch für durchaus normales Platt. Andererseits erscheint uns im Süden vieles, was im Norden noch als alt und gut plattdeutsch gedacht gilt, als geschraubt, besser verschoben.“ (Wesche 1962: 158)

Beinahe kurios ist in diesem Zusammenhang, dass sich innerhalb des Ostfälischen auch noch eine Abwertung des Elbstfälischen der östlichen Magdeburger Börde feststellen lässt, denn dessen o. g. strukturelle Merkmale werden als umgangssprachlich abqualifiziert.⁷ Eine

⁴ Auch das Südmärkische geht in einen Interferenzraum zwischen nieder- und hochdeutschen Dialektregionen über, ist aber heute als gesprochene niederdeutsche Varietät eigentlich nicht mehr existent.

⁵ Eine Ausnahme scheinen hier die Sprecher im Nordharz zu bilden, die sich (in Niedersachsen und Sachsen-Anhalt) als ‚Harzer‘ mit dem typischen ‚Harzer Platt‘ identifizieren. Gestützt wird dieses Selbstwertgefühl wohl durch eine gefestigte und auch institutionell gestützte Regionalkultur.

⁶ Dies sind besonders das als *e*-erhaltene, nicht gänzlich geschwundene *ge*-Präfix sowie die fehlenden Synkopierungen und Apokopierungen des Nebensilben-*e*, was einen bestimmten Satzrhythmus zur Folge hat, der mitunter als ‚Thüringer Singsang‘ fehlgedeutet wird (vgl. Blume 1997: 43 und 45).

⁷ Das betrifft z. B. den Einheitsplural der Verben auf *-en*, den *j*-Anlaut sowie einige lexikalische Einflüsse des Mittelmärkischen. Diese Erfahrungen beruhen u. a. auf den Meinungsäußerungen und Bewertungen, die von Plattdeutschsprechern im Rahmen von Vorlesewettbewerben in den letzten zehn Jahren gemacht wurden.

äußerst geringe öffentliche Präsenz, besonders in den elektronischen Medien, trägt ebenfalls nicht zu einer Verbesserung der negativen Bewertung des ostfälischen Niederdeutschen bei. Vor diesem Hintergrund verwundert es wenig, dass eine Reihe von Sprechern des Ostfälischen in Sachsen-Anhalt das Nordmärkische, wie es in der angrenzenden Altmark gesprochen wird, positiver bewerten als ihre eigene Sprachform, was ein ähnliches Bild wie in Niedersachsen ergibt und die obige Verallgemeinerung stützt. Hinzu kommt allerdings, dass selbst in der Sprachwissenschaft dieser niederdeutschen Varietät nicht mit der genügenden Aufmerksamkeit begegnet wird. Es ist z. B. wenig sachgerecht, dass in einer ansonsten ausgezeichneten wissenschaftlichen Arbeit wie der von Birgit Kellner (2002: 12) eine Eingrenzung des räumlichen Untersuchungsrahmens, in dem u. a. das Westfälische Berücksichtigung findet, mit der folgenden Begründung vorgenommen wird: „Vernachlässigt werden hingegen das Ostfälische und das Märkisch-Brandenburgische als Mundartgebiete, die hinsichtlich ihrer Vitalität kaum noch relevant sind.“ Diese Aussage entspricht einem schon seit dem 19. Jahrhundert grassierenden Vorurteil und kann offenbar auch durch Datenerhebungen im Ostfälischen und angrenzenden Nordmärkischen, wie sie inzwischen mehrfach publiziert vorliegen, nicht relativiert werden.⁸

Als Kernbereiche des Sprachgebrauchs mit dem höchsten verdeckten Prestige niederdeutscher Dialekte zeichnen sich Schleswig-Holstein, Nordniedersachsen und nördliches Mecklenburg-Vorpommern aus. Dort kann von einer Vitalität dieser Sprache ausgegangen werden, dafür stehen die hohen Werte aktiver Sprachkompetenz, die positive Selbst- und Fremdbewertung der dortigen niederdeutschen Varietäten sowie die Nutzung des Niederdeutschen in vielen Domänen,⁹ insbesondere in der familiären Kommunikation, innerhalb der Arbeitswelt und in den Medien. Im Gegensatz dazu wird das Niederdeutsche in weiten Teilen Nordrhein-Westfalens, Südniedersachsens, Brandenburgs und Sachsen-Anhalts nur noch von relativ wenigen, vorwiegend älteren Menschen gesprochen und zunehmend zu einer ‚Kultursprache‘, deren Funktion im Wesentlichen auf die Freizeitgestaltung (darstellende Kunst und Literatur) eingeschränkt wird.

⁸ Vgl. hierzu u. a. Stellmacher/Föllner (1995), Föllner (Hrsg.) (1995). Dass in der Untersuchung von Birgit Kellner die genannten Gebiete nicht berücksichtigt werden, ist für die Zwecke ihrer Untersuchung akzeptabel, kritikwürdig, aber symptomatisch ist die undifferenzierte Aussage hinsichtlich der Sprachverhältnisse, zumal das Literaturverzeichnis der Arbeit in dieser Hinsicht erhebliche Lücken aufweist.

⁹ Vgl. zu den Domänen der Verwendung des Niederdeutschen genauer Föllner (2004) sowie Möller (2004).

Daneben sind sprachpuristische Tendenzen innerhalb der niederdeutschen Szene erkennbar. Sprecher (vor allem männliche Sprachteilhaber) des Niederdeutschen, die nach Selbsteinschätzung eine hohe Kompetenz aufweisen, sind gegenüber Sprachlernern und deren niederdeutsch-sprachigen Äußerungen sowie gegenüber jüngeren Sprachverwendern, deren Sprache deutliche hochdeutsch-niederdeutsche Interferenzerscheinungen aufweist, relativ intolerant. So werden z. B. folgende Erscheinungen des ‚lebendigen‘, in unterschiedlichen Domänen gebrauchten Niederdeutschen von Sprachpuristen abgelehnt:

1. Entwicklungstendenzen hin zu einer gewissen Überregionalität, verbunden mit der Aufgabe kleinräumiger Varianten auf allen Sprachebenen zugunsten von Varianten von großräumigerer Geltung,
2. Integration von ‚Fremdwörtern‘ (aus der Standardsprache, den Umgangssprachen oder aus Fremdsprachen) in unterschiedlichem Grade,
3. Übernahme syntaktischer Strukturen aus der Standardsprache insbesondere bei der Verwendung des Niederdeutschen in aggregierten Textsorten des offiziellen Bereiches,
4. Versuche einer über den einzelnen niederdeutschen Varietäten stehenden und notwendig von spezifischen Lautungen abstrahierenden Regelung der Schreibung.

„Und noch etwas gibt zu denken, wenn es um die sprachliche Zukunft des Niederdeutschen geht: mit einer Sprache des Nahbereichs, deren Beherrschung ja nicht notwendig zur Lebensbewältigung ist, wird allgemein impliziert, dass sie nur sprechen soll, wer sie auch sprechen kann. Diese puristische Grundhaltung hat unter Umständen keinen besonders ermutigenden Effekt auf diejenigen, die Niederdeutsch als eine Zweitsprache zu lernen beabsichtigen, und es zeigt sich hier ein bedeutender Unterschied zu Sprachen mit dem Status echter Fremdsprachen, deren Sprecher im allgemeinen tolerant gegenüber unvollkommenen Lerner-Registern sind.“ (Kellner 2005: 21)

Trotz dieser mitunter anzutreffenden Intoleranz gegenüber Sprachwandelerscheinungen argumentiert Birgit Kellner (2005: 27) in ihrer Untersuchung für eine vorsichtige Standardisierung in Bezug auf eine weitere Regulierung der Schreibung und eine weiterführende lexikalische Kodifizierung des modernen Wortschatzes über das traditionelle Dialektwörterbuch hinaus.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

3 Merkmale niederdeutscher Regionalsprache – „Niederdeutsch-Marker“

3.1 Grammatik

Trotz aller benannten Probleme lassen sich bestimmte, dem Kernbereich eines niederdeutschen Variantenspektrums zuzuordnende Merkmale benennen. Dies geht aus einer Untersuchung von Dörte Hansen-Jaax (1995) hervor. Durch die Analyse synchroner Sprachkontakthänomene gelingt es, an Bereichen der Grammatik und des Lexikons relativ stabile bzw. instabile Merkmale zu beschreiben. Diese Elemente des Niederdeutschen („niederdeutsche Marker“) müssten nach ihrer Auffassung lediglich in ausreichendem Maße eingesetzt werden, „um eine Matrixsprache eindeutig als Niederdeutsch zu kennzeichnen“ (Hansen-Jaax 1995: 169). Solche obligatorischen Marker finden sich typischerweise in Texten von Sprecherinnen und Sprechern, die Niederdeutsch im natürlichen Spracherwerb erlernt haben, eine hohe Kompetenz aufweisen und die Sprache im familiären Kreis nutzen (L1-Sprecherinnen und Sprecher).¹⁰ Verstöße gegen diese Marker seien nach Hansen-Jaax das sicherste Anzeichen für L2-Sprecherinnen und Sprecher, die über eine geringere Kompetenz verfügen. Damit ist es gerechtfertigt, diesen Merkmalen einen besonderen Status einzuräumen, wenn es um die Frage, was ‚gutes‘ Niederdeutsch sei, geht. Es sind insbesondere Pronomen, Artikel und Präpositionen, deren normgerechtem Gebrauch in den dialektalen Ausprägungen die (kritische) Aufmerksamkeit gilt.¹¹ Daneben sind es Flexionsformen der Verben, die sich als relativ konstant erweisen.¹² Dörte Hansen-Jaax (1995: 175) stellt weiter fest: „Syntaktische Merkmale spielen bei der Markierung eines niederdeutschen Rahmens keine Rolle mehr, da es kaum noch syntaktische Eigenständigkeiten des Niederdeutschen gibt.“ Dies muss wohl relativiert werden, denn es gibt abwertende Meinungen, die unterstellen, ein Text sei nicht niederdeutsch, weil er nur ‚übersetztes Hoch-

¹⁰ Genauere Angaben zu den Untersuchungsgruppen bei Dörte Hansen-Jaax (1995: 61-69).

¹¹ Allerdings sind z. B. hinsichtlich der Personalpronomen auch bei so genannten mundartfesten Plattsprechenden im ostfälischen Raum Tendenzen zum Gebrauch standardsprachlicher Formen zu beobachten, zumal dann, wenn sie lautlich relativ ähnlich sind (*üsch* – *uns*) (vgl. Stellmacher 1995: 20f.).

¹² Jedoch lassen sich auch hier Sprachwandelprozesse beobachten, die auf großräumigere und die überdachenden Standard- oder Umgangssprachenvarietäten zielen. So verbreitet sich im östlichen Ostfälischen eine Partizip-Präteritum-Form, die anstelle des *e*-Anlautes ein *ge-* oder *je-*Präfix aufweist (vgl. Stellmacher 1995: 29).

deutsch' sei, oder jemand habe bei der Textproduktion nicht ‚niederdeutsch gedacht‘ (was immer das auch heißen soll). Das sind Wertungen, die in erster Linie auf die syntaktischen Strukturen zielen. Im Gegensatz dazu stehen Beobachtungen zum Einfluss des Niederdeutschen auf die seine Dialekte überdachenden Umgangssprachen und die gesprochene Standardsprache. So finden sich die u. a. von Stellmacher (2000: 196-208) beschriebenen syntaktischen Merkmale des Niederdeutschen durchaus in der standardnahen gesprochenen Form des Deutschen. Das weist auf einen relativ hohen Grad der Stabilität der Merkmale hin. Es scheint so gerechtfertigt, sie ähnlich den Niederdeutsch-Markern (normgerechte) Pronomen, Artikel und Präpositionen als wesentliche Elemente einer durch kompetente Dialektsprecher und -sprecherinnen akzeptierten Äußerung zu betrachten. Eva-Sophie Dahl (1974) nennt in diesem Zusammenhang u. a. die so genannte *tun-Umschreibung*, aber auch die Trennung der Präpositionaladverbien. Allgemein ist jedoch zu konstatieren, dass es an Untersuchungen zur Syntax und deren Entwicklungstendenzen mangelt, so dass eine Kennzeichnung bestimmter Erscheinungen als typisch und notwendig für eine normgerechte niederdeutschsprachige Äußerung äußerst problematisch wäre.

3.2 Lautung

Im Bereich der Lautung scheinen auf den ersten Blick die Kriterien für die Bewertung einer Äußerung als ‚gutes‘ oder ‚weniger gutes‘ Plattdeutsch einfacher beschreibbar. So sind die im Zuge der zweiten Lautverschiebung unverschobenen Verschlusslaute ein Kriterium für eine normgerechte plattdeutsche Äußerung. Auch in dieser Hinsicht liegen die Verhältnisse in den nördlichen Dialektgebieten einfacher als bspw. im Raum der so genannten Ostfälischen Treppenlandschaft, des Rheinischen Fächers oder des mitteldeutsch-niederdeutschen Interferenzraumes östlich der mittleren Elbe. In diesen Regionen existieren einerseits differenzierte Lautverhältnisse, wie sie die im Deutschen Sprachatlas verzeichneten Isoglossenbündel widerspiegeln, andererseits ist in Vergangenheit und Gegenwart eine Süd-Nord-Verschiebung dieser Linien sowie eine Tendenz zur Angleichung bestimmter unverschobener Lautungen an die überdachenden Varietäten festzustellen.¹³ Ingrid Schröder (2004: 41) weist auf die besondere Rolle des Vokalismus für die Dialektgliederung hin, wenn sie ausführt, dass die „regionalspezi-

¹³ Nordniederdeutsche *Week* oder *Kerke* sind bspw. im Ostfälischen durch die Formen *Woche* und *Kerche* verdrängt worden (vgl. Stellmacher 1995: 13-15).

fische Entwicklung der mittleren Langvokale (ê und ô) [...] geradezu als Kennzeichen der einzelnen niederdeutschen Dialektregionen angesehen worden“ ist. So erweisen sich diese unterschiedlichen Realisierungen auch als recht konstant¹⁴ und dürften für die Anerkennung einer Äußerung als normgerecht eine wesentliche Rolle spielen.¹⁵

3.3 Lexik

Dem Lexikon kommt erhebliche Bedeutsamkeit zu, wenn es gilt, eine niederdeutsch-sprachige Äußerung als ‚gut‘, ‚gelingen‘ oder ‚angemessen‘ zu bewerten. Wie bereits oben bemerkt, stößt in eher puristischen Kreisen die Übernahme hochdeutschen Wortschatzes auf Kritik. „Diese hochdeutschen Fremdwörter aber sind das Gefährlichste für unsere Sprache. Sie in richtig gedachtes und lebendiges Plattdeutsch zu bringen, ist ungeheuer schwierig, meist scheint es fast unmöglich. Es sieht aus, als ob dem Platt vielerorts heute die Kraft zu schöpferischen neuen Umprägungen abhanden gekommen sei“ (Wesche 1962: 155). Eine lautliche Angleichung von Entlehnungen aus dem Hochdeutschen (z. B. *Mähdrescher* vs. *Maidöcher*, *Staubsauger* vs. *Stoffsüger*) stößt oft auf Ablehnung, obwohl dies aus sprachgeschichtlicher Sicht eine übliche Möglichkeit der Assimilation fremden Wortgutes darstellt. Andererseits sind eigenständige Neubildungen selten und stoßen ebenfalls häufig auf Kritik (*Staubsauger* vs. *Hülbessen*), weil sie albern wirken würden. Will das Niederdeutsche jedoch dem Anspruch gerecht werden, nicht mehr als Abbausprache Domänen zu verlieren, sondern sich zu konsolidieren und Domänen der Sprachverwendung zurückzuerobern,¹⁶ so ist eine Wortschatzerweiterung erforderlich. Dessen waren sich auch die Verfasser der „Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen“, in die auch das Niederdeutsche als Regionalsprache aufgenommen worden ist, bewusst, denn im Artikel 12, Absatz (1), Abschnitt h) fordern sie auf, „wenn nötig, Übersetzungs- und Terminologieforschungsdienste zu schaffen und/oder zu fördern und zu finanzieren, insbesondere im Hinblick auf die Erhaltung und Entwicklung geeigneter Terminologie in jeder Regional- oder Minderheitensprache für die Bereiche Verwaltung, Handel, Wirtschaft, Gesellschaft,

¹⁴ Es konnte z. B. in jüngeren Untersuchungen die für das Ostfälische typische Diphthongierung des mnd. *ô* zu *au* (*Kauken*, *Brauder*) als regelhaft auftretendes Merkmal in niederdeutschen Äußerungen nachgewiesen werden (vgl. Stellmacher 1995: 32).

¹⁵ Zur Einteilung der niederdeutschen Dialekte mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis vgl. Ingrid Schröder (2004: 35-97).

¹⁶ Vgl. hierzu Ursula Föllner (2004).

Technik oder Recht“. Als ein Indiz für die Vitalität des Niederdeutschen betrachten Möhn und Goltz (1999) Prozesse der Wortschatzerweiterung. Ihre Analyse des Medienereignisses ‚plattdeutsche Nachrichten‘ zeigt fünf Transferlösungstypen, mit deren Hilfe die Übersetzung von standardsprachlichen in niederdeutsche Nachrichten gelang und die damit auch potenziell zur Wortschatzerweiterung dienlich sind.¹⁷ Im Hinblick auf Substantive, denen für die Entwicklung eines aktuellen Wortschatzes eine besondere Rolle zukommt, stellen die Autoren fest, dass sich „ein neuer aktualitätsbezogener Wortschatz etabliert hat. Immerhin liegen nach dem Abgleich mit [...] niederdeutschen Wörterbüchern 217 dort nicht registrierte Neubildungen vor“ (Möhn/Goltz 1999: 89). Es ließen sich Lücken im niederdeutschen Lexikon durch plattdeutsche Neubildungen, lautliche Assimilation, Hybridbildung oder direkte Übernahme aus dem Standardsprachlichen relativ schnell schließen (vgl. Möhn/Goltz 1999: 90). Die Erfahrung lehrt jedoch, dass „die Experimentierfreudigkeit auf lexikalischem Gebiet nicht sehr ausgeprägt“ ist (Kellner 2005: 25). Dennoch ist eine Bereicherung des niederdeutschen Wortschatzes aus den o. g. Gründen unerlässlich.

3.4 Schreibung

Hierbei bewegen sich fast alle Überlegungen pragmatisch zwischen den beiden Polen Schreibbarkeit und Lesbarkeit,¹⁸ wobei das illusorische Ziel einer möglichst lautgetreuen schriftlichen Wiedergabe des jeweiligen plattdeutschen Dialektes in der niederdeutschen Szene noch eine erstaunlich große Anhängerschaft besitzt, denn man verkennt das Wesen der Beziehungen zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Dieter Stellmacher (2000: 223-229) erläutert diese Zusammenhänge anhand niederdeutscher Text- und Wortbeispiele und kommt zu dem vorläufigen Fazit:

„Fragen nach der ‚rechten‘ Schreibung von Sprachen mit Dialektstatus sollten die folgenden vier Grundsätze beachten:

1. Schreibungen beziehen sich immer auf die geschriebene Realisation von Sprache, nicht auf die gesprochene.
2. Die prinzipielle Schreibwillkür wird allein durch den Gesichtspunkt der Verständlichkeit eingeschränkt.

¹⁷ Vgl. die Beschreibung dieser Transferlösungstypen und entsprechende Beispiele bei Möhn/Goltz (1999: 75-79).

¹⁸ Lesbarkeit bezieht sich sowohl auf die Erfassbarkeit des Sinnes als auch auf die korrekte Lautierbarkeit.

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

3. Jede Dialektschreibung bewegt sich zwischen den Polen Lauttreue/Lautschrift (mit der Folge der Leseschwierigkeit) und Standardnähe/Orthographie (mit der Folge der Schwierigkeit bei der Wiedererkennung mundartlicher Vielfalt).
4. Dialektschreibungen können nicht allen Schreibzwecken genügen und brauchen das auch nicht. Anspruchsvolle und umfängliche Texte dulden weniger graphische Unzulänglichkeiten als kurze und situationsgebundene Niederschriften.“ (2000: 225)

Birgit Kellner (2002: 282) stellt fest, dass heute noch wesentliche Komponenten niederdeutscher Dichtung „Lokalkolorit“ und „Wiedererkennungseffekt“ für den dialektkundigen Leser“ sind und damit „dialektale Lautung [...] zum ästhetischen Erlebnis der Dichtung“ gehört. Da sich das Niederdeutsche jedoch in jüngerer Zeit neue Domänen des (schriftlichen) Sprachgebrauchs erschließt, wird es zum Problem, wenn man ausschließlich den Maßstab für eine Sprache mit Dialektstatus an die Schreibung legt. Bedeutsam sind in diesem Zusammenhang die folgenden Domänen: Gesteuerter Spracherwerb im Unterricht, Produktion von Sachliteratur und seriöse Präsenz in den Printmedien. Für die Schreibung des Niederdeutschen gibt es schon seit geraumer Zeit verschiedene Schreibempfehlungen bzw. -vorschriften. Mit Stellmacher (2000: 225f.) sind sechs Prinzipien zu nennen, die diese seitdem entwickelten Empfehlungen (ähnlich der Orthographie des Standards) maßgeblich determinieren: phonologisches, morphologisches, semantisches, historisches, grammatisches und orientierendes Prinzip. Birgit Kellner stellt fest:

„Die oft begegnende Feststellung, es gäbe keine einheitliche Orthographie für das Niederdeutsche, bedarf der Differenzierung: es gibt durchaus einen Regelapparat, der eine einheitliche Wiedergabe der Phonem-Graphem-Beziehungen ermöglicht, der aber flexibel genug ausgelegt ist, so dass dialektale Besonderheiten berücksichtigt werden können.“ (2005: 23)

Für die Gegenwart sind hier vor allem die Regelungen von Sass¹⁹ und die so genannte „Bremer Schreibung“ zu nennen.²⁰ Beide beruhen vor allem auf der Wiedergabe nordniederdeutscher Varietäten und sind auch vorrangig für diese konzipiert, was für den binnen-niederdeutschen Bereich problematisch ist. Die „Bremer Schreibung“ will nach

¹⁹ Weit verbreitet ist bspw. die Neubearbeitung von Kahl und Thies aus dem Jahre 2002 mit einem Wörterbucheil (Plattdeutsch-Hochdeutsch und Hochdeutsch-Plattdeutsch) sowie einem Teil „Plattdeutsche Rechtschreibung“, herausgegeben von der Fehrs-Gilde.

²⁰ Vgl. zu weiteren Regelungen Kellner (2002), Niederdeutsche Grammatik (1998: 31-51) und Stellmacher (2000: 223-229).

Lindow (1998: 37) weitgehend den Ansprüchen, die an eine Lautschrift gestellt werden, entsprechen: „1. Jedem Laut muß ein (und nur ein) Zeichen zugeordnet sein. Diese Zeichen sollen a) hinreichend genau, b) gut unterscheidbar, c) einprägsam, d) einfach, d. h. ohne Druckschwierigkeiten wiederzugeben sein, und e) ein möglichst einheitliches Schriftbild abgeben“ (Wängler 1967: 46). In jüngerer Zeit erschienene Lehrwerke zum Niederdeutschen in Sachsen-Anhalt richten sich pragmatisch auf eine gute Les- und Vorlesbarkeit aus,²¹ sie lehnen sich deshalb an die hochdeutsche Orthographie an. Das bedeutet u. a., dass Längen sowohl durch Dopplung als auch durch Dehnungs-*h* oder gar nicht gekennzeichnet werden können (*Gaarn* 'Garten', *öhre* 'ihre', *Owet-böme* 'Obstbäume'), was bspw. den Prinzipien der „Bremer Schreibung“ widersprechen würde. Dieses Detail deutet auf die grundsätzliche Frage hin, ob es gegenwärtig einer einheitlichen Schreibvorschrift des Niederdeutschen bedarf. Birgit Kellner (2002: 313) kommt am Ende ihrer Untersuchung zu dem Schluss:

„Eine absolut fixierte orthographische Norm ist für das Niederdeutsche zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht notwendig. Eine weitreichende Normierung, d. h. eine Angleichung von Schreibgebrauch (Usus) und Schreibnorm, ergibt sich zumindest teilweise von selbst, wenn die Rahmenbedingungen des schriftlichen Gebrauchs dies erforderlich machen.“

Hinzufügen muss man sicherlich, dass es auch an einer entsprechenden Instanz mangelt, die in der Lage wäre, eine Schreibvorschrift im gesamten niederdeutschen Sprachraum mit der erforderlichen Autorität durchzusetzen.

4 Schluss

Es bleibt abzuwarten, ob sprachpolitische Einflussnahmen einen Sprachgebrauchswandel in Bezug auf das Niederdeutsche herbeiführen können. Dies zu begleiten stellt eine anspruchsvolle Aufgabe moderner dialektologischer Forschung dar. Besonders Fragen, die sich im Zusammenhang mit dem gelenkten Spracherwerb ergeben, erfordern Festlegungen, Regelungen und Empfehlungen, welche Formen und welche Lexik vermittelt werden sollten.

„Standardisierung sollte, auf das Niederdeutsche bezogen, vor allem in einer weiteren Regulierung der Orthographie auf der graphischen Ebene bestehen,

²¹ Zu nennen sind bspw. die von der Arbeitsstelle Niederdeutsch an der Otto-von-Guericke-Universität erarbeiteten Lehrwerke für den Unterricht („Niederdeutsch im Unterricht“ und „Unsere Plattdeutsche Fibel“).

3 Hinsichten: Was ist gutes Deutsch in der Sprachpraxis?

des weiteren in einer weiterführenden lexikalischen Kodifizierung des modernen Wortschatzes auf der Basis der bereits vorhandenen lexikalischen Möglichkeiten in Wörterbüchern (einschließlich Datenbanken und Internet-Wörterbüchern), die über das traditionelle Dialektwörterbuch hinausgehen. Denkbar und wünschenswert wäre ein ‚Ausbauwörterbuch‘, das sich speziell den Bereichen Wirtschaft, Bildungswesen, Politik usw. widmet.“ (Kellner 2005: 27)

Schließlich soll – etwas provokant – festgestellt werden, dass „gutes Niederdeutsch“ vor allem Niederdeutsch ist, das tatsächlich gesprochen, geschrieben, gehört und gelesen wird und das bestenfalls auch an jüngere Generationen vermittelt wird, sei es im Rahmen gesteuerten oder natürlichen Spracherwerbs. Schließlich lohnt es wenig, über die Qualität einer fiktiven Äußerung zu urteilen, wenn dem nicht ein tatsächlicher, lebendiger Sprachgebrauch entspricht.

5 Literatur

- Blume, Herbert 1997: Plattdeutsch in Ostfalen in Geschichte und Gegenwart – und was die Arbeitsgemeinschaft „Plattdüütsch in de Kark“ daraus folgern könnte. In: Bernd J. Diebner (Hrsg.): *An Leeben un Lachen hett he sien Freid*. (Festgoov för Heinrich Kröger to sienem 65. Geburtsdag). Soltau-Heidelberg, 41-57.
- Dahl, Eva-Sophie 1974: Interferenz und Alternanz – zwei Typen der Sprachschichtenmischung im Norden der Deutschen Demokratischen Republik. In: *Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation in der Deutschen Demokratischen Republik*. Berlin, 339-387.
- Föllner, Ursula 2004: Zum Gebrauch des Niederdeutschen in der Gegenwart. In: Dieter Stellmacher (Hrsg.): *Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart*. Hildesheim-Zürich-New York (= Germanistische Linguistik 175-176), 99-148.
- Föllner, Ursula (Hrsg.) 1995: *Untersuchungen zum Niederdeutschen in Sachsen-Anhalt, Oschersleben* (= Schriftenreihe der Arbeitsstelle Niederdeutsch 1).
- Gesetz zur Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen des Europarats vom 5. November 1992. *Bundesgesetzblatt Jahrgang 1998, Teil II, Nr. 25*, ausgegeben zu Bonn 1998.
- Goossens, Jan 1986: Zur Lage des Niederdeutschen und ihrer Erforschung. In: *Michigan Germanic Studies* 12, 1-20.
- Hansen-Jaax, Dörte 1995: *Transfer bei Diglossie. Sychrone Sprachkontaktphänomene im Niederdeutschen*. Hamburg.
- Kellner, Birgit 2002: *Zwischen Anlehnung und Abgrenzung. Orthographische Vereinheitlichung als Problem im Niederdeutschen*. Heidelberg.
- Kellner, Birgit 2005: Wieviel Standard benötigt das Niederdeutsche? Überlegungen zur Kodifizierung und Normierung einer „weniger gebrauchten Sprache“. In: *Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, Bielefeld, H. 112, 1, 17-27.
- Lindow, Wolfgang/Möhn, Dieter/Niebaum, Hermann/Stellmacher, Dieter/Taubken, Hans/Wirrer, Jan 1998: *Niederdeutsche Grammatik*. Leer.

- Luther, Saskia 2000: Zum Einfluß sprachsoziologischer Faktoren auf die gegenwärtige Dialektkompetenz, den Dialektgebrauch und die Dialektbewertung in der Altmark. In: Geschichte und Gegenwart der westlichen Altmark. Beiträge zur Regional- und Landeskultur Sachsen-Anhalts. Hrsg. v. Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e.V. H. 16. Halle/Saale, 125-141.
- Menke, Hubertus 2001: Een' Spraak is man bloot een Dialekt, de sik to Wehr setten kann. Nachlese zur Diskussion um die Europäische Sprachenschutzcharta. In: Ursula Föllner (Hrsg.): Niederdeutsch. Sprache und Literatur der Region. Frankfurt/Main-Berlin, 9-33.
- Möhn, Dieter/Goltz, Reinhard 1999: Zur Aktualität des plattdeutschen Wortschatzes. Eine Vitalitätsprüfung am Beispiel von Nachrichtensendungen. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 122, 67-90.
- Möller, Ferik 2004: Niederdeutsch: das sozio-kulturelle Umfeld. In: Dieter Stellmacher (Hrsg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart. Hildesheim-Zürich-New York (= Germanistische Linguistik 175-176), 281-358.
- Sass. Kleines Plattdeutsches Wörterbuch. Plattdeutsch-Hochdeutsch, Hochdeutsch-Plattdeutsch, Plattdeutsche Rechtschreibung. Hrsg. von der Fehrs-Gilde, neu bearbeitet von Heinrich Kahl und Heinrich Thies. Neumünster 2002.
- Schröder, Ingrid 2004: Niederdeutsch in der Gegenwart: Sprachgebiet – Grammatisches – Binnendifferenzierung. In: Dieter Stellmacher (Hrsg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart. Hildesheim-Zürich-New York (= Germanistische Linguistik 175-176), 35-97.
- Schröder, Martin 2004: Neuniederdeutsche Literatur. In: Dieter Stellmacher (Hrsg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur der Gegenwart. Hildesheim-Zürich-New York (= Germanistische Linguistik 175-176), 231-280.
- Stellmacher, Dieter 2000: Niederdeutsche Sprache. Berlin.
- Stellmacher, Dieter 1995: Niedersächsischer Dialektzensus. Statistisches zum Sprachgebrauch im Bundesland Niedersachsen. Stuttgart.
- Stellmacher, Dieter 1987: Wer spricht platt? Zur Lage des Niederdeutschen heute. Eine kurzgefaßte Bestandsaufnahme. Bremen.
- Stellmacher, Dieter/Föllner, Ursula 1995: Die Mundarten in der Deuregio Ostfalen. Mannheim.
- Wängler, Hans-H. 1967: Grundriß einer Phonetik des Deutschen mit einer allgemeinen Einführung in die Phonetik. 2. Aufl. Marburg.
- Wesche, Heinrich 1962: Das heutige Plattdeutsch und seine Entwicklungstendenzen und -möglichkeiten. In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 85, 151-181.
- Wiesinger, Peter/Raffin, Elisabeth 1982: Bibliographie zur Grammatik der deutschen Dialekte. Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Satzlehre 1800 bis 1980. Unter Mitarbeit von Gertraude Voigt. Bd. 1-2. Bern-Frankfurt/Main.

4 Ansichten: Was wäre gutes Deutsch?

RUDOLF HOBERG

Besseres Deutsch

Was kann und soll eine wissenschaftlich begründete Sprachpflege tun?

1 Einleitung

Den vorliegenden Beitrag¹ schreibe ich auch als Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache, der ich Anfang der achtziger Jahre beigetreten bin, in deren Gesamtvorstand und Hauptvorstand ich etliche Jahre mitgearbeitet habe, die ich seit 1999 leite und deren sprachpolitische und sprachpflegerische Aktivitäten ich seit etwa zwei Jahrzehnten mitbestimme.

Es geht mir im Folgenden weniger darum, mich mit den für mein Thema relevanten wissenschaftlichen Positionen explizit auseinanderzusetzen,² sondern ich möchte im ersten Teil kurz meine Erfahrungen mit dem Sprach-Denken in der Öffentlichkeit systematisch und zusammenfassend darstellen, denn in der Öffentlichkeit – und weniger unter Linguisten oder unter sonstigen Sprach-Fachleuten – werden immer wieder Forderungen nach „gutem“ oder „besserem“ Deutsch erhoben. Im zweiten Teil werde ich dann einige grundsätzliche Überlegungen und Empfehlungen erörtern, die eine Sprachpflege auf (sprach)wissenschaftlicher Grundlage beachten sollte, Überlegungen und Empfehlungen, die praxisrelevant sind und die auch bereits in sprachpolitischen und sprachkritischen Auseinandersetzungen erprobt wurden.³

¹ In ihn wurden auch – überarbeitete – Passagen aus Hoberg (1995; 2004 u. 2006) aufgenommen.

² Natürlich bin ich in meinem Denken und Handeln der sprachwissenschaftlichen und gelegentlich auch der populärwissenschaftlichen Literatur sehr verpflichtet. Ich verweise hier lediglich auf einige Publikationen, die unterschiedliche Standpunkte und die Entwicklung in den letzten Jahren deutlich machen: Wimmer (1985), Greule/Ahlvers-Liebel (1986), Biere/Hoberg (1995), Zimmer (2005).

³ Auf die Unterscheidung der Begriffe „Sprachpflege“, „Sprachberatung“, „Sprachkritik“, „Sprachkultur“ und „Sprachpolitik“ kann hier nicht näher eingegangen werden.

2 Ausgangssituation

2.1 Seitdem sich Menschen Gedanken über Sprache machen, denken sie auch darüber nach, was richtig oder falsch, gut oder schlecht, schön oder hässlich ist. Reflexion über Sprache ist immer auch ein Bewerten, ganz gleich, ob sich der Einzelne dessen bewusst ist oder nicht.

Aber was soll *gut* oder *schlecht* heißen? Gibt es überhaupt eine gute oder eine schlechte Sprache, ein gutes oder schlechtes Deutsch? Welches sind die Maßstäbe, nach denen bewertet wird? Und vor allem: Wer stellt diese Maßstäbe auf, und wie werden sie begründet?

2.2 Bei den die Sprache bewertenden Menschen sollte man zwei Gruppen unterscheiden: Personen, die in ihrem privaten oder beruflichen Leben mit Sprachproblemen konfrontiert werden, die sie lösen müssen, und solche, die aus einer gewissen Distanz und weitgehend unabhängig von ihren konkreten Lebensbezügen sprachliche Entwicklungen beobachten und kritisieren.

Bei der ersten Gruppe handelt es sich um Menschen, die meist keinen Sprach-Beruf haben und die auf den sie betreffenden Sprachebenen – von der Jugendsprache bis zu den Fachsprachen – auf Sprachprobleme stoßen. Sie klagen nicht über schlechtes Deutsch im Allgemeinen, sie fordern keine generellen Verbesserungen, sondern sie suchen ihre Sprache zu verändern, genauer: ihre Sprach- und Kommunikationsschwierigkeiten im Hinblick auf ihre Bedürfnisse zu beseitigen. Und von diesen Bedürfnissen leiten sie die Maßstäbe für ihr Handeln ab.

2.3 Abgesehen von Sprachwissenschaftlern und sonstigen Personen mit sprachreflexiven Berufen gehören zur zweiten Gruppe Menschen, die sich mit Sprachfragen beschäftigen und die aus sprachwissenschaftlicher Sicht „Laien“ sind (das Wort *Laie* ist hier selbstverständlich nicht abwertend gemeint, denn abgesehen von unseren kleinen Spezialgebieten sind wir alle Laien). Sie sind bei der Bewertung sprachlicher Erscheinungen und Veränderungen häufig sehr selbstbewusst und halten sich mit ihrem Urteil nicht zurück, besonders wenn sie das Gymnasium besucht, das Abitur bestanden und ein Studium absolviert haben. Neben der Politik und der Erziehung ist es vor allem die Sprache, über die sie mit großer Selbstverständlichkeit urteilen, ohne sich allzu viele Gedanken darüber zu machen, ob sie hierfür die notwendigen Voraussetzungen besitzen.

Diese Personen, die man zusammenfassend – und ohne negative Konnotation – das „Bildungsbürgertum“ nennen kann, bestimmen, vor

allem über die Medien, die öffentlichen Debatten über Sprachfragen und ihren Aktivitäten liegen meist Einstellungen zugrunde, die ich schon früher beschrieben habe (vgl. etwa Hoberg 2002a und 2006); und diese Beschreibungen lassen sich kurz so zusammenfassen und ergänzen:

2.3.1 Das Interesse an Sprache(n) und besonders an der Muttersprache ist groß, gelegentlich sehr groß, was etwa dadurch zum Ausdruck kommt, dass man Aufsätze, Glossen oder Leserbriefe in Zeitungen veröffentlicht und Sprachvereinigungen beitrifft, deren Ziel es ist, zu kritisieren und zu „verbessern“.

2.3.2 Das Interesse richtet sich meist nicht auf die Sprache als Ganze, sondern es ist in einem doppelten Sinne „punktuell“.

Zum einen ist man ausschließlich oder doch vorrangig an wenigen Sprachthemen – oft nur an einem einzigen – interessiert, etwa an der Rechtschreibung und ihrer Reform, an Fremdwörtern (und zurzeit hauptsächlich an Anglizismen) oder an der Sprache der Jugend.

Zum anderen geht man bei seinen Argumentationen von nur wenigen Beispielen – oft nur von einem einzigen – aus und verallgemeinert dann. Wer etwa die These vertritt, der Genitiv gehe zurück, nennt als Beispiel den Dativ nach *wegen*; mehr Beispiele fallen ihm meist nicht ein; er kennt den Unterschied zwischen Genitivergänzungen und Genitivattributen nicht (letztere nehmen eher zu); der Hinweis, bei *trotz* werde heute meist der Genitiv und nicht der Dativ verwendet, macht ihn ratlos, ärgerlich oder trotzig. Oder wer sich über neue Getrenntschreibungen nach der Rechtschreibreform (Beispiel: *in der Schule sitzen bleiben*) aufregt und dabei semantisch argumentiert, macht sich nicht klar, dass die Rechtschreibung semantische Unterschiede meist nicht kennzeichnet.

2.3.3 Es herrscht ein starkes Bedürfnis nach Normen und normsetzenden Institutionen vor. Was die Sprache angeht, so hält man an überkommenen Konventionen fest, und dies gilt nicht nur für die „Konservativen“, sondern meist auch für diejenigen, die sich für „links“ oder „progressiv“ halten. Man wünscht sich Akademien oder staatliche Stellen, die den Bürgern sagen, was richtig oder falsch, gut oder schlecht, schön oder hässlich ist, und man verweist gerne auf die Académie Française, ohne genau zu wissen, was diese Akademie tut und welchen Einfluss sie auf die Entwicklung der französischen Sprache hat; jedenfalls ist man fest davon überzeugt, dass, was die Sprache angeht, in Frankreich alles viel besser als in Deutschland ist.

Auch die neuerdings erhobenen Forderungen, es solle im Grundgesetz festgeschrieben werden, die Sprache der Bundesrepublik sei Deutsch, und der Staat solle mehr gegen die Anglizismen tun, muss in diesem Zusammenhang gesehen werden.

2.3.4 Weit verbreitet ist die Auffassung, mit der Sprache gehe es bergab, sie werde immer schlechter. Auch Umfragen, etwa eine des Instituts für Deutsche Sprache (Mannheim), kommen zu dem Ergebnis, dass ein großer Teil der Bevölkerung und vor allem das Bildungsbürgertum vom „Sprachverfall“ überzeugt ist:

„Rund ein Viertel der Befragten hält die derzeitige Sprachentwicklung für besorgniserregend, ein weiteres knappes Drittel für teilweise bedenklich. Erfreulich finden die Sprachentwicklung nur 4,8%. Die Einstellung zur Sprachentwicklung hängt deutlich von Schulbildung, sprachlichem Interesse und Alter ab.“ (Stickel 1999: 42)

Wer vom „Sprachverfall“ spricht, kann damit zweierlei meinen: zum einen Veränderungen im Sprachsystem, die negativ bewertet werden, also etwa den vermeintlichen Rückgang des Genitivs oder des Konjunktivs, zum anderen den angeblichen Verlust sprachlicher Fähigkeiten einzelner Sprachteilhaber und besonders ganzer Gruppen, etwa der Jugendlichen. Diesen grundsätzlichen Unterschied, der in der öffentlichen Diskussion häufig verwischt wird, sollte man im Auge haben, auch wenn es selbstverständlich Wechselbeziehungen zwischen beiden Ebenen gibt (vgl. Hoberg 2002b).

2.4 Insgesamt kann man sagen, dass ein großer Teil der Bevölkerung mit dem derzeitigen Zustand ihrer Muttersprache und mit bestimmten Sprachentwicklungen nicht zufrieden ist, und diese Unzufriedenheit ist bei den gebildeten, älteren „Laien“ am größten. Und es nützt auch wenig, darauf hinzuweisen, dass man zu allen Zeiten mit dem Sprachzustand unzufrieden war – heute, so die feste Überzeugung, ist alles schlimmer als je zuvor.

3 Ziele und Aufgaben

Wer ist für eine (sprach)wissenschaftliche – man könnte auch sagen: eine rational begründete – Sprachpflege zuständig, eine Sprachpflege, die nicht „punktuell“, nicht „aus dem Bauch heraus“ handelt, und was sind ihre Ziele und Inhalte?

3.1 Zunächst: Wer soll eine solche Sprachpflege betreiben? Die Antwort darauf darf nur lauten: diejenigen, die etwas davon verstehen, also die Sprachwissenschaftler⁴ oder Personen und Institutionen wie etwa die Gesellschaft für deutsche Sprache oder die Dudenredaktion, die auf einer sprachwissenschaftlichen Grundlage argumentieren. Und der Vorwurf, die Sprachwissenschaft beschreibe nur und werte nicht, ist nachweisbar unberechtigt.

Natürlich muss man kein linguistisches Studium absolviert haben; es ist völlig gleichgültig, wie man sich diese Grundlage erworben hat, aber man muss sie haben, zumindest in den Bereichen, über die man urteilt. Man stößt immer wieder auf Personen, die als „Seiteneinsteiger“ zur Sprachkritik und Sprachpflege gekommen sind und hier Hervorragendes leisten, etwa der „Zeit“-Redakteur Dieter E. Zimmer oder der frühere Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Günther Pflug (vgl. Hoberg 1990 und 2003).

Es erstaunt mich immer wieder aufs Neue, dass man häufig gegenüber der Öffentlichkeit begründen muss, warum solide Diskussionen – nicht Stammtischgespräche – über Sprache an bestimmte Voraussetzungen gebunden sind. Man hört dann oft, die Sprache sei nicht das Eigentum der Linguisten, sondern gehöre allen Sprachteilhabern, was zweifellos richtig ist. Aber auch Rechts- oder Gesundheitsprobleme betreffen alle, und kaum jemand kommt auf den Gedanken, hier die Kompetenz der Juristen oder Mediziner in Frage zu stellen.

Allerdings muss sofort hinzugefügt werden, dass der Sprachpfleger auf „Laien“ hören, ihre Bedürfnisse und Sorgen erst nehmen und mit ihnen diskutieren muss, zum einen, um zu sehen, welche Meinungen in der Öffentlichkeit vertreten werden, zum anderen weil er vielfältige Anregungen erhalten kann, denn auch sein Denken bewegt sich in bestimmten Bahnen, und auch er kann betriebsblind sein, und daher sind Anstöße von außen immer sinnvoll.

Am Rande sei angemerkt, dass auch die Schule, besonders der Sprachunterricht, Sprachpflege betreibt, ja dass die Schule die wichtigste Sprachpflegeorganisation ist. Aber da es mir hier nicht speziell um Kinder und Jugendliche, also nicht um Sprachdidaktik im engeren Sinne geht, werde ich darauf nicht weiter eingehen.

3.2 Sprachpflege ist vor allem Sprachberatung, und diese Beratung bezieht sich meist auf konkrete Fragen. Jährlich erhalten Beratungsstel-

⁴ Den Begriff des Sprachwissenschaftlers fasse ich hier sehr weit: Gemeint sind nicht nur Linguisten in engeren Sinne, sondern etwa auch Philosophen, Soziologen oder Psychologen, die sich intensiver mit Sprachfragen befassen.

len, besonders die Gesellschaft für deutsche Sprache und die Dudenredaktion, tausende von Anfragen. Im Auftrag des Deutschen Sprachrats, in dem sich die Gesellschaft für deutsche Sprache, das Goethe-Institut, das Institut für Deutsche Sprache und der DAAD zusammengeschlossen haben, hat die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) im Jahre 2003 damit begonnen, die an sie gerichteten Fragen auszuwerten, wobei die Ergebnisse mit solchen früherer Jahre verglichen werden. Als Fazit lässt sich vorläufig feststellen:

a) Die grundsätzlichen Probleme, mit denen die Sprachberatung der GfdS befasst ist, haben sich seit Mitte der 80er-Jahre nur unwesentlich verschoben. Keine nennenswerten Veränderungen zeichnen sich z. B. bei den Themengebieten ab, die die Schwerpunkte der Beratung bilden (Personennamen, Orthographie, Lexik, Grammatik). Zum Teil sind sogar die innerhalb der einzelnen Bereiche gestellten Fragen gleich geblieben...[Es] gibt auf mehreren Gebieten – etwa dem der Lexik – Anfragen, die den Status regelrechter ‚Klassiker‘ haben. Alles in allem spricht dies für ein relativ konstantes Sprachproblembewusstsein auf Seiten der Ratsuchenden.

b) In manchen Bereichen ist es gerade der Mangel an deutlichen Veränderungen, der interessante Fragen aufwirft. Dies gilt vor allem dann, wenn ein Befund im Widerspruch zum intuitiv Erwartbaren steht: [...] [Es] lag z. B. angesichts der öffentlichen Diskussion der letzten Jahre nahe zu vermuten, dass die Themen *Anglizismen* und *allgemeine Sprachkritik* in der Beratung der GfdS eine wachsende Rolle spielen. Tatsächlich aber ist der Anteil entsprechender Fragen seit Mitte der 80er-Jahre gering und, wie es scheint, sogar leicht rückläufig. Dies könnte heißen, dass die öffentliche Meinung die aus der aktuellen Sprachentwicklung resultierenden Probleme überschätzt. Möglich ist aber auch die Deutung, dass die Beratungsklientel der GfdS aufgrund ihrer speziellen Zusammensetzung per se eine eher liberale Haltung zur Entwicklung der deutschen Gegenwartssprache einnimmt. Beide Interpretationen wären reizvolle Ausgangspunkte für zukünftige Untersuchungen.

c) Veränderungen im Beratungsbedarf zeichnen sich – bedingt durch die Rechtschreibreform – vor allem im Bereich der Orthographie ab. Auch hier entsprechen die feststellbaren Entwicklungen allerdings nicht in jedem Fall dem Erwartbaren: Die gängige Annahme, dass die Probleme im Bereich *Getrennt-/Zusammenschreibung* in Folge der Neuregelung letztlich zugenommen haben, findet z. B. vor dem Hintergrund der oben referierten Befunde keine Bestätigung. Als ebenso fragwürdig erweist sich die landläufige Vermutung, dass die partielle Freigabe der Zeichensetzung zu einem mehr oder weniger beliebigen Gebrauch des Kommas führt. Wie erwähnt weisen die vorliegenden Daten darauf hin, dass das Problembewusstsein auf diesem Gebiet inzwischen wieder genauso groß ist wie vor der Neuregelung. Ob und wie sich dieses Bewusstsein verändert hat, müsste im Rahmen weiterführender Untersuchungen geklärt werden.“ (Frilling 2004: 48f.)

3.3 Über die Beantwortung von Einzelfragen hinaus hat aber Sprachpflege vor allem die Aufgabe, auf das Bewusstsein, die Einstellungen und die Wertungen der Öffentlichkeit einzuwirken. Wer Sprache bewertet, wer nach Maßstäben für die Bewertung fragt, sucht nicht nur

Kriterien für den eigenen Sprachgebrauch, sondern Allgemeineres, nämlich Normen, die für die ganze Sprachgemeinschaft oder zumindest für bestimmte Gruppen verbindlich sein sollen. Und er will daher mit seinen Normen andere beeinflussen, schlimmstenfalls indem er sie ihnen aufzuzwingen sucht, bestenfalls indem er mit ihnen darüber spricht.

Im Folgenden behandle ich die Gesichtspunkte bzw. Maßstäbe, die einer rationalen, verantwortungsbewussten Sprachpflege zugrunde liegen sollten, wobei ich im Rahmen dieses Beitrags freilich keine detaillierten Begründungen geben kann. Einschränkend sei gesagt, dass ich mich auf die Gemein- bzw. Standardsprache beziehe und die Probleme bestimmter Varietäten, etwa der Fach- und Sondersprachen, unberücksichtigt lasse.

3.4 Zunächst muss darauf hingewiesen werden, dass es keine gute oder schlechte Sprache an sich, also auch kein gutes oder schlechtes Deutsch gibt, sondern dass man einen Sprachzustand – auch im Hinblick auf frühere Sprachzustände – aus verschiedenen Perspektiven betrachten kann. So sind zweifellos Wörter und grammatische Strukturen verloren gegangen (und das kann man bedauern), aber es ist auch eine Fülle neuer Wörter hinzugekommen – noch nie war der Wortschatz so groß und differenziert wie heute – und es haben sich neue grammatische Strukturen herausgebildet (und das sollte man zumindest erkennen und würdigen). Dazu kommt, dass jeder – aus privaten, beruflichen oder sonstigen Gründen – die ihm zur Verfügung stehenden sprachlichen Mittel unterschiedlich bewertet.

3.5 Die Tatsache, dass man nicht generell zwischen gutem und schlechtem Deutsch unterscheiden kann, darf aber nicht dazu (ver)führen, auf Sprachpflege überhaupt zu verzichten und ein Laissez-faire zu propagieren. Vielmehr muss der Sprachpfleger in meinen Augen die folgenden Ziele im Auge haben:

3.5.1 Die (wichtigsten) Fragestellungen und Ergebnisse der wissenschaftlichen Sprachforschung sollten nicht nur Ausgangspunkt sprachpflegerischer Aktivitäten sein, sondern diese Fragestellungen und Ergebnisse sollten auch der Öffentlichkeit vermittelt werden. Sprachwissenschaftler sind bei dieser Umsetzungsarbeit sehr viel „zurückhaltender“ als ihre Kollegen aus anderen Geistes- und Sozialwissenschaften, denn die Zahl der Philosophen, Soziologen, Psychologen, Historiker oder Literaturwissenschaftler, die sich nicht zu schade dafür sind, über ihre Arbeit in allgemeinverständlicher Sprache zu sprechen

oder zu schreiben, ist weitaus größer als die der Sprachwissenschaftler. Was Sprachwissenschaft, Sprachdidaktik oder Sprachkritik so alles treiben, bleibt der Öffentlichkeit weitgehend verborgen, und das liegt nicht an der Öffentlichkeit, sondern daran, dass nur wenige von denen, die sich professionell mit der Sprache befassen, die zweifellos große Mühe auf sich nehmen, sich „Laien“ verständlich zu machen.

Aktionen der Gesellschaft für deutsche Sprache und des Deutschen Sprachrats – die „Wörter des Jahres“, der Medienpreis für Sprachkultur, die Veröffentlichung von Preisfragen, die jährlichen Vornamenstatistiken, „Das schönste deutsche Wort“ (vgl. Limbach 2005), „Ausgewanderte Wörter“ (vgl. Limbach 2007) –, aber auch die „Unwort“-Wahlen und etwa die Bücher von Bastian Sick „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ (Sick 2004-2006)⁵ zeigen, wie man sprachkritisches Interesse in der Öffentlichkeit wecken kann.

Auch das Interesse der Medien an Sprache ist, wie schon gesagt, sehr groß; Institutionen wie die Gesellschaft für deutsche Sprache erhalten ständig Anfragen, Interviewwünsche oder Einladungen zu Gesprächsrunden. In größeren Redaktionen sollte es daher Journalisten geben, die für Sprachkritik zuständig sind und auch die Voraussetzungen für diese Aufgabe mitbringen. Universitäten brauchen deshalb nicht – dem derzeitigen Trend zu immer spezielleren Studiengängen folgend – neue Curricula für „Sprachkritiker in den Medien“ zu entwickeln; neben journalistischen Fähigkeiten reicht ein normales linguistisches Studium völlig aus. Wenn es gelingt, den Verantwortlichen in den Medien auch nur eine Ahnung davon zu vermitteln, wie eng das Verhältnis von Sprache, Wirklichkeit, Wahrnehmung, Denken und Handeln ist, dann müsste sich in allen Redaktionen die Einsicht durchsetzen, dass der Beruf des Sprachkritikers mindestens so wichtig ist wie der des Literatur-, Musik- oder Kunstkritikers. Und man sollte bedenken, dass jemand, der Kluges über Goethe, Thomas Mann oder Günter Grass sagen kann, dadurch noch nicht berufen ist, auch Kluges über profanere Dinge wie die Rechtschreibreform, den vermeintlichen Rückgang des Konjunktivs oder den angeblichen Verfall der deutschen Sprache zu sagen.

3.5.2 Sprachpflege sollte Aufklärung betreiben, Diskussionen anregen und Argumente und Wertmaßstäbe für diese Diskussionen liefern; sie sollte aber auch alles tun, um die Freiheit der Sprachteilhaber zu si-

⁵ Der Titel dieser Bücher ist zwar geistreich-witzig, aber unredlich, denn Sick bedient hier ein bekanntes Vorurteil, zeigt aber selbst, dass es sich hier um eine falsche Auffassung handelt: „Der Dativ ist des Genitivs Freund und Gehilfe“ (Sick 2004: 17).

chern. Die Bevölkerung sollte ermuntert werden, eine kritische Haltung gegenüber autoritativen, besonders staatlichen Sprachnormen einzunehmen und wachsam zu sein, wenn staatliche Stellen versuchen, durch Gesetze den Sprachgebrauch zu regulieren. Was die Sprache angeht, so hat Deutschland – natürlich nicht in Zeiten der Diktatur – eine ziemlich liberale Tradition, die es zu erhalten gilt. In dieser Hinsicht sollten wir uns weniger an Frankreich und mehr an den angelsächsischen Ländern orientieren.

Sprachpflege, die sich an die Öffentlichkeit im Allgemeinen und vor allem an Erwachsene wendet, unterscheidet sich hier selbstverständlich vom Sprachunterricht der Schulen, der sehr viel normativer sein muss.

3.5.3 Sprachpflege sollte die Bevölkerung immer wieder anregen, Ratschläge, wie sie zuhause in der Öffentlichkeit gegeben werden und wie sie sich in populären Ratgebern finden, kritisch zu prüfen. Solche Ratgeber sind meist konservativ: Bleibt beim Alten, vermeidet Neues! Und da im Hinblick auf ihre Muttersprache fast alle Menschen konservativ sind – auf die Gründe kann hier nicht eingegangen werden (vgl. etwa Hoberg 2002a) –, richten sie sich bewusst oder unbewusst nach dieser Aufforderung, obwohl sie in dieser Allgemeinheit kaum jemand formulieren würde, denn es leuchtet den meisten Menschen ein, dass der Wert einer sprachlichen Erscheinung (eines Wortes, einer grammatischen Struktur) sich nicht aus ihrem Alter ergibt.

Um diesen Wert zu ermitteln, muss man andere Fragen stellen, von denen hier beispielhaft nur einige wichtige genannt seien:

- Was dient der Verständlichkeit bzw. wodurch wird die Kommunikation erschwert? Bei der Beantwortung dieser Frage darf nicht vergessen werden, dass Kommunikation nicht nur die Produktion, sondern auch die Rezeption, also das Verstehen gesprochener Sprache und das Lesen, umfasst. So hat man etwa auch nach der Rechtschreibreform das *ß*-Zeichen beibehalten, um auf die Unterscheidung von langen und kurzen Vokalen (*Fuß* – *Kuss*) hinzuweisen.
- Was dient der Differenzierung von Bedeutungen? So sollte man etwa im Wortschatz semantische und stilistische Unterschiede erhalten bzw. neu schaffen. *Anscheinend* bedeutet nicht dasselbe wie *scheinbar*, der doppelte Plural von *Wort* (*Worte* – *Wörter*) ist sinnvoll, *Aufzug*, *Fahrstuhl* und *Lift* haben unterschiedliche semantische Merkmale. Auch Fremdwörter und heute besonders Anglizismen sollten unter diesem Gesichtspunkt bewertet werden: Nur Menschen, deren sprachliches Differenzierungsvermögen nicht sehr ausgeprägt ist,

sind der Meinung, *Job* und *Beruf*, *Event* und *Ereignis*, *Kids* und *Kinder*, *cool* und *kühl* bedeuteten „dasselbe“ und die englischen Wörter verdrängten daher die deutschen.

- Was dient der Unterscheidung von ethischen und ästhetischen Urteilen? So sollte sich beispielsweise eine Sprachgemeinschaft fragen, welche Wörter und Wendungen zur Kennzeichnung anderer (Gruppen von) Menschen – zumindest in bestimmten Kontexten – vermieden werden müssen. Diesem Anliegen widmet sich seit 1991 die Aktion „Unwort des Jahres“, und sie findet eine große Resonanz in der Bevölkerung (vgl. etwa Schlosser 2003). Und eine Sprachgemeinschaft sollte sich weiter fragen, wie man sich sprachlich in „Grenzgebieten“ verhalten soll, bei Diskussionen über Sexualität, Sterben und Tod, überhaupt über Tabuisierungen (vgl. Hoberg 2007). Sie darf sich aber auch fragen, was in der Sprache gut und schön ist und was man daher fördern sollte.

3.6 Die wohl wichtigste derzeitige und zukünftige Aufgabe der Sprachpflege wird man üblicherweise nicht unter den Kategorien des guten oder besseren Deutsch fassen, sie bezieht sich gewissermaßen auf die Voraussetzung dafür, dass man überhaupt über gutes oder besseres Deutsch sprechen kann. Es geht um die Frage, welche Rolle Deutsch, wie immer man seine Qualität einschätzen mag, angesichts der zunehmenden Globalisierung und der zunehmenden Dominanz des Englischen spielt und spielen wird. Freilich kann hier auf diese Frage nicht ausführlich eingegangen werden (vgl. hierzu besonders zahlreiche Arbeiten von Ulrich Ammon, etwa Ammon 2003-2004, und verschiedene Beiträge in Hoberg 2002c und Hoberg 2004), es muss aber kurz über die Probleme und Aufgaben, ja Verpflichtungen der Sprachpflege gesprochen werden, die nur dann Lösungen finden und Erfolge verbuchen kann, wenn sie mit Personen und Institutionen zusammenarbeitet, die sich für die Vielfalt der Sprachen und Kulturen in Europa und in der Welt einsetzen.

3.6.1 Auch wenn es viele anders sehen: Das Problem sind nicht die Anglizismen. Der Wortschatz des Deutschen wird auf eine halbe Million Wörter geschätzt, er enthält etwa 15% Fremdwörter und etwa 1% Anglizismen, und die Anglizismen finden sich in größerer Zahl nur in wenigen Textsorten (etwa in der Werbung und der Sprache bestimmter Wissenschaften). Natürlich gibt es unsinnigen Anglizismengebrauch, gegen den man sich, wie gegen jeden anderen unsinnigen Sprachgebrauch, wenden soll, aber es bedarf keiner besonderen prophetischen Gaben, um vorauszusagen, dass beim Zusammenwachsen der Welt auf

den Gebieten der Politik, der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Technik und der Kultur die Zahl der Anglizismen weiter zunehmen wird.

3.6.2 Das Problem ist viel ernster: Es geht darum, welche Rolle Deutsch – und alle anderen Sprachen außer Englisch – in Zukunft spielen werden. Dass heute Englisch in der Welt und in Europa die erste Stelle einnimmt, wird niemand bestreiten können und wollen. Englisch ist die vorherrschende Sprache in der ganzen Welt, ja sie ist überhaupt die erste Weltsprache in der Menschheitsgeschichte. Und in einer Zeit, in der die Menschheit immer mehr zusammenwächst, in der die Interdependenzen zwischen Völkern und Kulturen immer mehr zunehmen, ist ein solches Verständigungsmittel unerlässlich.

Andererseits darf die Vorrangstellung des Englischen nicht dazu führen, dass die übrigen Sprachen vernachlässigt werden. Es kommt sehr darauf an, die Vielfalt der Sprachen mit ihren unterschiedlichen Bedeutungsstrukturen und Perspektiven zu erhalten, zu pflegen und die Mehrsprachigkeit zu fördern. Gerade in der modernen, sich ständig mehr vereinheitlichenden Welt muss deshalb das Bewusstsein dafür erhalten bzw. geschärft werden, dass der Untergang oder auch nur das Zurückdrängen einer Sprache immer einen Verlust bedeutet, und zwar nicht nur für die Sprecher dieser Sprache, sondern für die ganze Menschheit.

3.6.3 Sprachpflegerisches und sprachpolitisches Handeln in Deutschland muss daher vor allem von folgenden Gesichtspunkten bestimmt sein:

- Wichtig ist zunächst, dass die Deutschsprachigen selbst mehr für ihre Sprache tun. Es wird ja wohl als sympathisch empfunden und zeugt gewiss nicht von Sprachnationalismus, wenn die Deutschen sich bemühen, Ausländern in deren Muttersprache oder in Englisch zu begegnen, aber diese Haltung kann auch dazu führen, dass Deutsch weniger wichtig genommen und weniger gelernt wird. Selbst Menschen, die Deutschland und die Deutschen bzw. die Angehörigen anderer deutschsprachiger Länder schätzen, sehen häufig nicht ein, warum sie Deutsch lernen sollen, wenn sie sich mit Englisch in der Mitte Europas und überhaupt in Kontakten mit deutschen Muttersprachlern gut zurechtfinden können. Die deutsche Bevölkerung und besonders auch Politiker und Wirtschaftsfachleute müssen immer wieder darauf hingewiesen werden, die deutsche Sprache nicht zu vernachlässigen.

- Auch die deutsche Wissenschaftssprache muss gefördert werden, und zwar in erster Linie von Wissenschaftlern selbst. Selbstverständlich können beispielsweise Naturwissenschaftler die Ergebnisse ihrer Forschung in Englisch publizieren, aber sie sollten sie auch in Deutsch veröffentlichen, weil sich andernfalls die deutsche Wissenschaftssprache nicht weiterentwickeln kann.
- Alle Sprachen sind gleichwertig, aber das kann nicht heißen, dass im Rahmen der übernationalen Kommunikation alle Sprachen gleichrangig sind. In den nächsten Jahren wird sich entscheiden, welchen Sprachen – abgesehen von Englisch – ein besonderer Status bei der Verständigung zwischen verschiedenen Völkern zukommt. In der Europäischen Union wird vor allem auch dem Deutschen und Französischen eine besondere Stellung eingeräumt, weil diese Sprachen von den größten Sprachgemeinschaften gesprochen werden und weil beide eine lange Tradition als Fremdsprachen haben, und es ist nicht nationalistisch oder gar chauvinistisch, wenn sich die Sprachpflege in den deutschsprachigen Ländern besonders auch für Deutsch einsetzt.
- Was Deutsch als Fremdsprache angeht, so sollte man zwei sich auf den ersten Blick widersprechende Ziele im Auge haben: Einerseits muss der Unterricht so anwendungsbezogen wie möglich sein, und dieses Ziel ist in den letzten Jahrzehnten auch stark in den Vordergrund getreten. Andererseits sollte man sich wieder bewusst werden, dass das Erlernen einer Fremdsprache nicht nur der Kommunikationsförderung dient, sondern dass die Kenntnis anderer Sprachen einen Wert an sich darstellt, dass dadurch neue Sehweisen, Perspektiven gewonnen werden, ganz abgesehen davon, dass durch das Erlernen einer schwierigen Sprache – und das Deutsche wird als eine solche angesehen – die geistigen Fähigkeiten erweitert werden. Vor allem sollte das rezeptive Sprachenlernen gefördert werden, denn besonders eine Sprache wie das Deutsche mit seinen komplexen grammatischen Strukturen ist rezeptiv leichter zu erlernen.

3.6.4 Sprachpflege und Sprachpolitik sollte die Bevölkerung dazu ermuntern, die sehr schwierige „Spagat“-Kunst zu erlernen und anzuwenden, die Kunst, situationsabhängig Deutsch oder Englisch – und nach Möglichkeit noch andere Sprachen – gut zu gebrauchen und vor allem die Muttersprache nicht zu vernachlässigen.

4 Fazit

Es dürfte deutlich geworden sein, dass Sprachpflege, die einem guten oder besseren Deutsch dienen soll, zum einen konkrete Sprachberatung sein muss, und zwar in allen Fragen, die von der Bevölkerung gestellt werden: zur Rechtschreibung und Grammatik, zum Wortgebrauch, zur Stilistik, Rhetorik und Textgestaltung, zur Gesprächsführung, zur Sprachethik und -ästhetik.

Zum anderen und vor allem muss Sprachpflege Impulse geben, Interessen wecken, das Nachdenken über Sprache fördern, die Meinungen, Einstellungen, Haltungen der Bevölkerung, besonders des „Bildungsbürgertums“, oder einzelner Gruppen beeinflussen, der Sprachpolitik Argumente liefern und die wohl bei allen Menschen, zumindest ansatzweise, vorhandene Liebe zur Muttersprache und zu Fremdsprachen stärken.

Um dies zu erreichen, gibt es viele Wege, wie etwa die Tätigkeiten der Gesellschaft für deutsche Sprache zeigen: Aufsätze, Glossen, Interviews und Kommentare in den Medien, Vorträge und Symposien, Aktionen wie „Wörter des Jahres“ oder die Verleihung von Sprachpreisen.

Und es zeigt sich immer wieder, dass man sich auf der Grundlage einer rational begründeten Diskurstheorie (Habermas, Apel, Grice u. a.) über Ziele, Werte und Normen verständigen kann, was selbstverständlich nicht heißt, dass man sich immer einig wird, was aber wohl heißt, dass man unterschiedliche Positionen erkennen und respektieren kann.

5 Literatur

- Ammon, Ulrich 2003-2004: Sprachenpolitik in Europa – unter dem vorrangigen Aspekt von Deutsch als Fremdsprache. In: Deutsch als Fremdsprache, H. 4/2003, 159-209, u. H. 1/2004, 3-10.
- Biere, Bernd Ulrich/Hoberg, Rudolf (Hrsg.) 1995: Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen.
- Frilling, Sabine 2004: Die Sprachberatung der GfdS. Resultate einer aktuellen Untersuchung. In: Der Sprachdienst, H. 2, 42-49.
- Greule, Albrecht/Ahlvers-Liebel, Elisabeth 1986: Germanistische Sprachpflege. Darmstadt.
- Hoberg, Rudolf 1990: Dieter E. Zimmer als Sprachkritiker. In: Der Sprachdienst, H. 3-4, 72-79.
- Hoberg, Rudolf 1995: Sprachbewertung und Sprachberatung. In: Bernd Ulrich Biere/Rudolf Hoberg (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen, 1-5.
- Hoberg, Rudolf 2002a: Braucht die Öffentlichkeit die Sprachwissenschaft? In: Jürgen Spitzmüller/Kersten Sven Roth/Beate Leweling/Dagmar Frohning (Hrsg.): Streitfall Sprache. Bremen, 19-37.
- Hoberg, Rudolf 2002b: Sprachverfall? Rundfunkvortrag. <http://www.swr.de>.

- Hoberg, Rudolf (Hrsg.) 2002c: Deutsch-Englisch-Europäisch. Impulse für eine neue Sprachpolitik. Mannheim.
- Hoberg, Rudolf 2003: Günther Pflug zum 80. Geburtstag. In: Der Sprachdienst, H. 2, 75-76.
- Hoberg, Rudolf 2004: Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt – eine sprachpolitische Betrachtung. In: DAAD (Hrsg.): Deutsch und Fremdsprachen. Bielefeld, 12-18.
- Hoberg, Rudolf 2006: Sprachbewusstsein, Sprachinteressen und Sprachbedürfnisse der Öffentlichkeit. In: Jianhua Zhu/Hans-R. Fluck/Rudolf Hoberg (Hrsg.): Interkulturelle Kommunikation deutsch-chinesisch. Frankfurt/Main, 297-309.
- Hoberg, Rudolf erscheint 2007: Der Neger, das Fräulein und der Schwule.
- Limbach, Jutta (Hrsg.) 2005: „Das schönste deutsche Wort“. Ismaning.
- Limbach, Jutta (Hrsg.) 2007: „Ausgewanderte Wörter“. Ismaning.
- Schlosser, Horst Dieter 2003: Sprachkritik per Volksabstimmung? Erfahrungen mit zwölf Jahren „Unwort des Jahres“. In: Jochen A. Bär (Hrsg.): Von „aufmüpfig“ bis „Teuro“. Die „Wörter der Jahre“ 1971-2002. Mannheim, 69-79.
- Sick, Bastian 2004-2006: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. 3 Bde. Köln-Hamburg.
- Stickel, Gerhard 1999: Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen. Erste Ergebnisse einer Repräsentativerhebung. In: Gerhard Stickel (Hrsg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Berlin, 16-44.
- Wimmer, Rainer (Hrsg.) 1985: Sprachkultur. Jahrbuch 1984 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf.
- Zimmer, Dieter E. 2005: Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit. Hamburg.

Und wie würden Sie entscheiden? Richtiges und gutes Deutsch in der Sprachberatung

1 Sprache als öffentliches Gaudium

Sie heißen Wolf Schneider, Stefan Gärtner oder Bastian Sick. Ihre Bücher über den Zustand der deutschen Sprache und die schlimmsten angeblichen Sprachverhunzungen erreichen Millionenauflagen. Wenn einige von ihnen – wie neuerdings inszeniert – öffentliche „Schulstunden“ abhalten, füllen sie zwischen Rostock und Garmisch-Partenkirchen ganze Sportarenen und Konzertsäle.

Das Thema „deutsche Sprache“ hat längst auch die Primetime im deutschen Fernsehen erobert. Bei der ersten Ausstrahlung der von Hape Kerkeling moderierten Diktatshow „Der große Deutschtest“ im Jahr 2004 erreichte der Fernsehsender RTL einen Marktanteil von 29,9%. Das heißt: Zur entsprechenden Hauptsendezeit hat damals jeder dritte Fernsehzuschauer diese abendfüllende Sendung vom heimischen Sofa aus mitverfolgt. Der „Große Deutschtest“ konnte damit leicht mit dem TV-Film „Haialarm auf Mallorca“ (6,64 Millionen Zuschauer oder 28,8% Marktanteil) konkurrieren oder mit der Reality-Soap „Die Super-Nanny“, die 2004 einen durchschnittlichen Marktanteil von 25,5% erreichte (Quelle: www.rtl-television.de/5114.html). Aus diesen Quoten darf mit der gebotenen Vorsicht geschlossen werden, dass „Der große Deutschtest“ nicht nur von klassischen Bildungsbürgern gesehen wurde, sondern von einem sehr breit gestreuten Publikum. Nur die Formel 1 lag deutlich über diesen Werten. Wenn Michael Schumacher, von RTL übertragen, im roten Ferrari seine Runden drehte, saß ihm 2004 annähernd jeder zweite deutsche Fernsehzuschauer im Nacken. Runde um Runde um Runde ...

Daneben ist das Wettern gegen die das Deutsche überschwemmende Anglizismenflut aus den feinen Sprachgesellschaften hinaus zu den Stammtischen und in die Fußgängerzonen der großen Städte gewandert und findet sogar im Deutschen Bundestag ein Podium. Neuerdings wird dort ein „sprachlicher Verbraucherschutz“ gefordert, der dem Vordrang des Englischen in der Sprache der Werbung und in Gebrauchsanleitungen und ähnlichen Textsorten Einhaltung bieten soll. Die publikumswirksame Beschäftigung mit der deutschen Sprache hat Konjunktur. Allemal.

Hierzu mag die Rechtschreibreform einen entscheidenden Beitrag geleistet haben. Der langjährige Streit um eine reformierte Rechtschreibung, die in den Medien und in Fachkreisen ausgiebig und mit unterschiedlicher Qualität geführte Diskussion um Volksetymologien, neue Variantenvielfalt, bedeutungsdifferenzierende Schreibungen und liberalisierte Kommasetzung – von der leidigen Worttrennung am Zeilenende ganz zu schweigen (der *Urin-stinkt* hat in diesem Zusammenhang mittlerweile fast schon den Charakter eines *running gag*) – hat bei allen guten Vereinfachungsabsichten, die einst mit der Erarbeitung einer neuen Regelung der deutschen Orthografie verknüpft waren, eines bewirkt: Die Verunsicherung in Fragen sprachlicher Normen ist groß, und entsprechend deutlich wird nach Orientierung verlangt.

Stellvertretend für viele hat dies Jochen Jung, der Leiter des Jung & Jung Verlags Salzburg, Anfang 2007 im „Börsenblatt des deutschen Buchhandels“ getan. Er schreibt da: „Wir brauchen Regeln und Gesetze, die uns daran erinnern, dass Zusammensein, dass Kommunikation nur dann funktionieren kann, wenn alle sich an diese Regeln halten“ (Börsenblatt, H. 9, 2007: 11).

Regeln und Gesetze sind Normen. Ihnen stehen Regelverstöße und Gesetzesübertretungen entgegen. Regel- und gesetzeskonformes Verhalten ist nach allgemeinem Verständnis richtiges Verhalten. Verstöße gegen Regeln und Gesetze werden nicht toleriert, und zwar auch dann nicht, wenn die Normen in sich nicht ganz schlüssig zu sein scheinen. Entsprechend verkündet Jung weiter: „Richtiges Deutsch ist ein penibles Regelwerk, das aus einer Unzahl von Anwendungsverpflichtungen besteht, die man nur lernen und beherzigen kann. Vieles macht Sinn, vieles klingt unsinnig, zu diskutieren ist nichts: falsch bleibt falsch“ (ebd.). Der Duktus dieser Feststellung impliziert die Gleichung: Nur richtiges Deutsch ist gutes Deutsch. Wer darüber entscheidet, was in der Sprache richtig oder falsch und damit gut oder schlecht ist, führt Jung nicht aus; ebenso wenig geht er auf die Tatsache ein, dass lediglich die Rechtschreibung und die Interpunktion des Deutschen im engeren Sinne normiert sind. Dass seine Sympathie den oben genannten Sprachlehrern gilt, dagegen schon.

Angesichts einer solchen Haltung muss das langjährige Bemühen der germanistischen Sprachwissenschaft, sprachliches Verhalten aus dem bipolaren Spannungsfeld von „richtig“ und „falsch“ herauszuführen, als gescheitert betrachtet werden. Differenzierte, wissenschaftlich fundierte Sprachbeschreibung ist gut, geht für den alltäglichen Umgang mit der Sprache aber offensichtlich zu weit. Dies vielleicht deshalb, weil reine Deskription für den sprachwissenschaftlichen Laien ein zu komplexes und damit zu irritierendes Bild sprachlicher Erschei-

nungen und Verhaltensweisen ergibt, mit dem umzugehen er nicht gelernt hat. Der Hinweis darauf, dass sich sprachliches Verhalten nicht nach den Kriterien „richtig“ und „falsch“ bemisst, sondern etwa nach den Kriterien „angemessen“ oder „unangemessen“, „mündlich“ oder „schriftlich“, „öffentlich“ oder „privat“, „wohlgeformt“ oder „nicht wohlgeformt“ und anderen mehr, ganz zu schweigen davon, dass zusätzlich Phänomene des Sprachwandels und sprachlicher Interferenzen zu bedenken sind, hilft vielen Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhabern im Allgemeinen nicht weiter. Wer aktiv in der Sprachberatung tätig ist, wird dieses nur bestätigen können.

2 Populistische versus wissenschaftliche Sprachpflege: ein Anliegen, zwei Paar Stiefel

Nun kommen nicht alle modernen Sprachpfleger vom Schlage eines Bastian Sick oder Stefan Gärtner mit dem erhobenen Zeigefinger oder – schlimmer – mit dem erhobenen Rohrstock daher. Im Gegenteil. Ihre Bücher, die mit Titeln wie „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ oder „Man schreibt deutsch“ [sic!] ihr Publikum anlocken, wollen auf unterhaltsame Weise aufklären, ganz nach der klassischen Devise des *docere et delectare*. Das ist an sich ein respektables Unterfangen. Aber allzu oft lavieren diese Autoren hart an der Grenze zwischen Aufklärung und Kalauer entlang, was durchaus kontraproduktiv sein kann. So schreibt Bastian Sick zum Beispiel in einem kurzen Kapitel über die Rechtschreibreform in Folge 3 seines Erfolgstitels vom sterbenden Genitiv: „Wer sich an den Delfin mit ‚f‘ partout nicht gewöhnen mag, der soll ihn ab sofort *Phlipper* schreiben“ (Sick 2006: 28). Was ist hiermit gewonnen? Ob das mit einem solchen Späßchen heraufbeschworene Lachen wirklich ein gutmütiges ist? Es ist noch gar nicht so lange her, dass uns die Bedeutung richtigen Schreibens mit Merkversen des Typs „Wer nämlich mit h schreibt ist dämlich“ eingebläut worden ist. Da ist die Frage erlaubt, ob die Erheiterung aufgrund solcher Witzeleien nicht doch leicht einen hämischen Beigeschmack bekommen kann oder gar hat. Gelacht wird nicht über sich selbst, sondern über die dummen anderen. Wäre dem so, bedeutete dies eine weitere Niederlage all derer, die im Ringen um eine Reform der deutschen Rechtschreibung auf Einfachheit setzten, eine Einfachheit, die auch Konrad Duden einst in seinen theoretischen Überlegungen zur deutschen Orthografie anstrebte, auch wenn er, der Not der Tugend gehorchend, die Einheitlichkeit der Rechtschreibung zunächst gegenüber der Einfachheit priorisierte.

Gegen die „demonstrative Selbstgewissheit“ und den „schulmeisterlichen Dünkel“ von Sprachtrainern wie Bastian Sick oder Hape Ker-

keling hat sich zuletzt der Linguist Peter Eisenberg im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung in seinem Beitrag „Sprachwächter? Zum Lachen! Das Deutsche muss vor seinen Beschützern geschützt werden“ (Süddeutsche Zeitung, 11./12.11.2006) ausgesprochen. Darin rügt er zum einen, dass deren Wirken ein Sprachbewusstsein fördere, das nicht in der Sprache selbst ruhe, sondern deren „Eigenschaften in Multiple-Choice-Rastern auf willkürliche Weise“ digitalisiere, und er bemängelt zugleich das Fehlen von Erklärungen darüber, warum zum Beispiel das Partizip *gewinkt* der Form *gewunken* vorgezogen wird, auch wenn sich eine Mehrzahl der Befragten für diese ausgesprochen habe (ebd.).

Letztendlich verbirgt sich hinter dieser Feststellung der Vorwurf, dass die nichtwissenschaftlichen Sprachschützer völlig unberührt von den Erkenntnissen der Sprachwissenschaft ihre Normen setzen. Ganz von der Hand zu weisen ist dieser Vorwurf nicht, wie die folgende Entwicklung der Darstellung des Falles „gewinkt/gewunken“ in der Dudengrammatik zeigen soll (Hervorhebungen vom Verfasser):

1. Auflage 1959	<i>gewinkt</i>	Anm.: Das starke 2. Partizip <i>gewunken</i> ist <u>veraltet</u> und wird heute <u>nur noch scherzhaft</u> gebraucht.
2. Auflage 1966	<i>gewinkt</i>	Anm.: Das starke 2. Partizip <i>gewunken</i> ist <u>hochsprachlich veraltet</u> und wird heute nur noch <u>mundartlich</u> oder <u>scherzhaft</u> gebraucht.
3. Auflage 1973	<i>gewinkt</i>	Anm.: Das starke 2. Partizip <i>gewunken</i> ist <u>hochsprachlich veraltet</u> und wird heute nur noch <u>mundartlich</u> oder <u>scherzhaft</u> gebraucht.
4. Auflage 1984	<i>gewinkt</i>	Anm.: Das unregelmäßige 2. Partizip <i>gewunken</i> wird heute nur noch <u>mundartlich</u> oder <u>scherzhaft</u> gebraucht.
5. Auflage 1995	<i>gewinkt</i>	Anm.: Das unregelmäßige 2. Partizip <i>gewunken</i> dringt heute, <u>obwohl es hochsprachlich nicht als korrekt gilt</u> , über das Mundartliche hinaus vor.
6. Auflage 1998	<i>gewinkt</i>	Anm.: Das unregelmäßige 2. Partizip <i>gewunken</i> dringt heute, <u>obwohl es hochsprachlich nicht als korrekt gilt</u> , über das Mundartliche hinaus vor.
7. Auflage 2005	<i>gewinkt</i> (<i>gewunken</i>)	(Der Kommentar zum Sprachgebrauch in der Anmerkung ist entfallen.)

Die frühen Ausgaben der Dudengrammatik gehen noch davon aus, dass *gewunken* veralteten Sprachgebrauch spiegele und sich weitgehend auf mundartlichen und scherzhaften Gebrauch beschränke. Die entsprechende Anmerkung klingt bis in die 4. Auflage hinein auch noch ziemlich apodiktisch. Mit der 5. Auflage wird jedoch erkennbar, dass die Verfasser den Nachweis der starken Partizipialform in standardsprachlichen Quellen nicht mehr übersehen können. Ob es dabei richtig war, eine Entwicklung aus dem Mundartlichen hinaus ins Standardsprachliche hinein anzunehmen, oder ob die Verfasser mangels aussagefähiger Datengrundlagen lange einem alten puristischen Vorurteil aufgesessen sind bzw. sich von diesem nicht – oder noch nicht – lösen wollten, bleibe einmal dahingestellt. Die aktuelle 7. Auflage der Dudengrammatik jedenfalls setzt die ältere Partizipialform *gewunken* wieder in ihre Rechte ein, indem sie diese kommentarlos als eine in der deutschen Gegenwartssprache vorkommende standardsprachliche Ausdrucksmöglichkeit anerkennt. Korpuslinguistische Analysen bestätigen diesen Befund als überfällig.

Eine Recherche im derzeit 1,017 Milliarden Wortformen umfassenden Dudenkorpus hat folgende Verteilung von *gewinkt* und *gewunken* ergeben:

<i>gewinkt</i> :	128 Belege = 38%
<i>gewunken</i> :	209 Belege = 62%

Wie ausgeführt, ist nach den Angaben in den zitierten Ausgaben der Dudengrammatik spätestens seit 1995 – und das mag auch in den zunehmenden korpusbasierten und damit auf größeren Mengen von Sprachdaten fußenden Untersuchungen begründet liegen – nicht mehr zu ignorieren, dass die starke Form *gewunken* eben doch auch in standardsprachlichen Quellen breite Verwendung findet. Wer lehrt, *gewunken* sei falsch, lehrt an der Sprachwirklichkeit vorbei. Aus linguistischer Sicht ist das ein Ärgernis, und Peter Eisenbergs Misstrauen gegenüber anderslautenden Lehren darf als durchaus berechtigt angesehen werden.

Wie sich der Umgang mit „richtigem Deutsch“ im Sinne des oben zitierten Jochen Jung im Alltag darstellt, erweist die Sprachberatung.

3 Was „gut“ und „richtig“ ist, soll oft der Sprachberater entscheiden

Der Zulauf, dessen sich Sendungen des eingangs beschriebenen Typs heute erfreuen, und der Erfolg entsprechender Publikationen spiegeln sich im wachsenden Zugriff auf Sprachberatungseinrichtungen wider.

Erhebungen aus den späten 1980er und frühen 1990er Jahren erweisen für die Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion im Vergleich zu den aktuellen Zahlen, dass der Bedarf an Sprachberatung kontinuierlich zugenommen hat. Das gilt auch unter Berücksichtigung der Tatsache, dass die Servicezeiten der Duden-Sprachberatung seit 1997 sukzessive ausgeweitet worden sind. So kommt Werner Scholze-Stubenrecht in seiner 1991 veröffentlichten Untersuchung auf rund 10.000 telefonische Anfragen und über 2.000 schriftliche Anfragen pro Jahr (vgl. Scholze-Stubenrecht 1991). Eine eigene Erhebung aus dem Jahr 1996 (Wermke 1996) zeigt einen Anstieg auf fast 17.000 telefonische und an die 4.000 schriftliche Anfragen. Im Jahresschnitt 2006 hat sich die Zahl der telefonischen Sprachberatungskontakte auf über 36.000 noch einmal mehr als verdoppelt, und das, obwohl die Sprachberatung seit 1997 kostenpflichtig ist. Schriftliche Sprachberatung erteilt die Dudenredaktion heute nur noch in Ausnahmefällen.

Gegenüber früher fällt der sich wandelnde Charakter der Anfragen auf. Solche zur Rechtschreibung und Zeichensetzung, die ehemals einen erheblichen Anteil des Gesamtaufkommens ausgemacht haben, nehmen ab. Sie liegen heute deutlich unter 50%. Das kann zweierlei Gründe haben. Eventuell reflektiert dieser Rückgang eine zunehmende Indifferenz gegenüber der Rechtschreibung, wie sie gerade unter Schülerinnen und Schülern nach einer Studie, die im Auftrag der Dudenredaktion im Frühjahr 2007 von SINUS Sociovision (Heidelberg) durchgeführt wurde, verbreitet ist. Er lässt sich möglicherweise aber auch durch das Faktum der Kostenpflicht erklären. Demnach würden eher einfachere Fragen, die ggf. auch über einen Griff zum Wörterbuch geklärt werden können, in vielen Fällen gar nicht mehr an die Sprachberatung herangetragen. Fragen zur Grammatik im weiteren Sinne nehmen dagegen zu. Eine nicht repräsentative Stichprobe ergibt folgendes Bild:

Anfragen zur Grammatik (Artikelgebrauch, Flexion, Wortbildung)	47%
Anfragen zu Orthografie und Interpunktion	37%
Anfragen zur Geschäftskorrespondenz nach DIN 5008	10%
Sonstiges	2%

Das besondere Problem bei der telefonischen Sprachberatung liegt in der beschränkten Möglichkeit, orthografische oder grammatikalische Sachverhalte eingehender erklären und damit den impliziten Forderungen Peter Eisenbergs an eine seriöse Aufklärung in sprachlichen Zweifelsfällen entsprechen zu können. Die durchschnittliche Ge-

sprachsdauer liegt bei der Duden-Sprachberatung deutlich unter zwei Minuten. Die alltägliche Erfahrung ist es, dass die Fragesteller häufig auch gar nicht an ausführlicheren Erklärungen ihres sprachlichen Problems interessiert sind. Sie wollen Lösungen in einem konkreten Fall, der sie im Augenblick verunsichert und bei der Erledigung ihrer eigentlichen Aufgabe, zum Beispiel beim Schreiben eines Briefes oder eines Protokolles, behindert und den sie ggf. nicht selbst lösen können oder wollen. Das Vertrauen in eine als kompetent erwartete beratende Person geht offenbar über das Vertrauen in die eigene Fähigkeit, den gegebenen Zweifelsfall unter Hinzuziehung von Hilfsmitteln wie Wörterbüchern und Grammatiken klären zu können, hinaus. Entsprechend verantwortungsvoll ist die Rolle des Sprachberaters bzw. der Sprachberaterin. Vor allem dort, wo es nicht um normierte Bereiche der Sprache, also um orthografische Fragen und solche der Interpunktion geht, bekommt das Diktum des Sprachberaters schnell normativen Charakter, ob er das nun beabsichtigt oder nicht. Diese normative Funktion wird der Sprachberatung oft genug regelrecht abgenötigt. Da nützt dann im Falle von *gewinkt* und *gewunken*, um noch einmal auf dieses Beispiel zurückzukommen, der Hinweis auf die tatsächliche Verbreitung und Verteilung der beiden Partizipialformen gar nichts, weil eine Entscheidung darüber, welche der beiden Formen der Fragesteller nun tatsächlich benützen soll, verlangt wird – und zwar in der Regel mit einer Frage des Typs „Und wie würden Sie entscheiden?“. Der Inhalt der Antwort steht dem Fragesteller dann für „richtiges“ und demnach auch für „gutes“ Deutsch. Insofern unterscheiden sich Sprachberaterinnen und Sprachberater der Dudenredaktion in ihrer Wirkung gegebenenfalls nicht allzu sehr von Sprachlehrern wie Bastian Sick oder Hape Kerkeling.

Dass Sprachberatung sich wegen der an sie gerichteten Erwartungen nicht ganz frei machen kann von normativen Aussagen, erweist sich, wenn man den Eintrag zu *winken* im neunten Band der Dudenreihe, „Richtiges und gutes Deutsch“, der aus den Anfragen an die Duden-Sprachberatung hervorgegangen ist, betrachtet. Anders als in der Dudengrammatik heißt es in der sechsten Auflage 2007: „Das schwach flektierte Partizip II von *winken* lautet *gewinkt*. Besonders in der Umgangssprache ist auch die stark flektierte Form *gewunken* häufig.“ Die Gleichsetzung von *winken* und *gewunken* geht hier nicht so weit wie in der vornehmlich deskriptiv arbeitenden Dudengrammatik. In der Erwähnung der Umgangssprache klingt ein Qualitätsurteil nach dem Motto „Hochsprache = gutes Deutsch, Umgangssprache = weniger gutes Deutsch“ noch an und wird wohl auch entsprechend von den Benutzerinnen und Benutzern interpretiert werden.

Gegenüber den Vorgängerauflagen ist aber insofern ein Fortschritt gegeben, als die dort gemachten Aussagen in ihrer Bestimmtheit zumindest entschärft werden. Dort heißt es noch: „Die Form *gewunken* ist landschaftlich und gilt standardsprachlich als nicht korrekt“ (5. Auflage 2001 und 4. Auflage 1997) bzw. „Die Form *gewunken* ist landschaftlich und gilt standardsprachlich als falsch“ (3. Auflage 1985) bzw. „Die Form *gewunken* ist landschaftlich und gilt hochsprachlich als falsch“ (2. Auflage 1972) bzw. „Die Form *gewunken* ist landschaftlich und gilt hochsprachlich als nicht korrekt“ (1. Auflage 1965).

In der aktuellen Auflage 2007 wird immerhin eine behutsame Abkehr von allzu apodiktischen Urteilen erkennbar, ohne dass der Anspruch der Sprachberatung, im Zweifelsfall verlässliche Orientierung zu geben, gänzlich aufgegeben wäre.

Auch wenn es kaum möglich sein dürfte, eine einheitliche Definition dessen, was „gutes Deutsch“ auszeichnet, zu entwickeln: Die Sprachberater sollen immer schon wissen, was gutes Deutsch ist.

4 Literatur

- Börsenblatt des deutschen Buchhandels, H. 9, 2007.
- Der Große Duden – Die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. von der Dudenredaktion unter Leitung von Dr. phil. habil. Paul Grebe. 1. Aufl. Mannheim 1959.
- Der Große Duden – Die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bearb. von Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Gipper, Max Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler. 2., verm. u. verb. Aufl. Mannheim 1966.
- Der Große Duden – Die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bearb. von Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Gipper, Max Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler. 3., neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim 1973.
- Duden – Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Gerhard Augst, Hermann Gelhaus, Helmut Gipper, Max Mangold, Horst Sitta, Hans Wellmann und Christian Winkler. 4., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim 1984.
- Duden – Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. u. bearb. von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Peter Eisenberg, Hermann Gelhaus, Helmut Henne, Horst Sitta und Hans Wellmann. 5., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim 1995.
- Duden – Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. von der Dudenredaktion. Bearb. von Peter Eisenberg, Hermann Gelhaus, Helmut Henne, Horst Sitta und Hans Wellmann. 6., neu bearb. Aufl. Mannheim 1998.
- Duden – Die Grammatik. Hrsg. von der Dudenredaktion. 7., völlig neu erarb. u. erw. Aufl. Mannheim 2005.
- Duden – Hauptschwierigkeiten der deutschen Sprache. Bearb. von Günther Drosdowski, Paul Grebe, Wolfgang Müller. Mannheim 1965.
- Duden – Zweifelsfälle der deutschen Sprache. Wörterbuch der sprachlichen Hauptschwierigkeiten. 2., neu bearb. u. erw. Aufl. Bearb. von Dieter Berger, Günther Drosdowski, Paul Grebe, Wolfgang Müller. Mannheim 1972.

4 Ansichten: Was wäre gutes Deutsch?

- Duden – Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Bearb. von Dieter Berger und Günther Drosdowski unter Mitwirkung von Otmar Käge. 3., neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim 1985.
- Duden – Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Hrsg. u. bearb. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 4., auf der Grundlage der amtlichen Neuregelung der deutschen Rechtschreibung neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim 1997.
- Duden – Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Hrsg. von der Dudenredaktion. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. 5., neu bearb. Aufl. Mannheim 2001.
- Duden – Richtiges und gutes Deutsch. Hrsg. von der Dudenredaktion. Bearb. von Peter Eisenberg unter Mitwirkung von Franziska Münzberg und Kathrin Kunkel-Razum. 6., vollständig überarb. Aufl. Mannheim 2007.
- Scholze-Stubenrecht, Werner 1991: Die Sprachberatungsstelle der Dudenredaktion. In: Deutsche Sprache 2, 178-182.
- Sick, Bastian 2006: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache. Folge 3. 1. Aufl. Köln-Hamburg.
- Süddeutsche Zeitung, Ausgabe Samstag/Sonntag 11./12.11.2006.
- Wermke, Matthias 1998: Aus der Praxis der Dudenredaktion. In: Albrecht Greule/Franz Lebsanft (Hrsg.): Europäische Sprachkultur und Sprachpflege. Akten des Regensburger Kolloquiums, Oktober 1996. Tübingen, 13-23.



+2 01203603638



germanbooks1

JÜRGEN SCHIEWE

Angemessenheit, Prägnanz, Variation Anmerkungen zum guten Deutsch aus sprachkritischer Sicht

1 Vorbemerkung: Was ist Sprachkritik?

Die Frage, was gutes Deutsch aus sprachkritischer Sicht sei, wäre gewiss einfacher zu beantworten, wenn präzise bestimmt werden könnte, was unter „Sprachkritik“ zu verstehen ist. Die Geschichte der Sprachkritik (vgl. Schiewe 1998) aber zeigt, dass es vielfältige Motive, Formen und Ziele von Sprachkritik gegeben hat, und ein Blick auf die gegenwärtigen sprachkritischen Arbeiten macht deutlich, dass dem immer noch so ist. Ohne hier auf die vielfältigen Systematisierungsversuche (vgl. von Polenz 1982; Gauger 1995; Schiewe [im Druck]) eingehen zu können, sei festgehalten, dass alle Sprachkritik in Vergangenheit und Gegenwart eines gemeinsam hat: die Auffassung nämlich, dass mittels Sprache die Sprache selbst und ihr Gebrauch bewertet werden können, und zwar mit dem Ziel, eine „Verbesserung“ zu erreichen.

Grundlage von Sprachkritik ist die metasprachliche Funktion der Sprache, die Möglichkeit also, mittels Sprache beschreibende und auch bewertende Aussagen über Sprache und Sprachgebrauch machen zu können. Wenn die Sprachkritik die Ebene der Beschreibung verlässt und den Sprachgebrauch bewertet, dann muss sie den Maßstab ihrer Bewertung auch explizit benennen. Gäbe es einen – und nur einen – richtigen Gebrauch der Sprache, dann hätten wir einen solchen Maßstab, mit dem zu messen und zu bewerten wäre. Manche Formen von Sprachkritik, insbesondere die populären, in der sprachlichen Ratgeberliteratur und im Feuilleton geübten, gehen von einer solchen „Richtigkeit“ aus. Sie wird zumeist an den Normen der schriftlichen Standardsprache und für schriftliche Texte zusätzlich an den Regeln der (alten) Rechtschreibung festgemacht. Darüber hinaus postulieren diese Formen von Sprachkritik eine richtige, oft der Ursprungs-etymologie gemäße Bedeutung der Wörter, sie negieren also die Möglichkeit eines Bedeutungswandels und einer Bedeutungsprägung in aktuellen Verwendungssituationen. Komplettiert wird diese Annahme eines „richtigen“ Sprachgebrauchs zumeist durch die Forderung, die Sprache müsse „rein“ erhalten werden, also frei von „Fremdwörtern“ sein (vgl. u. a. Sick 2004, kritisch dazu Schneider 2005).

Die in diesem Beitrag vertretene Richtung von Sprachkritik folgt dieser populären Auffassung von der einen und einzigen Richtigkeit der Wörter, der Sätze, der Texte, der Äußerungen nicht. Unter Berücksichtigung

sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse ist vielmehr auszugehen von einer Vielzahl von Sprachgebräuchen, von Varietäten, die u. a. nach regionalen, sozialen, funktionalen Gesichtspunkten zu unterscheiden sind. Sie besitzen eine gewisse Regelmäßigkeit, weisen Normen auf und machen je nach Kontext, Anlass der Sprachverwendung und zu realisierender Sprachfunktion unterschiedliche Formen des Sprachgebrauchs nicht nur möglich, sondern nötig. Ein privates Gespräch unter Freunden folgt, eben weil es eine andere Funktion hat, anderen sprachlichen Regeln als beispielsweise ein Bewerbungsgespräch. Ebenso unterscheiden sich ein Privatbrief und ein Geschäftsbericht, ein wissenschaftlicher Aufsatz und eine Zeitungsreportage, ein Werbetext und ein Beipackzettel für ein Arzneimittel. Zu differenzieren ist also zwischen verschiedenen „Text- und Gesprächsarten“, die in bestimmten Situationen verwendet und erwartet werden.

Varietäten als Ausdruck der „inneren Mehrsprachigkeit“ einer Sprache und Textsorten als konventionell geregelte Muster für Sprachgebräuche (oder sprachliche Handlungen) zeigen somit an, dass es keinen einzig „richtigen“ Maßstab für Sprachbewertungen geben kann. Gleichwohl lassen sich solche Maßstäbe ausmachen, insbesondere dann, wenn Normerwartungen an Textsorten, die stets in Varietäten eingebunden sind, nicht oder nur unzureichend erfüllt werden oder aber wenn Normkonflikte beim Aufeinandertreffen von Varietäten und Gesprächsarten oder Kommunikationsstilen entstehen. Diese Maßstäbe richten sich nach den Funktionen der jeweiligen Textsorten, v. a. den kommunikativen Zwecken, die sie erfüllen sollen und für die sie sprachliche Mittel einsetzen, deren Wirksamkeit und Gültigkeit sprachkritisch bewertet werden kann.

Sprachkritik ist somit zu bestimmen als ein unentbehrliches Element jener umfassenderen Bemühungen, den Gebrauch der jeweiligen Sprache in ihren verschiedenen Funktionsbereichen begründet zu reflektieren und – ganz allgemein gesagt – gemäß demokratischer Kommunikationsmaximen zu optimieren. So verstanden ist Sprachkritik stets konstruktiv im Sinne einer Kultivierung des Sprachgebrauchs. Dieser Prozess der Kultivierung sollte, so die These, von den Maximen „Angemessenheit“, „Prägnanz“ und „Variation“ geleitet sein – eine Trias, die sich an eine weit zurückreichende sprachkritische Tradition anlehnen kann.

2 Kurze Geschichte sprachkritischer Sprachideale

Die Tradition, innerhalb sprachkritischer Bemühungen Sprachideale zu formulieren, reicht für das Deutsche bis auf Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) zurück. In seinem Aufsatz „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“ (entstanden 1697, erstmals publiziert 1717) formuliert er im Anschluss an eine

grundlegende Theorie und Programmatik der Sprachkritik drei Sprachideale, die seiner Ansicht nach „drei gute Beschaffenheiten bei einer Sprache“ ausmachen: „Reichtum“, „Reinigkeit“ und „Glanz“ (Leibniz 1983: 27ff.). Leibniz übt seine Sprachkritik vor dem Hintergrund des Befundes, dass das Deutsch seiner Zeit noch zahlreiche Ausdrucks- und Funktionslücken aufweist und dass es noch keine festen Gebrauchsnormen gibt. So bezieht sich „Reichtum“ auf den Wortschatz, den es auszubauen gilt, damit in allen Gebrauchssituationen stets der treffende, eindeutige und angemessene Ausdruck zur Verfügung steht. Unter „Reinigkeit“ versteht er nicht unbedingt die Abwesenheit von Fremdwörtern, sondern vor allem eine Festigkeit der grammatischen und stilistischen Normen. „Glanz“ schließlich als stilistische Qualität stellt sich ein, wenn man es versteht, „die Worte wohl zu wählen und füglich zu setzen“ (Leibniz 1983: 47f.).

Während Leibniz den Ausbau der deutschen Sprache fordert, damit sich auch ein guter Sprachgebrauch einstellen kann, zielen die Sprachideale von Christian Thomasius (1655-1728) direkt auf Qualitäten des Sprachgebrauchs. „Deutlichkeit“, „Artigkeit“ und „Zierrathen der Rednerkunst“ sind für ihn die „drey hauptsächlichen Vortrefflichkeiten“ der menschlichen Rede (Thomasius 1691: 373). Mit „Deutlichkeit“ meint er die „sprachlich und inhaltlich klare Fassung der eigenen Gedanken“ und mit „Artigkeit“ dasjenige, was Leibniz als „Reinigkeit“ gefasst hatte, also „neben der grammatischen Richtigkeit, einer guten Satzstellung [...] und Wortwahl vor allem die Situationsangemessenheit der sprachlichen Äußerung“ (Leweling 2005: 85f.). Das dritte Ideal, die „Zierrathen der Rednerkunst“, betrifft, im Rückgriff auf die antike Rhetorik, den „ornatus“, den Redeschmuck, also die sprachlich-stilistische Textausgestaltung.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts schreibt Johann Christoph Gottsched (1700-1766) eine „Deutsche Sprachkunst“, mit der er einen Standard für die deutsche Sprache setzen möchte. In einem „Von der Vollkommenheit einer Sprache überhaupt“ betitelten Abschnitt benennt er ebenfalls drei Sprachideale, gefasst in den Begriffen „Reichtum und Überfluß“, „Deutlichkeit“ sowie „Kürze oder Nachdruck“. Wie schon seine Vorgänger zielt auch Gottsched auf den Wortschatz, auf die Semantik und Grammatik sowie auf den Stil. „Reichtum und Überfluß“ meint die „Menge der Wörter und Redensarten, die mit einander übereinstimmen“ (Gottsched: 1762: 49ff.), also den in einer Sprache zur Verfügung stehenden Wortschatz und die Regelmäßigkeit der Wortbildung. Wenn es „Zweck der Rede“ ist, eine „deutliche Erklärung der Gedanken“ zu liefern, dann müssen „gewisse leichte Regeln“ gegeben sein, nach denen „die Wörter wohl zusammengefüget“ werden können. „Deutlichkeit“ also zielt auf gut zu handhabende grammatische Normen. „Kürze und Nachdruck“ schließlich sind eine Eigenschaft, „vermöge dessen man, mit wenigen Worten,

viele Gedanken entdecken kann“. Damit ist das Merkmal von Sprachen gemeint, Denk- und Wahrnehmungskategorien mit einem Wort zu bezeichnen, so dass in Reden oder Texten kurz und präzise formuliert werden kann.

Am Ende des 18. Jahrhunderts wendet sich Joachim Heinrich Campe (1746-1818) gegen die zahlreich ins Deutsche übernommenen Fremdwörter insbesondere aus dem Französischen, wobei ihn das Motiv leitet, mittels Verdeutschungen den politischen Wortschatz allgemeinverständlich zu machen. Aus dem Titel seiner Preisschrift „Ueber die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache“ von 1794 lassen sich seine Sprachideale ableiten: „Reinheit“ und „Reichtum“. Ein Zustand der „Reinheit“ der Sprache ist nach Campe deshalb erstrebenswert, weil damit die Durchsichtigkeit des Wortschatzes und folglich ein allgemeines Verstehen der Wörter möglich wären. Für eine „Bereicherung“ der Sprache wird durch die Verdeutschung von Fremdwörtern gesorgt. Campe versucht zudem, das zu seiner Zeit noch in Formung begriffene Hochdeutsch durch Ausdrücke aus möglichst vielen Dialekten und älteren Sprachstufen zu bereichern. Somit sind „Reinheit“ und „Reichtum“ für ihn demokratische Ideale, durch die gesichert werden soll, dass Menschen aller Schichten und Regionen an der Gesamtsprache teilhaben und sie für ihre kommunikativen Bedürfnisse nutzen können (vgl. Schiewe 1988: 45-84).

Eine interessante Wendung nimmt die Tradition der Formulierung von Sprachidealen zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei Carl Gustav Jochmann (1789-1830). Während Leibniz, Thomasius, Gottsched und Campe ihre Ideale noch auf eine zu formende Standardsprache projizieren und damit in die Sprachentwicklung eingreifen wollen, betrachtet Jochmann den Gebrauch eben dieses weitgehend bereits geformten Standards vor dem Hintergrund der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Restaurationszeit. Er formuliert die Ideale nun kritisch um, kehrt sie ins Negative und charakterisiert das in seiner Zeit gebrauchte Deutsch mit den Begriffen „Unbestimmtheit“, „Unverständlichkeit“ und „Härte“ (vgl. Schiewe 1989; Pörksen 1994a). Während „Unbestimmtheit“ aus dem Fehlen einer allgemeinen Sprachnorm insbesondere bei den Schriftstellern und „Unverständlichkeit“ aus einer esoterischen Sprache der Wissenschaften und der Philosophie folgen, ergibt sich die „Härte“ aus fehlenden Möglichkeiten, eine öffentliche politische Sprache auszubilden (Jochmann 1828: 220).

Vor einigen Jahren hat Uwe Pörksen (1994b) noch einmal die Frage „Was ist eine vollkommene Sprache?“ gestellt und mit „Genauigkeit“, „Durchsichtigkeit“ und „Form“ drei Ideale benannt, die als eine positive Fassung der von Jochmann formulierten Charakteristika betrachtet werden können. Pörksen meint mit „Genauigkeit“ den treffenden, auch überraschenden Ausdruck, der mit dem Gedanken zur Deckung kommt und

Räume zum Weiterdenken öffnet. „Durchsichtigkeit“ zielt auf die Eigenschaft der Wörter und der Sprache überhaupt, den Gegenstand in der Benennung und in der Aussage erkennbar zu machen, ihn anzudeuten, vielleicht gar zu erklären. Der Begriff „Form“ schließlich gehört in die Kategorie des Stils, er beschreibt „eine Haltung, ein Bauprinzip, fast schon eine Aktivität“, ist „eine Prägung für das Gedächtnis“ (Pörksen 1994b: 312f.).

Die Frage nach einer „vollkommenen“ Sprache war zunächst, im 18. Jahrhundert, auf die systematische Ausbildung des Deutschen bezogen. Abgehoben wurde dabei stets (1) auf den Wortschatz, der zu sichten, zu bereichern und als Bezeichnungsinstrument durchsichtig auszugestalten sei, (2) auf die Grammatik, deren Regelmäßigkeit festgestellt und durch Normierungen abgesichert werden sollte, und (3) auf den Stil, dessen Qualitäten sich im vielfältigen Gebrauch der Sprache musterhaft ausbilden würden. Nachdem sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts für das Deutsche ein in Wörterbüchern, Grammatiken und Stilistiken erfasster und beschriebener Standard herausgebildet hatte, wird die Frage nicht mehr in erster Linie auf das „System“ des Deutschen bezogen, sondern auf den Gebrauch, der von diesem System gemacht wird. Jochmann sieht für den Sprachgebrauch seiner Zeit Anlass zu grundlegender Kritik, Pörksen dagegen sucht in der Gegenwart eine Orientierung für die Verbesserung des Sprachgebrauchs zu geben. Allen diesen Versuchen, Kriterien für die Vollkommenheit einer Sprache zu benennen, ist die Überzeugung gemeinsam, dass eine Sprache prinzipiell verbesserungsfähig ist und dass mit Sprachkritik Einfluss auf den „Gang der Sprache“ ausgeübt werden kann.

3 Rahmenbedingungen für gutes Deutsch

Wenn im folgenden Abschnitt die drei Begriffe „Angemessenheit“, „Prägnanz“ und „Variation“ als Charakteristika für gutes Deutsch beschrieben und begründet werden sollen, kann das hehre Ziel der „Vollkommenheit“ nicht mehr als Richtschur der Überlegungen gelten. An deren Stelle soll die „Sprachkultur“ treten, die, wie eingangs bereits festgestellt, mittels sprachkritischer Tätigkeiten geschaffen, bewahrt und ausgebaut werden soll. Sprachkultur kann dabei, wie Nina Janich (2005: 26ff.) ausführt, zweierlei meinen: Zunächst die „Sprachkultur im engeren Sinne“, die – nach Greule (2004) und Warnke (1999: 13-26) – dadurch gekennzeichnet ist, dass die betreffende Sprache die Eigenschaften von „Kultursprachen“ aufweist (vgl. auch Straßner 1995). Dazu gehören u. a. die Existenz eines Schriftsystems, die überregionale Verwendbarkeit einer Sprache, ihre Nutzung in unterschiedlichen Funktionen, das Vorhandensein literarischer Texte. Auch wenn eine Sprache – wie das Deutsche seit dem 18. Jahr-

hundert – über diese Eigenschaften verfügt, ist es dennoch nötig, sie stets zu erneuern, aktiv zu befördern, weil dadurch das „Kommunikationspotential“ der Sprache erhalten und ausgeweitet wird. Sprachkultur kann so dann im Sinne von „Sprachkultiviertheit“ verstanden werden, womit Eigenschaften des Sprachgebrauchs gemeint sind, die letztlich auf den Kompetenzen der Sprachteilhaber/innen beruhen. Nach Janich (2005: 30) sind folgende, hier etwas verkürzt wiedergegebene Kompetenzen zu unterscheiden:

- (1) Grammatische Kompetenz: aktive Fähigkeit zur Konstruktion grammatisch korrekter Sätze und passive Fähigkeit zur Erschließung von grammatischem Sinn;
- (2) Semantisierungskompetenz: aktive und passive Fähigkeit zur Zuordnung von Bedeutung;
- (3) Kontextualisierungskompetenz: Fähigkeit zur Konstruktion und Erschließung von Kontexten und entsprechenden Bedeutungszuweisungen;
- (4) Kreative Kompetenz: Fähigkeit zur Übertragung von Bekanntem auf Unbekanntes; Fähigkeit zum kreativen Umgang mit Sprache im weiteren Sinn;
- (5) Strukturierungskompetenz: Fähigkeit der sinnvollen und logischen Strukturierung von Äußerungen und Texten sowie zur strategischen Abweichung davon;
- (6) Transsubjektive Kompetenz: Fähigkeit, den Partner absichtsvoll in den eigenen Kommunikationsbeiträgen zu berücksichtigen, dabei aber die Eigenperspektive auf den Kommunikationspartner als eine solche prinzipiell zu erkennen;
- (7) Metakommunikative Kompetenz: Fähigkeit, bei Problemen auf eine handlungsentlastete Ebene zu wechseln und Probleme metasprachlich zu thematisieren.

Wie an diesen Kompetenzen, deren Auf- und Ausbau die Grundlage von Sprachkultiviertheit ist, deutlich wird, soll unter „Sprache“ mehr als Grammatik und unter „Sprachkultiviertheit“ mehr als das Befolgen grammatischer Regeln verstanden werden (vgl. Janich 2005: 33). Da Sprachkultiviertheit im Gebrauch entsteht und dieser Gebrauch auf die Sprachkultur im engeren Sinne zurückwirkt, ist Sprache im pragmatischen Sinne auch als Kommunikation zu begreifen und folglich immer in kommunikativen Kontexten zu betrachten. Aus diesem erweiterten Sprachbegriff ergeben sich für eine Sprachkritik, die Kriterien für gutes Deutsch benennen will, einige Voraussetzungen, die auch auf grundlegenden Erkenntnissen der Sprachwissenschaft basieren:

Es gibt eine „innere Mehrsprachigkeit“, somit Varietäten, die eigene funktionale Sprachformen und Stile ausprägen können. Sprachkritik darf sich nicht einseitig auf die Standardsprache als Maßstab für sprachliche Richtigkeit und Stilgüte berufen.

Schriftsprache und gesprochene Sprache besitzen (teilweise) unterschiedliche funktionale Normen. Maßstab einer sprachkritischen Bewertung darf nicht einseitig die Schriftsprache sein.

Sprache unterliegt einem Wandel, Wortbedeutungen können sich ändern. Maßstab beispielsweise für die Bedeutungsbestimmung eines Wortes kann nicht (ausschließlich) seine Etymologie sein; entscheidend ist der (jeweils eingespielte) Gebrauch.

Sprachliche Ausdrücke – Wörter, Äußerungen, Texte – erlangen ihre aktuelle Bedeutung immer nur in Kontexten. Bewertungen isolierter sprachlicher Ausdrücke entbehren einer sicheren Begründung.

Eine sprachwissenschaftlich begründete Sprachkritik, die im Dienst von Sprachkultiviertheit und Sprachkultur arbeitet, sucht die Sprache in kommunikativen Vollzügen auf und berücksichtigt bei ihren Bewertungen die unterschiedlichen Kommunikationsanlässe, das Kommunikationsmedium sowie die Formen und Folgen eines Sprachwandels.

4 „Angemessenheit“, „Prägnanz“, „Variation“ – Gutes Deutsch aus Sicht der heutigen Sprachkritik

Anders als die in der Vergangenheit für vollkommenes Deutsch aufgestellten Sprachideale, die den Wortschatz, die Grammatik und den Stil in den Mittelpunkt rückten, muss eine heutige Sprachkritik, die gutes Deutsch in Sprachgebrauchssituationen bestimmen will, den Kontext, den Ausdruck und die Kreativität in den Vordergrund stellen. Für diese drei Bereiche können die Kategorien „Angemessenheit“, „Prägnanz“ und „Variation“ als Kennzeichen des Sprachgebrauchs und als Maßstäbe der Sprachkritik bestimmt werden. Dabei ist „Angemessenheit“ als eine Art Grundkategorie aufzufassen, aus der sich streng genommen die anderen Kategorien weitgehend ableiten lassen.

Der Begriff der „Angemessenheit“ geht auf das „aptum“ der antiken Rhetorik zurück. Das aptum ist Teil der „elocutio“, der Tugend des sprachlichen Ausdrucks, und steht dort neben der Sprachrichtigkeit („latinitas“), der Klarheit („perspicuitas“) und dem Redeschmuck („ornatus“) (vgl. Ueding/Steinbrink 1994: 213-229). Cicero (1976, 3.210) gibt in seinem Werk „De oratore“ für aptum folgende Bestimmung: „Laßt uns nun sehen, was im Ausdruck angemessen ist, das heißt, was sich am ehesten geziemt. Dabei ist freilich klar, daß nicht ein Stil für jeden Fall und jeden Hörer, für jede beteiligte Person und jede Situation geeignet ist.“ Es sind also die Faktoren „Anlass/Gegenstand“, „Publikum“ und „Situation“, nach denen die Angemessenheit einer Rede ausgerichtet werden muss. Kienpointner (2005: 195) hat diese Faktoren in ein „Stildreieck“ übertragen und die „Angemessenheit der Formulierung“ auf folgenden Ebenen unterschieden:

4 Ansichten: Was wäre gutes Deutsch?

- (1) Sachebene/Inhaltsebene (sachliche Adäquatheit): Klarheit, Strukturiertheit, Überparteilichkeit etc.;
- (2) Beziehungsebene (publikumsbezogene Passendheit): Stiltechniken wie Intensivierung, Veranschaulichung, Anspielungen, Höflichkeit, Humor etc.;
- (3) Gesprächssituation (situationsspezifische Angebrachtheit): Anpassung an den Grad der Öffentlichkeit, den formellen oder informellen Charakter, die gespannte oder entspannte Atmosphäre etc.

Geht man davon aus, dass ein „guter Text“ ein „angemessener Text“ ist, dann wird eine wertende Aussage immer relativ zu einer jener Ebenen erfolgen müssen. Man wird also nicht allgemein formulieren können „dieser Text ist angemessen“, sondern „dieser Text ist angemessen hinsichtlich der Darstellung des Gegenstandes oder des Publikums oder der Situation“.

Diese Auffassung vertritt auch Ulla Fix (1995), wobei sie allerdings das Kriterium der Angemessenheit (sie spricht von „Adäquatheit“) weiter differenziert. Da Angemessenheit stets einen Bezug zu – unterschiedlichen – Normen, die der sprachlichen Kommunikation zugrunde liegen, aufweist, muss folgende Unterscheidung vorgenommen werden (vgl. Fix 1995: 67):

- (1) Angemessenheit hinsichtlich instrumentaler Normen des Systems wie grammatische Richtigkeit, semantische Stimmigkeit etc.,
- (2) Angemessenheit hinsichtlich situativer Normen mit Bezug auf Empfänger, Sender, Medium, Gegenstand, Intention etc.,
- (3) Angemessenheit hinsichtlich ästhetischer Normen mit Anspruch an Klarheit, Folgerichtigkeit etc., auf Wohlgeformtheit also,
- (4) Angemessenheit schließlich hinsichtlich parasprachlicher Normen, die durch kulturelle Bedingungen gesteuert werden.

Der Sprachkritik geht es nicht darum, lediglich eine Anpassung an diese Normen, also ihre Rekapitulation im Sprechen und Schreiben, anzustreben. Da Normen abstrakt sind und sich auf ebenfalls abstrakte Textmuster beziehen, ist eine solche normative Einschränkung der Freiheit im jeweils konkreten Ausdruck, im Textexemplar also, aber auch nicht zu befürchten. Für einen konkreten Text als Realisierung eines Textmusters bleibt stets Raum für eine individuelle Gestaltung. Deshalb kann aber auch immer nur nachträglich bestimmt werden, ob ein Text einer oder mehreren Normen gerecht wird, ob er also ein „guter“ Text ist.

Vorgängig, also für die Produktion von (guten) Texten, lassen sich allerdings Formulierungs- und Kommunikationsmaximen aufstellen (vgl. Fix 1995: 70). Formulierungsmaximen heben auf die Normbezüge und die Gewichtung der verschiedenen Normen ab. Für einen Wissenschaftstext, der Erkenntnisse über einen Gegenstand darzustellen hat, könnte die Maxime lauten: „Formuliere deinen Text möglichst dem Gegenstand und der

Intention (Vermittlung von Wissen) angemessen.“ Für einen an Laien gerichteten populärwissenschaftlichen Text könnte sie lauten: „Formuliere deinen Text so, dass er den Voraussetzungen des Empfängers angemessen ist, d.h. motiviere ihn, schreibe verständlich“.

Auch allgemeine Kommunikationsmaximen können formuliert werden, deren Befolgung einen wesentlichen Anteil am Gelingen von Kommunikation hat (vgl. Fix 1995: 71f.): „Sei dir bewußt, daß du über deinen Sprachgebrauch deine Partneereinstellung deutlich machst.“ Oder: „Sei dir bewußt, daß du dich durch deinen Sprachgebrauch immer auch selbst darstellst.“

Auf der Grundlage derartiger Maximen der Angemessenheit hat Sprachkritik eine doppelte Aufgabe: Sie bewertet Texte, sprachliche Äußerungen, daraufhin, ob sie diesen Maximen folgen oder ob sie sie verletzen, sie zeigt also auf, ob die betreffenden Texte hinsichtlich ihrer Kommunikationsabsicht funktional oder dysfunktional sind. Und sie begründet und vermittelt, gerade im Schulunterricht, diese Maximen, um so eine Sprachkompetenz in Form von Text(sorten)- und Kommunikationskompetenz zu befördern.

Wissenschaftlich begründete Sprachkritik soll dem Sprecher und der Sprecherin nicht vorschreiben, welcher Sprachgebrauch richtig oder falsch ist, aber sie kann bewusst machen, wann, wo, zu welchem Zweck welcher Gebrauch der Sprache angemessen ist. Sprachkritik greift also nicht durch Vorschriften ein in das Sprachverhalten der Menschen, aber sie liefert wertende Orientierungen, die das Ziel haben, Kommunikation im Sinne „gelingender Kommunikation“ zu befördern. Gutes Deutsch bedeutet also ein Deutsch, das die Relevanz und Gewichtung bestehender Normen abwägt und diese Normen gemäß der Kommunikationsabsicht zum Zwecke gelingender Kommunikation im jeweiligen Text realisiert.

Um ein Beispiel zu nennen: Der gegenüber dem Standarddeutschen gewiss reduzierte sprachliche Ausdruck in der SMS-Kommunikation insbesondere von Jugendlichen ist für sich genommen nicht unbedingt ein Ausdruck von Sprachverfall. In dem entsprechenden Medium ist er aufgrund medialer Restriktionen und zugleich auch Möglichkeiten durchaus funktional oder kann es zumindest sein. Sprachkritik wäre erst dann zu üben, wenn festzustellen ist, dass die SMS-Kommunikation auch in anderen Kontexten, beispielsweise in einem Bewerbungsschreiben, für das andere Normen gelten, verwendet wird. Hier greift das Kriterium der „Angemessenheit“ und es muss sprachkritisch deutlich gemacht werden, dass ein solcher Sprachgebrauch in diesem Kontext dysfunktional ist, die kommunikative Funktion nicht erfüllt und das angestrebte Handlungsziel mit großer Wahrscheinlichkeit nicht erreicht wird. Noch massiver müsste die linguistische Sprachkritik auf den Plan treten, wenn festgestellt würde,

dass Jugendliche nicht mehr über die Fähigkeit verfügten, unterschiedliche kommunikative Muster im mündlichen wie schriftlichen Bereich zu produzieren, ihnen also die Kompetenz für die Produktion komplexerer Textsorten fehlte und sie kein aktives Textsortenwissen mehr besäßen. Dann nämlich wären nicht nur die kommunikativen Möglichkeiten eingeschränkt, sondern es wären im Großen gesehen auch die Sprachkultiviertheit und letztlich gar die Sprachkultur in Gefahr.

Entscheidend also ist die Beherrschung der vielfältigen Text- und Kommunikationsmuster sowie – das ist ganz wichtig – ein Bewusstsein davon, wann und wie diese Muster angemessen in der Kommunikation einzusetzen sind. Jan Georg Schneider (2007: 20) hat diese „Fähigkeit, sprachliche Ausdrücke in bestimmten ‚kommunikativen Praktiken‘ und in bestimmten Medien situationsangemessen verwenden zu können“, mit dem treffenden Ausdruck „Sprachspielkompetenz“ benannt.

Von der Angemessenheit ist es nur noch ein kleiner Schritt zu dem zweiten Kriterium, der „Prägnanz“. Damit ist zunächst die Genauigkeit in der Wortwahl und in der Wahl grammatischer Mittel, die für die jeweilige Textsorte konstitutiv sind, gemeint. So stellt beispielsweise der Gebrauch eines exklusiven Fachwortschatzes und einer Syntax, die die Person des Autors in den Hintergrund treten lässt, in vielen Fällen die Prägnanz eines wissenschaftlichen Textes her. Für einen populären Sachbuchtext dagegen ergibt sich Prägnanz eher aus einem allgemeineren, eventuell bildungssprachlichen Wortschatz, aus anschaulichen Beispielen und aus einer überschaubaren Syntax, in der der Autor als Textakteur durchaus auftreten darf. Darüber hinaus umfasst Prägnanz aber auch Konventionen sozialer Interaktion, die den Einsatz bestimmter Textsorten in bestimmten Kommunikationssituationen intentional steuern. Es geht also auch darum zu wissen, in welcher Kommunikationssituation welche Textsorte zu wählen ist. Beispielsweise ist nicht für jeden Kommunikationszweck die E-Mail mit ihren eher informellen sprachlichen Eigenheiten geeignet, oftmals garantiert nur der Brief einen kommunikativen Erfolg.

Angemessenheit und Prägnanz sind als Kriterien für gutes Deutsch stark an Normen und Konventionen ausgerichtet. Um aber gerade auch eine Freiheit in der Gestaltung von Texten zu befördern und im Bewusstsein der Sprachteilhaber/-innen zu verankern, ist als drittes Kriterium die „Variation“ erforderlich. Damit ist zum einen der stilistische Spielraum angesprochen, den jeder Text als Realisation einer Textsorte lässt. Mit „Variation“ ist aber auch gemeint, dass dort, wo es möglich ist und sinnvoll erscheint, von den festen Text- und Kommunikationsmustern abgewichen und dabei, ohne die Verständigung zu gefährden, Neues, Überraschendes, Denkwürdiges hervorgebracht werden kann und sollte. Das gelingt nicht immer und überall, aber dort, wo es gelingt, kann es ganze Denkke-

bäude, komplexe Befindlichkeiten oder differenzierte Meinungen auf den Punkt bringen. Ein schönes und sehr aussagekräftiges Beispiel derartiger Variation war ein Plakat, das jemand auf einer Montagsdemonstration 1989 in die Höhe hielt. Während tausendfach der Ruf „Wir sind das Volk!“ ertönte, war dort zu lesen: „Ich bin Volker!“ (vgl. Schiewe/Schiewe 2000: 75-84). Variation kann Farbe des Ausdrucks, Tiefe des Gedankens und Anlass zum Weiterdenken in die Sprache bringen.

5 Zusammenfassung

Gutes Deutsch ist aus Sicht der heutigen Sprachkritik mehr als richtiges Deutsch, und manchmal kann und muss es sogar anderes als richtiges Deutsch sein. Gutes Deutsch ist in erster Linie angemessenes Deutsch, darüber hinaus auch prägnantes und, wo möglich, variierendes Deutsch. Um gutes Deutsch zu sprechen und zu schreiben, braucht man neben einem Wissen über die Regeln der Grammatik auch ein Wissen darüber, in welcher Situation man zu wem über welchen Gegenstand wie sprechen oder schreiben sollte, damit die Kommunikation glücken kann. Beides zusammen mündet in ein Sprachbewusstsein, das die Schaffung und Ausbildung von Sprachkultur überhaupt erst möglich macht. Deshalb ist, vielleicht zuallererst und grundlegend, gutes Deutsch auch bewusstes Deutsch.

6 Literatur

- Campe, Joachim Heinrich 1794: Ueber die Reinigung und Bereicherung der Deutschen Sprache. Dritter Versuch welcher den von dem königl. Preuß. Gelehrtenverein zu Berlin ausgesetzten Preis erhalten hat. Verbesserte und vermehrte Ausgabe. Braunschweig.
- Cicero 1976: De oratore/Über den Redner. Hrsg. u. übersetzt von Harald Merklin. Stuttgart.
- Fix, Ulla 1995: Textmusterwissen und Kenntnis von Kommunikationsmaximen. Voraussetzung, Gegenstand und Ziel einer kommunikationsbezogenen Sprachberatung. In: Bernd Ulrich Biere/Rudolf Hoberg (Hrsg.): Bewertungskriterien in der Sprachberatung. Tübingen, 62-73.
- Gauger, Hans Martin 1995: Was ist und was soll Sprachkritik? In: Ders.: Über Sprache und Stil. München, 29-61.
- Gottsched, Johann Christoph 1762: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst, und bei dieser fünften Auflage merklich verbessert. Leipzig.
- Greule, Albrecht 2004: Über die Anfänge deutscher Sprachkultur und Sprachkultivierung. In: Ders. (Hrsg.): Entstehung des Deutschen. Althochdeutsch und Altniederdeutsch – Wörter und Namen – Texte und Glossen. Festschrift für Heinrich Tiefenbach zum 60. Geburtstag. Heidelberg, 133-142.
- Janich, Nina 2005: Sprachkultur und Sprachkultiviertheit – ein methodisch-kulturalistischer Theorieentwurf. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, H. 1, 14-38.

4 Ansichten: Was wäre gutes Deutsch?

- Jochmann, Carl Gustav 1828: Ueber die Sprache. Heidelberg [Reprographischer Nachdruck Göttingen 1968].
- Kienpointner, Manfred 2005: Dimensionen der Angemessenheit. Theoretische Fundierung und praktische Anwendung linguistischer Sprachkritik. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, H. 3, 193-218.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm 1883: Unvorgreifliche Gedanken. betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache. Zwei Aufsätze. Hrsg. von Uwe Pörksen. Stuttgart.
- Leweling, Beate 2005: Reichtum, Reinigkeit und Glanz – Sprachkritische Konzeptionen in der Sprachreflexion des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Sprachbewusstseinsgeschichte. Frankfurt/Main.
- Pörksen, Uwe 1994a: Unbestimmtheit, Unverständlichkeit und Härte. Carl Gustav Jochmanns Kritik an der Sprache des frühen 19. Jahrhunderts. In: Ders.: Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Tübingen, 225-241.
- Pörksen, Uwe 1994b: Genauigkeit, Durchsichtigkeit und Form. Was ist eine vollkommene Sprache? In: Ders.: Wissenschaftssprache und Sprachkritik. Untersuchungen zu Geschichte und Gegenwart. Tübingen, 297-321.
- Polenz, Peter von 1982: Sprachkritik und Sprachnormenkritik. In: Hans Jürgen Heringer (Hrsg.): Holzfeuer im hölzernen Ofen. Aufsätze zur politischen Sprachkritik. Tübingen, 70-93 [erstmalig 1973].
- Schiewe, Andrea/Schiewe, Jürgen 2000: Witzkultur in der DDR. Ein Beitrag zur Sprachkritik. Göttingen.
- Schiewe, Jürgen (1988): Sprachpurismus und Emanzipation. Joachim Heinrich Campes Verdeutschungsprogramm als Voraussetzung für Gesellschaftsveränderungen. Hildesheim-Zürich-New York (= Germanistische Linguistik 96-97).
- Schiewe, Jürgen 1989: Sprache und Öffentlichkeit. Carl Gustav Jochmann und die aufklärerische Sprachkritik der Spätaufklärung. Berlin.
- Schiewe, Jürgen 1998: Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schiewe, Jürgen (im Druck): Sprachkritik. In: Gerd Ueding (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 8. Tübingen.
- Schneider, Jan Georg 2005: Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, H. 3, 154-177.
- Schneider, Jan Georg 2007: Sprache als kranker Organismus. Linguistische Anmerkungen zum Spiegel-Titel „Rettet dem Deutsch!“. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, Heft 1, 1-23.
- Sick, Bastian 2004: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache. 6. Aufl. Köln.
- Straßner, Erich 1995: Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache. Tübingen.
- Thomasius, Christian 1691: Christian Thomas [...] / eröffnet / Der Studirenden / Jugend in Halle / in einem gemischten Diskurs / fünf neue Collegia [...]. In: Kleine Teutsche Schriften. Reprographischer Nachdruck, hrsg. von Werner Schneiders. Hildesheim-Zürich-New York 1994, S. 254-392.
- Ueding, Gert/Steinbrink, Bernd 1994: Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode. 3., überarb. u. erw. Aufl. Tübingen.
- Warnke, Ingo 1999: Wege zur Kultursprache. Die Polyfunktionalisierung des Deutschen im juristischen Diskurs (1200-1800). Berlin-New York.

Gutes Deutsch

1 Einleitung

Gutes Deutsch – es scheint nicht eben zu den Zielen der sogenannten publizistischen Sprachkritik zu zählen. Was auch immer die Sprachglossen verschiedenster Machart und Zielsetzung wollen, die gelegentlich den Feuilletonseiten der Presse beigemischt werden, „gutes Deutsch“ gehört anscheinend nicht dazu. Die Glossographen befassen sich am liebsten mit einzelnen Wörtern und Wendungen, meist solchen neuesten Datums, und zwar im engsten Sinne kritisch, das heißt tadelnd. Dahinter mag implizit sehr wohl eine individuelle Vorstellung von „gutem Deutsch“ stehen. Aber ausdrücklich befasst sich der Sprachjournalismus mit den größeren und den ganz großen Fragen der Sprachverwendung gewöhnlich nicht. Er scheint keine über den bekrittelten Einzelfall hinausgehenden Optimierungsvorstellungen zu verfolgen. Die Frage, ob die eigene Zeitung eigentlich „gutes Deutsch“ schreibe, brächte die Glossographen wahrscheinlich in arge Verlegenheit. Und so naiv zu erwarten, dass allein schon die Vermeidung der getadelten Wörter und Wendungen gutes Deutsch ergeben würde, wird ein Journalist kaum sein.

Vielleicht aber ist es gar kein Zufall, dass von dieser Spielart der Sprachkritik keine Auskunft über „gutes Deutsch“ zu erwarten ist? Vielleicht gehört „gutes Deutsch“ ja in den Bereich subjektiven Empfindens, das sich intersubjektiv überhaupt nicht verhandeln lässt? Vielleicht gibt es ein objektiv gutes Deutsch gar nicht, und die Presse kann also auch keine Propaganda dafür machen?

Von der Sprachwissenschaft jedenfalls hat die öffentliche Sprachkritik keinerlei Ermutigung erfahren. Im Gegenteil. Beide haben sich weitgehend ignoriert, und wo sie es nicht getan haben, ist seit über einem halben Jahrhundert – seit der Kontroverse über den „unmenschlichen Akkusativ“ zwischen Dolf Sternberger auf der einen, Herbert Kolb und Peter von Polenz auf der anderen Seite – eine bald schwelende, bald hell aufflackernde Fehde zwischen ihnen im Gange. Desinteresse und Abneigung entspringen in diesem Fall nicht allein der allgemeinen Geringschätzung des Experten für den Laien. Zwar ist vieles, was sich im Journalismus als Sprachkritik gebärdet, tatsächlich von auffällender linguistischer Ahnungslosigkeit, aber die Geringschätzung wäre wahrscheinlich kaum milder, hätten sich die Sprachjournalisten mit linguistisch stichhaltigeren Begründungen versehen.

Aus der Sicht dieser Linguisten nämlich ist die journalistische Sprachkritik schon im Ansatz verfehlt. Allein der Begriff *Sprachkritik* sei eine Anmaßung. Die Sprache selbst würde nie kritisiert. Allenfalls handele es sich um Sprachgebrauchskritik und in der Regel lediglich um Wortgebrauchskritik. Die Übung kratze also immer nur an der äußerlichsten Oberfläche der Sprache. Die Journalisten bekrittelt den irgendeinen Sprachgebrauch, der sich nicht mit ihrem „Sprachgefühl“ verträgt, meist einfach darum, weil er neu ist oder ihnen jedenfalls erst jetzt aufgefallen. Sie kritisierten ohne System und ohne Kriterien, spontan, ad hoc, mal so, mal so. Im einen Absatz erklärten sie einen neuen Anglizismus für eine Zumutung, im nächsten jammerten sie über die nationalistische Engstirnigkeit der deutschen Sprache. Sie hätten keine Maßstäbe, und das sei nicht verwunderlich, denn objektive gebe es auch gar nicht. Also versuchten sie, ihre privaten sprachlichen Vorlieben zur allgemeinen Norm zu erheben. Ihr besserwisserischer Eifer sei nicht einmal harmlos, denn er diene einem reaktionären Zweck: der Diskriminierung der Unterschichten durch die Denunziation ihres Sprachgebrauchs. Das „gute Deutsch“, das ihr „Sprachgefühl“ leite und in dessen Namen sie mäkelten, sei nichts anderes als ihre eigene bildungsbürgerliche Schichtensprache, die sie zur allgemeinen Norm erheben, um das Proletariat mit seinem lebendigen eigenen Soziolekt niederzuhalten. Jede Art von Sprachgebrauch sei auf seine Weise gut. Im Übrigen brauche die Sprache beckenmesserische Aufpasser gar nicht. Sie reguliere sich von ganz allein. Man lasse sie in Ruhe. Die einzig richtige Haltung zum Sprachgebrauch sei die des Wissenschaftlers. Er beschreibe, er bewerte nicht.

Daran ist sicher manches Wahre. Wahr ist auch der zusätzliche Vorwurf, der ganze sprachkritische Furor verpuffe wirkungslos: Hundert Jahre „Wer brauchen ohne zu gebraucht...“, fünfzig Jahre die Belehrung, dass das *vor-* in *vorprogrammieren* redundant oder ein *Flair* etwas anderes sei als ein *Air* – und immer noch kehren sich die Leute nicht darum. Nur sonderbar, die antisprachkritische Attitüde der Linguistik ist in der Öffentlichkeit mindestens ebenso wirkungslos verpufft. Der Laie will einfach nicht begreifen, dass man den Sprachgebrauch nicht bewerten darf. Alles darf man bewerten, soll man sogar bewerten, und zwar auch ohne Fachkenntnisse und möglichst kritisch – eine Kaffeemaschine, ein Fußballspiel, eine Parlamentsdebatte –, und ausgerechnet eine Sprachäußerung nicht? Oder jedenfalls nur ihren Inhalt, aber nicht dessen Sprachgestalt? Im Journalismus gehört das Bewerten zum Beruf – und sein eigenes sprachliches Handwerkszeug sollte der Journalist aussparen? Nicht einmal in der Pädagogik hat die Bewertungsphobie Fuß gefasst – oder vielmehr gerade in der Pädagogik nicht,

denn in letzter Konsequenz machte die Wertabstinenz jeden Sprachunterricht, den mutter- wie den fremdsprachlichen, unnötig und unmöglich. Sprachkritik gibt es in den Medien nicht, weil dort einige Schulmeistergemüter ungefragt ihre persönlichen Steckenpferde reiten, sondern weil ein öffentliches Bedürfnis danach besteht, und zwar genau nach den linguistisch naiven Fragen und Antworten, mit denen sich die Sprachjournalisten für gewöhnlich befassen. Die Linguistik täte gut daran, sich nicht darüber zu mokieren, sondern die öffentliche und wertende Diskussion des Sprachgebrauchs als ein Symptom der vielbeschworenen Selbstregulierung zu akzeptieren.

Es ist schon seltsam. Im immer intensiveren Kontakt mit anderen Sprachen – im Zuge einer Art sprachlicher Globalisierung – und getrieben, gehetzt von omnipräsenten und mit elektronischer Geschwindigkeit operierenden Medien macht die deutsche Sprache, und nicht nur sie, zurzeit den größten und schnellsten Veränderungsschub ihrer Geschichte durch. In noch einmal fünfunddreißig Jahren wird das Deutsch vor 1970, als dieser Schub einsetzte, genauso fern und fremd wirken, wie den Heutigen das der Lutherzeit erscheint. Auf Schritt und Tritt sieht sich der Einzelne mit sprachlichen Äußerungen konfrontiert, die in kein gelerntes Schema richtigen Sprachgebrauchs passen. Er ist verunsichert. Sagt man heute wirklich: *Bei dem Geldinstitut werden Money Girokonten problemlos administriert?* Oder: *Die Software personalisiert den intelligenten Agenten mit einem Gesicht?* Oder: *Der Exzellenzcluster untersucht die Auswirkungen der Einbettung der Akteure in netzwerkartige relationale Strukturen auf Prozesse sozialer Exklusion?* Oder: *Die kurzfristig extrem krasse Gemengelage setzt sich im Tageschart weiter fort?* Muss man es gar so sagen? Kann man es nur so sagen? Ist es gut gesagt? Wäre es nicht besser, es so zu sagen, dass auch weniger gutwillige Leser es auf Anhieb verstehen?

Was der Laie, wie naiverweise auch immer, sein Sprachgefühl nennt, lässt ihn im Stich. Und die Experten? Jeder ordentliche Klimaforscher wird betonen, dass er nicht für oder gegen irgendein Klima zu agitieren hat. Als Wissenschaftler hat er vor allem objektive Tatsachen zu ermitteln, aber ebenfalls die längerfristigen Auswirkungen laufender Entwicklungen zu errechnen und zu bedenken. Und er kompromittiert sich nicht, wenn er als Staatsbürger, als Erdbewohner aus dem bewertungsfreien Raum der Wissenschaft heraustritt und aus den vorläufigen Wahrheiten seines objektiven Wissens, mit denen er immerhin besser vertraut ist als andere, seine eigenen Schlüsse zieht und in die öffentliche Diskussion einbringt. Er darf sogar ein persönliches Interesse an einem zuträglichen Klima haben.

Das Beispiel ist gar nicht weit hergeholt. Die offensichtlichste Veränderung, die sich im aktuellen deutschen Sprachgebrauch vollzieht, ist der Einstrom von Internationalismen und Anglizismen, und logischerweise ist er es, der den Bürger am meisten irritiert, im Positiven wie im Negativen, und die meiste öffentliche Sprachkritik auf sich zieht. Ohne ihre Wissenschaftlichkeit preiszugeben, könnten Linguisten Umfang und Ursachen dieser Entwicklung erforschen, sie unter verschiedenen Annahmen in die Zukunft projizieren und sich fragen, was das für die Qualität der Sprache als Kommunikationsvehikel und für die Tradierung der Schriftkultur bedeutet. Wenn der eine oder andere dabei erkennen ließe, dass ihn mehr mit seinem Forschungsgegenstand verbindet als unpersönliches Forscherinteresse, untergrübe er seine wissenschaftliche Glaubwürdigkeit keineswegs. Nahezu unisono aber schweigen sie oder wiegeln ab: Alles schon einmal da gewesen, alles halb so schlimm, und wenn schon! Es kommt, wie es kommt, und das ist gut so.

2 Auf eigene Faust

Die Sprachkritik also verrät einem nicht, was gutes Deutsch ist. Die Linguistik scheint schon die Vorstellung, ein Deutsch (ein Sprachgebrauch) könnte besser sein als das andere, albern zu finden. Ich selber aber komme ohne einen Begriff von „gutem Deutsch“ nicht aus, beim Übersetzen und Redigieren fremder Texte noch weniger als beim Selbstschreiben. Solange ich für mich selber schreibe, kann ich gutes Deutsch für eine subjektive Chimäre halten und es mir egal sein lassen, ob jemand mein Deutsch gut findet. Aber wenn ich für ein Publikum schreibe, in dem allem Anschein nach eine Vorstellung von gutem Deutsch lebendig ist und das dieses auch von mir erwartet, hat solche Unbesorgtheit ein Ende. Wenn ich gar einen Autor übersetze, der in seiner Sprachheimat dafür berühmt ist, ein virtuosos Englisch zu schreiben, kann ich ihm nicht antun, was eine deutsche Leserschaft für schlechtes Deutsch hielte. Ich hätte ihn dann schlicht falsch übersetzt.

Es hilft darum nichts, ich muss auf eigene Faust zu bestimmen versuchen, was ich für gutes Deutsch halte und woran ich es zu erkennen glaube. Es fiel mir auch gar nicht schwer, eine Reihe von ganz und gar nicht originellen positiven Regeln – zumeist stilistischer Art – für gutes Deutsch zusammenzustellen, etwa: Geh sparsam mit Wörtern um, die vielen deiner Leser nicht bekannt sein werden. Weiche nur dann von der amtlichen Rechtschreibung ab, wenn du weißt, was sie verlangt. Sei deutlich. Verklausuliere deine Gedanken nicht mehr als unbedingt nötig. Lass deine Sätze weder zu kurz noch zu lang geraten – am besten

ist ein Wechsel von mäßig langen und mäßig kurzen Sätzen. Vermeide Nominalstil. Vermeide unbeabsichtigte Wortwiederholungen. Vermeide Genitivketten. Lade den Schultern eines schwächlichen Verbs nicht zu viele Nomina auf. Lies dir alles Geschriebene noch einmal durch, ehe du es in die Öffentlichkeit entlässt, am besten aus einigen Tagen oder Wochen Abstand, wenn es dir fremd geworden ist und du es selber liest wie ein Fremder ... Zwar bin ich sicher, mit derlei Desiderata nicht allein zu sein. Ich glaube sogar, dass sich eines Tages allgemeine wahrnehmungspsychologische oder gar neurophysiologische Gründe dafür finden lassen. Trotzdem bin ich mir über die Subjektivität solcher Wünsche im Klaren. Sie lassen sich nicht objektiv beweisen. Meinem Nachbarn gefallen vielleicht gerade Sätze wie *Dazu gehört die Bestellung des Generalsekretärs des Rates und Hohen Vertreters für die Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik wie auch die Errichtung eines Instruments zur frühzeitigen Krisenerkennung der ihm unterstellten Strategieplanungs- und Frühwarn Einheit*. Findet der Nachbar solche Formulierungen gut, könnte ich ihm nur entgegenhalten: Ich aber nicht. Bei dem nächstbesten schlagenden Gegenbeispiel würde ich jeden meiner Ratschläge fallen lassen. Also muss ich allgemeiner ansetzen.

Der Arzt konnte mir leider nicht viel helfen. Weil er meinte schlafmittel währ nicht grad das optimalste und ich selber solche teile nicht nehmen würde. Ich bin nicht so der medikamenten freak, wenn ich irgendwas hab trink ich wasser, VIEL wasser und denn sind kopfschmerzen, übelkeit, alle schmerzen irgendwie weg.

Obwohl das Gehäuse aus Hartplastik besteht gibt sie einem das gefühl einen hochvertigen Kamara in der Hand zu haben, leider war das schon mit Pro. Negativ: was mir sehr negativ aufgefallen ist das es für eine 7,1 mpixel Kamara schlechte Fotos (verschwommene, unscharfe, dunkle bereiche weil Blitz nicht ausreichend ist! aufnimmt. (die Kompression nach der aufnahme ist sehr stark das dadurch JPEG-Artefakten entstehen) Außen Hui – innen P...

Er muss wohl auch seine Trennung verarbeiten. Sich nach knapp 15 Jahre (seine erste Liebe, er ist 33) zu trennen das macht nicht eben so wie Kaugummipapier wegwerfen. Bei uns ist es so ähnlich wie Bruder und Schwester, wie nur super gute Freunde. Die ironische Seite in mir fragt Was ist Sex? Wir schlafen auch nicht mehr miteinander. Es ist nicht so das ich das nicht will. Habe ihn darauf angesprochen, er erklärte mir, das er gar keine Lust auf Sex verspürt (was wohl nichts mit mir zu tun haben soll). So gesehen verstehen wir uns sehr gut.

Dies, beliebig aus dem Internet zitiert, halte ich für schlechtes Deutsch. Es ist auf eine elementare Weise schlecht. Redigierte man diesen privaten und so gut wie anonymen, aber immerhin für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerungen alles weg, was die Leute am ehesten für schlechtes Deutsch halten, die Schreibfehler nach alter wie nach neuer Orthographie, die Anglizismen, die Vulgarismen, so würde es kaum besser. Fehlervermeidung auf der Wortebene – das implizite Ziel der öffentli-

chen Sprachkritik – ergibt noch kein gutes Deutsch. Helfen würde allenfalls eine völlige Neukonstruktion der Sätze. Diese aber wäre erst möglich, wenn erst einmal die Gedanken gerade gerückt würden. Ich zitiere die Beispiele hier einzig, um den Maßstab zu bestimmen. Es geht bei meiner persönlichen Vorstellung von „gutem Deutsch“ überhaupt nicht um die Eleganz des Ausdrucks. Gutes Deutsch ist so wenig identisch mit schönem Deutsch, wie falsches Deutsch identisch mit schlechtem ist. Unter bestimmten Umständen finde ich auch falsches und unschönes Deutsch gut. Ich meine auch nicht, dass gutes Deutsch gehobene Gedanken benötigt oder nach sich zieht. Meine Ansprüche sind nicht hoch. Aber sie sind so, dass mich jenes schlechte Internet-Deutsch nicht kaltlässt. Es missbraucht die Sprache, indem es ihre expressiven und kommunikativen Möglichkeiten unterschreitet. Es ist Ausdruck einer gesellschaftlichen Kommunikationsstörung. Es ist eine Volkskrankheit. Man sollte es, finde ich, nicht achselzuckend auf sich beruhen lassen. Was also wäre gutes Deutsch?

3 gut = richtig + angemessen + elaboriert

Gutes Deutsch ist zunächst richtiges Deutsch. Auf den ersten Blick scheine ich damit nur aus einem Subjektivismus in den anderen zu verfallen, denn absolute objektive Maßstäbe für die Richtigkeit eines Sprachgebrauchs gibt es ja nicht. Nur für die Rechtschreibung gibt es eine staatlich kontrollierte Norm, und streng genommen gilt sie nur für Schulen und Behörden. Im Übrigen ist die Sprache frei, hat kein himmlisches oder staatliches Gesetzbuch sie festgelegt. Richtig ist, was jemand für richtig hält.

Aber so hoffnungslos stehen die Dinge nicht, denn nicht jeder hält etwas anderes für richtig. Die Regeln der Sprache beruhen auf keinem himmlischen oder irdischen Dekret, aber auf einem generationenübergreifenden Konsens der Allgemeinheit. Grammatiken und Wörterbücher sind induktiv entstanden. Sie wurden sozusagen dem Sprachvolk abgelauscht. Keine Sprachgemeinschaft kommt ohne das aus, was ich einmal, ziemlich unelegant, eine „Folie sprachlicher Richtigkeit“ genannt habe. Kein Mensch lernt seine erste Sprache aus Grammatiken und Wörterbüchern und orthographischen Leitlinien. Das Kind lernt sie, indem es analysiert, was es an Sprachäußerungen zu hören bekommt, Hypothesen daraus ableitet, sie anhand weiterer Äußerungen überprüft und bei der eigenen Sprachproduktion testet und immer weiter ausdifferenziert. Es geschieht dies ohne äußeren Druck und ohne Anstrengung; ohne es zu merken, wie von allein lernt es noch vor der Schulzeit ein so immenses Regelwerk, dass Generationen von Lexi-

kographien und Grammatikern es nicht vollständig beschrieben haben. Dieses verinnerlicht es, und fortan bildet es seine Referenzebene, seine „Folie sprachlicher Richtigkeit“. Was dagegen verstößt, kommt ihm falsch vor. Eine Sprache lässt sich nur dort tradieren, wo ein allgemeiner Konsens über die Inhalte dieses Regelwerks besteht und es weithin in Gebrauch ist. In jenen wenigen Zonen, wo das Kind Widersprüchliches hört und später liest, bleibt es unsicher. Die aus der Inkonsistenz des gehörten Sprachgebrauchs entspringende Unsicherheit ist nicht produktiv oder kreativ, sondern lähmend. Bekäme das Kind nur Widersprüchliches oder ganz Regellooses zu hören, so lernte es gar keine Sprache. Die Folie sprachlicher Richtigkeit ist sowohl die Voraussetzung als auch das Ergebnis jedes Spracherwerbs; sie zeugt sich selbst fort. So einfach ist das also: „Richtiges Deutsch“ ist schlicht das, das in den Grammatiken festgeschrieben ist, bei dem die Wörter ihre Wörterbuchbedeutungen tragen und dem amtlichen orthographischen Regelbuch entsprechend geschrieben werden. Die Zweifelsfälle sind in der Regel ausdrücklich ausgewiesen: „Obwohl *trotzdem* auch in guter Literatur häufig als unterordnende Konjunktion verwendet wird, gilt dieser Gebrauch doch noch weithin als umgangssprachlich“ – so autoritär, so „normativ“ verfährt die Dudenredaktion heute. Die verinnerlichte Folie sprachlicher Richtigkeit vergewaltigt den Menschen nicht, sie konstituiert ihn. Die Freiheit, von ihr abzuweichen, hat erst, wer sie sich angeeignet hat.

Ein zweites Kennzeichen von gutem Deutsch ist seine Angemessenheit. Angemessenes Deutsch ist relativ. Was in der einen Situation angemessen ist, ist in der anderen unangemessen. Im türkischen Gemüseladen redet man natürlich nicht wie in der Anwaltskanzlei. Der Begriff der Angemessenheit ist aber nicht so leer, wie er auf den ersten Blick aussieht. Er entzieht das „gute Deutsch“ dem vagen Bereich sprachästhetischer Vorurteile und privaten Dafürhaltens. Zwar gibt es auch für „angemessenes Deutsch“ keinen absoluten objektiven Maßstab. Aber es ist auch keine bloße Geschmackssache. Es lässt sich rational und plausibel begründen, warum der eine Sprachgebrauch angemessener ist als der andere.

Die wichtigste Voraussetzung für angemessenes Deutsch – und gleichzeitig sein wichtigstes Merkmal, an dem es sich erkennen lässt – ist, was ich kurzerhand „Sprachbewusstsein“ nennen möchte. Ich meine damit nicht das „Sprachgefühl“ des Feuilletons, das die Linguistik belächelt, sondern nichts anderes als die kontrollierte Verwendung von Sprache, die Einschaltung einer bewussten Prüfinstanz zwischen Denken und Sprechen. Diese Instanz weiß, dass sich jeder Gedanke auf vielerlei Art ausdrücken lässt, sie ist sich der Sprache als Werkzeug be-

wusst, und zwar als außerordentlich modulationsfähiges Werkzeug, und verwendet dieses Wissen, um die eigenen Gedanken, die im Gehirn als sprachlose Bedeutungswolken aufkommen, im Zuge ihrer sprachlichen Verfestigung möglichst genau kenntlich zu machen. Das Gegenteil des bewussten Sprechens ist die automatische Sprachverwendung: wenn man nicht Herr seines Sprechens ist, sondern „es“ aus einem spricht. Das Geplapper. Zwar führt allein Sprachbewusstsein nicht zu gutem Deutsch. Ein hypertrophes Sprachbewusstsein verhinderte im Alltag den angemessenen Ausdruck geradezu, wie ein Fortbewegungsbewusstsein den Tausendfüßler an jeder Bewegung hindern würde; es führt bestenfalls zu belletristischen Extremformen wie *Finnegans Wake* oder *Zettels Traum*, einer Privatsprache jenseits von Gut und Schlecht, von Angemessen oder Unangemessen. Aber wenn Sprachbewusstsein ein angemessenes Deutsch nicht garantiert, so ist es doch der Schlüssel dazu. Ohne Sprachbewusstsein kann man sein Deutsch nicht flexibel den verschiedensten Sprechsituationen anpassen.

Wenn allein Richtigkeit und Angemessenheit die Kennzeichen von gutem Deutsch wären, so wäre das Deutsch von BILD genau so gut wie das der ZEIT. Aber es gibt doch Unterschiede? Allerdings. Also braucht man ein drittes Merkmal, und es liegt auf der Hand: Der Code von BILD ist „restringierter“ als der der ZEIT. Die Sätze der Boulevardpresse sind kürzer und einfacher gebaut als die der sogenannten Qualitätspresse, ihre Begriffe sind schlichter, die Wörter dafür die geläufigeren, sie greift öfter zu den gängigsten Formeln, lässt dem individualisierten Ausdruck weniger Raum. Wenn das richtige und angemessene Boulevarddeutsch gut ist – dann ist das „elaborierte“ Mediendeutsch besser und das Deutsch seriöser Belletristik noch besser.

Auch die Elaboriertheit ist ein relatives Kriterium. Der Sprachgebrauch ist unbegrenzt elaborierbar, und zu viel Elaborierung wäre den meisten Situationen unangemessen. Niemandem stehen alle sprachlichen Mittel zur Verfügung, die seine Sprache bietet, auch dem Sprachgewandtesten nicht. Der aktive Wortschatz eines Menschen ist immer nur ein kleiner Ausschnitt aus seinem passiven, und dieser ist nur ein kleiner Teil des Gesamtlexikons seiner Sprache, das in seinen Außenbezirken unbestimmbar groß ist, potenziell so groß wie die Zahl der unterscheidbaren Dinge und Vorgänge der Welt. Bekanntlich wird eine unbegrenzte Zahl von Sätzen von einer begrenzten Zahl syntaktischer Regeln generiert, aber auch diese begrenzte Zahl ist hoch und steht immer nur teilweise zu Gebot. Elaboriertes, dem individuellen Denken optimal angepasstes Deutsch zu sprechen heißt: das richtige, das treffendste Wort zu kennen und in der richtigen Millisekunde in den entstehenden Satz einfügen zu können, die wörtlichen von den übertrage-

nen Bedeutungen der Wörter zu unterscheiden, sich der historischen und sozialen Dimensionen der Worte und der Satzmuster bewusst zu sein, viele Tonfälle zu beherrschen, die Gebrauchsspuren an Begriffen und den Wörtern dafür zu erkennen und zu berücksichtigen – und auf dieser ganzen Klaviatur so souverän zu spielen, wie es einem gerade gegeben ist.

Wer Sprachbewusstsein besitzt, weiß, dass die Umschreibung mit *würde* nicht die einzige Art ist, den Konjunktiv auszudrücken. Er weiß, wann der Genitiv und wann dessen Umschreibung mit *von* angemessen ist. Er weiß, dass nach den Konjunktionen *weil* und *obwohl* die Nebensatzstellung bis vor etwa dreißig Jahren in der Schriftsprache die einzige richtige war, dass sich aber seitdem, zunächst mündlich, dann aber auch schriftlich, die Hauptsatzstellung ausbreitet – und er wird diese durchaus selber gebrauchen, wenn er seinem Satz die Markierung „wie man neuerdings sagt“ geben will; er spricht dann zwar eigentlich falsches, aber gutes Deutsch. Er weiß, dass das Perfektpartizip von *winken* bis ebenfalls vor etwa dreißig Jahren hochsprachlich einzig *gewinkt* hieß und *gewunken* zunächst ein Scherz war, eine Analogie zu *gestunken*, aber wenn die Sprachgemeinschaft heute auf *gewunken* besteht, wird er sich dem nicht widersetzen, warum auch, in der Sprachgeschichte hat es bei der Konjugation manchen Wechsel von stark nach schwach und umgekehrt gegeben, und per se ist keine Art besser oder schlechter. Er weiß, dass *nachfragen* eigentlich intransitiv ist, aber auch, dass es in der kaufmännischen Sprache immerzu transitiv gebraucht wird, und wird es dort ebenso machen. Es mag ihm sogar bewusst sein, dass der Jünger in der Matthäus-Passion „Ich kenne des Menschen nicht“ singt und die deutsche Sprache seit Jahrhunderten eine unaufhaltsame Tendenz zur Transitivierung zu haben scheint, wie es bei einer Sprache, die ihre Flexionsendungen verliert, auch nicht anders zu erwarten ist. Er wird dieser Tendenz selber aber nur zögernd nachgeben und *die zugestimmte Maßnahme, die stattgefundene Veranstaltung, die verzichteten Pläne* oder *die geklagten Schmerzen* nicht sagen oder schreiben, ehe er sicher ist, dass dieser unorthodoxe Gebrauch einem mehrheitlichen Konsens entspricht und von seinem Publikum nicht mehrheitlich als falsch empfunden wird; bei *die verhandelten Tagesordnungspunkte* scheint dieser Punkt erreicht.

Er wird, wo das angebracht ist, seinen Ausdruck zu differenzieren und zu nuancieren suchen. Er wird sogar falsch sprechen, wenn es der richtigen Nuance dient. Umgekehrt wird er nur allzu Richtiges vermeiden, wo es durch inflationären Gebrauch sinnleer geworden ist. Er hat geradezu einen Horror vor den entwerteten Floskeln und Formeln der Politik: *vor Ort, im Vorfeld, ein Stück weit, ohne Alternative, verhärtete*

4 Ansichten: Was wäre gutes Deutsch?

Fronten, aufeinander zugehen, davon ausgehen, keine Chance haben, mit uns nicht zu machen, den Standort voranbringen, den Menschen in den Mittelpunkt stellen, das sich drehende Personalkarussell, unter Druck geraten, angeschlagen sein, fordern und fördern, zukunftsfähige Strukturen schaffen, Verkrustungen aufbrechen, Eigenverantwortung übernehmen, hinkriegen ...

4 Besser als gut

Das bessere Deutsch ist das individuell nuanciertere Deutsch. Das Sprechen in vorgestanzten Phrasen ist schlechtes Deutsch, weil es gedankenlos wirkt und den Eindruck erweckt, die betreffenden Äußerungen hätten sich selbst produziert, unter Umgehung des Kopfes. Geplapper eben. So redet sich eine neoliberale Partei selber in Trance:

„Freiheit ist Verantwortung. Liberalismus will die größtmögliche Freiheit des Einzelnen. Die Freiheit des Einzelnen findet ihre Grenze an der Freiheit der anderen. Deshalb sind individuelle Freiheit und Verantwortung für sich selbst untrennbar. Je größer die Freiheit, desto größer die Verantwortung. Verantwortung ist das ethische Fundament der freien Bürgergesellschaft. Das Prinzip ‚Freiheit durch Verantwortung‘ begründet eine Bürgergesellschaft. Die liberale Bürgergesellschaft fordert und fördert die Übernahme von Verantwortung durch den Einzelnen. Liberalismus will Freiheit zur Verantwortung anstatt Freiheit von Verantwortung. Freiheit ist nicht Egoismus. Freiheit ist Verantwortung.“ (Aus einem Grundsatzpapier der FDP, www.fdp-bundesverband.de)

Das ist alles korrekt geschrieben, die Begriffe sind erhaben, die Sätze richtig konstruiert, sie haben einen gewissen rhetorischen Schwung, es steht ihnen sogar eine Art Gedankenschweiß auf der Stirn. Trotzdem wirken sie wie Maschinenfabrikate, und man möchte zurückfragen: Was denkt der wirklich? Was meint er wirklich? Denkt er nicht etwas ganz anderes als das, was er da herunterleiert?

Darum halte ich es für schlechtes Deutsch: Verlust der sprachlichen Selbstkontrolle, Deutsch ohne Sprachbewusstsein. Es ist auch rücksichtslos, eine Aufkündigung der berühmten Grice'schen Konversationsmaximen, die die Voraussetzung jedes sinnvollen Gesprächs bilden: Sei so informativ wie möglich und nicht informativer als nötig (Quantitätsmaxime). Sag nichts, was du selber für falsch hältst oder nicht belegen könntest (Qualitätsmaxime). Sei relevant: Sprich zur Sache (Relevanzmaxime). Sei deutlich: Sei nicht dunkel und nicht zweideutig, schweife nicht ab, ordne, was du zu sagen hast (Modalitätsmaxime).

Wörter und Wendungen sind keine Himmelsgaben, die von selbst kommen, bleiben, sich verändern oder wieder davongehen. Es sind menschliche Artefakte, von irgendjemandem ausgedacht und aufge-

bracht, von anderen aufgenommen und verbreitet. Insofern lassen sie sich bei ihrer Einführung wie alle Artefakte unter den verschiedensten Aspekten kritisieren. Es ist nicht nötig, jede beschönigende Umschreibung, jedes Suggestivangebot, jede ungeschickte Neuprägung, jede falsche Übersetzung zu akzeptieren, nur weil sie sich heute mit elektronischer Geschwindigkeit verbreiten. Wer Sprachbewusstsein besitzt, wird sich in jedem Fall sein eigenes Urteil vorbehalten.

Er wird das von der Sprache erreichte Differenzierungsniveau auch nicht leichtfertig preisgeben. Bedeutungsverschiebungen und -verwischungen wird er skeptisch gegenüberstehen – Wörter wie *Kontrahent* (im alten Sinn von 'Vertragspartner') oder *Gemengelage* ('zerstückelte Lage') wären auch in Zukunft nützlich, und die Differenz zwischen *Ethik* und *Moral* ist erhaltenswert. Dass *scheinbar* und *anscheinend* nicht das Gleiche bedeuten, ist einer der alten Hüte der publizistischen Sprachkritik, über den sich ihre Kritiker aus der Linguistik weidlich mokiert haben. Trotzdem ist die Unterscheidung sinnvoll, und niemand muss sie sich ausreden lassen. Das gilt für alle die Evidenzialadverbien, die die Gewissheit einer Aussage jedes auf seine Art qualifizieren: *sicher*, *zweifello*s, *wohl*, *offenbar*, *augenscheinlich*, *angeblich*, *vorgeblich*, *vermutlich*, *mutmaßlich*, *vermeintlich*, *absichtlich*, *bewusst* ... Ihre spezifischen Bedeutungen sind heute stark verwischt. Es sind aber Wörter, auf die beim Hören wie beim Sprechen Verlass sein muss. Wer sie verwechselt, versteht falsch oder provoziert Missverständnisse; es kann sein, dass er unwillentlich falsch informiert oder verleumdet.

Ein ganzer Duden-Band, entstanden aus jahrzehntelanger Sprachberatung, also den Anfragen des Sprachvolks, gilt den grammatischen und lexikalischen Zweifelsfällen, und das nicht schulmeisterlich und autoritativ, sondern sozusagen plebiszitär. Er hält den Sprachgebrauch fest, den die Mehrheit für den richtigen zu halten scheint, und gibt unverbindliche Ratschläge dort, wo keine Einhelligkeit herrscht – auf dem Gebiet der Grammatik sind es nur wenige, bekannte Problemzonen. Aber er hilft nicht bei der Frage, die jene, die überhaupt über ihre Sprache nachdenken, heutzutage mehr beschäftigt als alle anderen, auch mehr als jede Rechtschreibhysterie: Was tun angesichts des massiven Einstroms von Internationalismen, meist Anglizismen? Sich verweigern, weil sie jedenfalls kein Deutsch sind und damit nie und nimmer „gutes Deutsch“ ergeben können? Nachgeben, weil sie unsere verschnarchte alte Sprache munter aufmischen oder weil gegen sie sowieso kein Kraut gewachsen ist? Oder wäre das eine so falsch wie das andere? Was also tun angesichts solcher Sätze, wie man ihnen überall begegnet:

4 Ansichten: Was wäre gutes Deutsch?

Endlich gibts ein webbasierendes Tool zum einfachen strukturieren von Ideen oder Projekten. Maps lassen sich nun sharen. Wenn mehrere User gleichzeitig eine Map editieren, springt die Anwendung in den Real-Time Brainstorming Modus.

Die Antwort dieses „publizistischen Sprachkritikers“ lautet: Es gibt kein Pauschalrezept. Jeder Einzelfall muss erwogen werden, mit Sprachbewusstsein und „kontextsensitiv“. Natürlich muss nicht jeder Einfall eines hastigen und inkompetenten Übersetzers, einer aufmerksamkeitseilen Marketingagentur gehorsam übernommen werden. Aber der deutsche Fremdwortbegriff, hinter dem eine illusionäre Vorstellung von sprachrassiger Reinheit steht, führt uns seit altersher in die Irre. Er stempelt auch Wörter, die hier seit Jahrhunderten zu Hause sind und sich gar nicht mehr wegdenken lassen, zu Fremden, gleichsam zu Asylanten, deren Abschiebefrist noch läuft. Wir sollten endlich einsehen, dass wir ein Einwanderungsland sind und schon immer waren. Aber sie müssen sich – grammatisch – integrieren lassen! Viel von dem crazyen trendyen downgeloadeten und geupdateten Material ist kaum integrierbar und müsste wieder geoutsourcet werden. Aber willkommen sind die neuen fremden Wörter und Wendungen dort, wo sie ausdrücken, wofür Deutsch bisher gar keinen Ausdruck hatte, oder keinen so klaren und knappen (*Scan, scannen*); wo sie eine semantische Nuance hereinbringen, die ihre Wörterbuchübersetzung nicht hat (*Team* ist eben nicht dasselbe wie *Mannschaft* oder *Belegschaft*); wo sie der semantischen Differenzierung und damit Bereicherung dienen (*Kid* ist nicht dasselbe wie *Kind*); und wo sie der Sprache eine gewisse globale Beweglichkeit verleihen – über die gleichen Gegenstände redet man international besser mit deckungsgleichen Begriffen und womöglich gar ähnlich lautenden Wörtern. Manche dieser Wortimporte sind so notwendig und nützlich, dass man sogar über ihre mangelnde Integrationseignung hinwegsehen muss.

Dass heute so viel katastrophal schlechtes Deutsch im Umlauf ist, hat Gründe. Gutes Deutsch ergibt sich nicht von allein. Es ist das Ergebnis einer sehr früh einsetzenden direkten und indirekten Spracheroziehung. Viel hören und lesen, viel selber sprechen und schreiben, und zwar ganze Sätze und Aufsätze und gelegentlich unter einem gewissen pädagogischen Druck, der Richtigkeit und Genauigkeit des Ausdrucks belohnt – anders ist gutes Deutsch nicht zu haben. Wo Eltern und Lehrer keinen Wert darauf legen oder gar nicht wissen, was das ist, muss man sich hinterher nicht wundern.

Steht die deutsche Sprache vor dem Ausverkauf? – Einige Bemerkungen zum gepflegten Sprach- gebrauch aus der Sicht der Auslandsgermanistik

1 Deutsch for sale?

Kaum eine andere Sprache ist in letzter Zeit so in das Schussfeld der Kritik geraten wie die deutsche. Kaum ein Thema erzeugt so viel öffentliche Resonanz wie die Frage nach gutem Deutsch. Von Sprachverfall, Primitivisierung oder gar Überfremdung ist allerorts die Rede, wenn auf Schulhöfen stilisierte Kanak-Sprache (*Ich geb dir konkret Handy*) gesprochen wird, in der Werbung und vielen Dienstleistungssektoren die deutsche Sprache zum Denglish mutiert (*We kehr for you*) und in den neuen medialen Kommunikationsformen (z. B. SMS, E-Mail, Chat, Blog) der Rückkopplungseffekt von gesprochener auf geschriebene Sprache (*Hi, was geht? Alles fit? Meld dich mal! guk*), der Einsatz expressiver wie evaluativer Graphostilistika (*muss los, meld mich nächste Woche mal wieda tschüüüüis*) sowie die bevorzugte Kleinschreibung von Textnachrichten (SMS) befürchten lässt, dass sprachliche Normen außer Kraft gesetzt werden. Entwicklungen wie z. B. der Einsatz der Binnenmajuskel zur Markierung der Wortgrenze bei Komposita (*CityNightLine*) und das Binnen-I als Beitrag zum Abbau der Asymmetrien im Geschlechterverhältnis, das zu Wortformen führt, die man zwar schreiben (*SchülerInnen*), aber nicht lesen kann (*Schüler-innen* oder *Schüler und Schülerinnen?*), tun ihr Übriges. Ganz zu schweigen von der heftig geführten Debatte über Risiken und Nebenwirkungen der Rechtschreibreform, die gar so manchem nicht nur an die orthographische Substanz ging. Das Sprachverständnis dürfte sie kaum gefördert haben.

Prognostizierte schon 1984 das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* mit der Titelgeschichte „Deutsch: Ächz, Würg“ den Anfang vom Ende („Eine Industrienation verliert ihre Sprache“, so der Untertitel), setzte es kürzlich noch einen drauf und verkündete: „Die deutsche Sprache wird so schlampig gesprochen und geschrieben wie wohl nie zuvor“. Was also blieb anderes übrig als die sprachlich gebeutelte Nation mit der Parole *Rettet dem Deutsch!* zum Kampf gegen die „dramatische Verlotterung“ und den Ausverkauf der deutschen Sprache (*Deutsch for sale*) aufzurufen?! (Schreiber 2006: 182) Nicht von ungefähr haben in Zeiten vermeintlichen Sprachverfalls Stilfibeln mit dem Versprechen,

gutes Deutsch wieder hoffähig zu machen, Hochkonjunktur. Spätestens seit Bastian Sicks „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ (2004) wird Sprachkritik immer mehr ein Handlungsfeld der breiten Öffentlichkeit und sprachinteressierter Nichtlinguisten. Sicks liebt die einfachen Wahrheiten, besitzt ein besonderes Geschick, sie mit Scharfsinn aufzuräumen, und verschafft sich somit Gehör in weiten Kreisen der Bevölkerung, die akademischen Erörterungen fernstehen. Und doch wirkt er bei aller Entschiedenheit im Urteil etwas schulmeisterlich, wenn er Jugendlichen, Journalisten-Kollegen, Politikern, Beamten und Werbestrategen mahnend und belehrend auf die Finger schaut. Unter das sprachkritische Verdikt fallen unkorrekte Schreibweisen (z. B. der so genannte *Deppen-Apostroph*), grammatische Kongruenzfehler, Bildung von festen Wortverbindungen in Analogie zu angloamerikanischen Ausdrücken (*das macht keinen Sinn*), damit einhergehende Überfremdung des Deutschen, unverständlicher fachwissenschaftlicher Jargon, fehlende semantische Differenzierung (*realisieren* nicht nur in der Bedeutung von *verwirklichen*, sondern in Analogie zu engl. *to realize* im Sinne von 'bemerken'), politische Wortkosmetik, Behördendeutsch, misslungene Wortbildungen (*Belegschaftsalllasten*, *Ich-AG*). Postuliert wird die Rückbesinnung auf sprachbewusste Tugenden: gepflegter Umgang mit der eigenen Muttersprache, leserorientiertes Schreiben, stilistische Versiertheit, Vermeidung modischer Fremdwörter usw.

2 Sprachkritik, Sprachnorm und Deutsch als Fremdsprache

Der Ruf nach einem kultivierteren Umgang mit der eigenen Muttersprache, der Verbesserung und Sensibilisierung des persönlichen Stilgefühls steht also derzeit hoch im Kurs. Schön und gut, aber was folgt daraus für die Auslandsgermanistik? Folgt überhaupt etwas daraus? Gewarnt sei vor den kurzatmig hinter der Aktualität herlaufenden öffentlichkeitswirksamen Kollegen, die nun meinen, die Erkenntnisse laienlinguistischer Sprachkritik müssten zum verbindlichen unterrichtlichen DaF-Handlungsrahmen in Schule und Universität werden. Nicht, dass die deutsche Sprache frei von Sünden wäre. Sprachpflege, Beratung und Aufklärung in Zweifelsfällen sind angesichts unüberseh- und unleugbarer Fehler in Berichterstattungen, Kommentaren, öffentlichen Reden etc. durchaus gerechtfertigt. Die in Kolumnen, Glossen und Foren präsentierten Ergebnisse populärer Sprachkritik sind allerdings nicht nur als Impulse für eine systematische Beschäftigung mit dem Gegenstand *gutes Deutsch* gedacht. Sie wollen auch einen Rahmen bieten, um die akademische Sichtweise auf die Entwicklungen der Sprache zu durchdringen und sie aus der Sackgasse einer bloß deskriptiven

Wissenschaft herauszuführen. Untersuchungen, wie sie die populäre Laienlinguistik vorstellt, werfen sicherlich interessante Schlaglichter auf die Sprache der Gegenwart. Aber sind solch verstreute und fleißig zusammengetragene Fundstücke „auf einem abenteuerlichen Rundgang durch die Wildnis der deutschen Sprache“ (Sick 2004: 9) repräsentativ für den gegenwärtigen Zustand der deutschen Sprache? Wohl kaum! Wenn Laienlinguisten sprachkritische Themen aufgreifen und kommentieren, unterschlagen sie meist das Dilemma einer Forschung, die auf empirisch haltbare Ergebnisse in Sprachbereichen zielt, die einem permanenten Wandel unterliegen. Denn im Unterschied zu öffentlichkeitswirksamen Sprachkritikern urteilen professionelle Linguisten nicht einfach nach einer ersten sprachlichen Intuition oder nach unreflektiert übernommenen Regeln. Sie setzen sich mit den vielfältigsten Aspekten der Sprache (Synchronie, Diachronie, Semantik, Pragmatik, Variation in der Standardsprache etc.) auseinander und kommen erst dann zu einem wohlüberlegten Urteil.¹ Indifferenz gegenüber Sprachverfallserscheinungen und stilistischen Darstellungsfragen kann man der akademischen Linguistik nicht vorwerfen.

Obwohl Sprache nur in der Abstraktion ein umrissenes Ganzes ist, reflektiert populäre Sprachkritik über den Ist-Zustand auf der Folie eines normierten Sprachzustandes, der in präskriptiven Grammatiken an der hochdeutschen Schriftsprache orientiert ist. Sprachgebrauch unterliegt aber einer permanenten Veränderung, bei der gerade die gesprochene Sprache Auslöser für mögliche Entwicklungstendenzen sein kann. Um nun spezifische Abweichungen überhaupt zu erfassen, müsste man vorher in einer unerreichbar präzisen Form klären, worin die davon abzuhebende sprachliche Norm nun besteht. Gesprochene wie geschriebene Sprache sind in einem Kontinuum zwischen alltäglicher Sprachwirklichkeit und kodifiziertem Sprachsystem zu lokalisieren. Das grundlegende methodische Problem, nämlich die Festlegung von Norm und Abweichung, wird der Linguistik, bei allem möglichen Erkenntnisfortschritt, erhalten bleiben. Ein Aspekt, den man im modernen DaF-Unterricht berücksichtigen sollte. Es mag müßig sein, darüber zu diskutieren, wer (der deutsche Sprachrat?) oder was (der Duden?) als Norminstanz anzusetzen wäre, nachdem nun auch die Rechtschreibreform ein Machtwort gesprochen und den Duden entthront hat. Fakt ist, dass bei der Vermittlung von Deutsch als Fremdsprache eine Grammatik gewählt wird, die sich an einer Standardnorm orien-

¹ In diesem Sinne beispielhaft ist die Sprachkritik von Jan Georg Schneider (2005) an Bastian Sicks Kolumnensammlung „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ (2004).

tiert, „welche weitgehend die Norm der geschriebenen, eher formellen Sprache ist“ (Thurmair 2002: 3). Aber: Ist das noch zeitgemäß? Sollten wir Auslandsgermanisten uns nicht der Debatte über eine Grammatik der gesprochenen Sprache im DaF-Unterricht stellen?² Noch liegen meines Wissens keine Erfahrungen vor, wie mit einer Grammatik der gesprochenen Sprache gearbeitet, im Unterricht Sprachvariation produktiv umgesetzt werden kann (welche Themen, Inhalte, Methoden?), und welche Chancen und Gefahren für den DaF-Unterricht damit verbunden sind.³ Zukünftige Versuche sollte man aufmerksam und kritisch begleiten. Auf die erarbeiteten Modelle darf man allemal gespannt sein. Solch ein Ansatz könnte neue Perspektiven schaffen, stärker als bisher das persönliche Stilgefühl sensibilisieren, DaF-Studierende teilhaben lassen am sprachspielerischen und -kreativen Prozess, der als Lernstoff nicht immer planbar, geschweige denn vorgesehen ist. Die möglicherweise daraus resultierende Offenheit der Lerner, sich nicht nur an der in Grammatiken beschriebenen schriftsprachlichen Standardnorm zu orientieren, sondern sich auch neueren Entwicklungen mit mehr Unbefangenheit zu nähern, ist wohl mehr als reines Wunschdenken. Oder müssen Evaluierungskommissionen Standards des ‚guten Deutsch‘ und des ‚guten DaF-Unterrichts‘ einführen, was doch der Eigensinnigkeit des pädagogischen Handelns, der Autonomie der Lehrenden und der Lernenden zuwiderläuft?

3 Mediale und kommunikative Prämissen von Sprachgebrauch

Sicherlich ist gutes Deutsch keine Ansichtssache. Aber was gutes Deutsch ist, kann nicht allgemeingültig definiert werden, sondern immer nur im Hinblick auf bestimmte kommunikative Situationen, konkrete Ziele, spezifische Interessen, Textsorten und Adressaten. Es kommt immer auf Situationsangemessenheit an, und das heißt, „den jeweiligen Sprachgebrauch unter seinen jeweiligen spezifischen medialen

² Vgl. Breindl/Thurmair (2003) und Durrell (2004). Interessant auch die Ergebnisse der Umfrage zur Akzeptanz von Variation im DaF-Unterricht von Durrell/Langer (2005). Aufschlussreich die Arbeit von Davies/Langer (2006) über Widersprüchlichkeiten von Standardgrammatiken bei der Beurteilung von bestimmten Varianten (temporales *wo*, in 2007, possessiver Dativ). Zu den Varietäten des Deutschen im DaF-Unterricht vgl. Takahashi (2000) und Baßler/Spiekermann (2001 und 2002).

³ Die Frage, welche Varianten im DaF-Unterricht behandelt werden sollten, bleibt offen. Es soll hier nicht geleugnet werden, dass unreflektierte Variantenvielfalt Lerner möglicherweise überfordern und demotivieren kann. Gespannt sein darf man daher auf die Ergebnisse des IDS-Projekts der Standardvariation im Fremdsprachenunterricht (vgl. Berend 2006).

und kommunikativen Bedingungen möglichst genau zu beschreiben“ (Schneider 2005: 174). Wenn daher Sprachschützer und -puristen Institutionen wie das Institut für deutsche Sprache (IDS, Mannheim) oder die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS, Wiesbaden) kritisieren, weil sie nicht mit erhobenem Zeigefinger vermeintliche Fehlentwicklungen (in) der deutschen Sprache anprangern, dann ist ihre Kritik ebenso unzutreffend in der Sache, wie sie entlarvend ist für die Beschränktheit ihrer Verfechter. Weder das IDS noch die GfdS sind normsetzende Instanzen. Es gehört nicht zu ihren Aufgaben, Jugendlichen ihren mal saloppen, mal unkonventionellen oder gar provokativen und spielerischen Sprachgebrauch zu verbieten, standard-orientierte Sprechweisen durchzusetzen, Dienstleistungssektoren aufzufordern, ihr Informationsmaterial von überquellendem angloamerikanischem Wortschatz zu reinigen, Politikern das Schönreden politischer Missstände auszutreiben oder gar der Werbung vorzuschreiben, grammatische Fehlleistungen in Slogans zu vermeiden. Beobachtung und Reflexion über sprachliche Erscheinungsformen in ihrem gesellschaftlichen, politisch-wirtschaftlichen, kulturellen, medialen und literarischen Gebrauch führen zur Aufklärung über den Gegenstand, zur Vermittlung von Erfahrungen. Ihre kritischen Anmerkungen sind orientiert an der Aufgabe, neue Tendenzen der Sprache auf ein theoretisches Fundament zu stellen, spezielle Probleme ihrer Modernisierung zu diskutieren, Anreize zu schaffen für die didaktische Aufbereitung von neuem Sprachmaterial, um damit sprachbewusstes Schreiben und Sprechen zu fördern. Sicherlich sind Sprüche wie *HerCOOLes – Der HELD, was er verspricht!*, *So take it easy und beiß rein*, *Da werden Sie geholfen*, *ICH GEBE ALLES! AUSSER MEINE SCHUHE*, *Deutschlands meiste Kreditkarte* oder Wortbildungen wie *unkaputtbar* und *durchschnupfsicher* gemessen an der Standardnorm, kein ‚gutes Deutsch‘, ja, oft auch fehlerhaftes Deutsch.⁴ Doch sind sie deswegen gleich ‚schlechtes‘? Haben inszenierter Normbruch und sprachliche Originalität nicht auch etwas durchtrieben Ästhetisches an sich? Wer bei Wortspielereien, irritierenden phonetischen Schreibweisen, Anglizismengebrauch, grammatischen Verstößen voreilig die Rote Karte zieht, sollte zumindest bedenken, dass von der Wer-

⁴ Kurios, was ein Sprachkünstler wie Ernst Jandl zu einigen genannten Beispielen zu sagen hat: „Unkaputtbar – das gefällt mir, ein schönes Wort. Die Werbung hat manchmal wirklich gute Ideen. Da wird völlig frei mit Sprache umgegangen, und es kommen interessante Dinge heraus. Aber ich muß einschränken: das gilt eigentlich nur für hochklassige Werbung. Sonst gibt es leider auch viel sprachlichen Mist. Schon grammatikalisch falsch ist zum Beispiel Deutschlands meiste Kreditkarte. Und der Spruch hat keine Konsequenz. Wenn mehr Fehler drin wären, dann wär's gut. Aber so meint man nur, der Schreiber hat's nicht besser gewußt“ (Jandl 1995: B 25).

bung strategisch eingesetzte Ad-hoc-Bildungen in den meisten Fällen eine kurze Halbwertszeit haben. Niemand würde ernsthaft Werbespots für sprachprägend halten. Sprachlich verfremdende Verstöße sind bloß episodische Erscheinungen, die wohl kaum den Weg über Grammatikalisierung und Lexikalisierung in das Grundinventar der deutschen Gegenwartssprache finden. Sie liegen in der Konsequenz kreativen Sprachgebrauchs, sollten also nicht dekontextualisiert und sprachpolitisch instrumentalisiert werden. Über die didaktische Verwertbarkeit solcher normabweichenden Konstruktionen im DaF-Unterricht kann man geteilter Meinung sein. Ich stimme jedenfalls Janich (2001) zu, dass Werbung, „die mit Sprache spielt und ihre Möglichkeiten ausreizt, durchaus zu einer Art Sensibilisierung für die vielfältigen Zusammenhänge zwischen Wortbedeutungen untereinander, zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite, Lautung und Schrift, Begriff und Referenzobjekt beitragen (kann)“ (ebd.: 69). Die immer neuen Versuche der Werbeindustrie, den Produkten sprachliche Form zu geben, ist für den DaF-Unterricht eine, wie ich finde, faszinierende methodisch-didaktische Herausforderung. Es schafft doch die Möglichkeit, über anschauliche und authentische Beispiele an ein erhöhtes Sprachbewusstsein heranzuführen, über Sprache zu reflektieren. Sprachliche Marotten wie *Ich habe fertig* von Giovanni Trapattoni, dem ehemaligen Trainer des FC Bayern München, oder die BILD-Überschrift *Wir sind Papst* nehme ich jedenfalls als DaF-Dozent amüsiert zur Kenntnis und gebe sie als sprachliche Kuriositäten gerne an die Studierenden weiter. Denn: Fremdsprachenunterricht muss das Interesse an der Sprache wecken, offen sein für die Sprachentwicklung, und das heißt: Schritt halten mit neuen sprachlichen Formen, die sich empirisch einfach nachweisen lassen, aber erst als Resultat einer langen Entwicklung in neu aufgelegten Grammatiken berücksichtigt werden können, nämlich dann, wenn sie in den Sprachgebrauch übernommen wurden. Natürlich ist der Sprachstand der jeweiligen Lehrwerke die grammatische Ausgangsbasis für den DaF-Unterricht. Aber ein Lehrwerk und eine Lernergrammatik sind immer ein idealisiertes Konstrukt. Sie stellen für den Fremdsprachenlernenden einen Wegweiser durch das Dickicht der Vielfältigkeit der deutschen Sprache sowie einen Orientierungspunkt für die individuelle Nutzung dar. In italienischen Lernergrammatiken und Lehrbüchern gehören zwar auch gesprochenensprachliche Phänomene (vor allem Dialog- und Modalpartikeln) mittlerweile zum Repertoire, klammern aber andere wichtige Aspekte der Gegenwartssprache grundsätzlich aus. Die nationalen Varietäten (Wie spricht man in Deutschland, Österreich und der Schweiz?) kommen im DaF-Unterricht nicht einmal am Rande zur Sprache, die syntaktisch unterschiedlichen Verwendungsweisen

von *weil* oder Verbzweitstellung nach *obwohl* werden erst gar nicht thematisiert. Steht dies nicht im Widerspruch zur alltäglichen Sprachwirklichkeit in Deutschland? Koordinierendes *weil* z. B. wird ja gerade in der Sprachrealität von Modellsprechern in Rundfunk und Fernsehen benutzt.⁵ Oder will man Schülern und Studierenden nur jenes – dem lebendigen Sprachgebrauch meist fernes – Deutsch beibringen, wie es in den Lehrbüchern oft anzutreffen ist, nur um jene Zielmarken zu erreichen, die erwartete Sprachkompetenzen klar benennen und überprüfbar machen? Wäre es nicht einen Versuch wert, bei der Vermittlung sprachlicher und grammatischer Grundkenntnisse mehr Mut, mehr Offenheit zu zeigen, als dies manchmal der Fall ist? Wo bleibt der Mut der Dozenten zu aktuellem, unkonventionellem Fremdsprachenunterricht, der über rein sprachliche Lernziele hinausgeht? Da Deutsch in Europa Teil der Berufspraxis vieler Studierender wird, sollten neben Grammatik und Rechtschreibung auch Verstehensleistungen, kommunikative Kompetenzen und formale Textgestaltung als Lernziele schon im Schulunterricht systematisch entwickelt werden. Aber während der Deutschunterricht an italienischen Schulen zugunsten der literarischen Bildung die aktive Sprachbeherrschung und textsortenspezifisches Wissen zur Randexistenz verurteilt, spielen sie als Fundament für einen erfolgversprechenden Einstieg ins spätere Berufsleben eine zentrale Rolle. Richtiges Deutsch ist zwar noch lange kein gutes, aber die Grundvoraussetzung dafür. Mangelhafte oder eingeschränkte Sprachrichtigkeit beeinträchtigt die sprachliche und kommunikative Kompetenz. Wer meint, korrekten und guten Sprachgebrauch durch Einschleifen von grammatischen Strukturen zu fördern, verkennt den Stellenwert sprachlicher Gestaltungsmöglichkeiten. Im sprachproduktiven Bereich sollten daher berufsbezogene Textsorten und Gesprächskompetenzen (Bewerbungsschreiben, Firmenbrief, Bearbeitung von Kundenanfragen, Vorstellungsgespräch, Präsentationen etc.) einen breiten Raum einnehmen. Die Bewusstmachung und Darstellung stilistisch relevanter Strukturen bei geschriebenen Texten und gesprochenen Diskursen sollte dabei durch eine konsequente Orientierung an authentischen Kommunikationssituationen und (Hör)beispielsätzen und -texten erfolgen. Erst durch die Bewusstmachung ihrer Verwendungsmöglichkeiten und Produktionsmuster kommt man modernem Fremdsprachenunterricht und einem sprachpflegerischen Umgang mit der zu erlernenden Sprache ein ganzes Stück näher, weil sie die Formulierungs- und Artikulationsfähigkeit steigert und Studierende dazu prädisponiert, sprachliche Register unterschiedlichen Gebrauchssituationen anzupassen. Ihr schulischer Bil-

⁵ Zu unterscheiden wäre natürlich zwischen dem Standard der Schriftsprache und dem mündlichen Gebrauch dieser Konstruktionen.

dungs- und beruflicher Mehrwert steht dem der Literatur jedenfalls in nichts nach.

4 Deutsch nach Englisch

Nicht viel anders liegen die Dinge bei der Anglizismen-Diskussion. Ich stelle die Debatte nicht als solche in Frage, sondern kritisiere nur ihren oft unreflektierten Verlauf auf Seiten der laienlinguistischen Sprachkritik. Gewiss geht es um sprachliche Sensibilität gegenüber gesellschaftlichen Entwicklungen der Gegenwart. Aber dem Englischen fällt, entgegen aller Unkenrufe, beim Erlernen von Deutsch als Fremdsprache eine wichtige Brückenfunktion zu. Die Tertiärsprachendidaktik, „bei der der Unterricht der Folgefremdsprachen ganz bewusst die Sprachkenntnisse und -erfahrungen der Muttersprache und der ersten Fremdsprache aufgreift und erweitert“ (Neuner 2003: 5), hat dies erkannt und praktisch umgesetzt. Sie legt es nahe, Englisch als Phänomen des Sprachkontakts und der Sprachwahl für die Erlernung einer zweiten Fremdsprache fruchtbar zu machen. Nicht von ungefähr hat das Goethe-Institut mit der Kampagne *Deutsch nach Englisch* weltweit für Goethes Idiom geworben, damit auch im Globalisierungsfieber die deutsche Sprache, die immer mehr unter Rechtfertigungsdruck steht, nicht eines Tages von der Lingua franca Englisch völlig in den Hintergrund gedrängt wird, sondern als Fremd- und Wissenschaftssprache wieder den ihr gebührenden Stellenwert bekommt. Ich plädiere hier nicht für ein „anything goes“, denn es ist bekanntlich immer noch die Sprechergemeinde, die letztlich durch Gebrauch oder Nicht-Gebrauch darüber entscheidet, ob und welche Wörter aus fremdem Wortgut übernommen werden. Dass es hin und wieder zu Ausschweifungen kommt, lässt sich nicht leugnen. Aber deswegen gleich von sprachlicher Unterwürfigkeit zu sprechen oder gar von sprachlicher Anbiederung des Deutschen ans Angloamerikanische, scheint mir übertrieben. Sicherlich wirkt es befremdlich, wenn man einen Satz liest wie *Über Twisted-Pair-Gigabit-Ethernet-Schnittstellen bedient der TigerSwitch 1000 SMC8728L2 24 Hosts*. Es stellt sich die Frage, ob den Deutschen die Fähigkeit abhandengekommen ist, fremde Ausdrücke zu assimilieren. Auch wenn Fachmagazine gewissen Ansprüchen professionellen Schreibens genügen müssen: Dass es auch anders geht, zeigt folgendes Beispiel aus derselben Nummer der Zeitschrift: *Die Dateisuche ist schnell, unkompliziert zu bedienen und findet nicht nur Dateien, sondern auch E-Mails, Favoriten und Adressen.*⁶ Fachsprache lässt sich nicht nur

⁶ c't Nr. 2, 8.1.2007: 44 und 176.

verständlich und angemessen, sondern auch in knapper und ansprechender Form darbieten. So wie fachsprachliche Magazine ihren Begriffsjargon nicht zur anglogermanischen Mischsprache degenerieren lassen sollten, muss nicht jede Sitzung zum *Meeting*, jedes Ereignis zum *Event* stilisiert werden. Auch Bahnhöfe brauchen nicht unbedingt einen *Clean-Spatz* (*Ihr Clean-Spatz hält den Bahnhof sauber*; Abfallentsorgungsunternehmen in Hamburg) – eine Putzkolonne tut's wahrscheinlich auch –, Bierstübchen und Imbissbuden könnten getrost auf den internationalen Touch von McDonald's Apostroph-s verzichten. Der Rückgriff auf das Englische ist zulässig, wenn ein deutsches Äquivalent von vergleichbarer Prägnanz fehlt, die unmittelbare Übernahme einen Verlust an Ausdruckskraft verhindert, Sprachvielfalt für semantische Differenzierung sorgt und es den Sinn des Sachverhaltes ohne umständliche Paraphrasierung trifft. Fließen englische Bezeichnungen tatsächlich widerspruchlos und unreflektiert in den deutschen Wortschatz ein? Wenn ja, dann ist auch öffentlichkeitswirksame Sprachkritik willkommen, Information, Aufklärung und kritische Diskussion erforderlich. Doch eventuelle Pauschalurteile werden der Sache nicht gerecht. Denn der Sprachgebrauch „kann und sollte – wo immer möglich – kultiviert werden“, allerdings „nicht durch engstirniges Beharren auf einigen wenigen (sprachhistorisch oft fragwürdigen) formalen Regeln“ (Schlosser 1993).⁷

5 Kritik in eigener Sache

Zur Sprachpflege und -kultivierung von Deutsch (auch als Fremdsprache) können, ja müssen wir Auslandsgermanisten natürlich auch selbst beitragen und Kritik, wo berechtigt, in eigener Sache üben. Das gebietet schon allein die interkulturelle Höflichkeit, die wir nicht nur von Schülern und Studierenden, sondern vor allem von uns selbst verlangen sollten. Es kann z. B. nicht angehen, das im Zuge der neuen Hochschulreform und der neuen curricularen Ausrichtung der Studiengänge für germanistische Linguistik von italienischen Kollegen erarbeitete didaktische Material – so lobenswert das Unternehmen auch sein mag – auf den Markt und in die Klassenzimmer kommt, das vor Fehlern nur so wimmelt. So stößt man z. B. in dem Band „Gedichte oder Geschichte?“ schon im Untertitel „Gedichte als Spiegelbild der deut-

⁷ Schon aus diesen Gründen sollte es nicht nur ein Desiderat der Auslandsgermanistik sein, Sprachkritikforschung als eigenständigen linguistischen Forschungszweig an den Hochschulen zu etablieren, um einen Raum zu schaffen, „in dem Sprache weder normativ gelehrt noch bloß deskriptiv betrachtet wird, sondern kreativ und reflexiv beurteilt werden kann“ (Schiewe 1998: 285).

schen Geschichte des 20. Jh.“ (Mattioli/Pacciani 2003) wider Erwarten auf schriftsprachliche Besonderheiten. Es ist weniger das Fehlen des Flexivs -s bei der Kasusmarkierung, die bei Nomina ohnehin am Verschwinden ist (vgl. Thurmair 2002: 5). Vielmehr stört die völlig unerwartete – wenn auch normativ mögliche – Abkürzung des Kompositums *Jahrhundert*. Sprachökonomie mag bei einer SMS funktional sein. Bei dem Untertitel eines Lehrbuches ist sie schlicht und einfach fehl am Platze. Weiterhin mag man falsche Numerusdifferenzierung wie in „[...] stell Hypothese über die Botschaft auf, die sie mitteilen“ (ebd.: 4) noch als Flüchtigkeitsfehler durchgehen lassen. Wenn dann aber im weiteren Verlauf des Lehrbuchs nicht zwischen reflexiven und transitiven Verben unterschieden wird („Sag: wo die Szene abspielen wird“; ebd.: 9), Kasusmarkierung bei Wechselprepositionen Schwierigkeiten bereitet („schreib die Sätze, wo *wieder* und *dann* vorhanden sind, in den Kästchen“; ebd.: 15), falsche Präpositionen benutzt werden („In welchem historischen und sozialen Hintergrund verbrachte der Autor seine Kindheit?“; ebd.: 18), die Genusbestimmung ein Problem darstellt („In welchem Sinne war das Jahr 1933 entscheidend für den Laufbahn des Autors“; ebd.: 18), ist schon nach wenigen Seiten die Grenze des Zumutbaren erreicht. Den Studierenden der deutschen Sprache, die ohnehin an italienischen Schulen und Hochschulen in Konkurrenz mit Französisch und Spanisch ums sprachliche Überleben kämpft, tut man mit diesem Lehrbuch wahrlich keinen Gefallen. Sprachpflege und erst recht Sprachkritik erfordern ein hohes Maß an Sprachsensibilität. In sachlicher Auseinandersetzung und Zusammenarbeit mit den italienischen Lehrwerkautoren könnte ein Meinungsstreit auch über Detailfragen zu mehr Sprachbewusstsein und damit sprachpflegerischem Umgang mit der deutschen Sprache beitragen.

6 Was ist gutes Deutsch?

Gutes, kultiviertes Deutsch ist ein Gegenstand, dessen Komplexität sachlich ausgewogene Sprachkritik wünschenswert, weil ertragreich macht. Es geht dabei weniger um abschließende Antworten als um ein Verständnis für Bedingtheit, Dimension und Komplexität von Sprachwandel. Das bedeutet aber auch, dass die Parameter für sprachliche Güte gegenüber den Konzepten, mit denen Laienlinguisten heute argumentieren, neu hinterfragt werden müssen. „Ihre stilistisch hochsensibilisierte Intuition [über sie] in Ehren“, schreibt Sanders (1996: 5), „kann eine ‚fundierte‘ Stillehre gleichwohl ohne sicheren Einblick in die sprachsystematischen und sprachgeschichtlichen Zusammenhänge nicht auskommen. Sprachwissenschaftlich fundiert bedeutet demnach

genauer: theoretisch, methodisch und sachlich auf der Fachgrundlage moderner linguistischer und sprachstilistischer Anschauungen“. Wolf Dieter Klein bringt es wie folgt auf den Punkt:

„Was ‚Klarheit der Sprache‘ ausmacht, läßt sich nicht an isolierten Wörtern festmachen, sondern am durchdachten Aufbau eines Textganzen. Es gibt keine ‚guten‘ Wörter, die per se unmittelbar, einheitlich und zwingend für sprachliche Transparenz sorgen könnten. Zu einer ‚klaren‘ Sprache gehören vielmehr metasprachliche Passagen, in denen das Verständnis zentraler Begriffe für den jeweiligen Kontext gesichert wird“ (1996: N 6).

Konrad Adam wiederum spricht von einem „Sprachzwang“ („Sprachzwang ist heilsam“) und meint damit eigentlich nur ein kritisches Sprachbewusstsein des Wissenschaftlers und die Notwendigkeit, „die Ergebnisse seiner Forschungstätigkeit in einer ansprechenden und verständlichen Form darzubieten“. Denn: „Der treffende Ausdruck, das richtige Bild, die geschickte Dramaturgie haften nun einmal tiefer im Gedächtnis als der dröge Stil“ (2000: III). Ein solcher Begriff von guter Sprache ist aber nicht auf Wissenschaftssprache beschränkt, sondern betrifft alle sprachlichen Domänen und Sprachregister. Nur wer kritisch reflektiert, textsortenorientiert und adressatengerecht differenziert, „einfühlsam und vorausschauend kalkuliert, wo im eigenen Sprachgebrauch kritische Punkte ausdrücklich zu klären sind“ (Klein 1996: N 6), bewältigt kommunikative Situationen in persönlichen, beruflichen und öffentlichen Zusammenhängen situationsangemessen, spricht und schreibt klar, deutlich und nicht zuletzt auch gutes Deutsch.

7 Literatur

- Adam, Konrad 2000: Die Sprachkrankheit mit Namen BSE. Warum es lohnt, als Wissenschaftler Deutsch zu reden. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Bilder und Zeiten, 19. Februar 2000, III.
- Baßler, Harald/Spiekermann, Helmut 2001: Regionale Varietäten des Deutschen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache (I). In: Deutsch als Fremdsprache 38/4, 205-213.
- Baßler, Harald/Spiekermann, Helmut 2002: Regionale Varietäten des Deutschen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache (II). In: Deutsch als Fremdsprache 39/1, 31-35.
- Berend, Nina 2005: Variation ja, aber welche? Zur Frage der Vermittlung von sprachlichen Vairanten im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: Werner Roggausch (Hrsg.): Germanistentreffen Deutschland – Großbritannien, Irland. Bonn, 277-296.
- Berend, Nina 2006: „Deutsch ist wahrscheinlich die vielgestaltigste Sprache Europas...“. Zum Projekt ‚Standardvariation‘ im IDS. In: Sprachreport 22/4, 13-15.

4 Ansichten: Was wäre gutes Deutsch?

- Breindl, Eva/Thurmair, Maria 2003: Wie viele Grammatiken verträgt der Lerner? Zum Stellenwert einer ‚Grammatik der gesprochenen Sprache‘ (nicht nur) für Deutsch als Fremdsprache. In: Deutsch als Fremdsprache 40/2, 87-93.
- Davies, Winifred/Langer, Nils 2006: ‚Gutes‘ Deutsch – ‚Schlechtes‘ Deutsch von 1600 bis 2005. In: Sprachreport 22/3, 2-8.
- Der Spiegel 1984: Deutsch: Äh!, Würg. Eine Industrienation verliert ihre Sprache, 9. Juli 1984. Darin: „Eine unsäglich scheußliche Sprache“. Die westdeutsche Industriegesellschaft verliert ihre Sprache, 126-136.
- Der Spiegel 2006: Rettet dem Deutsch, 2.10.2006.
- Durrell, Martin 2004: Variation im Deutschen aus der Sicht von Deutsch als Fremdsprache. In: Der Deutschunterricht, 56/1, 69-77.
- Durrell, Martin/Langer, Nils 2005: Gutes Deutsch und schlechtes Deutsch an britischen und irischen Hochschulen. Zur Akzeptanz von Variation im DaF-Unterricht. In: Werner Roggausch (Hrsg.): Germanistentreffen Deutschland – Großbritannien, Irland. Bonn, 297-314.
- Eichinger, Ludwig/Kallmeyer, Werner (Hrsg.) 2005: Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin.
- Jandl, Ernst 1995: Epoche der zahlreichen Veränderungen. Ein Gespräch mit Ernst Jandl über Lyrik, Sprache und Technik in Kommunikation und Medien: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 29. August 1995, B 25.
- Klein, Wolf Peter 1996: Definitionsfreude. Linguistik als Sprachkritik. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. Oktober 1996, N 6.
- Lammert, Norbert 2006: Politik und Sprache. In: Der Sprachdienst 50/6, 169-177.
- Mattioli, Elisabetta/Pacciani, Antonella 2003: Gedichte oder Geschichte? Gedichte als Spiegelbild der deutschen Geschichte des 20. Jh. Torino.
- Moraldo, Sandro M. 2003: Zur Entwicklung der deutschen Sprache und der Germanistik in Italien. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 35/1, 13-18.
- Moraldo, Sandro M./Soffritti, Marcello (Hrsg.) 2004: Deutsch aktuell. Einführung in die Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Rom.
- Neuner, Gerhard 2003: Mehrsprachigkeitskonzept (und Tertiärsprachendidaktik) auch in Italien? Beispiel: Englisch als erste und Deutsch als zweite Fremdsprache. In: per voi. Eine Zeitschrift für Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer in Italien, Januar bis Juni 2003, 4-11.
- Sanders, Willy 1996: Gutes Deutsch – besseres Deutsch. Praktische Stillehre der deutschen Gegenwartssprache. Darmstadt.
- Schiewe, Jürgen 1998: Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München.
- Schlosser, Wolf Dieter 1993: Ist die deutsche Sprache noch zu retten? In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 1993. Göttingen, 29-43.
- Schneider, Jan Georg 2005: Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. In: aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, H. 2, 2005, 154-177.
- Schreiber, Mathias 2006: Deutsch for sale. In: Der Spiegel Nr. 40 v. 2.10.2006, 182-198.
- Sick, Bastian 2004: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache, Köln-Hamburg.
- Takahashi, Hideaki 2000: Verschiedene Varietäten des Deutschen und deren Beziehung zum Unterricht Deutsch als Fremdsprache (DaF). In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 32, 19-33.
- Thurmair, Maria 2002: Standardnorm und Abweichungen. Entwicklungstendenzen unter dem Einfluss der gesprochenen Sprache. In: Deutsch als Fremdsprache 39, H. 1, 3-8.

5 Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. habil. **Angelika Bergien**, Professorin für Anglistische Linguistik am Institut für fremdsprachliche Philologien der Otto-von-Guericke Universität Magdeburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Diskurslinguistik, Pragmatik, Semiotik, Sozioonomastik, Sprachwandel. – Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für fremdsprachliche Philologien, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg. Mail: angelika.bergien@gse-w.uni-magdeburg.de

Prof. Dr. Dr. h. c. **Peter Braun**, em. Professor für Sprachwissenschaft und Sprachpädagogik an der Universität Duisburg-Essen, Fachbereich Geisteswissenschaften. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Deutsche Gegenwartssprache: Bestand und Veränderungen, Sprachvarietäten, deutsche und internationale Wortschätze, Spracherwerb/Sprachunterricht. – Anschrift: 46286 Dorsten-Rhade, Diemelweg 7.

Prof. Dr. **Wolfgang Braungart**, Professor für Neuere deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Literatur von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Literatur und Religion, Literaturanthropologie, Literatur und Bildende Kunst, Populäre Literatur, Literarische Utopie. – Anschrift: Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Postfach 10031, 33501 Bielefeld. Mail: ellen.beyn@uni-bielefeld.de

Prof. Dr. Dr. h. c. **Armin Burkhardt**, Professor für Germanistische Linguistik am Institut für Germanistik der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg und Beisitzer im Hauptvorstand der Gesellschaft für deutsche Sprache. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Politische Sprache, Semantik, Lexikographie, Sprachphilosophie, Semiotik, Sprachgeschichte, Gesprächsanalyse und die Sprache des Sports. – Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Germanistik, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg. Mail: armin.burkhardt@gse-w.uni-magdeburg.de

Prof. Dr. **Dieter Cherubim**, ehem. Professor am Seminar für Deutsche Philologie der Universität Göttingen. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Sprachgeschichte/Sprachwandel, Pragmatik/historische Text- und Gesprächsforschung, Wissenschaftsgeschichte der Sprachwissenschaft/Entwicklung der Grammatikographie, Fehlerlinguistik und Sprachkritik, Sprache und Aggression. – Anschrift: Am Windmühlenberg 3, 38100 Braunschweig. Mail: dietercherubim@web.de

Dr. habil. **Hajo Diekmannshenke**, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Germanistik der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Politische Kommunikation, Medienkommunikation (bes. Neue Medien), Bild und Text. – Anschrift: Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz, Fachbereich 2: Philologie/Kulturwissenschaften, Institut für Germanistik, Universitätsstr. 1, 56070 Koblenz. Mail: diekmann@uni-koblenz.de

Prof. Dr. **Hans-Werner Eroms**, ehem. Lehrstuhl für Deutsche Sprache an der Universität Passau. Mitherausgeber der Zeitschrift „Sprachwissenschaft“. Seine Forschungsschwerpunkte sind: syn- und diachrone Syntax des Deutschen, Stilistik und Dialektologie. – Anschrift: Universität Passau, Gottfried-Schäffer-Str. 20, 94030 Passau. Mail: eroms@uni-passau.de

Prof. Dr. **Hans-R. Fluck**, Professor für Germanistik/Angewandte Linguistik am Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum, Honorarprofessor an der TU Darmstadt. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Deutsche Gegenwartssprache, Fachsprachen, Deutsch als Fremdsprache. – Anschrift: Ruhr-Universität Bochum, Germanistisches Institut, Universitätsstr. 150, 44780 Bochum. Mail: hans.r.fluck@rub.de

Dr. phil. **Ursula Föllner**, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Regionale Sprachgeschichte, insbesondere niederdeutsche Sprache und ihre Geschichte, Dialektologie und Namenkunde. – Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Germanistik, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg. Mail: ursula.foellner@gse-w.uni-magdeburg.de

Dr. phil. **Uta Haase**, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Didaktik und Methodik des Unterrichts Deutsch als Fremd-/Zweitsprache, Landeskunde und interkulturelles Lernen in DaF/DaZ, Sprachvarietäten, Angewandte Kontrastive Linguistik. – Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität, Institut für Germanistik, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg. Mail: uta.haase@gse-w.uni-magdeburg.de

Prof. Dr. **Margot Heinemann**, bis 2006 Professorin für Deutsch als Fremdsprache an der Hochschule Zittau/Görlitz. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Jugendsprache, Textlinguistik, Vorurteilsforschung und Deutsch als Fremdsprache. – Anschrift: 04249 Leipzig, Barbussestr. 22. Mail: m.heinemann@hs-zigr.de

Prof. Dr. **Ursula Hirschfeld**: Professorin für Phonetik am Seminar für Sprechwissenschaft und Phonetik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Phonetik und

Phonologie des Deutschen, kontrastive und angewandte Phonetik, Aussprachenormen und -varianten im Deutschen, Didaktik und Methodik der Ausspracheschulung. – Anschrift: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Sprechwissenschaft und Phonetik, Advokatenweg 37, 06114 Halle.

Mail: ursula.hirschfeld@sprechwiss.uni-halle.de

Prof. Dr. **Rudolf Hoberg**, ehem. Professor für Germanistische Sprachwissenschaft an der Technischen Universität Darmstadt und Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Wortsemantik, Grammatik, Orthographie, Fachsprachen, Sprachkritik, Sprachpolitik, Sprachdidaktik. – Anschrift: Technische Universität Darmstadt, Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft, Hochschulstr. 1, 64289 Darmstadt.

Mail: hoberg@linglit.tu-darmstadt.de

Prof. Dr. **Werner Holly**, Professor für germanistische Sprachwissenschaft an der Technischen Universität Chemnitz. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Pragmatik, Textlinguistik, Diskursanalyse, Gesprächsanalyse, Sprache in der Politik, Sprache und Medien, Audiovisualität. – Anschrift: Germanistische Sprachwissenschaft, Philosophische Fakultät, Technische Universität Chemnitz, 09107 Chemnitz.

Mail: Werner.Holly@phil.tu-chemnitz.de

Dr. phil. **Angrit Janakiev**, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Didaktik und Methodik des Faches Deutsch als Fremd-/Zweitsprache, Sprachlehr- und -lernforschung, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Lexikalische Semantik. – Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Germanistik, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg.

Mail: angrit.janakiev@gse-w.uni-magdeburg.de

Prof. Dr. **Nina Janich**, Professorin für Germanistische Sprachwissenschaft am Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft der Technischen Universität Darmstadt. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Werbesprache und Wirtschaftskommunikation, Fachkommunikation/Wissenstransfer, Sprachkultur/Sprachkompetenz. – Anschrift: Technische Universität Darmstadt, Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft, Hochschulstr. 1, 64289 Darmstadt. Mail: janich@linglit.tu-darmstadt.de

Prof. Dr. **Jörg Kilian**, Professor für Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik des Deutschen an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Linguistische Semantik und Bedeutungserwerb, Lexikologie, Lexikographie und ihre Didaktik, Sprachkritik, Sprachgeschichte und Sprachtheorie, Linguistische Dialogforschung, Sprache in der Politik, Mündlichkeit und Schriftlichkeit

in den Neuen Medien und deren Einsatz beim sprachlichen Lernen (DaM, DaF, DaZ). – Anschrift: Pädagogische Hochschule Heidelberg, Im Neuenheimer Feld 561, 69120 Heidelberg.

Mail: kilian@ph-heidelberg.de

Prof. Dr. **Josef Klein**, ehem. Professor für Germanistische Linguistik am Institut für Germanistik der Universität Koblenz-Landau, deren Präsident er von 2000 bis 2005 war; Mitglied des Deutschen Bundestages 1972–1976, Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste; derzeit Lehraufträge für Politolinguistik an der FU Berlin und für Germanistik an der Universität Koblenz-Landau. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Sprache in der Politik, Argumentationsforschung und Rhetorik. – Anschrift: Obersteinstr. 79, 52223 Stolberg.

Mail: josefklein987@aol.com

Professor Dr. **Gottfried Kolde**, em. Professor für Germanistische Linguistik am Département de langue et littérature allemandes der Universität Genf. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Historische Wortbildungslehre, Sprachpflege und Sprachkritik, Deutsch-französische Sprachkontakte in der Schweiz, Nominaldetermination, Semantik und Lexikologie der Kommunikationsverben. – Anschrift: CH 1206 Genève, chemin-des-Crêts-de Champel 14.

Mail: Gottfried.Kolde@lettres.unige.ch

Prof. Dr. **Frank Liedtke**, apl. Professor für Germanistische Sprachwissenschaft am Germanistischen Seminar der Heinrich-Heine-Universität. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Linguistische Pragmatik, Grammatiktheorie, Theorien des Verstehens, Sprache der Politik. – Anschrift: Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf. Mail: frank.liedtke@uni-duesseldorf.de

Dr. phil. **Saskia Luther**, Referentin des Landesheimatbundes Sachsen-Anhalt e. V. und Mitglied der Arbeitsstelle Niederdeutsch im Institut für Germanistik der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Regionale Sprachgeschichte, insbesondere niederdeutsche Sprache und ihre Geschichte, Dialektologie und Namenkunde. – Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Germanistik, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg.

Mail: niederdeutsch@gse-w.uni-magdeburg.de

Prof. aggr. Dr. **Sandro M. Moraldo**, Professore aggregato und Ricercatore für Deutsche Sprache, Literatur und Kultur am Dipartimento di Studi Interdisciplinari su Traduzione, Lingue e Culture (SITLeC) der Universität Bologna in Forlì und Lehrbeauftragter an der Scuola di Specializzazione per l'Insegnamento Secondario (SSIS) der Katholischen Universität in Mailand. Seine Forschungsschwerpunkte sind Sprache

und Neue Medien, Kontaktvarietäten, Sprachpolitik, Graphostilistik. – Anschrift: Università degli Studi di Bologna, Dipartimento di Studi Interdisciplinari su Traduzione, Lingue e Culture (SITLeC), Corso Diaz 64, I-47100 Forlì. Mail: sandro.moraldo@unibo.it

PD Dr. **Baldur Neuber**, Hochschullehrer am Seminar für Sprechwissenschaft und Phonetik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Experimentalphonetik, Prosodieforschung, Korrektive und Präskriptive Phonetik, Rhetorische Kommunikation und Sprechkünstlerisches Gestalten. – Anschrift: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Sprechwissenschaft und Phonetik, Advokatenweg 37, 06114 Halle. Mail: Baldur.Neuber@sprechwiss.uni-halle.de

Dr. phil. **Kornelia Pollmann**, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Medienlinguistik, Politische Sprache, Diskursanalyse. – Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Germanistik, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg. Mail: kornelia.pollmann@gse-w.uni-magdeburg.de

Prof. Dr. **Barbara Sandig**, em. Professorin für Neuere Deutsche Sprachwissenschaft an der Universität des Saarlandes. Gastprofessuren an den Universitäten Tilburg (Holland), Paris VIII und Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Linguistische Stilistik, Gesprächsstile, Text-/Textsortenlinguistik, Bewerten, Perspektive, Phraseologie. – Anschrift: Universität des Saarlandes, FR 4.1 Germanistik, Postfach 151150, 66041 Saarbrücken. Mail: b.sandig@mx.uni-saarland.de

Prof. Dr. **Jürgen Schiewe**, Professor für Germanistische Sprachwissenschaft am Institut für Deutsche Philologie der Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Geschichte der Sprachkritik, Sprachkritik als anwendungsbezogene Sprachwissenschaft, Sprachgeschichte des 18. Jahrhunderts, Geschichte der Wissenschaftssprachen, Institutionensprache, Sprache in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, Sprachkontaktforschung. – Anschrift: Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald, Institut für Deutsche Philologie, Rubenowstr. 3, 17487 Greifswald. Mail: jschiewe@uni-greifswald.de

HD Dr. habil. **Kirsten Sobotta**, Hochschuldozentin für Germanistische Linguistik am Institut für Germanistik der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Text- und Pragmalinguistik, kulturwissenschaftliche Linguistik. – Anschrift: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Institut für Germanistik, Zschokkestr. 32, 39104 Magdeburg. Mail: kirsten.sobotta@gse-w.uni-magdeburg.de

Prof. Dr. **Eberhard Stock**, ehem. Professor für Sprechwissenschaft am Institut für Sprechwissenschaft und Phonetik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Phonetik und Phonologie des Deutschen, angewandte Phonetik, Orthoepie, Methodologie und Sprachtheorie, Psycholinguistik und Theorie der Kommunikation. – Anschrift: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Seminar für Sprechwissenschaft und Phonetik, Advokatenweg 37, 06114 Halle. Mail: Eberh1stock@aol.com

Prof. Dr. **Hiroyuki Takada**, Professor für Germanistische Linguistik am Seminar für Deutsche Sprach- und Kulturwissenschaften der Gakushuin Universität Tokio. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Neuere deutsche Sprachgeschichte, Historiographie der Linguistik, Historische Pragmatik, Historische Lexikographie, Sprache in den Neuen Medien. – Anschrift: Gakushuin Universität, Seminar für Deutsche Sprach- und Kulturwissenschaften, Mejiro 1-5-1, Toshima-ku, J-171-8588 Tokio. Mail: hiroyuki.takada@gakushuin.ac.jp

Stephanie Thieme, studierte Germanistik und Geschichte an der Martin-Luther-Universität in Halle/Wittenberg, danach Lektorin für klassische deutsche Literatur in einem Berliner Verlag; von 1992 bis 1997 Studium der Rechtswissenschaften an der Humboldt-Universität Berlin; heute Rechtsanwältin mit den Schwerpunkten Straf- und Familienrecht in einer Berliner Kanzlei und Leiterin des Redaktionsstabes der GfdS beim Deutschen Bundestag, betreut gegenwärtig das Pilotprojekt beim BMJ. – Anschrift: Redaktionsstab der Gesellschaft für deutsche Sprache beim Deutschen Bundestag, Platz der Republik 1, Marie-Elisabeth-Lüders-Haus (MELH), 11011 Berlin. Mail: redaktionsstab@gfds.de

StudDir. i.R. Dr. **Wilhelm Vesper**, langjähriger Fachleiter für Deutsch am Studienseminar Braunschweig für das Lehramt an Gymnasien und Lehrbeauftragter am Deutschen Seminar der TU Braunschweig. Seine Forschungsschwerpunkte sind: historische und gegenwärtige Sprachdidaktik, Schulgrammatik im 19. und 20. Jahrhundert und Geschichte des Deutschunterrichts. – Anschrift: Im Sieke 50, 38104 Braunschweig. Mail: wvesper@web.de

Dr. **Matthias Wermke**, Verlagsleiter, Leiter der Dudenredaktion. Der Schwerpunkt der Arbeit der Dudenredaktion liegt in der Erstellung gegenwartssprachlicher Gebrauchswörterbücher und Grammatiken, von Sprachratgebern aller Art und in der Erteilung aktiver Sprachberatung. – Anschrift: Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, Dudenstr. 6, 68167 Mannheim. Mail: matthias.wermke@duden.de

Dr. h. c. **Dieter E. Zimmer**, Schriftsteller, Übersetzer, Herausgeber,
von 1959 bis 1999 Redakteur der „Zeit“. Themenschwerpunkte: Litera-
turgeschichte, Psychologie, Biologie, Sprachwissenschaft. – Anschrift:
Claudiusstr. 6, 10557 Berlin. Homepage: www.dezimmer.net.
Mail: mail@d-e-zimmer.de



